

“Ich bin beeindruckt davon, wie scharfsinnig Sie als weißer Außenstehender die Unterdrückung in der sogenannten „postrassistischen“ Ära der 1970er Jahre erkennen und darstellen konnten – einer Zeit, in der alle Weißen das Gefühl hatten, die Schwarzen hätten ihren rechtmäßigen Platz in der Gesellschaft eingenommen.
Ich selbst hätte nicht gelernt, Weiße objektiv als Menschen zu betrachten, hätte ich nicht so viele Jahre unter einer ganz anderen Art von Weißen in Frankreich gelebt. Es ist eine der besten Interpretationen der Schwarz-Weiß-Psychologie – insbesondere der Südstaatler –, die ich je gesehen habe.“
JAMES BALDWIN

„American Pictures ist vergleichbar mit den Märchen von Hans Christian Andersen. In dem Sinne, dass eine großartige Geschichte Zeit und Ort überwindet. Schließlich sind Jacob Holdts Bilder eine Interpretation der Realität. So sah Andersen seine Märchen. Holdt hat eine echte Realität fotografiert, aber der Blickwinkel und die Geschichte haben ‚American Pictures‘ zu einem Klassiker gemacht.
Kathrine Lilleør, Pastorin,
Hans-Christian-Andersen-Forscherin

„Ich glaube nicht, dass ich jemals Fotos gesehen habe, die unerschrockener sind als seine. ‚American Pictures‘ ist kraftvoll und einzigartig. Die Menschen zittern angesichts von ‚American Pictures‘. Ich habe Jacob Holdts Diashow in den 1980er Jahren an einer Universität in Washington, D.C., gesehen, und sie hat einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen. Als ich darüber sprach, eine Ausstellung mit dem Louisiana-Museum in Dänemark zu machen, brachten sie mir sein Buch ‚American Pictures‘ in mein Studio in LA und fragten, ob ich es zufällig kenne. Und ich musste einfach lachen, denn ich besitze mehrere Exemplare davon – ich kaufe jedes Mal, wenn ich es in einer Buchhandlung sehe, zusätzliche Exemplare für Freunde. Was mich beim ersten Anblick des Buches am meisten beeindruckte, war, dass ich noch nie Bilder gesehen hatte, die meiner Meinung nach den Süden, den ich kannte, so treffend wiedergaben. „American Pictures“ bricht den Bann, unter dem die Menschen leben.
ARTHUR JAFA

„Seit der Veröffentlichung von Jacob Riis’ sozialkritischem Buch ‚How the other half lives‘ gab es keine so eindrucksvolle Dokumentation des amerikanischen Lebens mehr wie ‚American Pictures‘.
Seine Präsentation bei den Filmfestspielen von Cannes sorgte für Aufsehen.
Das San Francisco Film Festival

Möglicher Klappentext für den Einband:

Jacob Holdt wuchs nur fünfzehn Meilen von der dänischen Heimatstadt des legendären Sozialreformers Jacob Riis entfernt auf. Wie Riis – dessen Ankunft in Amerika der von Holdt um fast genau ein Jahrhundert vorausging – verbrachte er seine ersten sechs Jahre in den Vereinigten Staaten als Landstreicher, reiste per Anhalter quer durch das Land und lebte inmitten der ärmsten Gemeinschaften der amerikanischen Gesellschaft.

Die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Männern gehen über die Umstände ihrer Reisen hinaus. Wie Riis nutzt Holdt Fotografie und eine klare, direkte Sprache, um wohlhabende Leser mit dem Leben der „anderen Hälfte“ zu konfrontieren, und betont, dass deren Leid kein fernes Problem ist, sondern in der Verantwortung jedes Einzelnen liegt.

Doch *The Ghetto in Our Hearts* geht noch weiter. Es ist nicht nur ein Porträt der amerikanischen Ghettos – es ist auch eine Untersuchung des Rassismus im Betrachter selbst. Während Holdt nach und nach seinen Status als Außenseiter verliert und in die amerikanische Gesellschaft aufgenommen wird, beginnt er, den Rassismus zu erkennen, der auch in ihm selbst wächst.
Obwohl er als mittelloser Vagabund lebte, versteht er, dass sein weißes Privileg ihm eher Verantwortung als Unschuld auferlegt.

Für Holdt sind die Fotografien in diesem Buch daher nicht bloß Bilder einer von der Geschichte erdrückten schwarzen Unterschicht. Sie sind Symptome von etwas Tieferem: einer sozialen Krankheit der Weißen, die so beunruhigend ist, dass die meisten Menschen es vorziehen, sich auf das sichtbare Leid zu konzentrieren, anstatt auf die Ursache.

Indem es diese Krankheit aufdeckt, vermittelt „The Ghetto in Our Hearts“ eine dringende Botschaft – nicht nur über Amerika, sondern über den Rassismus, der still in uns allen schlummert.

Jacob Holdt

Das Ghetto in unseren Herzen

Bilder aus Amerika
- ein erneuter Besuch:

Eine 50-jährige persönliche
Reise durch die Geschichte
von Schwarz und Weiß



Das Ghetto in unseren Herzen

Die Fotoauswahl und das Layout von Jacob Holdt basieren teilweise auf dem ursprünglichen Design von Per Kofod und Kitte Fennestad für sein Reisebuch „American Pictures“ aus dem Jahr 1984.

In diesem neuen, aktualisierten Design versucht Jacob Holdt, ein pädagogisch-politisch-aktivistisches Buch mit einem umfangreicheren Kunstfotoband zu verbinden, wobei den Fotos, die seitdem in zahlreichen Museen ausgestellt wurden, mehr Raum gegeben wird. Carl-H.K. Zakrisson von Polytype hat das Design ausgewählt und es in den Schriftarten Kaius Pro und Acumin Variable Concept gesetzt. Die englische Übersetzung stammt von Jacob Holdt, wobei Vincent Czyz als amerikanischer Lektor des Textes fungierte.

Der dänische Text wurde vom Verleger Søren Møller Christensen mit Unterstützung von Lone Fatum redigiert.

Derzeit ist noch unklar, wer neben Søren Møller Christensen als Herausgeber fungieren wird.

Bis dahin © American Pictures Foundation und Jacob Holdt
ISBN 87-??????????
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Buch ist selten das Werk einer einzigen Person, und ein Foto- und Reisebuch ist ganz sicher das Ergebnis einer intensiven Zusammenarbeit. Ich habe mich entschieden, in diesem Buch bis auf wenige Ausnahmen keine der tatsächlichen Namen zu nennen oder zu ändern. Das macht mich traurig, da alle bis auf wenige ausbeuterische Straßenfotos nicht nur das Ergebnis der Gastfreundschaft der Menschen sind, sondern meist auch ihrer starken Zusammenarbeit, Interaktion und ihres Vertrauens in mich – sowie ihrer späteren Zustimmung. Unter den Menschen, die zur Entstehung des Buches beigetragen haben, möchte ich mich besonders bei denen bedanken, die mich während meiner ersten mittellosen Vagabundenjahre ermutigt und finanziell unterstützt haben: Alice Turak (10 $), John Ray (20 $), Susan Kennedy (30 $), Cary Ridders (50 $), Allan Tunick (15 Filmrollen). Ein ganz besonderer Dank gilt Eveleen Henry und Marly Sockol für die Aufbewahrung meiner Dias sowie Tommy Howard dafür, dass er mir seinen alten Buick mit mehreren Tankfüllungen geliehen hat, damit ich auf den Nebenstraßen in North Carolina unterwegs sein konnte, wo ich nicht per Anhalter fahren konnte.

Mein Dank gilt auch Dick Boggle, der mir sein Auto zur Verfügung stellte, sodass ich bei meiner ersten Rückkehr in die USA die Diashow den meisten Menschen in diesem Buch zeigen konnte. Für Kritik und Feedback über viele Jahre hinweg, durch die viele der Ideen in diesem Buch entstanden sind, bin ich Tony Harris zutiefst zu Dank verpflichtet, der 30 Jahre lang mein Partner bei Rassismus-Workshops in Hunderten von amerikanischen und europäischen Schulen war. Und den Tausenden von Studierenden in meinen Workshops, die mir ihr Herz öffneten und mir von einem viel tieferen Rassismus und dem Schmerz dahinter erzählten, als ich als naiver und oberflächlicher Vagabund ursprünglich sehen und fotografieren konnte. Und den Schwarzen, die – obwohl meine Diashow für sie selbst in ihrem meist weißen Universitätsumfeld oft zu schmerzhaft war – dennoch darauf bestanden, dass die Weißen „unseren Schmerz sehen und verstehen“, und mich aus diesem Grund immer wieder an ihre Hochschulen zurückholten.

Fortsetzung folgt....

Platz für den Text des Herausgebers
With love Jacob Holdt
The Ubuntu House
Copenhagen, Denmark
www.american-pictures.com

EINE LEKTION ÜBER UNTERDRÜCKUNG

50 Jahre Unterdrückung von Schwarzen und Weißen in Amerika, erlebt und fotografiert von einem weißen Reisenden, mit einigen Einsichten und Inspirationen für Befreiungskämpfer weltweit

TEIL EINS – SEITE 20:

„Wurzeln der Unterdrückung“ – Die grundlegenden und historischen Muster der Unterdrückung

ZWEITER TEIL – SEITE 222:

„Die Wurzeln des Hasses der Weißen verstehen“ – Untersuchung der Unterdrückung in der Kindheit von Mitgliedern von Hassgruppen und Serienmördern von Schwarzen

TEIL ZWEI – SEITE 264:

„Das Ghetto in unseren Herzen“ – Verstehen, wie wir, die wir Gutes tun wollen, letztendlich Schwarze in Amerika und Minderheiten in anderen Ländern

NACHWORT – SEITE 498:

Meine Gedanken zur Heilung

EIN MULTIMEDIA-BUCH:

Viele Seiten enthalten QR-Links zu Videos mit transkribierten Liedern und Interviews aus der Diashow „American Pictures“, auf der das Buch basiert. Außerdem zu aktualisierten Geschichten über die im Buch vorgestellten Personen. Hier finden Sie eine Übersicht sowie Online-Updates









Ausgangspunkt

Bevor wir uns auf den Weg machen, um die dunklen Kräfte, die uns spalten, zu verstehen und dagegen vorzugehen, sollten wir die aufgeklärten menschlichen Überzeugungen nicht vergessen, die uns verbinden.

„Der Rebell: Es gibt keinen Ort auf der Welt, an dem ein armes Geschöpf gelyncht oder gefoltert wurde, in dem ich nicht ermordet und gedemütigt werde...
... Aimé Césaire: „Les Armes Miraculeuses“

Man fordert uns auf, dieses oder jenes Land und dieses oder jenes Volk zu lieben oder zu hassen. Doch manche von uns spüren unsere gemeinsame Menschlichkeit zu stark, um eine solche Wahl zu treffen.
...Albert Camus

Wir müssen lernen, als Brüder zusammenzuleben, oder wir werden als Narren gemeinsam zugrunde gehen. Vergebung ist kein gelegentlicher Akt, sondern eine beständige Haltung.
...Martin Luther King

Hasse die Sünde, liebe den Sünder.
... Mahatma Gandhi

Jenseits der Fragen von Recht und Unrecht gibt es ein Feld.
Dort werde ich dich treffen.
....Rumi

In Afrika gibt es ein Konzept, das als „Ubuntu“ bekannt ist – das tiefe Gefühl, dass wir nur durch die Menschlichkeit anderer Menschen sind; dass, wenn wir in dieser Welt etwas erreichen wollen, dies zu gleichen Teilen der Arbeit und den Errungenschaften anderer zu verdanken sein wird.
.....Nelson Mandela

Haftungsausschluss

WICHTIG:
Die Bilder in diesem Buch zeigen weder Afroamerikaner und die schwarze Kultur noch Weiße und die weiße Kultur. Ein überproportionaler Anteil zeigt die schwarze Unterschicht und die weiße Oberschicht. Sie fungieren als allegorische visuelle Aussagen in einer Parabel über Unterdrückung.
Es handelt sich auch nicht um ein Buch über die historische Unterdrückung der Schwarzen. Vielmehr ist es Geschichte, wie sie in der Gegenwart gesehen wird – die gelebten Ausdrucksformen von Rassismus, die ich in fünfzig Jahren amerikanischen Lebens miterlebt habe.
Die Muster, die ich beobachtete, ähnelten stark denen, denen ich später in meiner Antirassismusarbeit mit indigenen Völkern in Lateinamerika, Palästinensern im Großraum Israel, Batwa-Pygmäen und anderen marginalisierten Gruppen in Afrika und Asien, Dalits in Nepal sowie Muslimen, Ahmadiyya, Kurden und Roma im Kosovo, in der Türkei, im Irak und in Dänemark begegnete.

Jede Form der Unterdrückung hat ihre Opfer. Doch Menschen, die unter ihr leiden, sehen sich selbst selten als Opfer. Sie betrachten sich als starke und widerstandsfähige Individuen – auch wenn Statistiken zeigen, dass sie als Gruppe von unsichtbaren Kräften eingeschränkt werden, die sich nicht fotografieren lassen.
In diesen „woke“-Zeiten reagieren manche Leser vielleicht ablehnend darauf, dass ein weißer Ausländer die Probleme der schwarzen Amerikaner beschreibt. Doch wie mir meine schwarzen Verbündeten immer wieder sagten, ist es gerade unsere Verantwortung als Weiße, andere Weiße mit dem Rassismus zu konfrontieren, den die meisten von uns nicht sehen – und den wir vielleicht erst verstehen, wenn uns das menschliche Leid direkt vor Augen geführt wird. Bildung ist ein Weg, dies zu tun. Deshalb sahen mich viele Schwarze an den Universitäten als nützliches Instrument: „Weiße Studierende hören auf dich“, sagten sie, „aber nicht immer auf uns – selbst wenn wir dasselbe sagen wie du.“

Meine Hauptmethode bestand darin, jahrelang mit denjenigen zusammenzuleben, die am stärksten unter Rassismus gelitten haben.
Doch dies birgt seine eigene Gefahr: Wie Rassisten lief ich manchmal Gefahr, nur die Niederlage zu sehen und all jene nicht zu erkennen, die trotz der Unterdrückung gediehen.
Später führten Jahre der Lehre (an der Universität) mit vielen dieser widerstandsfähigen „Löwenzahnkinder“ – Menschen, die auf dem kargsten Boden gedeihen – zu einer gegenteiligen Verzerrung. Ich lief Gefahr, die tieferen Kosten zu unterschätzen, die der Rassismus der Gruppe als Ganzes immer noch auferlegt.

Heute, da ich aus Klimagründen nicht mehr fliege, bin ich hier in Dänemark und wieder vom täglichen Kontakt mit diesen Realitäten entfernt. Meine Sichtweise wird stattdessen von Medienbildern geprägt – erfolgreiche schwarze Fernsehmoderatoren und Politiker für uns im Ausland, angstschürende Aufnahmen von Schwarzen in Handschellen in den lokalen Nachrichten für Amerikaner zu Hause. Beides sind Verzerrungen.

Die gleichen Muster betreffen nun auch Europas schutzbedürftige Minderheiten, da der Rassismus auch hier zunimmt.

Ich hoffe daher, dass dieses Buch, wie die alten „American Pictures“, im Unterricht eingesetzt wird.
Denn es geht nicht um Schwarze oder die schwarze Kultur. Es geht um Menschen, die sich unterdrückt, ausgegrenzt und ungeliebt fühlen – von uns allen, die das „Ghetto in unseren Herzen“ tragen.
Noch nie zuvor habe ich Menschen gesehen, die so gespalten und voneinander entfremdet sind – in Ghettos und Kasten, Echokammern und Filterblasen, wo menschlicher Kontakt – und Empathie – erodieren, sogar innerhalb von Familien. Die Demokratie selbst fühlt sich fragil an.

Manche befürchten, diese Spaltung könnte in einem Bürgerkrieg eskalieren, der gegen einen imaginären „Anderen“ entfesselt wird, wie das Tulsa-Massaker vor einem Jahrhundert – ein Symptom dessen, was mein skandinavischer Vorgänger Gunnar Myrdal als ein im Herzen verankertes Kastensystem beschrieb: „Das Problem der amerikanischen Schwarzen ist ein Problem im Herzen Amerikas.“

In „The Ghetto in Our Hearts“ geht es also um alles andere als nur um Schwarze – etwas, worauf mein alter Verbündeter James Baldwin immer wieder hingewiesen hat. Deshalb verwende ich auf diesen Seiten seine Zitate häufiger als die anderer Autoren.
Am Ende des Buches werden wir nach Wegen suchen, wie wir über unsere Ghettos und Blasen hinweg zueinander finden können. Ich versuche dies selbst durch mein Dialogzentrum, das Ubuntu House, von wo aus American Pictures seinen Anfang nahm.

Mit lieben Grüßen,
Jacob Holdt
The Ubuntu House, Kopenhagen

UBUNTU:

Ein traditioneller afrikanischer Gedanke: die Bekräftigung der eigenen Menschlichkeit durch die Anerkennung des „Anderen“ in seiner Einzigartigkeit und seinen Unterschieden.
„Wir sind, weil du bist.“
Können wir diesen alten „afrikanischen Traum“ mit dem Ideal des „amerikanischen Traums“ verbinden?

Link zum Ubuntuhaus in Kopenhagen

Foreword by Arthur Jafa

Das Wichtigste an Jacob Holdts Bildern ist, wie schonungslos sie sind.
Ich habe Jacob Holdts Diashow in den 1980er Jahren an einer Universität in Washington, DC, gesehen, und sie hat einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen. Ich besitze mehrere Exemplare seines Buches American Pictures – ich kaufe jedes Mal, wenn ich es in einer Buchhandlung sehe, zusätzliche Exemplare für Freunde. Was mich beim ersten Anblick des Buches am meisten beeindruckte, war, dass ich noch nie Bilder gesehen hatte, die meiner Meinung nach den Süden, den ich kannte, so treffend wiedergaben. Ich bin in Clarksdale, Mississippi, mitten im Delta aufgewachsen, das außerhalb der Appalachen liegt, in der ärmsten Region Amerikas. Aber ich hatte einfach noch nie Bilder vom Süden gesehen, bevor ich Jacob Holdts Fotos sah – abgesehen von den Fotoalben meiner Familie; das wäre so ziemlich das einzige Äquivalent dazu. Ich spreche von der ungeschönten Darstellung des Lebens schwarzer Menschen, davon, wie schwarze Menschen lebten – der Schmerz, die Wut, all das. Und in denselben Bildern gibt es auch Darstellungen schwarzer Liebe und Intimität. Es gibt ein berühmtes Bild, das Jacob Holdt von einem schwarzen Mann oben auf der Treppe mit einer schwarzen Frau aufgenommen hat, und sie sind nackt. Niemand hat zuvor jemals ein solches Bild von schwarzer Liebe aufgenommen.
Ich habe in einer Art Entstehungsgeschichte von „American Pictures“ gelesen, dass Jacob Holdt Briefe nach Hause schrieb über das Amerika, das er sah, und die Dänen konnten es nicht glauben, weil sie bestimmte Vorstellungen davon hatten, wie Amerika sein sollte – erst dann schickten ihm seine Eltern eine Kamera, und da fing er an, Fotos zu machen. Jacob Holdt fotografierte nicht, weil er versuchte, ein Künstler zu sein, und auch nicht, weil er eine Untersuchung für eine NGO oder eine andere Agenda durchführen wollte. Er versuchte einfach nur, das zu fotografieren, was vor ihm lag. Im Kern steckt ein reiner Impuls dahinter. Und er fotografierte nicht nur das, was vor ihm lag, sondern wandte sich auch von nichts ab, was er sah. Er sagte nicht: Hier darf ich meine Kamera benutzen, aber dort drüben nicht. Das Erste, was ich ihn fragen wollte, als ich ihn persönlich traf, war: Wie bekommst du diese Bilder? Nicht, warum sie so gut sind oder was du von ihnen hältst, sondern wie haben die Leute es zugelassen, dass du mit der Kamera in ihre Schlafzimmer und Badezimmer oder zu ihren KKK-Kundgebungen kommst? Und er antwortete einfach, dass er eine Philosophie habe: „Ich habe nie Nein gesagt.“ Und das war’s. Ich persönlich glaube nicht, dass ich dazu in der Lage wäre, denn das bedeutet, sich selbst in große Gefahr zu begeben. Aber das ist der einzige Weg, um bestimmte Arten von Bildern zu bekommen.
„American Pictures“ macht etwas, das sehr, sehr kraftvoll und in gewisser Weise einzigartig ist. Es ist „ “ – fast so, als würde seine bloße Existenz einen dazu bringen, alles in Frage zu stellen, was man bisher gesehen hat. Als würde es deutlich machen, dass es einige unausgesprochene Regeln und Vorschriften gibt. Mich fasziniert, wie es außerhalb dieser engen Grenzen dessen funktioniert, was Kunst sein soll, was ein Buch sein soll. Es ist ein Buch. Es ist Kunst. Es ist eine Diashow. Man kommt einfach mit verschiedenen Ausprägungen einer Sache in Berührung. All diese Dinge sind wahr als die Sichtweise eines weißen Mannes auf Schwarze Menschen. Und sie sind alle Teil des Ganzen. Aber ich glaube nicht, dass es irgendeine Rechtfertigung oder Bestätigung oder so etwas braucht.

Es gibt eine echte Verbindung zwischen Jacob Holdts Arbeit und Nan Goldins Arbeit. Die meisten Menschen würden zugeben, dass Nan Goldins Meisterwerk „The Ballad of Sexual Dependencies“ ist, eine Diashow. In der jüngsten Dokumentation über Nan Goldin spricht sie darüber, wie sich das Werk jedes Mal veränderte, wenn sie es präsentierte, da es sich um eine unendliche Reihe von Dias handelte; es gab immer etwas, das sie wiederholte, aber die Reihenfolge änderte sich stets. Es war ein loses Kunstwerk. Sie hat also eine Karriere als Fotografin, aber ihr statisches Projekt ist größer als nur das Fotografieren. Es sind zwar Standbilder, aber Bilder, die grundsätzlich in Beziehung zueinander verstanden werden müssen.
Obwohl es in meinen Augen nichts Vergleichbares zu „American Pictures“ gibt, wäre Robert Frank eine der ähnlichsten Parallelen zu Jacob Holdt, da seine besten Bilder unterwegs entstanden sind. Und Diane Arbus mit ihrer Fähigkeit, das Wahnsinnige, die Unterdrückten und den offensichtlichen Horror der amerikanischen Gesellschaft zu betrachten, und wie wir in der amerikanischen Gesellschaft alle Freaks sind – sie sind das Produkt dieses Amerikas. Ich betrachte ihre Arbeit heute immer im Zusammenhang mit Roger Ballen, vor allem in seinen Bildern von weißen Südafrikanern, in denen man sieht, dass es viel Inzucht und solche Dinge gibt. William Eggleston ist die offensichtliche Gegenfigur, weil es in gewisser Weise dasselbe Terrain ist, aber ein völlig anderer Ansatz. Ich mag William Egglestons Arbeit sehr, und sie ist offensichtlich großartige politische Fotografie. Aber ich hatte immer das Gefühl, dass es eine Mauer aus Ästhetik zwischen dem, was er fotografiert, und der Arbeit selbst gibt – das ist keine Kritik, das ist einfach ein Teil seiner Arbeit.

Für mich ist „American Pictures“ wie ein Jazz-Set – es ist total chaotisch. Es ist, als würde man ein Miles-Davis-Konzert besuchen, als Miles seine wahrhaftigsten Ausdrucksformen erreicht hatte. Es wäre nicht so, dass sie sagen: „Jetzt spielen wir ‚Green Dolphin Street‘ und dann dies und das.“ Wenn sie die Songs ankündigten, ging ein Song nahtlos in den nächsten über. Die Grenzen zwischen den Songs wurden aufgehoben, als würde sich das Ganze die ganze Zeit überwandeln. Genau das ist „American Pictures“. Es weigert sich, bestimmte Dinge zu isolieren. Das ist das Unglaubliche daran. Das ist das ästhetisch Herausfordernde daran.

Als ich ein junger Mann an der Universität war, kam ein afrikanischer Filmemacher, um diesen Film vorzustellen. Danach führten wir ein Gespräch mit ihm, und er fragte: „Weißt du, was ein Griot in Afrika ist?“ Ich sagte, ich wüsste, was ein Griot sei – ein Geschichtenerzähler. Daraufhin erzählte er mir die Entstehungsgeschichte der Griots … Zwei Brüder begaben sich auf eine epische Reise, ähnlich wie in der „Ilias“ oder der „Odyssee“. Sie verließen ihr Dorf, erlebten all diese Abenteuer und kehrten dann nach Jahren auf der Straße nach Hause zurück. Und als sie sich ihrem Dorf immer mehr näherten, waren sie erschöpft. Einer der Brüder sagte: „Hör mal, ich bin jetzt müde. Ich werde am Straßenrand ein Nickerchen machen, aber du geh einfach weiter, und wenn ich aufwache, hole ich dich ein.“ Sein Bruder sagte: „Okay, cool. Ich gehe weiter, und du holst mich in Kürze ein.“ Der Bruder legte sich an den Straßenrand und bereitete sich auf den Tod vor. Er wusste, dass er nicht genug Kraft hatte, und er wollte seinen Bruder nicht aufhalten. Er bereitete sich auf den Tod vor und schloss die Augen. In einem bestimmten Moment dachte sein Bruder: Er hat mich nicht eingeholt, ich gehe besser zurück und sehe nach ihm. Er sah seinen Bruder am Straßenrand liegen, die Augen geschlossen. Er begriff sofort, was geschehen war, nahm sein Messer, krempelte seine Hose hoch und schnitt sich sein eigenes Wadenfleisch vom Bein. Er machte ein Feuer, kochte sein eigenes Wadenfleisch, weckte seinen Bruder und sagte: ‚Schau, ich habe etwas zu essen gefunden, damit du wieder zu Kräften kommst und wir es nach Hause schaffen.‘ Sein Bruder aß das Essen, gewann seine Kräfte zurück, und sie setzten ihren Weg fort. Als sie nach Hause kamen, jubelten die Leute, doch der Jubel verwandelte sich fast augenblicklich in Schreie, denn die Leute schauten auf das Bein des Bruders hinunter und sahen, dass sein Bein blutete. Der Bruder, der das Fleisch seines Bruders gegessen hatte, wusste sofort, was geschehen war: Er hatte das Fleisch seines Bruders verzehrt. Er wandte sich an seinen Bruder und sagte: „Von nun an werde ich Lobgesänge auf deine Söhne und Töchter singen, und meine Söhne und Töchter werden Lobgesänge auf deine Söhne und Töchter singen.“



Arthur Jafa wandte sich einmal mit seinem Traum von einem Bild an mich, auf dem er Hand in Hand mit den beiden Fotografen zu sehen war, die ihn als Künstler am meisten inspiriert hatten: William Eggleston und Jacob Holdt.

Der Filmemacher, der mir diese Geschichte erzählte, erklärte, dass die Griots in seiner Heimat sehr mächtig sind, weil sie das kulturelle Wissen bewahren, und wenn sie sterben, werden sie nicht wie alle anderen begraben. Man legt die Leichen der Griots in hohle Bäume und lässt sie von Maden fressen. Das liegt daran, dass Griots, so mächtig sie auch sind, sich vom Fleisch der Menschen ernähren. Er sagte, wenn es deine Berufung ist, diese Dinge zu dokumentieren, Bilder davon zu machen, Darstellungen dieser Dinge, der Liebe der Menschen, ihres Herzschmerzes, wenn du hier bist, um die Kämpfe der Menschen zu dokumentieren – emotionale, psychologische, politische, physische, spirituelle –, dann musst du verstehen, dass du ein Vampir bist. Und das musst du akzeptieren. Du machst Fotos von ihrem Leben. Du ernährst dich von ihrem Fleisch. Das ist also alles, was ich zu Jacob sagen würde – er ist ein unglaublicher Vampir. Ich habe aus „American Pictures“ gelernt, dass man seinen Griot, seinen Vampir, seinen Zombie-Impuls nicht in Frage stellen sollte. Man sollte ihn in dem Sinne hinterfragen, dass man ihn untersuchen und in seiner ganzen Komplexität verstehen sollte, aber man sollte nicht unbedingt das Gefühl haben, dass es sich um einen grundlegend problematischen Impuls handelt.



Alex Haley behauptete, sein Bestseller „Roots“ basiere auf der Geschichte eines afrikanischen Griots. Hier ist er bei einer privaten Vorführung von „Amerikanske Billeder“ in meinem Theater in Kopenhagen im Jahr 1977 zu sehen.

Das Wichtigste an Jacob Holdts Bildern ist, wie unerschrocken sie sind. Ich glaube nicht, dass ich jemals Fotos gesehen habe, die unerschrockener sind als seine. Sie sind nicht wie Fotos, bei denen man einfach in ein brennendes Haus rennt, Fotos macht und sagt: „Hey, hier ist noch nie jemand gewesen, weil ich in dem brennenden Haus bin.“ Trotz der Art von Unerschrockenheit und Schockwirkung der Fotos sind sie doch recht nuanciert. Und ich glaube, etwas, das oft übersehen wird, ist diese seltene Kombination aus Unerschrockenheit und Nuance. Aber die Unerschrockenheit ist das, was mir an ihnen am besten gefällt, trotz ihrer „ “-Fähigkeit, direkt ins Herz der Finsternis vorzudringen. Ich glaube nicht, dass sie jemals in dieses Herz der Finsternis vordringen, ohne den Kontext, den sie vorfinden, wunderschön wiederzugeben.
Ich glaube, das gilt auch für Kunst im Allgemeinen. Es kann Dinge an Fotos geben, von denen man den Blick nicht abwenden kann, die man aber gleichzeitig als bedrückend, problematisch oder verunsichernd empfindet. Aber man kann den Blick trotzdem nicht abwenden. Für mich ist das nichts, wovor man weglaufen sollte. Für mich ist das der Kern meiner persönlichen Botschaft zu dem, was „American Pictures“ ausmacht. Ich finde das großartig.

„American Pictures“ hat die Menschen erschüttert, als sie es sahen, lange bevor es zu einem Kunstbuch wurde. Die Sache ist die: Amerika wird niemals auch nur annähernd sein Potenzial ausschöpfen. Nicht einmal sein Gleichgewicht. Vergessen Sie das Potenzial. Es wird niemals wirklich eine Gesellschaft im Gleichgewicht sein, solange es keine grundlegende Wahrheit und Versöhnung gibt. Wir hatten in Amerika noch nie eine Wahrheit in der Versöhnung. Wir sind davor geflohen. Es ist ein grundlegender Aspekt der amerikanischen Gesellschaft, vor diesen grundlegenden Wahrheiten zu fliehen. Jacobs Bilder entzaubern die Menschen also. Sie brechen diese Zauber, mit denen sich die Menschen wohlfühlen, weil sie ihnen vertraut sind. Sein Buch ist ein Buch, das diese Sache im Grunde zerschlägt und einen aufrüttelt. Er arbeitet mit Hypnose und konfrontiert einen mit dieser Sache, die einen im Grunde augenblicklich aus dem Bann reißt und aufrüttelt.
Eines der wichtigen Dinge, die „American Pictures“ auf einer grundlegenden Ebene bewirkt, ist, dass es unmöglich macht, die Illusion, die illusorischen Strukturen aufrechtzuerhalten. Die Menschen zittern angesichts von „American Pictures“. Die Menschen sind darauf erzogen, zu sagen: „Was hat das mit mir zu tun? Das ist etwas, das vor zweihundert Jahren passiert ist. Ich war nicht dabei. Ich habe es nicht persönlich getan.“ Aber im Großen und Ganzen fällt es den Amerikanern – und wenn ich Amerikaner sage, meine ich weiße Amerikaner – heute wirklich schwer, diese Art von historischer Last zu begreifen. Es fällt ihnen schwer, sich mit all ihren Privilegien auseinanderzusetzen. Alles, was sie erreicht haben, all die Dinge, die sie für selbst halten, beruhen darauf, dass sie einen Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern begangen und über hundert Jahre lang Afroamerikaner gnadenlos ausgebeutet haben. Sie verstehen nicht, wie grundlegend ihre Vorteile in der Gesellschaft auf diesen beiden grundlegenden Bereichen beruhen. Und ja, es ist irgendwie bedauerlich, dass jemand in eine Situation hineingeboren wird, in der er in die Rolle der Bösewichte wie Darth Vader oder so etwas hineingeboren wird, auch wenn er auf individueller Ebene kein schlechter Mensch ist. Es ist strukturell bedingt. Sie zittern angesichts von „American Pictures“.
Obwohl diese Wahnvorstellungen, die wir als amerikanische Bürger haben, in Gegenwart von „American Pictures“ viel schwerer aufrechtzuerhalten sind, habe ich es nie als politisches Traktat gesehen. Ich habe Bücher, die ich als politische Bücher bezeichnen würde. Das sind Bücher, in denen eine Person eine ganz bestimmte politische Agenda hatte. Ich glaube nicht, dass „American Pictures“ eng ideologisch ist. Es ist kein marxistisches Manifest. Es bewegt sich außerhalb enger ideologischer Vorstellungen. Es wäre eine Sache, wenn in dem Buch nur Jacob Holdt sich auf eine bestimmte Art und Weise unter Schwarzen bewegen würde, aber wenn er sich unter Klanmitgliedern, unter Schwulen, unter allen möglichen Gruppen bewegt, wird einem klar, dass es frei von jeder Art engstirniger Ideologie ist. Es ist irgendwie rein.

Gleichzeitig liebe ich diesen Satz von Cornel West: „Es gibt Dinge, die man als Schwarzer in Amerika einfach wissen muss.“ Aber ich glaube auch, dass es bestimmte Dinge gibt, die man als Weißer in Amerika absolut nicht wissen darf, denn wenn man diese Dinge weiß, kann man sein Privileg nicht genießen. Man kann sein Privileg und seinen Zugang nicht unbeeindruckt nutzen. „American Pictures“ zielt direkt auf diese beiden Dinge ab: auf die Dinge, die schwarze Amerikaner nicht ignorieren können, weil sie ihre Realität sind, und auf die Dinge, die weiße Amerikaner ignorieren müssen, um den Status quo aufrechtzuerhalten.
Wir diskutieren hier nicht darüber, ob „American Pictures“ die beste Version dessen ist, was es tut, weil es nichts Vergleichbares gibt. Es ist erstaunlich, dass Jacob Holdt das damals schaffen konnte, als es nur sehr wenige Dinge gab, mit denen man es vergleichen konnte. Aber hier sind wir nun, fünfzig Jahre später, und es ist immer noch so, dass man „ “ kaum mit irgendetwas vergleichen kann. Das bedeutet, dass es etwas ist, das sich grundlegend gegen einige sehr komplexe und dichte Strukturen dessen wendet, was erlaubt ist und was nicht. Selbst wenn man sich nicht sonderlich für das Thema interessiert, könnte man daran interessiert sein, dass es nichts Vergleichbares gibt. Es nimmt einen ganz besonderen, einzigartigen Platz ein.

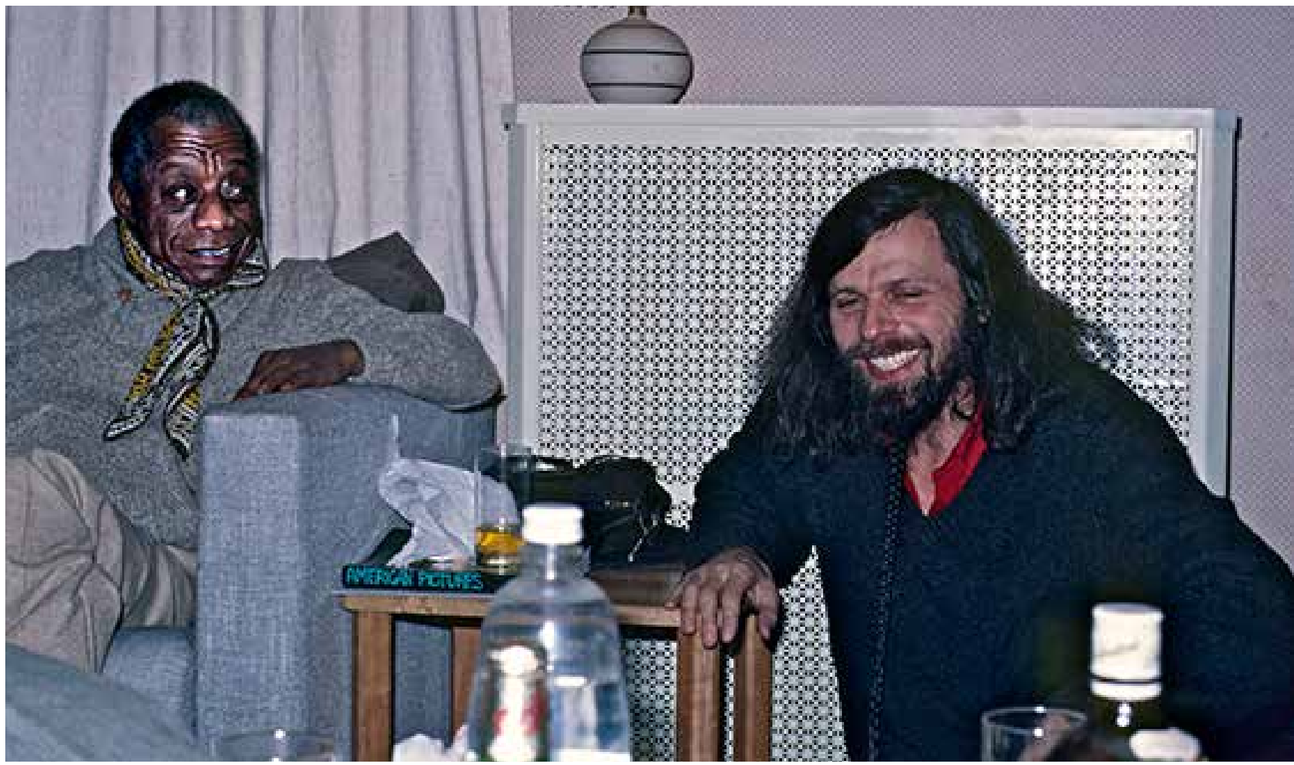
Arthur Jafa, 2023

Wichtigster Einfluss: James Baldwin

„Das Schreckliche daran ist, dass sich Amerika ständig verändert, ohne sich jemals wirklich zu verändern.“ – James Baldwin

„Ich bin beeindruckt davon, wie scharf Sie als weißer Außenstehender die Unterdrückung in der sogenannten ‚postrassistischen‘ Ära der 1970er Jahre erkennen und darstellen konnten, als alle Weißen das Gefühl hatten, dass Schwarze ihren rechtmäßigen Platz in der Gesellschaft eingenommen hätten. Ich selbst hätte nicht gelernt, weiße Menschen objektiv als Menschen zu sehen, wenn ich nicht so viele Jahre unter einer ganz anderen Art von Weißen in Frankreich gelebt hätte. Es ist eine der besten Interpretationen der Schwarz-Weiß-Psychologie – insbesondere unter Südstaatlern –, die ich je gesehen habe.“

– James Baldwin im Gespräch mit mir und Michael Thelwell, seinem Mitstreiter in der Bürgerrechtsbewegung im Süden und Lehrstuhlinhaber für Afroamerikanistik an der University of Massachusetts Amherst, wo beide lehrten. Thelwell hatte lange versucht, uns dort und während meiner Vorlesungen in Frankreich zusammenzubringen.



1987 – Die ganze Nacht lang mit James Baldwin gesprochen, nachdem er meine fünfstündige Show gesehen hatte

Vorwort - zu meiner „Lektion über Unterdrückung“ – ein Experiment in umgekehrter Unterdrückung – des Lesers

„Das Schöne am Antirassismus ist, dass man nicht so tun muss, als sei man frei von Rassismus, um ein Antirassist zu sein. Antirassismus ist die Verpflichtung, Rassismus zu bekämpfen, wo immer man ihn findet, auch in sich selbst. Und es ist der einzige Weg nach vorn.“
– Ijeoma Oluo, So You Want to Talk About Race

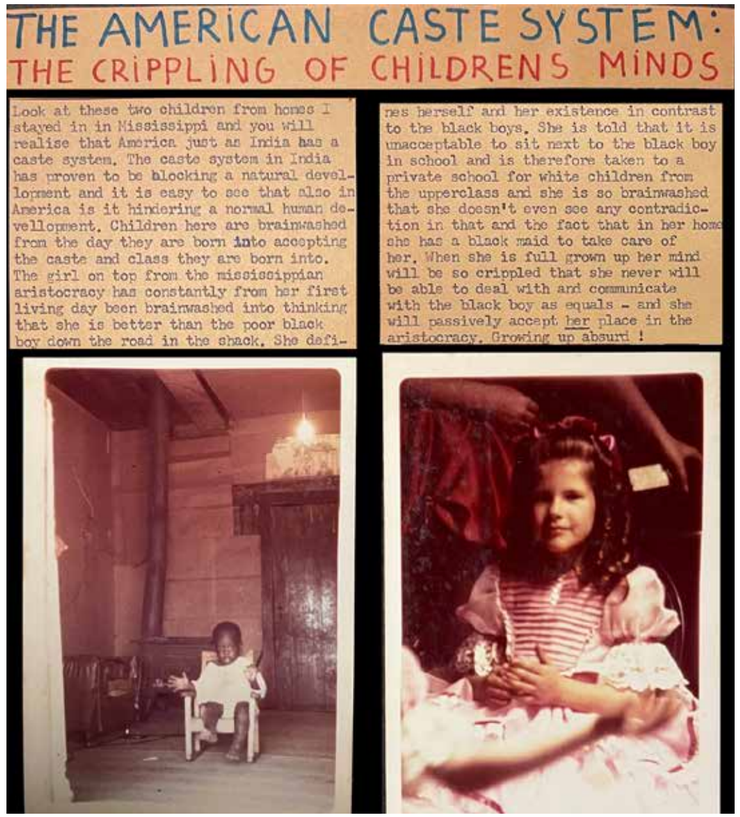
Es war die beste aller Zeiten, es war die schlimmste aller Zeiten, es war das Zeitalter der Weisheit, es war das Zeitalter der Torheit, es war die Epoche des Glaubens, es war die Epoche des Unglaubens, es war die Zeit des Lichts, es war die Zeit der Finsternis, es war der Frühling der Hoffnung, es war der Winter der Verzweiflung. – Charles Dickens, A Tale of Two Cities

Dickens' berühmte Worte beschreiben meine Gefühle perfekt, als ich 1970 versuchte, eine Brücke zwischen zwei Gesellschaften zu schlagen – meiner dänischen und meiner neuen amerikanischen – sowie meine unwillkommene Identität als sogenannter „Weißer“, der einer separaten, parallelen „schwarzen“ Welt gegenüberstand.
Hoffnung und Licht schienen alle zu umhüllen, wenige Jahre nach dem Triumph der Bürgerrechtsbewegung mit ihrem Versprechen einer besseren, rassisch integrierten Zukunft. Gleichzeitig umgaben Dunkelheit und Verzweiflung jene, die versuchten, den Mord an Millionen Vietnamesen zu stoppen. Das Ausmaß dieses Gemetzels machte mich – und Millionen junger Menschen weltweit – zutiefst antiamerikanisch, und ich hatte nicht die Absicht, in den USA zu bleiben, als ich per Anhalter von Kanada aus auf dem Weg nach Lateinamerika war.
Doch schon in den ersten Tagen wurde ich von wütenden Schwarzen mit vorgehaltener Waffe aufgehalten – gleichzeitig aber auch eingeladen, als einziges weißes Mitglied im Che Lumumba Club von Angela Davis zu leben, in Gruppen wie den Black Panthers aufgenommen und von weißen Antikriegsgruppen willkommen geheißen.
Gefangen in diesem blendenden Zwielicht zwischen Dunkelheit und Licht verlor ich die Orientierung und, auf meiner Reise durch ein Nordamerika, das darum rang, sich neu zu definieren, verlor ich meinen Halt.
Ich verliebte mich völlig in die Jugend und ihre Suche nach der Wahrheit – und damit in Amerika. Ich hatte keine Ahnung, dass diese Liebe den Rest meines Lebens andauern würde.
Ich füllte Tagebücher und schrieb endlose Briefe nach Hause über die Menschen, die mich aufgenommen hatten. Zu meinem Glück schickten mir meine Eltern eine billige Halbformatkamera, „damit du ein paar Bilder von deinen Erfahrungen bei der ‚ nach Hause schicken kannst“. Ich hatte noch nie zuvor fotografiert, aber es erwies sich als schnellerer Weg, Gesichter und Momente festzuhalten, als Worte. Nach fast sechs Jahren kehrte ich mit 15.000 Bildern nach Hause zurück.
Zunächst war die Kamera nur ein visuelles Tagebuch. Doch nachdem ich meine anfängliche Angst vor den Ghettos überwunden hatte – immer wieder überfallen zu werden –, fühlte es sich an, als hätte mich jemand an der Hand genommen und in eine Welt gezogen, von deren Existenz ich nichts geahnt hatte.
In dänischen Schulen hatten wir von Martin Luther King und der Bürgerrechtsbewegung gehört, aber das hatte unsere Sicht auf Amerika als im Grunde weiße Nation nicht verändert.
Anscheinend zogen es die meisten Amerikaner ebenfalls vor, es so zu sehen. Da die meisten Fahrer, die mich mitnahmen, weiß waren, wurde ich schnell zu einem Boten zwischen zwei getrennten und ungleichen Welten. Aufgrund meiner Naivität nannte ich es nicht Rassismus. Ich konnte einfach nicht glauben, dass Weiße zulassen konnten, dass Schwarze unter solchen Bedingungen lebten – oft direkt nebenan – und schlimmer noch, es nicht einmal sahen. Oder es damit rechtfertigten, dass sie Schwarze nicht als vollwertige Menschen betrachteten.

Dieselben Weißen taten alles für mich als Ausländer. Da ich sie als anständige, liebevolle Menschen erlebte, hielt ich sie nicht für echte „Rassisten“. Ich benutzte das Wort überhaupt nur selten. Ich verband es mit dem Ku-Klux-Klan oder der Bürgerrechtsbewegung und nannte das, was ich sah, stattdessen manchmal „das amerikanische Kastensystem“, wobei ich es mit den Kasten in Indien verglich. Nein, ich hatte das Gefühl, dass all diese liebevollen Weißen lediglich uninformiert waren – und sich leicht ändern ließen. Also begann ich, sie mitzunehmen, um meine schwarzen Freunde auf der anderen Seite der Gleise zu besuchen. So begann mein Bildungsprojekt. Ich fertigte kleine handgemachte Fotobücher mit Bibel- und Shakespeare-Zitaten an und zeigte sie den Fahrern und Gastgebern entlang der Autobahnen.
Ich tat es auch aus egoistischen Gründen. Die Leute waren oft so bewegt, dass sie mir ein paar Dollar oder eine Lunch-Tüte gaben, „um dein Projekt zu unterstützen, denn diese Bilder müssen von allen Amerikanern gesehen werden“. Je mehr ich sie bewegte, desto seltener musste ich zweimal wöchentlich per Anhalter in die großen Städte fahren und vier Stunden lang in Blutbanken liegen, um Plasma für 5 oder 6 Dollar zu verkaufen – gerade genug für zwei Filmrollen. Das war mein einziges Einkommen, seit ich mit 40 Dollar angekommen war – eine Summe, die dank der erstaunlichen amerikanischen Gastfreundschaft irgendwie sechs Jahre lang reichte. Mehr als 400 Haushalte beherbergten und versorgten mich, während ich fast 111.000 Meilen durch 48 Bundesstaaten per Anhalter zurücklegte.
Nach drei Jahren begann ich das Gefühl zu haben, dass ich an einem Projekt arbeitete, bei dem ich weiße Amerikaner einen nach dem anderen aufklärte. Der Wendepunkt kam am 8. März 1974, als mich eine Frau zu einer Diashow über Bergleute am Santa Fe College in Florida mitnahm. Mit Bildern, Erzählung und Musik war sie primitiv, aber unglaublich eindringlich. Die schnell wechselnden Bilder wirkten fast wie im Kino. Es wurden sogar zwei Leinwände verwendet, und mir war sofort klar, dass dies ein wirkungsvolles Format wäre, um meinen eigenen Schock über die Kluft zwischen dem weißen und dem schwarzen Amerika zu vermitteln. Lehrer, die mich mitnahmen, luden mich oft ein, vor ihren Klassen zu sprechen. Wie viel stärker wäre meine Botschaft, wenn meine kleinen Bücher zu Diashows für ganze Klassen auf einmal würden?
Ich hätte mir nicht vorstellen können, dass ich sie nur wenige Jahre später vor einem Publikum von 2.000 Studenten an amerikanischen Universitäten präsentieren würde. Dennoch wusste ich von diesem Tag an, dass ich auf eine Diashow hinarbeitete. Das war nur ein Jahr, bevor ich aus Amerika fliehen musste – ein Jahr, das ich in einer unglücklichen Ehe in San Francisco verbrachte. Ich verschwendete einen Großteil davon damit, Förderanträge zu schreiben, um bessere Ausrüstung zu kaufen. „Wenn ich doch nur eine richtige Nikon bekommen könnte!“ Aber keine Stiftung half mir. Nicht einmal jene, in deren Vorstand Schwarze saßen.
Eine Schwierigkeit, mit der ich in jenen Jahren zu kämpfen hatte – als alle der Meinung waren, „das Rassenproblem sei gelöst“ und Fortschritt unvermeidlich sei –, war, dass viele erfolgreiche Schwarze sich durch meine Bilder unbehaglich fühlten. Sie schämten sich dafür, dass ihre eigenen Brüder und Schwestern noch immer unter solchen Bedingungen lebten, und befürchteten, die Bilder würden negative Stereotypen in den Köpfen der Weißen verstärken.
Ich war der Meinung, dass diese Stereotypen bereits tief verwurzelt waren. Was Weiße brauchten, war kein Schutz vor diesen Bildern, sondern Aufklärung über ihre eigene Verantwortung dafür, dass Schwarze unverhältnismäßig oft in Armut und Kriminalität gedrängt wurden.
Auch wenn ich das Wort Rassismus selten benutzte und stattdessen von „dem System unseres alltäglichen unterdrückenden Denkens“ sprach (mein früherer Begriff für das, was heute als systemischer Rassismus bezeichnet wird, weil er uns zur Verantwortung zog und nicht irgendein abstraktes „System“), hatte ich das Gefühl, dass meine Fotografien deutlich die menschliche Verwüstung zeigten, die dieses Denken überall um uns herum angerichtet hatte.
Die vielen moralischen Fragen darüber, was mit dem eigenen weißen Geist geschieht, nachdem man Jahre fast ausschließlich in der



1973 – Denmark, SC



1972 – Typische Seite über das Kastensystem in meinen Bildbänden

Verwüstung der schwarzen Unterschicht verbracht hat – ohne viel Kontakt zu besser gestellten Schwarzen –, werden in diesem Buch ebenfalls behandelt.
Gegen Ende hatte ich das Gefühl, dass ich das Projekt nicht abschließen konnte, ohne an Orte wie Haiti, Jamaika, Kuba und Brasilien zu reisen, mit ihren unterschiedlichen Geschichten der Sklaverei, wenn ich den Unterschied zwischen „Schwarzsein“ und „dem Ergebnis von Unterdrückung“ wirklich verstehen wollte.
In diesem Sinne sind wir alle, die wir in einer Kastengesellschaft leben, Gefangene in Platons Höhle.

Aber das wäre zu einem endlosen akademischen Projekt geworden, weit jenseits der Möglichkeiten eines Schulabbrechers wie mir. Deshalb erhebe ich keinen Anspruch darauf, mehr zu sein als ein straßenkluger Höhlenmensch, der versucht, anderen straßenklugen Menschen im Ghetto eine Stimme zu geben, die mir immer wieder sagten: „Mann, das ist nichts anderes als Sklaverei.“
Aus der Perspektive eines Außenstehenden fragte ich mich immer wieder: Können solche Aussagen in einer sogenannten freien Gesellschaft überhaupt wahr sein?
Schließlich musste ich nach Dänemark zurückkehren – allerdings erst, nachdem ich fast ermordet worden wäre und in ständiger Angst gelebt hatte, das FBI könnte meine Fotos beschlagnahmen.
Zurück zu Hause in meinem Elternhaus, dem Pfarrhaus meiner Kindheit, war ich zutiefst desillusioniert. Mein Vater, ein Pastor, lieh mir Geld für drei Diaprojektoren, und in weniger als zwei Monaten stellte ich meine erste Diashow zusammen und präsentierte sie in seiner örtlichen Kirche. In dieser ländlichen Gegend hatte ich keinen Zugang zu einer Bibliothek, um zu recherchieren, und Google gab es noch nicht.
Es fühlte sich an, als würde fünf Jahre aufgestauter sozialer Zorn einfach aus mir herausströmen.
Ich dachte, ich könnte die Recherchen später nachholen, wenn ich mit „der Show“ – einer Diashow mit aufgezeichneter Musik – nach Amerika zurückkehrte, aber die Nachricht verbreitete sich so schnell, dass schwarze amerikanische Freiwillige bald begannen, sie in ganz Europa zu präsentieren. Oft standen Tausende Schlange, um sie zu sehen. Ich hatte immer noch keine Zeit gehabt, alles auf seine Richtigkeit zu überprüfen, aber die Schwarzen bürgten mit ihrem eigenen Leben dafür.
Innerhalb eines Jahres wurde daraus ein Bestseller, und wir gründeten eine Stiftung, die alle Gewinne dem Kampf gegen die Apartheid in Südafrika spendete.
Dann, nur einen Monat nach der Veröffentlichung, stellte ich fest, dass die Sowjetunion beabsichtigte, das Buch weltweit gegen Präsident Carters Menschenrechtspolitik einzusetzen, indem sie auf meine Bilder verwies, um – zu Unrecht – zu behaupten, die Zustände in Amerika seien nicht besser als im kommunistischen Russland.
Da ich Carter bewunderte – den ersten amerikanischen Präsidenten, den ich sah, der keine demokratisch gewählten Regierungen in der Dritten Welt stürzte –, reichte ich Klage ein, um den Verkauf meines Buches im Rest der Welt zu stoppen. Danach kehrte ich mit der Diashow nach Amerika zurück, wo ich das Gefühl hatte, dass sie wirklich hingehört.
Auch hier wurde sie sofort ein Erfolg, und in den nächsten dreißig Jahren stand ich fast jeden Abend an einem neuen College auf der Bühne – oft vor ausverkauftem Haus.
Wieder erlebte ich Dunkelheit und Licht zugleich. Jeden Abend war ich fünf Stunden

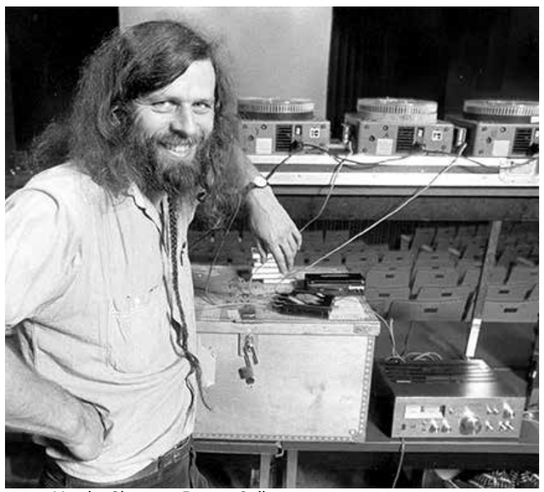
Sehen Sie sich die gesamte Diashow an – jetzt online – befreit von den 9 schweren Kisten mit AV-Ausrüstung, die ich 40 Jahre lang im Flugzeug und im Auto herumgeschleppt habe



1973 – Washington, DC



1975 - San Quintin, CA



1987 – Vor der Show am Boston College



Die Studenten brauchten solche Werbeanzeigen erst, als ich zurückkehrte



1991 – Selbst bei meiner zehnten Show hier in Stanford war der größte Hörsaal voll



1975 – Raleigh, NC – Wieder streite ich mich mit Angela Davis über die Ideen in der Show



1991 NYC – Zwischen meinen Vorlesungen verbrachte ich oft die Nächte mit den Obdachlosen

lang in dunklen Hörsälen eingeschlossen und wechselte alle fünf Minuten die Dia-Kassetten. Nach 7.000 Vorführungen rechnete ich aus, dass ich fast 35.000 Stunden meines Lebens in der Dunkelheit verbracht hatte. Was für eine Verschwendung von Leben wäre das gewesen, hätte es nicht das Licht gegeben – die gegenseitige Erleuchtung –, das ich am nächsten Tag in meinen Rassismus-Workshops erlebte. An diesen nahmen „geschockte“ Studenten teil, die sich nun dazu verpflichtet hatten, ihren eigenen Rassismus zu bekämpfen, sowie Schwarze, die erkannten, wie verinnerlichter Rassismus ihnen die Flügel gestutzt hatte. In diesen Räumen lernte ich mehr über die Spuren, die der Rassismus bei Weißen hinterlassen hatte, als ich es jemals in fünf Jahren getan hatte, in denen ich durch die Verwüstung, die er im Leben der Schwarzen angerichtet hatte, gewandert war. Dennoch sprachen Tony Harris, mein schwarzer Assistent, und ich fast nie direkt über Rassismus, trotz seiner tiefen psychologischen Einsicht und seiner gelebten Ghetto-Erfahrung. Denn es dauerte Stunden – manchmal ganze Tage –, nur um den Studenten dabei zu helfen, die Wunden aufzudecken und zu heilen, die sie selbst aus ihrer Erziehung mitbrachten, selbst die erfolgreichsten und „privilegiertesten“ Ivy-League-Studenten.

Meistens kam es zu emotionalen Entladungen oder Tränen, als ihnen allmählich bewusst wurde, wie sehr ihr Schmerz geteilt war – dass sie alle im selben Boot saßen, Schwarze und Weiße.

Danach gründeten viele wöchentliche Dialoggruppen unter dem Titel „American Pictures – Rassismus verlernen“ auf dem Campus. Innerhalb eines Jahres luden sie uns wieder ein, um weitere Studierende zu ähnlichen Arbeiten zu motivieren. Es gingen unzählige Briefe ein, in denen beschrieben wurde, wie der Prozess „ihren Kopf frei gemacht“, „ihre Intelligenz gesteigert“ und sie im Unterricht präsenter gemacht hatte. Sogar ihre Noten verbesserten sich. Es war der lebende Beweis dafür, dass Rassismus und andere Formen der Unterdrückung unser Denken, unsere Intelligenz und unser gesamtes moralisches Wohlbefinden schädigen. Der Kampf gegen Rassismus, so betonten wir, liege in unserem eigenen Interesse.

Dennoch waren wir nicht so naiv zu glauben, wir könnten ihn beenden. Wir versuchten lediglich, engagierte antirassistische Rassisten – antisexistische Sexisten – zu schaffen: Menschen, die verstanden, dass sie die Prägungen der Gesellschaft immer in sich tragen würden, sich aber dafür entschieden, deren Auswirkungen auf sich selbst in Solidarität mit den am stärksten davon Betroffenen zu bekämpfen, insbesondere wenn sie später Machtpositionen einnahmen.

Fünfzehn oder zwanzig Jahre später wurde ich oft wieder eingeladen, wenn ehemalige Studierende – die nun in der Regierung oder in der Wirtschaft arbeiteten – sich wieder trafen, um zu bewerten, wie die Vorlesung ihr Leben verändert hatte. Ich versuche, vieles von dem, was sie mir beigebracht haben, in diesem schwierigen Buch zu vermitteln.

Ja – schwierig für die meisten. Jeder, der mit amerikanischen Universitäten vertraut ist, weiß, wie kurz die Aufmerksamkeitsspanne von Studierenden sein kann. Wenn Referenten an die Universität kommen, verlassen die Studierenden oft schon nach einer halben Stunde den Saal, wenn sie glauben, dass ein Vortrag ihren Noten nicht hilft. Hätten sie gewusst, dass meiner fünf Stunden dauerte – und sich um Rassismus drehte –, wären sie niemals gekommen. Also mussten wir sie austricksen. Einmal dort, erzählten sie uns, kämpften sie mit Schuldgefühlen wegen der Hausarbeiten, die sie an diesem Abend schreiben mussten. Dennoch blieben sie meist die vollen fünf Stunden. Oft schwänzten sie sogar am nächsten Morgen den Unterricht, um an unseren Rassismus-Workshops teilzunehmen.

Wie? Selbst in Harvard – wo bei meinem ersten Besuch in jener Woche drei weltberühmte Staatsmänner nur zwanzig Studierende anzogen – hatte ich volle Hörsäle. Die Harvard Black Law Students, denen sowohl Barack als auch Michelle Obama angehörten, luden mich im Laufe der Jahre achtzehn Mal wieder ein. Das Gleiche galt für die anderen Ivy-League-Universitäten.

Als ich ihre Aufsätze und Briefe las, verstand ich langsam, warum. Ohne es zu beabsichtigen, hatte ich sie unterdrückt. Sie erlebten das, was ich als „umgekehrte Unterdrückung“ bezeichnete. Wie die meisten von uns sahen sie sich als anständige, mitfühlende Menschen, die Gutes tun wollten. Sie hielten sich nicht für rassistisch. „Ich bin ein guter Christ“, sagten sie oft. „Ich kann kein Rassist sein.“

Sie hatten das Gefühl, das Richtige zu tun, aber im Laufe der Stunden, die die Show dauerte, brach ich nach und nach ihre Abwehrmechanismen auf und zeigte ihnen Schritt für Schritt, wie sie falsch handelten, wie alles, was sie taten, Schwarze unterdrückte.

In den ersten zwei Stunden hielten ihre Abwehrmechanismen stand. In ihren Herzen gaben sie anderen die Schuld – dem Süden, ihren Eltern, der Gesellschaft. In der Pause griffen mich einige an, den Überbringer der Botschaft.

Doch nach fünf Stunden waren alle ihre Fluchtwege versperrt, alle ihre Abwehrmechanismen durchbrochen, und ich sah, wie sie Nacht für Nacht weinend hinausgingen, den Kopf vor Schuldgefühlen gesenkt.

Als die Lehrer sie später baten, ihre Gefühle zu beschreiben, war ich fassungslos: Die weißen Schüler verwendeten fast genau dieselben Worte, mit denen schwarze Schüler ihr tägliches Leben unter unserem rassistischen Denken beschrieben. Das Denken, das ihnen ständig sagt, dass alles, was sie tun, falsch ist, ihnen die Schuld für alles gibt und ihnen fast keinen Ausweg lässt – Scham, Ohnmacht, kein Licht am Ende des Tunnels.

Wenn man glaubt, das Richtige zu tun, aber ständig gesagt bekommt, man liege falsch, bricht man zusammen. Das ist es, was wirksame Unterdrückung bewirkt, und für einen kurzen Moment spürten die weißen Schüler diese wenig konstruktiven Gefühle in sich.

Der Schock war so stark, dass sie am nächsten Tag den Unterricht schwänzten, um ihren eigenen Rassismus zu heilen – etwas, das wohl keine zweistündige akademische Vorlesung ohne Bilder oder Musik jemals hätte bewirken können.

Aus diesem Grund verlangten einige Universitäten – wie das konservative Dartmouth – sogar von allen Studienanfängern, mein „Reverse-Oppression“-Programm zu absolvieren, bevor sie mit dem Unterricht begannen.

Ich sollte hinzufügen, dass ich eine langjährige Meinungsverschiedenheit mit Angela Davis hatte (meiner Hauptkonkurrentin auf der Vortragsbühne neben Coretta und Yolanda King), die mir nie zustimmte, nachdem ich sie für meine erste Show zum Thema „Selbsthass der Schwarzen“ interviewt hatte. Selbst nachdem ich die Show privat bei ihr zu Hause präsentiert hatte, stimmte sie mir nie zu und lehnte es ab, die Show zu unterstützen, als ihre Studenten an der UCSC mich erneut einluden. Glücklicherweise befürworteten die meisten anderen führenden schwarzen Stimmen die Arbeit, darunter James Baldwin.

Jahrelang versuchten Leute in Frankreich und Amherst, Baldwin und mich zusammenzubringen. Schließlich fuhr er zwei Stunden lang durch einen schrecklichen Schneesturm, um sich die Show anzusehen. Danach redeten wir die ganze Nacht. Er sagte, es sei „ “ das, was seinem eigenen Verständnis von weißem Rassismus am nächsten gekommen sei. Er war bereits krank und starb nur wenige Monate später an Magenkrebs. Diese Nacht habe ich immer in Erinnerung behalten.

In den meisten Jahren war Martin Luther Kings Tochter, Yolanda King, während des

Tony Harris in unserem Workshop (links) und in einem Interview aus dem Jahr 1991 über unsere Zusammenarbeit

Auszüge aus meinen Auseinandersetzungen mit Angela Davis – bevor wir sieben Jahre später eine private Diashow in ihrem Haus in Oakland veranstalteten



1985 – In einem weißen Hemd zeige ich meine Show im Freien, um den Boykott Südafrikas durch die Columbia University zu unterstützen

Black History Month technisch gesehen meine „Konkurrentin". Später taten wir uns zusammen, um im Kennedy Center eine Aufführung für Präsident Clinton als Hommage an ihren Vater zu gestalten.
Ich präsentierte die Show auch im King Center for Nonviolent Social Change in Atlanta, wo die Familie sie dauerhaft installieren wollte, mit den Worten: „Sie zeigt besser als alles andere, wogegen Martin gekämpft hat – etwas, das die Jugend von heute nicht mehr wirklich kennt."
Und so machte ich dreißig Jahre lang weiter – bis der erste schwarze Präsident gewählt wurde. Dann zog ich mich zurück, in der Überzeugung, dass sich die Geschichte endlich in die richtige Richtung bewegte.
Wieder einmal war ich naiv.
Rassismus, Kastendenken und Fremdenfeindlichkeit breiteten sich bald in ganz Europa und in meinem eigenen Land, Dänemark, aus. Ich fühlte mich dazu berufen, dort in einer zunehmend gespaltenen Gesellschaft eine ähnliche Rolle als Botschafterin zu übernehmen. Gleichzeitig beobachtete ich mit Entsetzen, wie Trump sich Taktiken zu eigen machte, die europäische Populisten schon lange anwendeten – Wahlen durch offene Spaltung und Hass zu gewinnen. Nach Jahren verschlüsselter Sprache seitens der Politiker wurde der Rassismus in Amerika nun unverblümt und ungeniert. Infolgedessen marschierten die stillen Klan-Gruppen, mit denen ich zusammengearbeitet hatte, um sie zu verändern, nun offen, und Polizeigewalt gegen Schwarze wurde in der Öffentlichkeit zunehmend gerechtfertigt. Es wurde mir unmöglich, ein passiver Zeuge zu bleiben.
Die Black-Lives-Matter-Bewegung – ausgelöst durch Handyvideos von Tötungen, die nicht länger geleugnet werden konnten – entwickelte sich zum größten antirassistischen Aufstand, den ich je gesehen hatte. Doch ich spürte auch, dass vielen Teilnehmern, insbesondere Weißen, ein tieferes Verständnis für die systemischen Kräfte hinter der Wut der Schwarzen fehlte.
Diese Erkenntnis brachte mich auf die Idee zu diesem Buch. Ich wollte etwas Ähnliches wie die alte Diashow schaffen – eine Art visuelles Lehrbuch, das den Leser mit Bildern und Geschichten bombardiert, die die Wurzeln der Unterdrückung offenbaren, die ich jahrzehntelang miterlebt hatte.
Oft erzählten mir meine amerikanischen Zuhörer, dass ihre ansonsten wohlmeinenden Eltern mein früheres Buch, wenn sie es ihnen gaben, schnell und unbehaglich zuklappten.
Ich weiß also, dass mein neues Buch dieselben starken Abwehrreaktionen hervorrufen wird, wenn es versucht, ihr Selbstverständnis zu „unterdrücken" – oder vielleicht sollte ich sagen: unser Verständnis. Es mag auch die meisten Leser „unterdrücken" – allerdings nur in dem positiven, vorübergehenden, umgekehrten Sinne, dass es uns zwingt, uns selbst zu konfrontieren. Denn unter systemischer Unterdrückung bleibt keiner von uns frei.
Dieses Buch ist also eine bildliche Lektion über Unterdrückung und den Schaden, den sie uns zufügt.
Die grundlegendste Unterdrückung ist die, unter der Kinder durch Erwachsene leiden. Überall auf der Welt werden Kinder schon früh durch irrationales Verhalten und unvernünftige Autorität verletzt. Diese Verletzungen schaffen tiefe Muster der Not, die später als schädliches Verhalten an die Oberfläche treten. Als Erwachsene wiederholen wir, was uns angetan wurde – an unseren eigenen Kindern oder aneinander – in Form von sexistischer, rassistischer, nationalistischer, totalitärer, antisemitischer, antimuslimischer, homophober, altersdiskriminierender, behindertenfeindlicher, kasten- oder klassenbezogener Unterdrückung.
Bei den meisten von uns werden diese Muster so chronisch, dass wir bei Konfrontationen in die Defensive geraten und schließlich in einer „ " die Opfer beschuldigen. Wir trauen uns nicht, der Tatsache ins Auge zu sehen, dass wir in solchen Systemen immer sowohl Opfer als auch Unterdrücker sind. Nur wenige Orte offenbaren die Mechanismen der Unterdrückung so unverhüllt wie die Beziehung zwischen Schwarzen und Weißen in den Vereinigten Staaten. Aus dieser Tragödie, so glaube ich, können wir etwas Universelles über uns selbst lernen – und über den Schaden, den wir sowohl erleiden als auch durch jede Form identitätsbasierter Diskriminierung zufügen.
Ob schwarz oder weiß, Einwanderer oder Einheimischer – wir werden von Natur aus offen, neugierig und ohne Vorurteile geboren. Dann läuft etwas schief. Wir beginnen zu hören:
„Schwarze / Einwanderer / Muslime / Juden / Dalits sind Kriminelle, schmutzig, gefährlich, minderwertig. Sie gehören nicht hierher."
Für ein liebevolles und zärtliches Kind sind solche Botschaften irrational und beängstigend. Während wir leiden, denkt unser Verstand nicht mehr rational, und unser Denken wird gezeichnet. Nach Jahren dieser verletzenden Botschaften akzeptieren und verinnerlichen wir langsam diese begrenzten Definitionen von uns selbst und unserer Gesellschaft.
Betrachtet durch die „neutralen" Augen eines Ausländers, hoffe ich, dass es leichter zu erkennen ist, wie solche Einstellungen unseren Charakter lähmen, ganz gleich, welche Hautfarbe wir haben.
Obwohl es Rassismus in Europa gibt, hatte ich das Glück, in Dänemark in Jahren aufzuwachsen, in denen ich nicht tief von sozialer Unsicherheit oder rassistischer Angst gezeichnet wurde. Ich hatte auch das Glück, dass die ersten Amerikaner, die mich bei sich aufnahmen, keine Weißen waren. Die meisten europäischen Besucher wohnen zunächst bei Weißen, die sie warnen: „Geh nicht drei Blocks in diese Richtung", was sie sofort so verängstigt, dass sie die Angst der Weißen und die starre Segregation akzeptieren.
Meine Erfahrung war das Gegenteil. Mein erstes Zuhause war eine schwarze Familie in Chicagos South Side. Ihre Liebe, Herzlichkeit und Offenheit ließen mich sofort zu Hause fühlen, während Weiße hauptsächlich als distanzierte, kalte Gesichter im Fernsehen oder in feindseligen Vororten auftraten.
Später, als ich ins weiße Amerika reiste, war ich weniger anfällig für dessen rassistische Muster aus Schuld und Angst.
Das Reisen in einer so tief gespaltenen Gesellschaft war zwangsläufig eine gewalttätige Erfahrung:
Ich wurde viermal von Straßenräubern mit Pistolen angegriffen; zweimal gelang es mir, nicht von Männern mit Messern verletzt zu werden; zweimal richteten verängstigte Polizisten ihre Waffen auf mich, einmal wurde ich in einer dunklen Gasse von 10–15 Schwarzen umzingelt und fast getötet; einmal wurde ich vom Ku-Klux-Klan überfallen; mehrmals flogen bei Schießereien Kugeln um mich herum; zweimal wurde ich vom FBI und viermal vom Secret Service verhaftet. Ich habe mit drei Mördern und unzähligen Kriminellen zusammengelebt...
... aber ich habe noch nie einen schlechten Amerikaner getroffen!

Man muss an das Beste im Menschen glauben und dem Schlimmsten misstrauen. Sonst wird das Schlimmste die Oberhand gewinnen. – Jose Marti

1978 – Zusammen mit meinem langjährigen Mitarbeiter Tony Harris im Osloer Konzerthaus



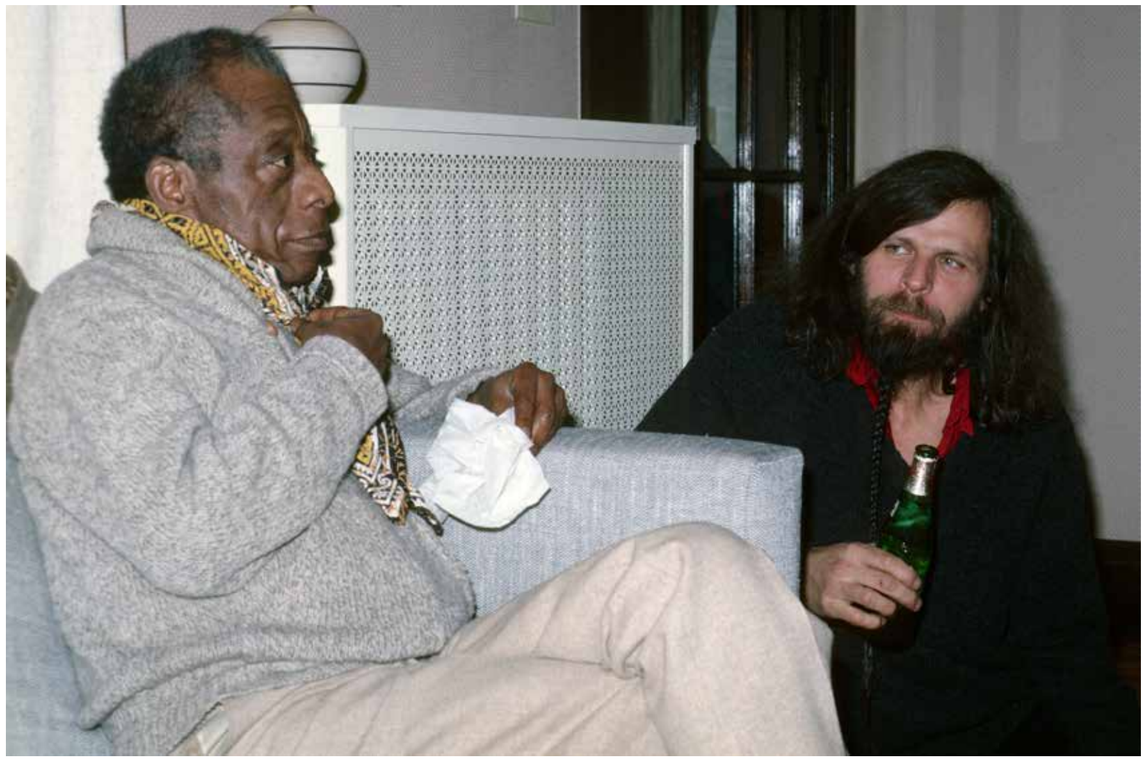
Die Einleitung zur Diashow „Amerikanische Bilder"

Teil Eins:

Die Wurzeln der Unterdrückung

„Das Erbe der Sklaverei und der Rassentrennung gehört nicht nur der Vergangenheit an. Es ist tief in das Gefüge der amerikanischen Gesellschaft eingewoben und prägt unser Leben weiterhin auf tiefgreifende Weise.“ – Jesmyn Ward

„Die Vergangenheit ist alles, was die Gegenwart zusammenhält, und darüber hinaus wird die Vergangenheit genau so lange schrecklich bleiben, wie wir uns weigern, sie ehrlich zu bewerten.“ – James Baldwin, The Fire Next Time



1987 – Ich freute mich über Baldwins Begeisterung für „American Pictures“, denn ich musste zugeben, dass ich in den Jahren, in denen ich damit beschäftigt war, „die Menschen um mich herum zu lesen“, nie Zeit gefunden hatte, seine Bücher zu lesen. Erst als ich später seine Bücher las, verstand ich die Menschen, die ich fotografiert hatte, besser.



1973 – Ich kam sechs Jahre nach der Verabschiedung der Bürgerrechtsgesetze in die USA, konnte aber selbst neun Jahre später noch die physischen Spuren der Jim-Crow-Gesetze sehen, wie hier in St. Francisville, Louisiana. Doch wann hören die mentalen Spuren auf? Das mussten mein lebenslanger Freund Morgan Pate und ich uns hier immer wieder fragen.

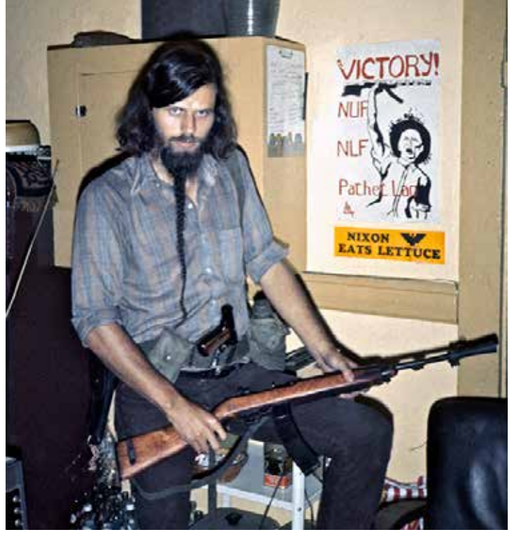
Auf die harte Tour lernen, durch „vorbeugende Vergebung“ zu überleben

„Heilung beginnt dort, wo die Wunde entstanden ist.“ – Alice Walker, The Way Forward Is with a Broken Heart

„Wenn wir heilen wollen, müssen wir fühlen. Und wir können nicht heilen, wenn wir Angst haben.“ – Beyoncé

Hundert Jahre vor mir nutzte mein dänischer Vorgänger, Jacob A. Riis, „Schock und Ehrfurcht“, um den wohlhabenderen Bürgern der Gesellschaft seine illustrierten „Diashows“ vorzustellen. „Lasst mich euch an der Hand nehmen“, sagte er, „und euch hinab in den Abgrund führen, um die andere Hälfte zu treffen.“ Hier ist die kurze Geschichte, wie ich selbst dazu kam, das zu schaffen, was die New York Post als „Jacob Holdts Postkarten aus der Hölle“ bezeichnete.

In meiner Jugend in Dänemark radikalisierten mich die endlosen Kriege der Vereinigten Staaten in Vietnam und ihre Eingriffe gegen die Demokratie in armen Ländern, wo sie gewählte Regierungen stürzten und blutige Diktaturen unterstützten. Nachdem ich während einer NATO-Übung Ausrüstung der US-Armee zerstört hatte, musste ich auf eine Farm in Kanada fliehen. Dort allein gelassen, las ich ein Buch nach dem anderen über den amerikanischen „Imperialismus“, was mich in meiner Isolation noch weiter radikalisierte.
Ich begann blind nach gerechteren – fast utopischen – Systemen zu suchen. Nach einem Jahr beschloss ich, per Anhalter nach Guatemala zu fahren, dessen gewählte Regierung von den USA gestürzt worden war, und Guerillakämpfer zu werden. Ein bisschen naiv, da ich zwei Jahre zuvor aus der Königlich-Dänischen Palastgarde ausgeschlossen worden war, weil ich mich geweigert hatte, auf menschenähnliche Zielscheiben zu schießen – und ich sprach kein Spanisch.
Ich musste auf dem Weg die Vereinigten Staaten durchqueren und landete an meinem ersten Tag in San Francisco. Auf der Suche nach einer Unterkunft fragte ich einfach Fremde. Der erste Mensch, den ich traf – ein schwarzer Student – bot mir sein Bett an, weil er in dieser Nacht noch eine Mathearbeit fertigstellen musste. „Gut, ich komme später wieder“, sagte ich, da ich zuerst die schöne Stadt erkunden wollte.
Aber es war mitten in der Hippie-Ära von Haight-Ashbury, und schon bald luden mich junge Frauen in wallenden indischen Röcken zu sich nach Hause ein. Ich hatte noch nie eine solche Offenheit erlebt.
Plötzlich, in diesem Land der Fülle, ging es darum, eine Wahl zu treffen. Diese Freiheit verursachte in mir ein unerwartetes demokratisches Schuldgefühl. Wie leicht entscheiden wir uns für die Jungen statt für die Alten, für Weiße statt für Schwarze, für Heterosexuelle statt für Schwule – ohne es überhaupt zu merken. Im ländlichen Dänemark hatte ich noch nie eine offen schwule Person gekannt.
Am Abend kam ich zu dem Schluss, dass der einzige Weg, die Gesellschaft zu erleben, ohne jemanden auszugrenzen, darin bestand, andere für mich entscheiden zu lassen: immer Ja zur ersten Einladung zu sagen. So entstand meine „Ja-Philosophie“. Spät in der Nacht kehrte ich also zu dem Studenten zurück – obwohl er mir als der langweiligste Mensch erschienen war, den ich je getroffen hatte, und derjenige, bei dem ich am wenigsten bleiben wollte.
Und ja, ich bekam sein Bett, während er die ganze Nacht an seinem Schreibtisch arbeitete. Doch plötzlich wachte ich auf, als etwas Hartes in mich gedrückt wurde, während ich auf dem Bauch schlief, und er hielt meine Arme fest
Es war eine sehr schmerzhafte Vergewaltigung, die ich nicht beschreiben werde. Ich schämte mich vierzig Jahre lang, jemandem davon zu erzählen.
Am nächsten Morgen sah er reumütig aus und fragte, ob wir noch Freunde seien.
„Ja, natürlich. Und danke, dass du mich aufgenommen hast“, antwortete ich.
Da schien er sehr erleichtert und nahm mich mit in seine Kirche
Dieser Tag veränderte mein Leben.
Denn in der Glide Memorial Church mit dem charismatischen Pastor Cecil Williams führte mich mein neuer Freund wie ein rettender Engel in eine ganz neue Form der Hingabe: nicht dem Vertrauen in höhere ideologische Systeme, sondern der n Hingabe an die Menschen hier auf Erden – an die Menschen, wie sie sind, mit all ihrem Schmerz und ihrer Wut. Langsam entradikalisierte mich diese Erfahrung.
An meinem fünften Tag in Amerika führte meine neue Ja-Philosophie zum nächsten Schock: Ich wurde von einer bewaffneten schwarzen Bande angegriffen und ausgeraubt. Der Vorfall öffnete mir eine unbekannte Unterwelt – eine, die durch unsere eigene Gewalt geschaffen wurde.
Ja, unsere Gewalt, denn mir wurde bald klar, dass meine eigene wortlose Botschaft – „Ihr seid gefährlich; ich muss euch fürchten“ – zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung geworden war, die die Kinder des Schmerzes dazu provozierte, mich immer wieder anzugreifen.
Als ich stattdessen mit Empathie reagierte – „Ich weiß, dass ihr gut seid. Was ist in eurer Kindheit passiert?“ –, spürten sie den Unterschied. Keine Angst oder Verurteilung, sondern Vertrauen. Sie senkten ihre Waffen, und die Versöhnung begann.
Auch wenn die Kriminalität in den folgenden Jahren um das Zehnfache zunahm, hörten die Angriffe vollständig auf, sobald ich gelernt hatte, ihnen im Voraus zu vergeben. Aus egoistischen Gründen – um zu überleben – lernte ich also das, was ich präventive Vergebung nenne: den schnellsten Weg zur Integration.
Es sollte eine lebenslange Reise werden, die zu American Pictures führen würde.
Und genau elf Jahre später eröffneten wir das erste Kino von American Pictures in San Francisco mit einer großen Party – Gäste, Medien, Reden, Feierlichkeiten.
Mitten in all dem kam ein etwas nervöser schwarzer Mann auf mich zu und fragte, ob ich mich an ihn erinnere. Ich hatte keine Ahnung, wer er war. „Du hast 1971 bei mir gewohnt“, sagte er. Meine Erinnerung war immer noch ein schwarzes Loch. Dann begann er flüsternd, unsere Beziehung in jener schicksalhaften Nacht zu beschreiben, und mir wurde klar, dass er derjenige war, der mich in meiner ersten Nacht in Amerika vergewaltigt hatte.
Zur Überraschung aller war ich so aufgeregt, dass ich ihn fest umarmte und rief: „Danke für American Pictures! Ohne dich und dein erlösendes Geschenk wäre der Film nie entstanden. Jetzt bin ich mit unserem Werk zurückgekehrt, als Geschenk an das Land,





1972 – mit einer Kurzhaarperücke in Guatemala

1972 – in der Untergrundbewegung rund um St. Louis, MO

das du mir eröffnet hast.“
Zu diesem Zeitpunkt hatte ich längst begriffen, dass sein und der gewalttätige Hilferuf der Straßenräuber – hier auf Erden – mir das Leben gerettet hatten. Er hatte meinen jugendlichen Fanatismus und meinen Glauben entkräftet, dass die Erlösung für andere Menschen nur durch den Tod für eine große ideologische Sache erlangt werden könne. Er hatte mir einen für uns beide befreienden Glauben an das Gute im Menschen inmitten all seines Schmerzes und seiner Wut geschenkt. In diesem Sinne war er mein beschützender Reisebegleiter geworden, als ich durch die „Wurzeln der Unterdrückung“ wanderte, genau wie der Tote, der den mittellosen Johannes in Hans Christian Andersens Märchen „Der Reisebegleiter“ führte.
Später, als Dozent, als ich die langsamen und mutigen Seelenkämpfe meiner Studenten beobachtete, lernte ich, wie lange es dauern kann, sich von festgefahrenen Denkweisen zu befreien. Ich selbst hatte mich jahrelang dagegen gewehrt. Obwohl mich das Leid in den Ghettos des Nordens tief bewegte, vermied ich es, dessen Wurzeln im Süden zu untersuchen.
Nach Filmen wie „Easy Rider“ und nachdem ich die Vorurteile des Nordens verinnerlicht hatte, hatte ich einfach Angst.
Gleichzeitig beschloss ich – voller Schuldgefühle, weil ich meinen Plan aufgegeben hatte, mich den Unterdrückten in Guatemala anzuschließen – ironischerweise zunächst, per Anhalter durch ganz Guatemala zu reisen, um meine Angst zu überwinden; ich trug sogar eine kurzhaarige Perücke, da Langhaarige als Guerillakämpfer verdächtigt und vom Militär erschossen wurden. Glücklicherweise bin ich den Guerillakämpfern nie begegnet.
Stattdessen fand ich im Dschungel eine Ausgabe des Time-Magazins, in der von großen Demonstrationen in Miami gegen Richard Nixon und den Republikaner-Parteitag berichtet wurde – denselben Nixon, dessen Politik Guatemalas blutige Unterdrückung angeheizt hatte.
Wütend und da ich keine Überfahrt per Boot bekommen konnte, trampte ich 6.000 Kilometer nach Norden durch Mexiko und direkt durch das Herz des tiefen Südens.
Selbst nachdem ich einen blutigen Guerillakrieg durchlebt hatte, erinnere ich mich, wie viel Angst ich hatte, wieder in die Vereinigten Staaten einzureisen. Sechs Tage später befand ich mich in Miami, mitten im Rachen des Ungeheuers: in Nixons Hauptquartier im Fontainebleau Miami Beach.
Mit meiner kurzhaarigen Perücke landete ich irgendwie in einem Zimmer mit einem republikanischen Delegierten.
Tagsüber schlich ich mich nach draußen, legte wieder meine Langhaarperücke an und schloss mich den Vietnam-Demonstranten an – bis mich der Secret Service mehrmals festnahm. Schließlich freundete sich ein Beamter mit mir an. „Mein eigener Sohn hat lange Haare“, sagte er. „Er empfindet genauso wie du.“
Später wurde ich verhaftet und fast aus den USA abgeschoben, als ich einen Pass nutzte, den er mir heimlich gegeben hatte, um ins Kongresszentrum zu gelangen. Mit Hilfe eines australischen Journalisten entrollte ich während Nixons Rede im Kongresssaal ein Transparent: NIXON TÖTET BABYS
Nicht zuletzt, weil ich gerade gesehen hatte, wie so viele Kinder in Guatemala wegen des von Nixon eingesetzten Regimes starben.
Nach diesem langen Umweg wurde mir klar, dass ich meine eigene Feuerprobe bestanden und zu meiner Überraschung meine Angst vor dem Süden überwunden hatte. Indem ich mich mitten in dem befand, was ich am meisten fürchtete, löste sich meine Angst auf. Einmal mehr lernte ich, wie lohnend es ist, die eigenen Vorurteile in Frage zu stellen.
Von da an suchte ich bewusst nach den tieferen historischen Wurzeln der Unterdrückung der Schwarzen – Wurzeln, die ich im Norden bereits erahnt hatte.
Der erste Teil dieses Buches ist also mein Bericht über die „Wurzeln der Unterdrückung“ und darüber, wie ich unerwarteterweise den Süden lieben lernte – dessen Menschen mich so sehr an das ländliche Westjütland erinnerten, die Landschaft, die mich als Kind geprägt hatte.



1974 – Bartow, Florida. Charles Smiths Hände

Stimmen über das Meer hinweg: Ein Echo gestohlener Leben

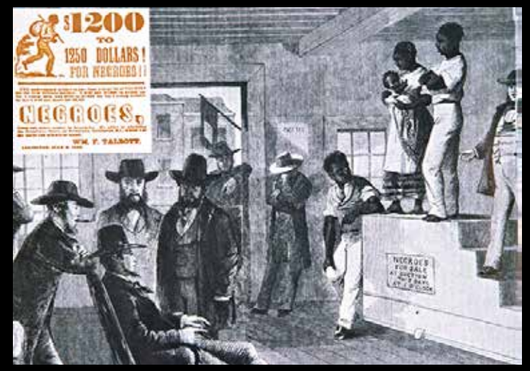
„Das Meer trägt die Last unserer Vorfahren. Es erinnert sich an den Schrecken, aber auch an die Widerstandskraft.“ – Octavia Butler

Wichtig! Der Song „Ship Ahoy“ von The O'Jays illustriert

Echo der Gefangenschaft:
Eine Reise durch Zeit und Erbe

Schiff in Sicht! Schiff in Sicht! Schiff in Sicht!
Soweit das Auge reicht,
kommen Männer, Frauen und Babysklaven
kommen ins Land der Freiheit,
wo das Schicksal des Lebens bereits besiegelt ist.
So jung und so stark
sie warten nur darauf, gerettet zu werden....
Herr, ich bin so müde
und ich weiß, dass du auch müde bist,
schau über den Horizont,
sieh, wie die Sonne
auf dich herabstrahlen...
Schiff in Sicht! Schiff in Sicht! Schiff in Sicht!
Spürst du nicht die Bewegung des Ozeans,
spürst du nicht den kalten Wind, der vorbeizieht?
Es gibt so viele Fische im Meer,
wir reiten einfach, wir reiten einfach, wir reiten einfach
reiten auf den Wellen...
den Wellen... den Wellen...







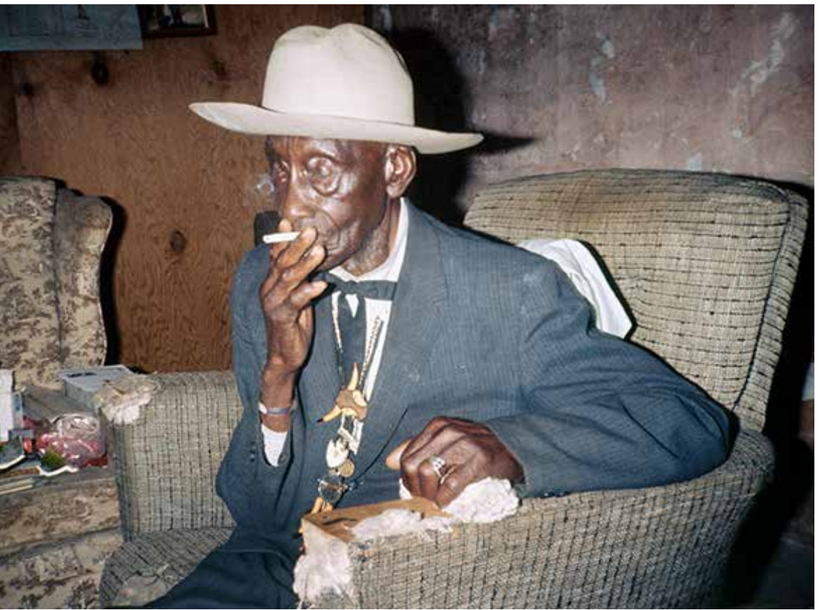
Per Anhalter durch die Geschichte

„Ich wurde in der Zeit der Sklaverei geboren – wann das war? Ich weiß es nicht. Ich kann dir nichts darüber erzählen. Ich weiß nur, dass ich auf den Feldern gearbeitet habe und dass ich hart gearbeitet habe." – Harriet Smith, Hempstead, Texas

Ich hatte gedacht, die Sklaverei liege weit zurück in der Geschichte, aber in Florida traf ich Charles Smith, der behauptete, 134 Jahre alt zu sein und sich deutlich daran zu erinnern, in Afrika versklavt gewesen zu sein.

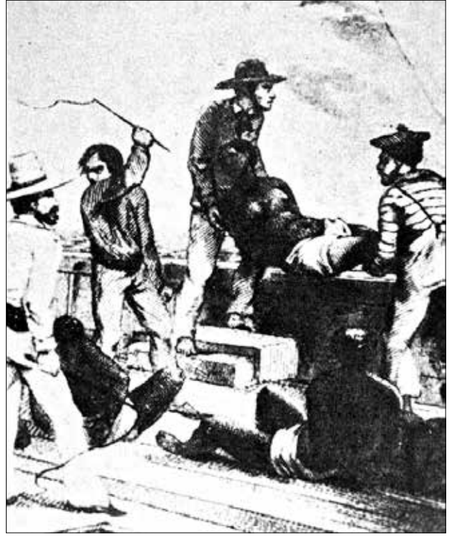
– Ich kam in die Vereinigten Staaten, als ich erst zwölf Jahre alt war.
– Wurden Sie als Sklave in die USA verkauft?
– Ja, warte, ich erzähle es dir jetzt. Sie haben mich aus Afrika hergebracht … Das war zur Zeit der Sklaverei. Ich hatte in Afrika noch nie einen Weißen gesehen. Also fragte ich meine Mama, ob ich runter zum Schiff gehen und den weißen Mann sehen könnte. Sie sagte ja, und seitdem habe ich Mama nicht mehr gesehen. Erwachsene trugen die Kinder an Bord, um die „Zucker-Bäume" unten in den Lukenlöchern zu sehen. Wir spürten, dass sich das Schiff bewegte, dachten aber, es sei der Wind. Er brachte uns nie zurück. Wir sahen die Zuckerbäume nie. Die Farbigen wollten mich über Bord werfen. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen. Legree, der Kapitän des Schiffes, wollte nicht, dass ich über Bord geworfen wurde. Wir kamen in dieses Land und wurden in New Orleans verkauft. Auf einen Block gestellt und versteigert. Der Höchstbietende gewann…

Ein schwarzer Sozialarbeiter, der mich aufgegriffen und meine Bilder gesehen hatte, während ich in Florida herumstreunte, hatte mir von Charles Smith erzählt und mich zu seinem kleinen Haus gebracht. Sowohl er als auch andere Schwarze in der Gegend erzählten mir, dass Smith sich für anders als andere Schwarze hielt und tatsächlich auf sie herabblickte.
Smith war zu jung gewesen, um zu verstehen, warum die älteren Afrikaner ihn über Bord warfen, was laut Historikern durchaus üblich war, um die Kinder vor der Sklaverei zu bewahren. Als er 1854 von einem texanischen Farmer gekauft wurde, war er bereits zu alt, um als Sklave aufgezogen zu werden und die inneren Narben zu erleiden, die Sklaven davontragen, wenn sie gezwungen sind, unterwürfig zu sein, um grausame Bestrafung oder den Tod beim geringsten Anzeichen von Widerstand zu vermeiden. Auch wenn Charles Smith die Geschichte seines Vaters wahrscheinlich mit seiner eigenen verwechselt hat, ist es doch eine ergreifende Schilderung des Schicksals von Millionen anderer gefangener Afrikaner.
Ich stellte fest, dass dieses unterwürfige Verhalten als Überlebensstrategie schwarze Amerikaner noch immer plagt, und es fiel mir auf, dass, wenn die Sklaverei so tiefe psychische Narben hinterlassen hat, wahre Freiheit noch nicht erreicht worden war. Nachdem ich erfahren hatte, dass die Vereinigten Staaten in den 1960er Jahren endlich eine Demokratie wurden, als allen Bürgern das Wahlrecht gewährt wurde, überrascht es mich, dass auch heute noch, 60 Jahre später, ein Viertel der Bevölkerung im Süden Analphabeten sind. Ist es nicht die Pflicht einer Demokratie, ihre Bürger zu bilden?



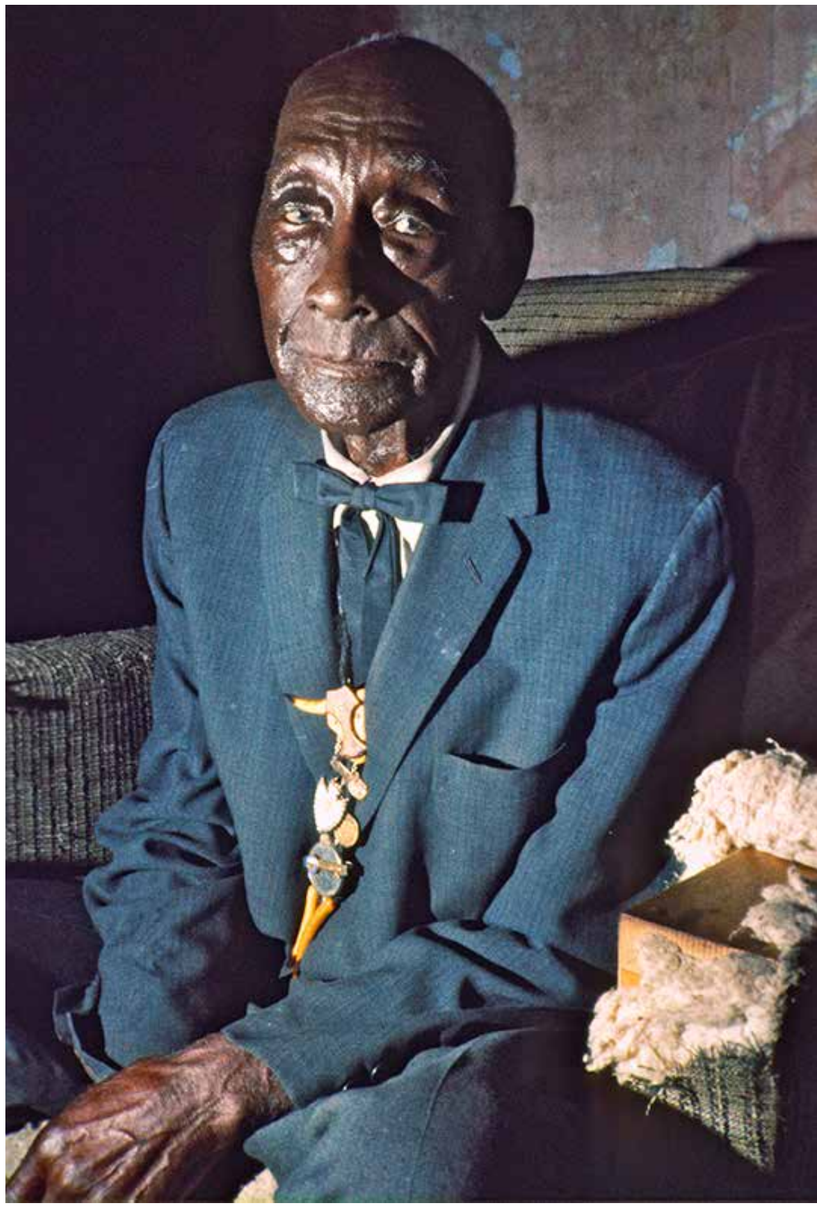
1974 – Bartow, Florida. Charles Smith – ein Jahr, nachdem die BBC einen Film über sein langes Leben gedreht hatte, und ich sah Zeitungsausschnitte an seiner Wand, in denen verkündet wurde, dass er zum Ehrenbürger von Los Angeles ernannt worden war. In meinem langen, auf Tonband aufgezeichneten Interview mit ihm beeindruckte er mich, indem er die Präsidenten seiner Lebenszeit korrekt aufzählte und genau wusste, wie alt er war, als die ersten Autos auf den Markt kamen. Doch nach 2008 kamen Zweifel auf, ob er sich noch richtig an sein Alter erinnern konnte.

Mein oben genanntes Interview mit Charles Smith









Eine kurze Reise zurück zur Bürgerrechtsbewegung

– und meine spätere Arbeit mit der Familie King

„Dr. Kings edler Traum ist zu einem Klischee verkommen, zu einem Schlagwort wie ‚Vielfalt' – einem Ausweg aus komplexen und vielschichtigen Gesprächen über Rasse, anstatt ein Einstieg in diese zu sein. Im besten Fall scheint die Bürgerrechtsbewegung eine Generation hervorgebracht zu haben, die zwar bestrebt ist, über die Rasse hinauszuschauen, auf der anderen Seite jedoch keine Freiheit, sondern ein Rätsel vorfindet. Das Rätsel der Rasse, etwas, das man sieht, aber immer so tun muss, als würde man es nicht sehen." – Emily Bernard, Black Is the Body: Stories from My Grandmother's Time

Jahre vor meiner Ankunft hatten Martin Luther King und die Bürgerrechtsbewegung bereits die offensichtlichsten und primitivsten Formen der Diskriminierung verändert. Doch der bedeutendste Teil seines Traums ging mit ihm ins Grab:

„Ich habe einen Traum, dass eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne ehemaliger Sklaven und die Söhne ehemaliger Sklavenhalter gemeinsam am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können. Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der sie nicht nach der Farbe ihrer Haut beurteilt werden, sondern nach dem Inhalt ihres Charakters. Ich habe einen Traum, dass eines Tages jedes Tal erhöht und jeder Hügel und Berg erniedrigt werden wird …"

Martin Luther Kings schöne Träume teile ich ebenso wie die meisten anderen Weißen. Auf meinem Weg habe ich jedoch bald gelernt, dass der einzige Traum, der wahr geworden ist, vielleicht der ist, dass Afroamerikaner nicht mehr nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilt werden. Das Traurige daran ist, dass die Charaktereigenschaften, die Schwarze nach Jahrhunderten der Unterdrückung entwickelt haben, nicht den Normen der Weißen entsprechen, deren Charaktereigenschaften und wirtschaftliche „Hügel" dadurch geprägt sind, dass sie Unterdrücker sind. Zu sehen, wie sehr sich die Charakterzüge der Afroamerikaner von denen der Weißen und der schwarzen Einwanderer unterscheiden, half mir zu verstehen, welch enorme geistige Unterwerfung die Sklaverei und unsere anhaltende Ausgrenzung der Schwarzen verursachen. Denn andere Menschen auszugrenzen und ihnen das Gefühl zu geben, ungeliebt zu sein, bedeutet, Gewalt gegen ihre Menschlichkeit auszuüben. Dass unsere Sprache der Gewalt heute von jenen, die sie seit Jahrhunderten hören mussten, nicht nur verstanden, sondern auch gesprochen wird, sollte keine Überraschung sein.

„Ich möchte Jacob Holdt … dafür danken, dass er dieses bedeutende Ereignis ermöglicht hat. Es ist immer wieder erfrischend zu wissen, dass der Geburtstag meines Vaters weltweit gewürdigt und gefeiert wird. Als Afroamerikaner schmeichelt mir das Interesse, das die Jugend Dänemarks unserer Kultur entgegenbringt. Afroamerikaner haben viel, worauf sie stolz sein können, und wir schätzen Ihre Anerkennung unserer Leistungen. Gleichzeitig gibt es einige Afroamerikaner, die Verhaltensweisen angenommen haben, auf die wir nicht stolz sind und für die wir uns schämen und die uns peinlich sind. Das auffälligste dieser Merkmale ist die Gewalt untereinander."
– Yolanda King in ihrer Rede bei einer von uns organisierten Veranstaltung unter dem Motto „Stop the Violence", nachdem wir gemeinsam im Kennedy Performing Arts Center Präsident Clinton meine Bilder überreicht hatten.

„Der Traum ist noch immer aufgeschoben. Aber solange der Traum lebt, haben wir Hoffnung."
– Assata Shakur







1975 - Texas



2005 – New Jersey



2015 - King Memorial, Washington DC.

Left 1975 - Martin Luther King Sr., Coretta King, und Bernice King

Below 1975 – Beaumont, TX und 1975 – Tuskegee, AL





„I have a dream" illustriert mit mehreren meiner Fotos





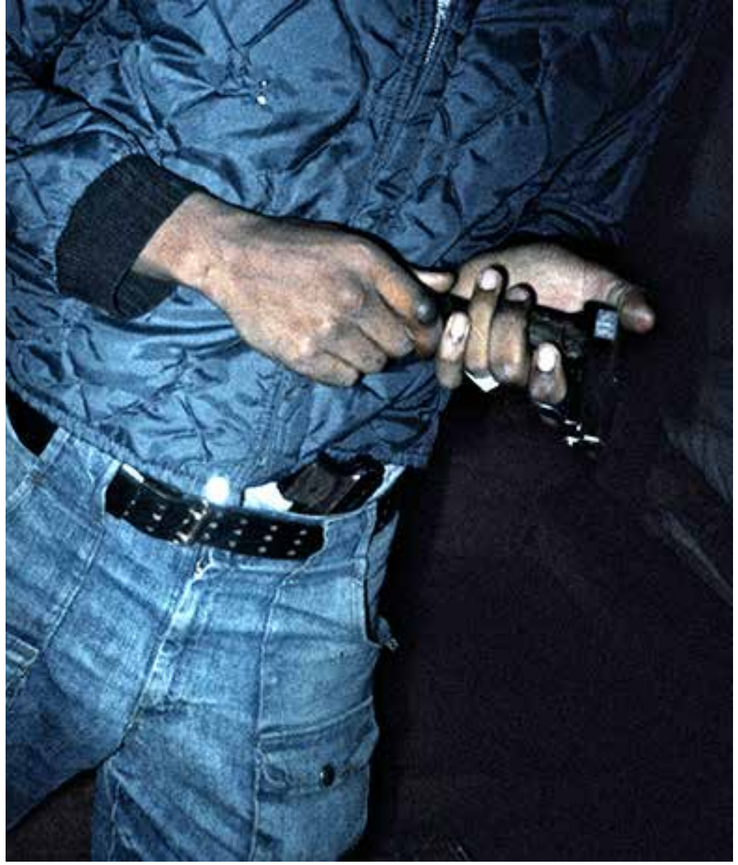
1995 – Queens, NY, Simons Beerdigung, der fünfte aus Lelas Familie, den ich kannte und der ermordet wurde

Woher kommt all die Wut her?

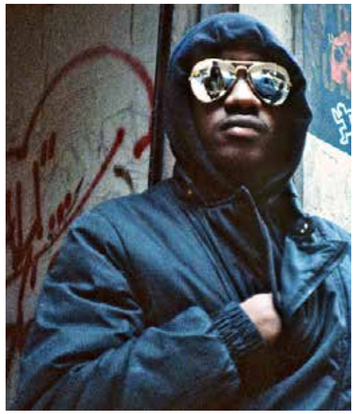
... was steht uns also bevor?
Ich rede von einem Rassenkrieg!
„Reiß dich zusammen“
„Öffne deine Augen, werde klug“
Rassenkrieg... Menschen werden auf den Straßen getötet
Blut an deinen Füßen
Das Geld reicht nicht aus,
und wem werden sie die Schuld geben, mir?

Wo haben WIR einen Fehler gemacht?

Versuch's mal mit den Medien, versuch's mal mit der Polizei, versuch's mal mit deinem Fernseher,
jeden außer dir selbst.
Aber sobald die Kugeln fliegen
stirbt die erste Person
und das alles wegen der Lügen
Geschichtsbücher, die Hass lehren
Ich hatte keinen Ausweg aus dem rassistischen Glauben
es ist wie in Südafrika, wir werden anfangen zu töten
Rassenkrieg, Rassenkrieg, Rassenkrieg, Rassenkrieg, Rassenkrieg...







1987 – Harlem, NY und 1973 – Norfolk, VA

Echos der Gewalt: Die generationenübergreifenden Folgen der Unterdrückung

„Das Trauma dieser Geschichte lebt in unseren Körpern, in unseren Köpfen, in der Art und Weise, wie wir mit der Welt interagieren.“ – Nikole Hannah-Jones

Aber wenn man, wie ich, aus Europa kam und zum Beispiel noch nie eine Pistole gesehen hatte, erlebt man einen Schock, den man nie vergessen wird, wenn man zum ersten Mal den Klang dieser Sprache hört. Nach nur wenigen Tagen in diesem neuen Land wurde ich von bewaffneten Männern überfallen – eine Art von Menschen, denen ich noch nie begegnet war.

Ebenso war die Angst, die ich empfand, eine Angst, die ich noch nie zuvor erlebt hatte: die Angst vor einem anderen Menschen.

Meine Reise wurde danach zu einem großen Teil zu einer Reise in diesen Menschen hinein. Und je mehr ich diesen Menschen verstehen und mögen lernte, desto mehr begann ich zu erkennen, wie ich selbst diesen Zorn in einem unterdrückerischen System ausgelöst haben könnte, das mich und andere Einwanderer vom ersten Tag an auf die Seite des Unterdrückers gezwungen hatte, ob ich das als dänischer Tourist nun wollte oder nicht.

Könnte ich durch mein Verhalten sogar der Grund für diese Wut sein? Könnte ich selbst jemals solche Wut in mir hegen?

Seit dem Tag, an dem ich diese gewalttätige amerikanische Realität erlebte, begann ich zu verstehen, in welchem Maße Angst und Wut die Beziehung zwischen Unterdrücker und Unterdrücktem prägen.

Auszug aus dem Song
„Race War“ von Ice-T

Jakobus 5,1–6 (Wehe den Reichen)

Mit dem Rolls-Royce auf der Underground Railroad

„Die Underground Railroad ist größer als ihre Betreiber und Passagiere. Es ist dieser großartige amerikanische Geist des Widerstands, diese Idee, dass wir besser sein können, als wir sind, dass wir gegen die Systeme kämpfen können, die darauf ausgelegt sind, uns zu unterdrücken.“ – Colson Whitehead, Autor von „The Underground Railroad“

In New Orleans lebte ich mit einem schwarzen Mörder namens Nell zusammen. Wie die anderen Mörder, die ich kannte, war er ein ganz normaler Mensch, der durch einen Zufall oder aufgrund seiner sozialen Herkunft zum Mörder geworden war. Natürlich dauerte es eine Weile, bis er mir von seiner Vergangen-heit erzählte, da er aus einem Gefängnis in Nevada geflohen war und gesucht wurde, aber wie andere Kriminelle auch hatte er das Bedürfnis, das, was ihn bedrückte, mit einem anderen Menschen zu teilen, dem er vertrauen konnte. Niemand kann mit einer so schweren Last allein leben. Wir wohnten mit ein paar anderen Leuten im Osten von New Orleans, und Nell versuchte, ein so normales und anständiges Leben zu führen, wie es die Umstände zuließen. Da er wusste, dass er für den Rest seines Lebens ins Gefängnis zurückgeschickt würde, wenn er in irgendetwas verwickelt würde, versuchte er, sich so weit wie möglich von Verbrechen fernzuhalten, und verdiente seinen Lebensunterhalt hauptsächlich als Blut-spender. Ich hielt seine Chancen, für den Rest seines Lebens frei zu bleiben, nicht für sehr gut, aber ich bemühte mich sehr, seine Atempause in Freiheit so glücklich und ermutigend wie möglich zu gestalten. Ich hatte das Gefühl, dass er bereits genug bestraft worden war durch die Armut und Demütigung, denen ihn die Gesellschaft in seiner Kindheit ausgesetzt hatte, noch bevor er irgendein Verbrechen begangen hatte.

Als ich diese Meinung während eines unserer nächtlichen Gespräche äußerte, vertraute er mir sein Ver-brechen an, und danach verband uns dieses geheime Vertrauen noch enger. Wir gingen oft gemeinsam spazieren oder zur Blutbank. Meistens konnten wir überleben, indem wir zweimal pro Woche Plasma verkauften, da die Blutbanken in New Orleans damals die bestbezahlten in den USA waren: 6,10 Dollar pro Besuch. Nur in seltenen Fällen war ich gezwungen, Käse und andere Kleinigkeiten aus Supermärk-ten zu stehlen, um mich zu ernähren. Ich wollte nicht, dass Nell das tat, denn er hätte lebenslänglich im Gefängnis landen können, während ich mit meinem weißen Privileg wusste, dass ich mich, falls ich er-wischt würde, mit meinen Worten aus einer solch peinlichen Situation gegenüber den Verkäufern heraus-reden könnte. Nell wurde stets von seinem Schicksal verfolgt, doch nie wurde mir das so deutlich be-wusst wie in der letzten Nacht, in der ich ihn sah.

Wir hatten den dummen Fehler begangen, gemeinsam durch die Straßen des schwarzen Viertels zu ge-hen, in dem wir wohnten, und damit die Aufmerksamkeit der Polizei auf uns gezogen. Es ist eine Tod-sünde, wenn ein Weißer und ein Schwarzer gemeinsam durch ein schwarzes Viertel gehen, da sie sofort verdächtigt werden, Drogendealer zu sein. Da wir jedoch tief in ein Gespräch vertieft waren, als wir das Viertel betraten, vergaßen wir, uns zu trennen. Es dauerte nicht lange, da hielt ein Streifenwagen neben uns in einer der schummrig beleuchteten Straßen der East Side. Die Polizisten waren von der netten, gut gelaunten Sorte, die uns eigentlich nur erschrecken wollten, also sagten sie uns, wir könnten gehen, wenn wir ihnen nur unsere Marihuana-Zigaretten gäben. Ich habe schon so oft gesehen, wie die Polizei diese Methode in schwarzen Vierteln anwendet, weil sie das beschlagnahmte Gras nicht melden muss; sie kann es selbst rauchen. Ich hatte nichts bei mir, aber ich wusste, dass Nell ein oder zwei Joints dabei hatte, wie die meisten Leute. Doch plötzlich wurde Nell von der Paranoia über sein Schicksal erfasst – jener Para-noia und dem Misstrauen gegenüber seinen Mitmenschen, die fast jeder aus seinem sozialen Umfeld hat – und er weigerte sich, die Joints herauszugeben. Ich für meinen Teil hätte keinen Moment gezögert. Ich hatte vollstes Vertrauen in die Polizisten. Nells Misstrauen gegenüber der Polizei führte dazu, dass er sich verschloss und irrational handelte. Die Polizei ist darauf trainiert, solche Reaktionen bei Kriminellen zu beobachten, und sie stiegen sofort aus dem Auto, um ihn zu durchsuchen. Sie fanden nur zwei kleine Joints und sein Messer, aber da er keinen Ausweis bei sich hatte, brachten sie ihn zur Abnahme von Fin-gerabdrücken auf die Wache. Da wusste ich, dass ich Nell nie wieder sehen würde. Er war der Paranoia und den Schuldgefühlen zum Opfer gefallen, die allen armen Schwarzen eigen sind, ob sie nun ein Ver-brechen begangen haben oder nicht. Es war dieselbe Paranoia, die ihn überhaupt erst zum Mörder ge-macht hatte.

Nachdem Nell „diese Welt“ verlassen hatte, wirkte New Orleans plötzlich wie eine Geisterstadt, und ich konnte es nicht länger ertragen, in demselben Haus zu bleiben. Ich wollte raus aus der Stadt, also ver-suchte ich, per Anhalter nach Baton Rouge zu fahren. New Orleans ist einer der Orte in Amerika, an de-nen es am schwersten ist, eine Mitfahrgelegenheit zu bekommen, und ich wartete stundenlang mit mei-nem Schild an der Autobahn, in der Hoffnung, mitgenommen zu werden, bevor die Polizei kam. Plötz-lich hielt der einzige Rolls-Royce, in dem ich je mitgefahren bin, mitten auf der dreispurigen Autobahn an, um mich mitzunehmen. Es war mitten in der Rushhour, und wir verursachten sofort einen riesigen Stau aus hupenden Autos. Kaum war ich im Auto, kam die Polizei hinter uns her und stellte uns einen Strafzettel wegen unerlaubten Haltens aus. Der Mann, der mich mitgenommen hatte, sagte, er würde sich darum kümmern, ging zurück zu den Polizisten und gab ihnen wortlos seine Visitenkarte. Als die Polizis-ten seinen Namen sahen, wurden sie ganz freundlich und lächelten, folgten ihm zurück zu seinem Rolls-Royce, klopften ihm auf den Rücken und versicherten ihm, dass es nur



1974 - Palm Beach, FL

eine Kleinigkeit sei und wir uns keine Sorgen mehr machen sollten. Natürlich fragte ich mich, wer dieser Typ sein könnte, der so glimpf-lich davonkam, ohne auch nur einen Strafzettel zu bekommen. Er erzählte mir, dass er Wayne A. Karm-gard hieß und mich mitgenommen hatte, weil ich mit meinem Schild „Touring USA from Denmark“ da-stand. Er hatte noch nie zuvor einen Anhalter mitgenommen, dachte aber plötzlich, es könnte Spaß ma-chen, da er dänischer Abstammung war. Normalerweise hätte mich diese Information dazu gebracht, den Mund zu halten und so schnell wie möglich aus dem Auto zu steigen. Ich habe schon lange jegliche Lust verloren, mit dänischstämmigen Amerikanern zusammen zu sein, die mir allzu oft nur ein einziges Gefühl hinterlassen: ein Gefühl der Scham, Däne zu sein. Mein Rat an Dänen , die Amerika besuchen, lautet: Wenn ihr einen guten Eindruck vom Land gewinnen wollt, haltet euch von dieser Bevölkerungsgruppe fern, die oft zu den rassistischsten und reaktionärsten weißen Gruppen in den Vereinigten Staaten gehört. 80 Prozent von ihnen wählen die Republikaner, habe ich gehört. Sie reden nur davon, wie wunderbar es ist, in Dänemark keine hohen Steuern zahlen zu müssen. Sie entziehen sich jeder menschlichen Verant-wortung, um ihre Steuern zu senken. Ich habe dänisch-amerikanische Leute getroffen, die in ihrer Heimat Dänemark „glühende“ Sozialdemokraten waren, sich aber in nur fünf Jahren in die düstersten Reaktionä-re verwandelt haben. Dänisch-Amerikaner stehen in krassem Gegensatz zu amerikanischen Juden, die die einzige weiße Gruppe sind, mit der ich eine starke Harmonie empfinde. Diese Gruppe hat ein sehr tiefes Verständnis für die Lebensumstände der Schwarzen und die sozialen Mechanismen, die sie seit so vielen Jahrhunderten zu den „Negern“ Europas gemacht haben.

Dennoch konnte ich zu einem dänisch-amerikanischen Mann in einem Rolls-Royce nicht nein sagen. Ich begann sofort, ihn mit Reiseerzählungen zu unterhalten, damit er mich zu sich nach Hause einlud. Ich hob besonders meine Erlebnisse mit Rockefeller und Kennedy hervor, denn alle kleinen Millionäre schauen zu den großen Millionären auf. Ich wusste, dass er mich zu sich nach Hause einladen würde, weil er das Gefühl hatte, dass es ihn den Rockefellers ein wenig näherbringen würde. Es funktionierte, und so kehrte ich schließlich nach New Orleans zurück. Ihm gehörte das schönste und teuerste Hotel der Stadt, mitten im Herzen des French Quarter. Jeder in der Stadt kannte ihn, und später erfuhr ich, dass ihm ein Großteil des French Quarter gehörte und er ein Immobilienspekulant (Slumlord) war. Ich bekam eine fabelhafte Suite in seinem Hotel, dem Maison de Ville, und mir wurde gesagt, ich solle einfach klingeln, wann immer ich etwas wollte. Schwarze Kellner in frisch gebügelten Uniformen servierten mir alles auf Silbertabletts mit übertriebener Unterwürfigkeit. Ich saß im Garten des Hotels und ließ mir von einem schwarzen Kellner eine Sache nach der anderen bringen, um ihn zum Reden zu bringen, aber es war un-möglich. Wahrscheinlich fühlte er sich in seiner ganzen Existenz bedroht, als ich mit ihm wie mit einem normalen Menschen sprach. Ich saß da und dachte, wie seltsam es war, dass in genau diesem Moment Nell von weißen Gefängniswärtern in der Hölle „bedient“ wurde, während ich von schwarzen Kellnern im Himmel bedient wurde. Es war, als hätte uns alles in unserem Leben ganz natürlich an unsere jeweili-gen Orte geführt, und unsere kurze Freundschaft war nur ein flüchtiger Blick auf die Utopie. Doch mir fiel auf, dass Nell als schwarzer Mann eigentlich weiter gekommen war, denn war er nicht freier als die-ser gebrochene Diener, der seinen Kopf nur hochhalten konnte, indem er lernte, seine eigene Unterdrü-ckung hier in diesem sadomasochistischen Universum des reichen Dänen zu genießen?

War Karmgard nicht ein mächtiger Unterdrücker, während er gleichzeitig ein sanfter, stiller und unglück-licher Mann zu sein schien, der gelernt hatte, die ihm in dieser Gesellschaft gegebenen Mechanismen voll auszunutzen? Außerdem galt er als der reichste Homosexuelle der Stadt, was bedeutete, dass er selbst Teil einer unterdrückten Minderheit war. War es nicht dieselbe Unsicherheit als schutzlose Minderheit, die ihn in diese unglückliche Lage getrieben hatte, so wie sie im Laufe der Jahrhunderte viele Juden in Europa in ähnliche wirtschaftliche Sicherheit getrieben hatte?

Die Sicherheit dieser Umgebung war widerlich. Ich fühlte mich unruhig und einsam. Es war ein Lieb-lingshotel der reichsten und glamourösesten Filmstars, aber es gab keinen menschlichen Kontakt. Sollte ich auf die Straße gehen und einen armen Menschen suchen, mit dem ich meine luxuriöse Suite und eine Flasche Wein teilen konnte? Nein, man sollte sich Freundschaft nicht mit Reichtum erkaufen, dachte ich. Nicht einmal mit geliehenem



1973 - New Orleans



1973 – Natchez, MS – Meine „Dienstmagd“ und spätere lebenslange Freundin Earline Gaynes



1973 - Natchez, MS



1973 - New Orleans, LA

Reichtum. Ich blieb nur eine Nacht dort, eine furchtbar einsame Nacht.
Jahrelang hatte ich mit anderen Menschen zusammen gewohnt und das Bett geteilt, und es war ein Schock, plötzlich ganz allein zu sein. Nach meinem Frühstück auf dem Silbertablett am nächsten Tag eilte ich zurück in die Freiheit, entschlossen, mir Mitbewohner zu suchen. Auf der Bourbon Street kamen zwei junge Mädchen auf mich zugerannt, um ein Autogramm von „ “ zu bekommen. Als Touristinnen waren sie aus Neugier in das berühmte Hotel gegangen, hatten mich unter den Palmen beim Frühstück sitzen sehen und angenommen, ich sei ein Filmstar. Einen Moment lang war ich versucht, den „Filmstar“ zu spielen und vielleicht bei ihnen unterzukommen, doch dann beschloss ich, die Wahrheit zu sagen. Da-raufhin verloren sie jegliches Interesse an mir, und mir wurde klar, dass ich wieder auf dem Boden der Tatsachen angekommen war. Wegen der vielen Touristen ist es für einen Vagabunden unmöglich, in New Orleans eine Unterkunft zu finden.
Gegen Abend war ich sehr hungrig und erinnerte mich an Bonnie’s Grill in der Decatur Street, den Nell mir einmal gezeigt hatte. Bonnie war eine enorm dicke weiße Frau, die eine schäbige kleine Kaffeebar betrieb. Bonnie war die Art von Mensch, die mit anderen nur in groben, mürrischen Worten sprechen konnte, und sie schrie sie ständig an, aber je härter sie mit den Leuten redete, desto mehr liebte sie sie. Sie hätte mit dem Café leicht gutes Geld verdienen können, aber stattdessen war sie immer pleite, weil der Laden von den ärmsten Obdachlosen frequentiert wurde und Bonnie den ganzen Tag lang kostenlose Mahlzeiten an Leute ausgab, die kein Geld hatten. Bonnie erinnerte sich an mich und wusste, dass ich kein Geld hatte, also schob sie mir sofort eine große Schüssel Maisgrütze hin und später Hamburger und andere Leckereien. Sie stand da in ihrer ganzen Pracht, die Hände in die Hüften gestemmt, und beobach-tete mich, ohne ein Wort zu sagen, aber ich wusste, dass sie mich mochte, weil ich Nell gekannt hatte.

Ohne Nell zu erwähnen, sagte sie nach langem Schweigen: „Du kannst jetzt bei mir wohnen.“ Also zog ich in Bonnies schäbige und überfüllte Wohnung ein. Überall waren Läuse und Flöhe und mehrere Zen-timeter Staub.

Was in den nächsten Tagen geschah, war seltsam, denn obwohl wir uns kaum verständigen konnten und keine sexuelle Beziehung hatten, kamen wir uns schnell näher, als ich es mit jedem anderen Menschen auf meiner Reise gewesen war. Als wir merkten, dass wir wahrscheinlich die Einzigen waren, denen Nell ihre Vergangenheit anvertraut hatte, wurden wir unzertrennlich. Das Zusammenleben mit Bonnie war wie das Leben auf einem Vulkan voller menschlicher Wärme. Sie ist die Einzige, die ich kenne, die noch im-mer die „Underground Railroad“ betreibt. Bei ihr zu leben bedeutete, fast jede Nacht von einem schwar-zen Mann geweckt zu werden, der vor dem Gesetz auf der Flucht war. Sie alle fanden hier Zuflucht. Bonnie liebte schwarze Männer, besonders jene, die sich auf die eine oder andere Weise gegen das Herr-Sklave-Verhältnis aufgelehnt hatten. Sie war schon immer so gewesen. Sie hatte in Jacksonville, Florida, gelebt, war aber von den Weißen geschlagen und aus der Stadt vertrieben worden. Sie war nach New Orleans gegangen, das im Süden als freiere Stadt gilt.
Ihre eigenen beiden Kinder wurden vernachlässigt und brauchten Kleidung, gesundes Essen und Vitami-ne; andererseits waren sie durch das Vorbild ihrer Mutter dazu erzogen worden, nicht zu hassen, und wa-ren auf ihre eigene Weise weitaus gesünder als die meisten weißen Kinder. Während ihrer gesamten Kindheit hatten sie gesehen, wie Mörder, Diebe, Vergewaltiger, Junkies und andere Kriminelle den Platz ihres Vaters im Bett ihrer Mutter einnahmen, doch sie hatten sie alle als Menschen erlebt, weil sie sie durch die Augen ihrer Mutter gesehen hatten. Bonnie weigerte sich, nur ihre unterdrückte Identität zu akzeptieren und zu sehen, und schuf durch diesen tieferen Glauben an den Menschen tatsächlich Men-schen. Für diese Kinder hatten Begriffe wie „Mörder“ und „Nigger“ keine Bedeutung, denn in Bonnies Zuhause benahmen sich die Männer alle wie ihr „Papa“, und so sahen die Kinder sie auch. Es gab immer Jubel, wenn ein „Papa“ aus dem Gefängnis entlassen wurde. Bonnie seufzte ein wenig, weil sie Nell nie wieder sehen würden, aber sie war bereit, eine neue Nell aufzunehmen. Bonnie und ich entwickelten ein stilles Verständnis und Zuneigung füreinander, das sich im Laufe der Jahre zu einer so starken Liebesbe-ziehung entwickelte, dass ich immer wieder nach New Orleans zurückkehrte, um mit ihr zu leben. Bon-nie weiß nicht, ob sie Jüdin oder Dänin oder Irin oder Polin ist. Sie ist einfach Amerikanerin, sagt sie.

Auszüge aus Originalbriefen in meinem frühen, primitiven Stil

PS – Ich habe meine stereotypen, abgedroschenen Verallgemeinerungen über bestimmte Minderheiten hier als Gegengewicht zu Bonnies wahrhaft amerikanischer Haltung stehen lassen, die ein direkter Vor-läufer von Obamas Wahl.

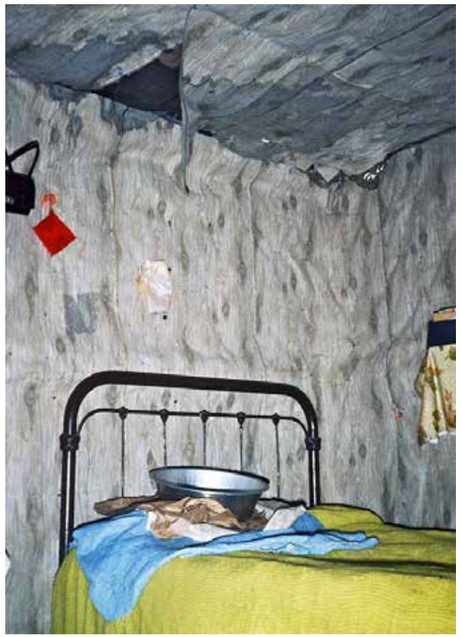
Meine Zeitreise zurück in 200 Jahre weißer Baumwolltyrannei

„Das Baumwollfeld war unsere Welt, und die Reihen erstreckten sich endlos nach Norden und Süden, wie die Nähte unserer Geschichte.“ Ralph Ellison, „Invisible Man“

„Baumwolle und Blut vermischten sich auf so manchem Feld, wo die Toten und Sterbenden dicht neben den gehackten Reihen und den herabfallenden Kapseln lagen.“ – Frederick Douglass, [My Bondage and My Freedom]

Auf meinem Weg nach Florida im Winter entdeckte ich, wo diese Angst und Feindseligkeit, die in meiner schrecklichen Begegnung in den Straßen des Nordens gipfelte, ihre Wurzeln hatte. Nur wenige Schwarze pflücken heute noch Baumwolle, aber die Begegnung mit denen, die noch immer hinter dem Baumwollvorhang gefangen waren, mitten in der Wohlstandsgesellschaft der 1970er Jahre, wirkte so surreal, dass ich mich sofort in die Geschichte zurückversetzt fühlte – erstickt von der Baumwolle, deren weiße Tyrannei einst das gesamte Leben der Schwarzen im Süden verhüllte.





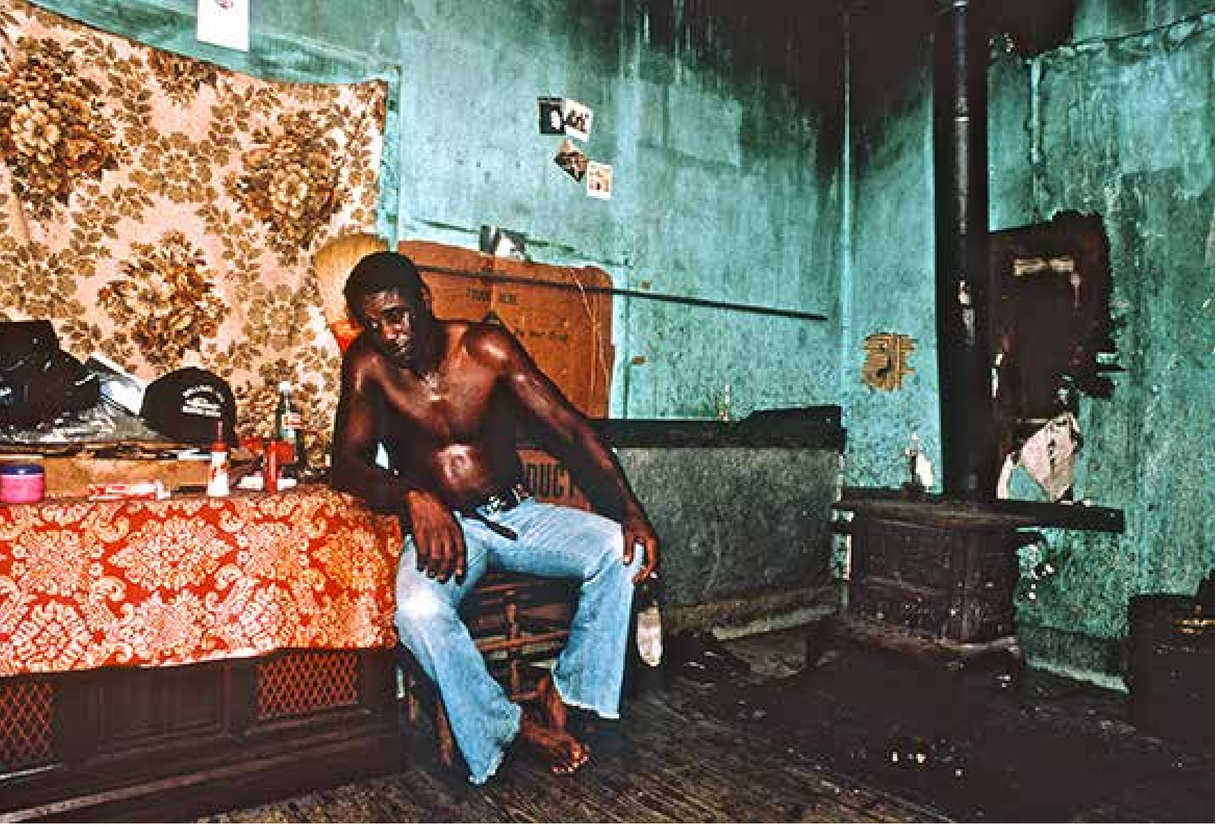


1973 - Allendale County, SC









1995 - Bullock County, AL



1975 - Edgecombe County, NC

1975 - Macon County AL



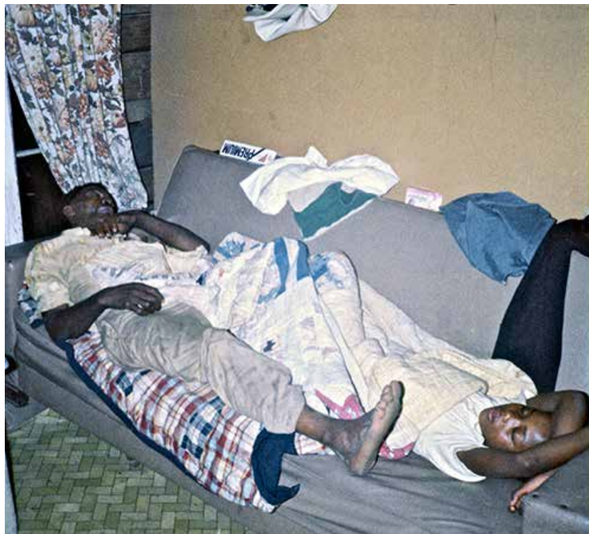
1975 - Edgecombe County, NC



1974 - Washington, NC



1974 - Apopka, FL



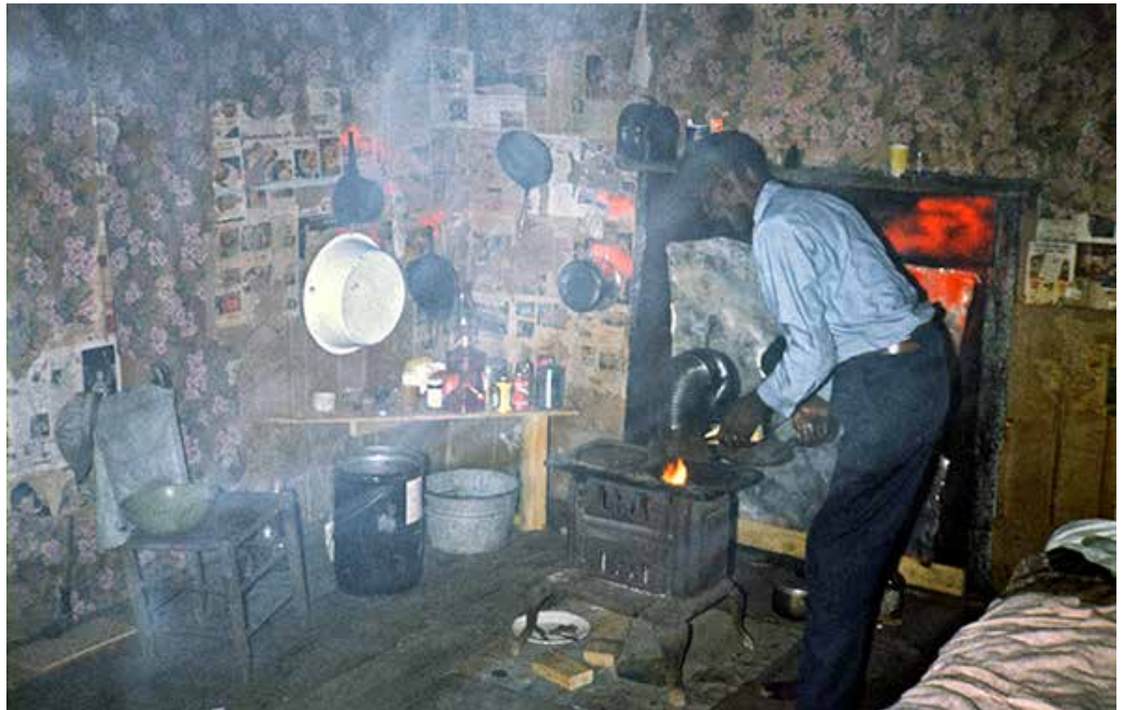


1978 - Bullock County, AL



1973 - Allendale County, SC

1975 - Waynesboro GA



„Baumwolle ist König, und wir sind die Sklaven. Wir pflücken die Baumwolle, aber wir sehen nie das Geld. Wir leben in Hütten, aber wir besitzen nie das Land. Wir arbeiten in der Sonne, aber wir spüren nie die Wärme." – Richard Wright, Black Boy

Bei der Arbeit auf den Feldern entdeckte ich eine Realität, die weit entfernt war von den historischen Fotos und Karikaturen, an die ich mich erinnerte, auf denen lächelnde, fast kindliche Baumwollpflücker zu sehen waren. Die Lächeln auf diesem Bild waren tatsächlich die einzigen, die ich auf den Plantagen sah – sie zeigten sich nur, als ein Arbeiter mühsam versuchte, herauszufinden, wie meine Kamera funktionierte.

Es dauerte lange, bis ich ihre Feindseligkeit und Angst vor mir als weißem Mann überwinden konnte, aber schließlich durfte ich bei Martha und Joe bleiben, im Gegenzug dafür, dass ich ihnen die gesamte von mir gepflückte Baumwolle überließ. Obwohl ich von morgens bis abends schuftete und am ganzen Körper Schmerzen hatte, schaffte ich es nie, mehr als vier Dollar pro Tag zu pflücken. Die anderen, die erfahrener waren, konnten über sechs Dollar verdienen. Relativ gesehen ist es heute noch immer so: Ich sehe Martha und viele der anderen bei Walmart arbeiten und immer noch nicht in der Lage sind, sich aus eigener Kraft aus der Armut zu befreien.

Erntemaschinen vertrieben sie von den Feldern, und in den Jahren seitdem habe ich auch gesehen, wie unabhängige schwarze Bauern ihr Land verloren, weil sie keine Kredite für dieselben teuren Maschinen bekommen konnten wie die von Weißen geführten Industriebetriebe – Betriebe, die durch staatliche Subventionen unterstützt werden. Diese belaufen sich mittlerweile auf durchschnittlich 2,1 Milliarden Dollar pro Jahr, etwa die Hälfte des Erntewerts.

Der Grund? Schutz vor billiger, handgepflückter Baumwolle, die aus Indien und Afrika importiert wird. Wieder eine Form von Rassismus, die den Armen schadet und sie ausgrenzt.

Als ich also vier Cent pro Pfund für Akkordarbeit erhielt, schämte ich mich einerseits für mein Privileg und war andererseits seltsamerweise stolz darauf, einen Bruchteil des Leids zu teilen, das das Leben von Millionen von Schwarzen geprägt hatte. Der weiße Landbesitzer verkaufte dieselbe Baumwolle für zweiundsiebzig Cent pro Pfund. Ich begann zu verstehen, wie er in einer großen weißen Villa leben konnte, während seine Pflücker in Hütten wohnten.



2004 - Arkansas

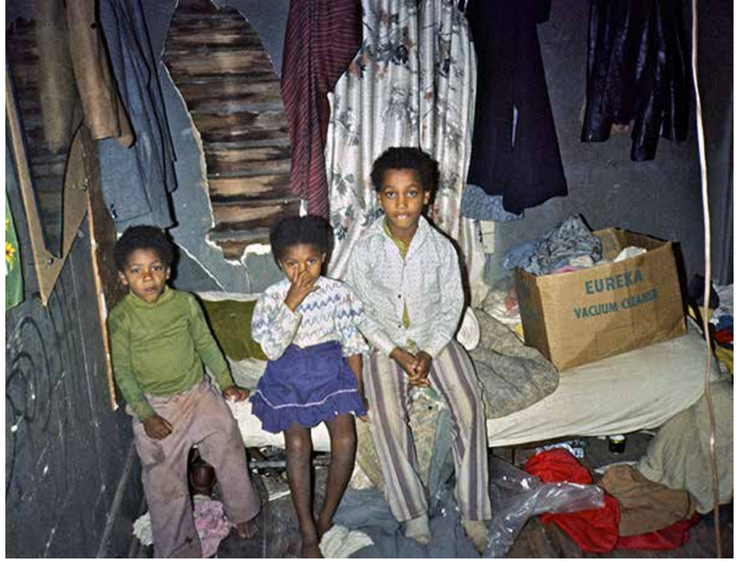


1996 - Selma, AL

Bei Feierabend wog sein Sohn die Baumwolle und bezahlte uns sofort. Wir waren erschöpft. Das Geld bereitete uns keine Freude, es reichte kaum aus, um Kerosin für die Lampe in einer Hütte zu kaufen, die nicht größer oder besser war als die „ “, in denen diese Sklaven einst gelebt hatten.

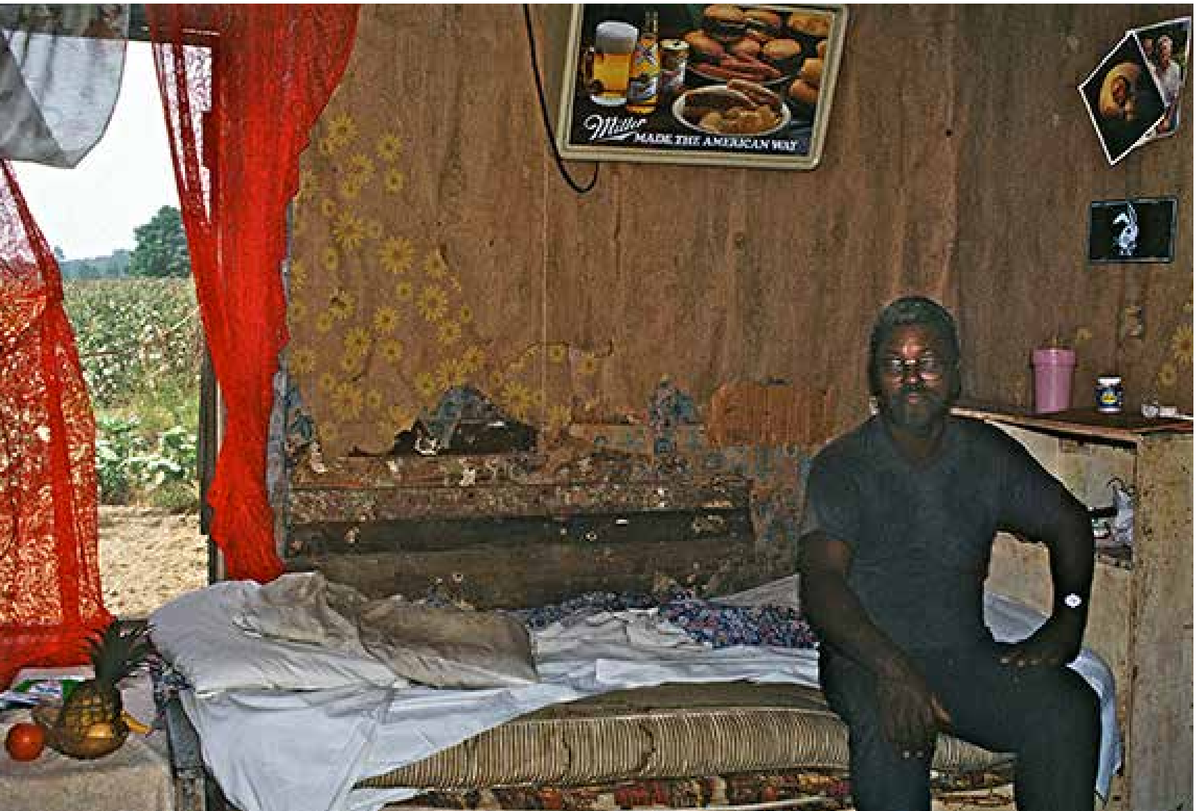
Wie konnten diese Menschen als frei bezeichnet werden, wenn alles um sie herum sie an das alte Herr-Sklave-Verhältnis erinnerte?

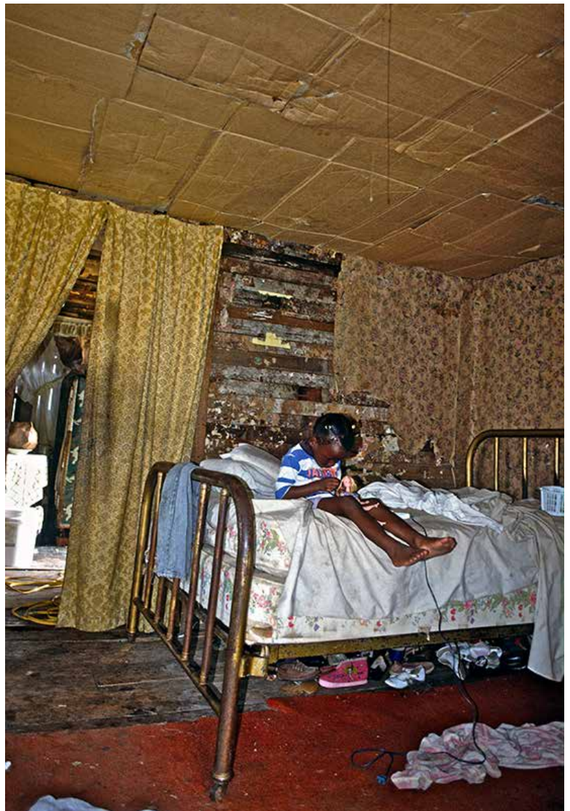
1996 - Selma, AL



1973 - Zebulon, NC

1996 – Selma, AL – Baumwollpflücker in einer Hütte mitten in den Baumwollfeldern





1974 - Elizabethtown NC





1974 - Washington, NC



1974 - Alachua, FL



1973 - Allendale County, SC



2004 - Arkanas



1973 - Allendale County, SC

1975 - Meridian, MS



Fesseln der Seele: Der ungebrochene Griff der Baumwolle

Sklaventreiber
Jetzt hat sich das Blatt gewendet
Fang Feuer
jetzt wirst du dich verbrennen.
Jedes Mal, wenn ich das Knallen der Peitsche höre
wird mir das Blut in den Adern kalt
Ich erinnere mich noch gut an das Sklavenschiff
wie sie meine Seele brutal misshandelten.
Heute sagen sie
dass wir frei sind
nur um in dieser Armut gefesselt zu sein!
Guter Gott
Ich glaube, es ist Unwissenheit
es ist nur eine Maschine, die Geld macht.

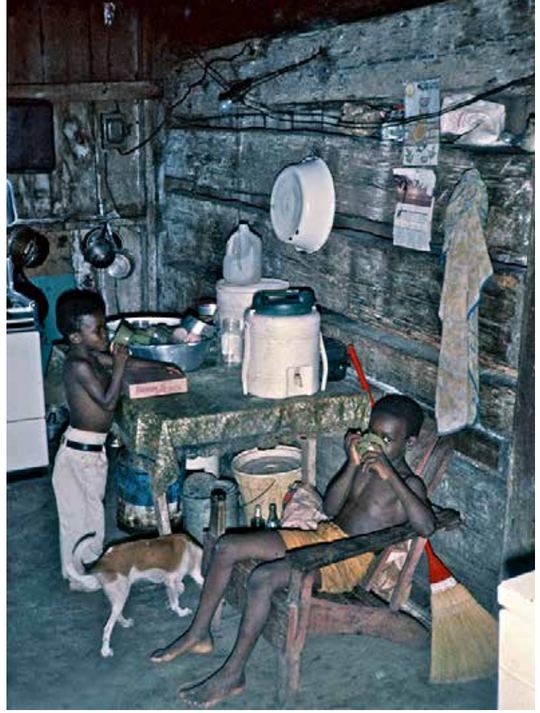
„Baumwolle ist der Stoff, aus dem unser Leben gewebt ist, aber auch der Stoff unserer Unterdrückung. Sie verbindet uns mit der Vergangenheit und der Gegenwart, mit den Reichen und den Armen, mit dem Land und dem Wasser. Sie ist ein Faden, der uns verbindet, uns aber auch auseinanderreißt." – Isabel Wilkerson, The Warmth of Other Suns

Ein Jahrhundert zuvor hielten es die Weißen für ihr „natürliches Recht", Menschen als Eigentum zu kaufen und zu verkaufen. Stunde um Stunde, als symbolisches Echo dieses Glaubens, fuhren wohlhabende Viehbesitzer aus dem Norden in großen Wohnmobilen auf ihrem Weg ins sonnige Florida an uns in den Baumwollfeldern vorbei.

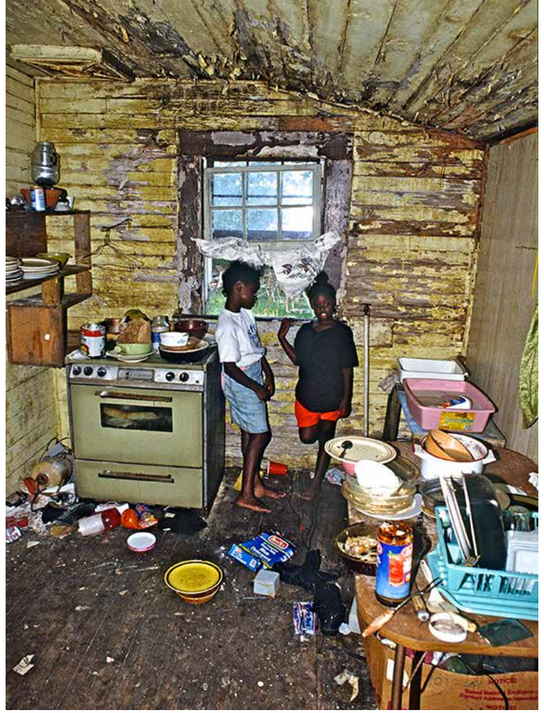
Warum besaßen die Papierkramschieber in New York und Massachusetts, die bereits riesige Häuser hatten, auch diese rollenden Häuser, während den Erntehelfern nicht einmal eine wasserdichte Hütte zur Verfügung stand?

Selbst heute kostet jedes Wohnmobil zehnmal so viel wie die Wohnwagen meiner ehemaligen Freunde, der Baumwollpflücker, und jede Reise nach Florida verursacht genauso viel CO_2-Ausstoß – fünf Tonnen – wie die Armen in einem Jahr verursachen. Die reichsten 10 Prozent der Amerikaner stoßen 56,5 Tonnen pro Person aus und lassen damit die Baumwollpflücker Pakistans buchstäblich ertrinken, überschwemmen ein Drittel ihres Landes und zerstören die Hälfte ihrer Ernte – derselbe unschuldige und gedankenlose Kastenwahn, der sich gegen Nicht-Weiße richtet, ganz wie gestern.

Der Song „Slave Driver" von Taj Mahal – illustriert

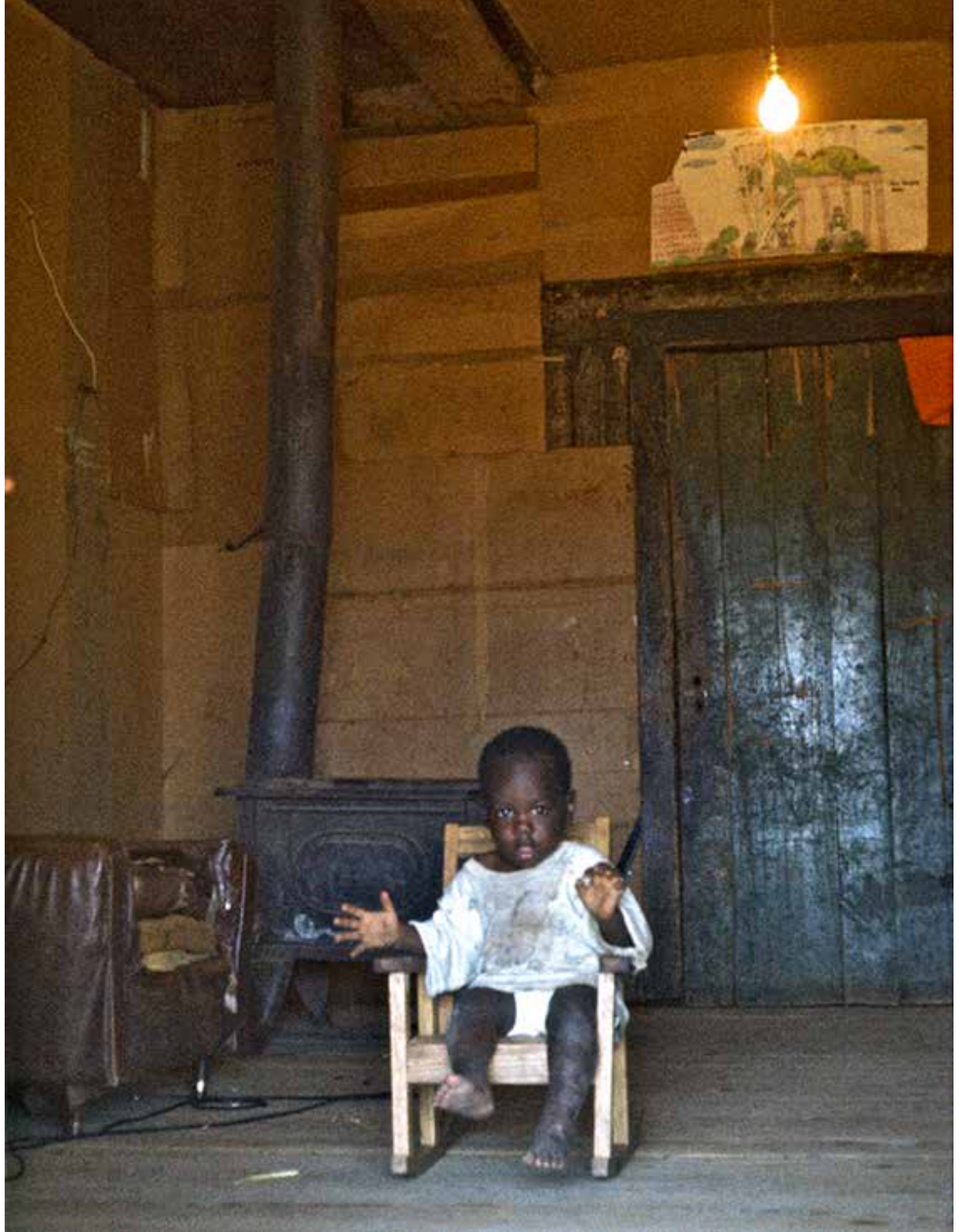


1995 - Notasulga, AL - unten 1990 - Burke County, GA



1975 - Macon County AL - rechts 1973 - Tunica, LA





Per Anhalter zurück durch 350 Jahre Tabaksklaverei

„Ich wuchs im Schatten der Tabakfelder auf, wo meine Vorfahren versklavt und gefoltert wurden. Ich sah den Schmerz und das Leid in ihren Augen und hörte ihre Geschichten in ihren Liedern. Ich schwor mir, ihre Stimmen niemals zum Schweigen zu bringen, ihren Kampf niemals in Vergessenheit geraten zu lassen.“ – Nina Simone



1974 – Bethel, NC

Außerdem sah ich auf den Tabakfeldern, dass Weiße alles besaßen und leiteten, während Schwarze hinter ihnen herliefen – sowohl im Frühling, als der Tabak gepflanzt wurde und arbeitslose Frauen von ihren Hütten aus zuschauten, als auch im August, als er geerntet wurde. „Das ist echte Niggerarbeit“, hörte ich Weiße sagen. „Sie sind ja schon schwarz, da klebt der Teer nicht so sehr an ihnen.“
Laut Gesetz war den Arbeitern ein Mindestlohn garantiert – nur ein Drittel dessen, was ich als ungelernte Arbeitskraft in Dänemark verdient hatte. Schlimmer noch: Da es sich um Saisonarbeit handelte und es den Rest des Jahres wenig zu tun gab, war selbst dieses Einkommen dürftig. Diese Menschen, die Freiheit und Würde hätten erlangen können, wenn nur ein paar Cent von jeder Zigarettenschachtel bei ihnen angekommen wären, arbeiteten mit Gesichtsausdrücken, die nur ein Sklave zeigen konnte.





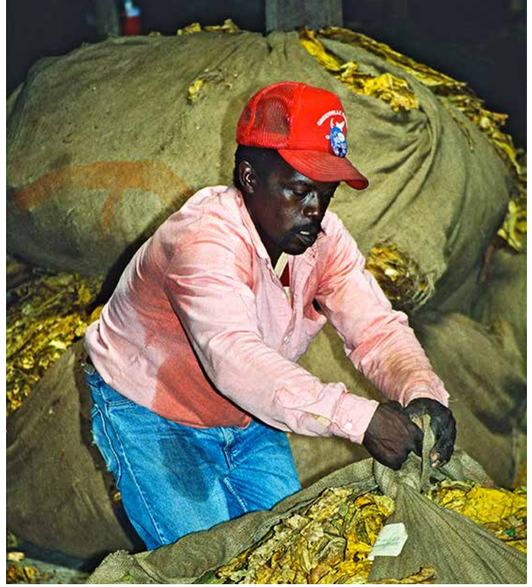
1988 – Bethel, NC – unten 12 Jahre später







1986 - Wendell, NC



1986 - Wendell, NC - unten 1974 - Bethel, NC



1974 – Raleigh, NC – Ich interviewe Ben Chavis

– Hören Sie ihm in meinem Interview weiter unten zu

Umweltrassismus und schwarzer Widerstand in der Tabakindustrie

„Die gesundheitlichen Folgen der Arbeit auf Tabakfeldern sind bis heute spürbar, mit höheren Raten an Atemwegserkrankungen und Krebs in schwarzen Gemeinschaften."
– Dr. Camara Jones, Mitbegründerin der National Black Nurses Association

„Tabak ist ein Mörder. Er tötet das Land, er tötet die Menschen, er tötet den Geist. Er ist eine Massenvernichtungswaffe, und der weiße Mann benutzt ihn, um uns zu versklaven." – Alice Walker, in „Die Farbe Lila"

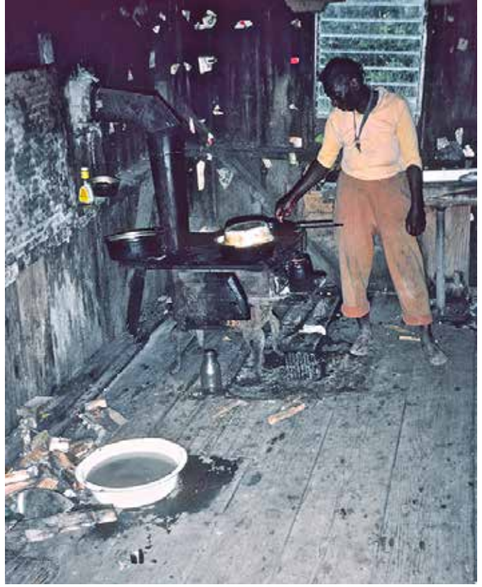
Später im Sommer wurde der Tabak getrocknet und auf Auktionen verkauft. Es gab nur wenige Orte, an denen das Herr-Sklave-Verhältnis so tief in den Köpfen der Schwarzen verankert war wie bei den Tabakauktionen. Weiße Käufer gingen voraus, gaben schnelle, diskrete Signale mit ausgestreckten Fingern und nickenden Köpfen, während die Schwarzen hinter ihnen her eilten und die Bündel packten.
Die Weißen fuhren in großen, protzigen Autos direkt in die Auktionshalle und aßen zum Mittagessen tellergroße Steaks, während die Schwarzen ihre Lunchpakete draußen essen mussten.
Im Laufe der Jahre beobachtete ich, wie Schwarze vollständig verdrängt und durch billigere – oft undokumentierte – lateinamerikanische Migranten ersetzt wurden. Schwarze fühlten sich noch stärker ausgebeutet, als Tabakunternehmen ab etwa 2000 behaupteten, schwarze Arbeiter seien zu „teuer", da sie nun krankenversichert werden mussten.
Gleichzeitig verlor die Tabakindustrie Milliarden an Subventionen und begann, billigere Tabak en aus ärmeren Ländern wie Simbabwe zu kaufen, wo sie keine Krankenversicherung bereitstellen mussten Nach und nach wurden 22.000 Tabakfarmen im Osten von North Carolina in riesige industrielle Schweinezuchtbetriebe umgewandelt. Warum gerade dort? Weil die zurückgelassenen armen schwarzen Gemeinden zu wenig Macht hatten, um gegen den Gestank von 3.404 Abwasserteichen zu protestieren, die über die ehemaligen Tabakfelder verteilt waren.
Es war der Bürgerrechtler Reverend Ben Chavis, der in den 1980er Jahren als Erster gegen diesen neuen Angriff auf schwarze Gemeinden protestierte. Ich hatte ihn 1973 interviewt, nachdem er nach den Bürgerrechtskämpfen in Wilmington aufgrund falscher Anschuldigungen zu 34 Jahren Haft verurteilt worden war. „Das ist Umweltrassismus", rief Chavis, als die Gefängnistür zuschlug.
Seine Worte waren der Startschuss für den Kampf gegen die anhaltende Umweltverschmutzung, die den Communities of Color von einer Handvoll weißer Schweinehaltungsbetriebe und deren neun Millionen Abfall und CO_2 produzierenden Tieren auferlegt wurde. Unser Rassismus findet einfach immer wieder neue Formen.

„Rassendiskriminierung durch die gezielte Ausgrenzung ethnischer und Minderheitengemeinschaften, die der Belastung durch giftige und gefährliche Mülldeponien und Anlagen ausgesetzt sind, verbunden mit dem systematischen Ausschluss von Minderheiten bei der Gestaltung, Durchsetzung und Sanierung der Umweltpolitik" – Ben Chavis



Der Song „Slave Driver" von Taj Mahal – hier illustriert mit meinen Tabakfotos

Mein schockierendes Interview mit Ben Chavis darüber, wie er zu 34 Jahren Haft kam



1975 - Bullock County, AL



1978 - Waynesboro, GA

„Wir waren arm, aber wir hatten Wärme. Der Ofen in der Mitte des Raumes leuchtete wie eine kleine Sonne, und wir versammelten uns um ihn herum, als wäre er das Leben selbst.“ – Maya Angelou

„Das Haus war kalt, und der Wind drang durch die Ritzen herein. Wir hielten uns dicht am Ofen, legten Holzscheite nach und hüteten die kleine Wärme wie etwas Kostbares.“ – Richard Wright

„Das Feuer tauchte den Raum in ein sanftes rotes Licht, und die Nacht drückte sich dicht an die dünnen Wände.“ – Zora Neale Hurston

„Wir lebten eng beieinander, weil das Haus undicht war und die einzige Wärme vom Ofen und voneinander kam.“ – Jesmyn Ward bodies were broken and Black communities were fractured, and its legacy continues to shape the lives of Black people in the South today.” - Jesmyn Ward, “Sing, Unburied, Sing”



1973 - Tunica, LA

1975 – Meridian, MS



Mein dänischer Vorgänger, Peter Sekaer, hatte in den 1930er Jahren denselben Holzofen fotografiert, den ich noch in den 1970er Jahren im Süden sah, zum Beispiel hier in Mosley Whitleys Haus. Er wurde vom Hersteller, Southern Stove Works, „Southern Jewel“ genannt.



1973 - Zebulon, NC



„Die Zuckerindustrie steht bei den schwarzen Gemeinschaften in der Schuld für den immensen Reich-tum, den sie auf deren Rücken aufgebaut hat. Wir müssen sie zur Rechenschaft ziehen und Wiedergutma-chung fordern.“ – Nikole Hannah-Jones



1975 – TN, Familie vor ihrem Plantagenhaus



1975 - Houma, LA

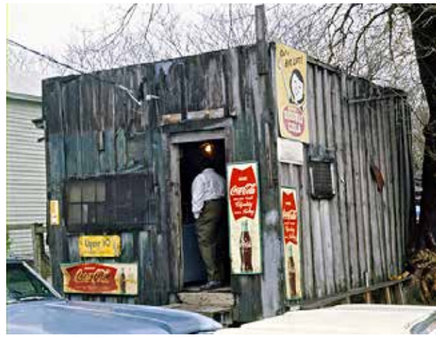
„Die Zuckerplantage ist der Schmelztiegel, in dem so viel von der Gewalt und Ausbeutung im Süden geschmiedet wurde. Es ist ein Ort, an dem schwarze Körper gebrochen und schwarze Gemeinschaften zerrissen wurden, und ihr Erbe prägt bis heute das Leben der schwarzen Menschen im Süden.“
– Jesmyn Ward, „Sing, Unburied, Sing“

1975 - Houma, LA



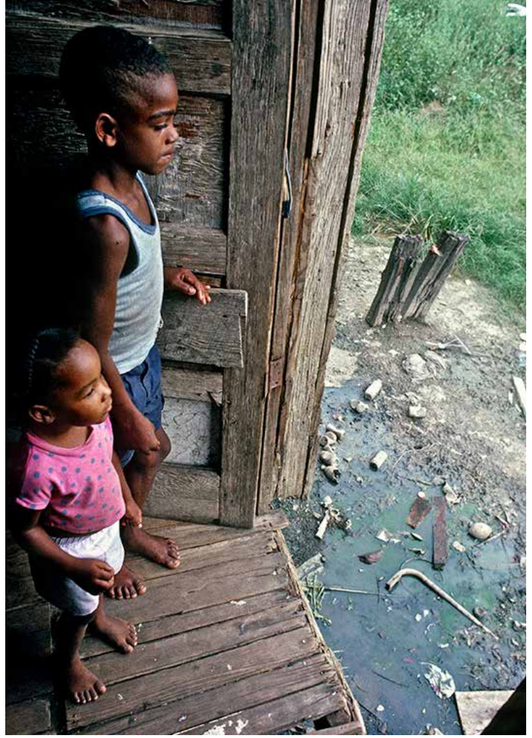
Von der Sklaverei zur Leibeigenschaft: Der Kampf der schwarzen Zuckerrohrarbeiter

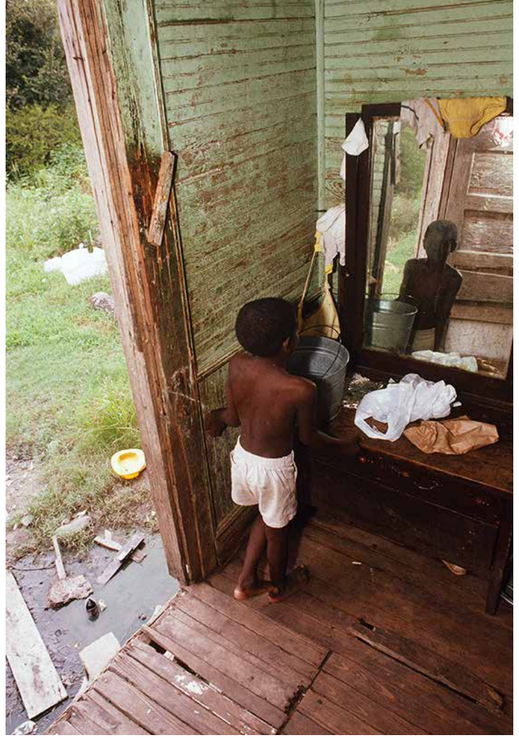
Im Winter trampte ich durch den tiefen Süden, und an einem Weihnachtsfest landete ich auf den Zuckerplantagen von Louisiana. Während ich die Sklaverei auf den Tabakfeldern von North Carolina hauptsächlich als eine Geisteshaltung wahrgenommen hatte, war ich hier schockiert, etwas vorzufinden, das eher einer feudalen Leibeigenschaft glich.
Weiße besaßen nicht nur die Plantagen, sondern auch die Häuser, in denen die schwarzen Arbeiter lebten. Die Hütten drängten sich um das große Plantagenhaus, genau wie zu Zeiten der Sklaverei. Ihnen gehörte auch alles andere, einschließlich des einzigen Ladens – „der Firmenladen“. Hier lagen die Preise etwa 30 % höher als in der Stadt, wohin sich die Arbeiter selten leisten konnten zu fahren, und viele, die Analphabeten waren, konnten nicht einmal die Straßenschilder lesen.
Ihr durchschnittliches Einkommen lag unter 3.000 Dollar pro Jahr, womit sie oft Familien von sechs bis zehn Personen ernährten. Um zu überleben, liehen sie sich Geld vom Grundbesitzer, gerieten schnell in Schulden und zahlten nicht mit Bargeld, sondern mit weiteren Krediten, wodurch sie immer tiefer in wirtschaftliche Knechtschaft versanken. Menschen, die für ihre Arbeit keinen Lohn erhalten, kann man nur als Sklaven bezeichnen. Gefangen in diesem Kreislauf gehörten sie faktisch dem Grundbesitzer: Sie konnten nicht weggehen, bis ihre Schulden beglichen waren – was nur durch ein Wunder geschehen konnte.
Später wurde ich Zeuge eines bitteren „Wunders“. In den 1990er Jahren wurden die schwarzen Feldarbeiter, die das Zuckerrohr von Hand schnitten, durch teure Maschinen und billigere lateinamerikanische Arbeitskräfte ersetzt, was viele Schwarze aus „ihren“ Häusern vertrieb – das Wunder bestand darin, dass sie nun frei waren, zu gehen.
Heute sind die weißen Plantagenbesitzer durch dieses „weiße Gold“ so reich geworden, dass sie selbst die Plantagen verlassen haben und sogar den Begriff nicht mehr verwenden, da ihnen die Assoziation mit der Sklaverei unangenehm ist.



1975 - Houma, LA und 1996 - Houma, LA







Beide oben: 1996 - Montgomery County, AL

Unten 1996 - Burke County, GA

Eine Sklavin erinnert sich über Generationen hinweg



1975 - Houma, LA

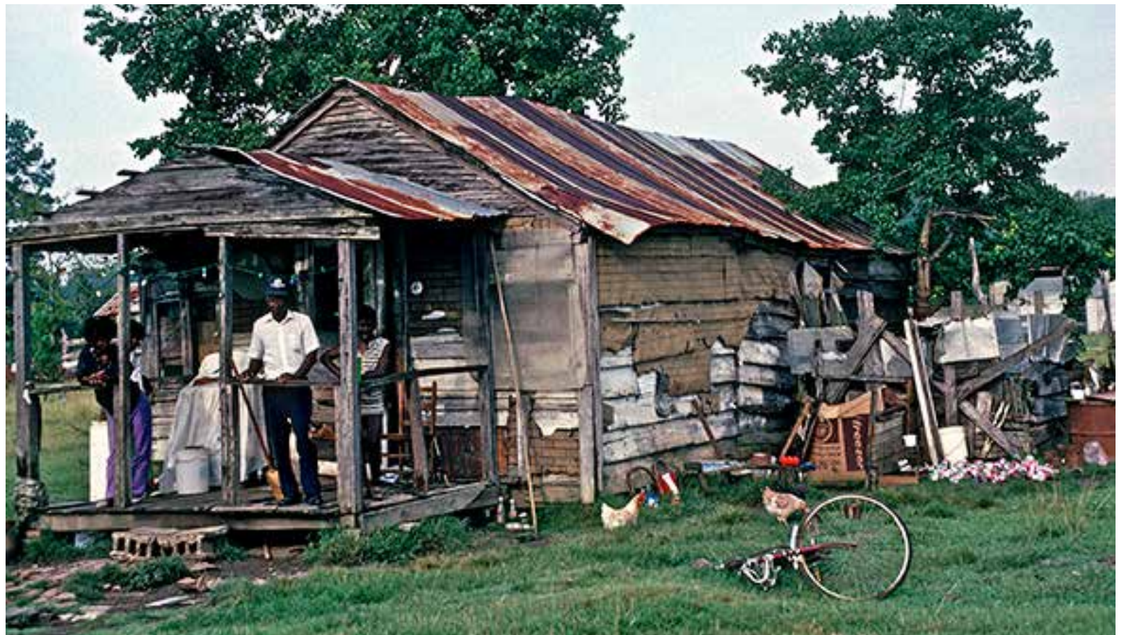
Als ich 1973 in New Orleans war, berichteten Zeitungen über den unsichtbaren Feudalismus direkt vor den Toren der Stadt – Kinder auf den Zuckerplantagen, die nur einmal im Jahr, zu Weihnachten, eine Orange erhielten. Eine zu Tränen rührende Kampagne wurde gestartet, um Weihnachtsgeschenke zu schicken, und Zahnmedizinstudenten organisierten kostenlose Zahnarztbusse, als bekannt wurde, dass die meisten Familien noch nie einen Zahnarzt gesehen hatten.
Andere hatten versucht, diese Sklavenarbeiter zu organisieren. Ein weißer katholischer Priester hielt heimlich Versammlungen ab – weil oft auf sie geschossen wurde –, doch vergeblich. Die Schwarzen, die sich an einen niedergeschlagenen Aufstand in den 1930er Jahren erinnerten, bei dem viele getötet wurden, fürchteten, selbst das Wenige zu verlieren, das sie hatten.
Obwohl dies für die Weißen längst Geschichte war, stellte ich bald überall in der schwarzen Gemeinschaft fest, dass ein Sklave sich über Generationen hinweg daran erinnert.

Nachdem mein ursprüngliches Buch erschienen war, strahlte „60 Minutes“ einen Beitrag mit dem Titel „The Cane Curtain“ aus, der bestätigte, was ich geschrieben hatte, und die Arbeiter als Opfer des Erbes der Sklaverei bezeichnete. Nur wenige Schwarze wagten es, zu sprechen, aber CBS versammelte einige in einer fünfzig Meilen entfernten Kirche, wo sie mit verhüllten Gesichtern über ihre Angst sprachen.
Ein weißer Plantagenbesitzer sprach schamlos über die paar Cent, die ihm seine Leibeigenen schuldeten, und darüber, wie das US-Landwirtschaftsministerium (USDA) ihm zu wenig Subventionen zahlte.
Noch heute erhalten Zuckerrohrbauern jährlich rund 1 Milliarde Dollar an Subventionen, was dazu führt, dass die Amerikaner doppelt so viel für Zucker bezahlen wie der Rest der Welt.

„Lass dich nicht von der Angst vor dem, was sein könnte, leiten, sondern von der Stärke dessen, wer du bist.“ – Natalie Baszile und Oprah Winfrey in „Queen Sugar“

1996 - Montgomery County, AL





Das Opfer der Witwe (Markus 12,41–44)

„Die Welt sehnt sich nach Verbundenheit. Sie sehnt sich nach den Geschichten, die uns verbinden, nach den Geschichten, die uns daran erinnern, dass wir alle Menschen sind, die alle Würde und Mitgefühl verdienen." – Jesmyn Ward

Da die Arbeiter Vergeltungsmaßnahmen der Weißen fürchteten, war es fast unmöglich, bei ihnen zu übernachten. Als ich endlich eine Unterkunft gefunden hatte und zu Bett gegangen war, verbreitete sich die Nachricht blitzschnell in der Stadt. Meine Tür wurde aufgerissen, und ein wütender Nachbar, George Davis, drückte mir eine Waffe in den Bauch und jagte mich hinaus in die Winternacht.

Später in dieser Nacht hatte Virginia Pate, eine arme Witwe, Mitleid mit mir und ließ mich mit fünf ihrer Kinder in einer Hütte tief im Sumpf ein Bett teilen. Am Morgen, als der Ofen erlosch, wurde es kalt, und da die Kinder die Decke zu sich zogen, fror ich in der ersten Nacht. Aber am nächsten Morgen fing Virginia an, alte Steppdecken zu flicken, damit ich nicht wieder frieren musste. Ich werde diese Witwe nie vergessen, die ich fast jedes Jahr besucht habe. Sie war bereit, sich den Weißen zu widersetzen, auch wenn sie es nicht wagte, unter demselben Dach wie ich zu bleiben (sie schlief in der Hütte ihrer Schwester Eleanora).

Mit ihrem Sohn Morgan ging ich in den Sümpfen auf die Jagd nach Gürteltiere und anderen Tieren. Wir holten Trinkwasser aus der Dachrinne. George Davis wurde später von Virginias Nichte und Neffen, Bertha und Bartram, ermordet.

Was ich mir nie hätte vorstellen können, war, dass meine Freundschaft mit Virginia fast vierzig Jahre andauern würde, bis 2012, als ich kurz vor ihrem Tod kam, um mich von ihr zu verabschieden. Ich kehrte fast jedes Jahr zurück und brachte oft Freunde mit – einmal sogar einen Anführer des Ku-Klux-Klans.



Links: Virginia Pate. Oben: die Kinder im Jahr 1973 – Tunica, LA





Als dänische Filmteams kamen, um Filme über sie zu drehen, führte sie sie stolz durch die Orte, an denen wir gelebt hatten. Durch sie wurde ich Teil ihrer großen Familie – sieben Schwestern, vier Brüder, Kinder, Enkelkinder, Urenkel.
Wie bei vielen anderen Familien in diesem Buch erstellte ich ausführliche Stammbäume, um den Überblick zu behalten. Ihre Kinder – , Morgan, Doretha und Oliver – begleiteten mich manchmal auf die Bühne, um die Frage des Publikums zu beantworten: Wie es wohl gewesen sei, das Bett mit einem seltsam aussehenden weißen Mann zu teilen.

Ich schenkte Virginia Pate 1978 mein Buch

Virginia versucht 2005, den Ku-Klux-Klan-Anführer Jeff Berry zu erwürgen



Virginia Pate erzählt einem dänischen Fernsehteam, wie ich zum ersten Mal bei ihr zu wohnen kam

40 Jahre Freundschaft führen nach 40 Jahren zur Freiheit

„Unternehmen haben keine Seele, nur Menschen haben eine. Und es liegt an uns, den Individuen, dafür zu sorgen, dass unsere Seelen unversehrt bleiben." – Anita Roddick

Virginias Schwester Beryl amüsierte alle meine Freunde. Obwohl sie tief religiös war, saß sie dennoch jede Nacht 12 Stunden lang als Wächterin im Turm des örtlichen Angola-Gefängnisses
„Würdest du deine eigenen beiden Neffen erschießen, wenn sie versuchen würden zu fliehen?"
„Natürlich", sagte sie. „Jeden, der auch nur in die Nähe des Zauns kommt."
Diese Neffen waren die Zwillinge Bertha und Bertram, die George Davis getötet hatten, der mich in der ersten Nacht mit seiner Schrotflinte fast umgebracht hätte. Ich lernte Bertha erst bei ihrer Entlassung 1994 kennen. Bertram, der eine Strafe von fünfundsiebzig Jahren verbüßt, wird Angola



Letzter Besuch bei Virginia im Krankenhaus im Jahr 2012



Links: Bertha im Jahr 1994 nach ihrer Entlassung, als sie ihrem Zwillingsbruder in Angola schrieb

Anita Roddick im Jahr 1994 zusammen mit Virginias Nichte Virginia Honore,
die mit einem Gefängniswärter verheiratet ist



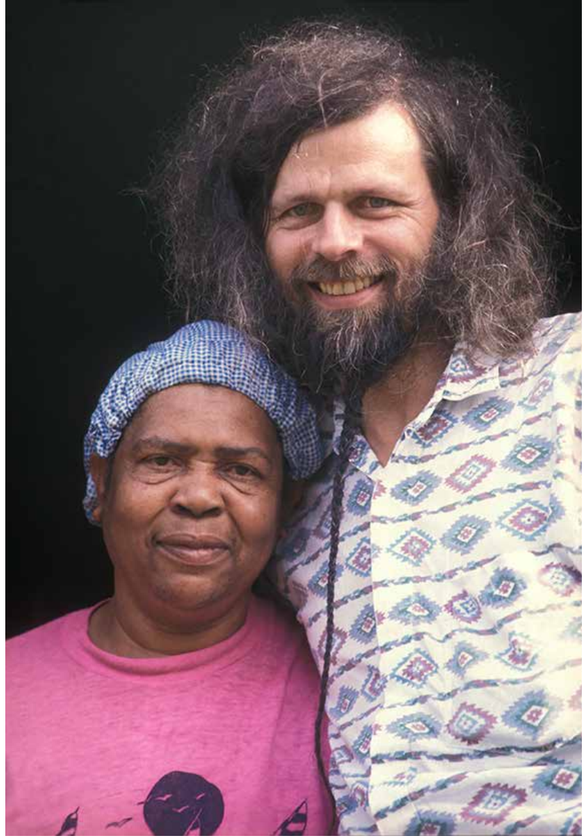
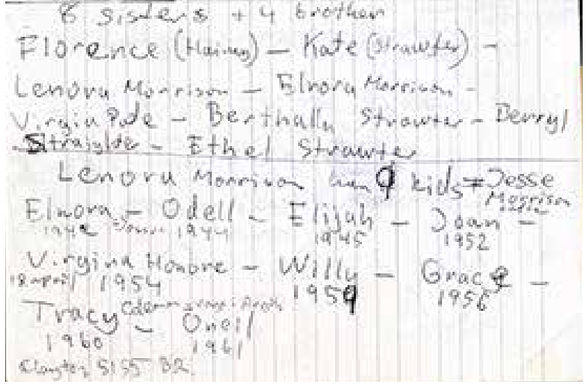


Foto von Virginia Pate und mir, aufgenommen von
Anita Roddick m Jahr 1994



Bevor es Ahnenforschungsprogramme für den PC gab, war es schwierig, den Überblick über die Familien in dem Buch zu behalten



Aus dem Kampf um die Befreiung der „Angola 3"

wahrscheinlich nie verlassen.
Deshalb ist es so wichtig, Menschen zusammenzubringen. Ich hatte sie alle 1973 kennengelernt, als ich versucht hatte, nach Angola zu gelangen, weil mir Schwarze in New Orleans gesagt hatten: Wer einmal dort hineinkommt, kommt nie wieder heraus. Ich hatte angefangen, für die Black Panthers zu fotografieren, als drei aktivistische Panthers aus New Orleans fälschlicherweise beschuldigt worden waren, einen weißen Wachmann niedergestochen zu haben. Sie wurden allein wegen ihres Panther-Aktivismus hereingelegt und zu lebenslanger Einzelhaft verurteilt.

Jahre später, 1994, kehrte ich mit Anita Roddick zurück. Sie war über Nacht zur Milliardärin geworden, als sie ihr Unternehmen, The Body Shop, an die Börse brachte, und wollte in schwarze Gemeinschaften investieren. Als Bertha und ich ihr von den „Angola Three" erzählten, startete sie eine weltweite Kampagne.

Im Gefängnis besuchte sie die drei „politischen Gefangenen", von denen einer überlebt hatte, indem er (durch die Black Panthers) gelernt hatte, über die Geschichte der Unterdrückung der Schwarzen zu lesen: „Als ich begann zu verstehen, wer ich war, betrachtete ich mich als frei."

Nun hatte Anita die Macht, etwas für die Unterdrückten zu bewirken – und nutzte sie, um die drei Panthers nach 30 bis 42 Jahren in Einzelhaft – der längsten in der amerikanischen
Geschichte – freizubekommen.

Auch das entstand aus meiner langjährigen Freundschaft mit Virginia Pate, und deshalb liebe ich dieses Foto, das Anita von uns beiden zusammen gemacht hat. Im nächsten Jahr lud mich Anita in ihr Schloss in Schottland ein, direkt neben Königin Elizabeths Balmoral. Weiße Privilegien haben viele Gesichter.

Ernte der Schande: Das weiße Gold verwandelt sich in schwarzen Schnee

„Die Zuckerplantagen sind die schrecklichsten Orte der Welt. Sie sind schlimmer als die Hölle. Es sind Orte, an denen Menschen schlechter behandelt werden als Tiere." – Harry Belafonte

In meinen Vagabundenjahren, 1970–76, klagte Floridas Generalstaatsanwalt die Besitzer von Zuckerplantagen wegen Sklaverei an. Einige wurden inhaftiert, weil sie die Arbeiter tatsächlich angekettet hatten, doch unter Präsident Reagan stellte man die Strafverfolgung solcher Sklavenhalter ein. Nach der anstrengenden Arbeit des Tages wurden die Schwarzen wie Vieh in ein Sklavenlager getrieben, das von Stacheldraht und „Betreten verboten"-Schildern umgeben war. Innerhalb der Lager, wo ich sah, dass bis zu 100 Menschen in jedem Raum lebten, wagte es nur einer, mit mir zu sprechen – versteckt in einer Toilette, da sie sofort entlassen wurden, wenn sie mit Weißen sprachen.

Diese Sklavenlager gehören Domino Sugar, doch der eigentliche Sklavenhalter ist die Regierung, die die Hälfte der Betriebskosten durch Subventionen übernimmt. Nach einer Flut von Klagen in den letzten Jahren gegen Domino Sugar wegen „moderner Sklaverei" verabschiedete Florida den Right to Farm Act, um solche Belästigungen (und Eindringlinge wie mich auf ihrem „Privatgrundstück") sowie die Klagen wegen Umweltverschmutzung durch das Abbrennen der Zuckerrohrfelder zu unterbinden. Dies verursacht den „schwarzen Schnee", der heute den Himmel über den wütenden, arbeitslosen Schwarzen der „ " verdunkelt, die ich auf meiner letzten Reise nach Belle Glades sah, nachdem die moderne Mechanisierung sie teilweise von dieser Sklaverei befreit hatte.



1996 - Belle Glade, FL



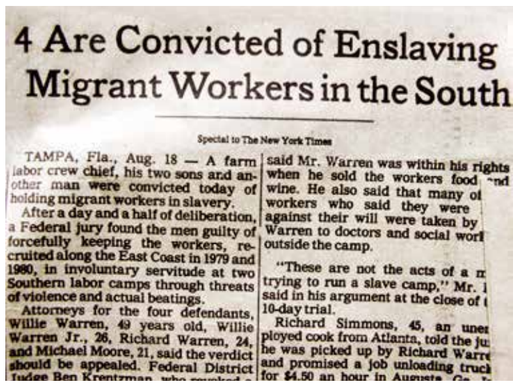
1996 - Benson, NC



1974 - Palm Beach County, FL



1974 - Immokalee, FL



4 Are Convicted of Enslaving Migrant Workers in the South

Special to The New York Times

TAMPA, Fla., Aug. 18 — A farm labor crew chief, his two sons and another man were convicted today of holding migrant workers in slavery.

After a day and a half of deliberation, a Federal jury found the men guilty of forcefully keeping the workers, recruited along the East Coast in 1979 and 1980, in involuntary servitude at two Southern labor camps through threats of violence and actual beatings.

Attorneys for the four defendants, Willie Warren, 49 years old, Willie Warren Jr., 26, Richard Warren, 24, and Michael Moore, 21, said the verdict should be appealed. Federal District

said Mr. Warren was within his rights when he sold the workers food and wine. He also said that many of workers who said they were against their will were taken by Warren to doctors and social work outside the camp.

"These are not the acts of a m trying to run a slave camp," Mr. said in his argument at the close of 10-day trial.

Richard Simmons, 45, an unem ployed cook from Atlanta, told the ju he was picked up by Richard Warre and promised a job unloading truck for $4.50 an hour in Augusta, Ga.

1983 - New York Times





1974 - Belle Glade, FL

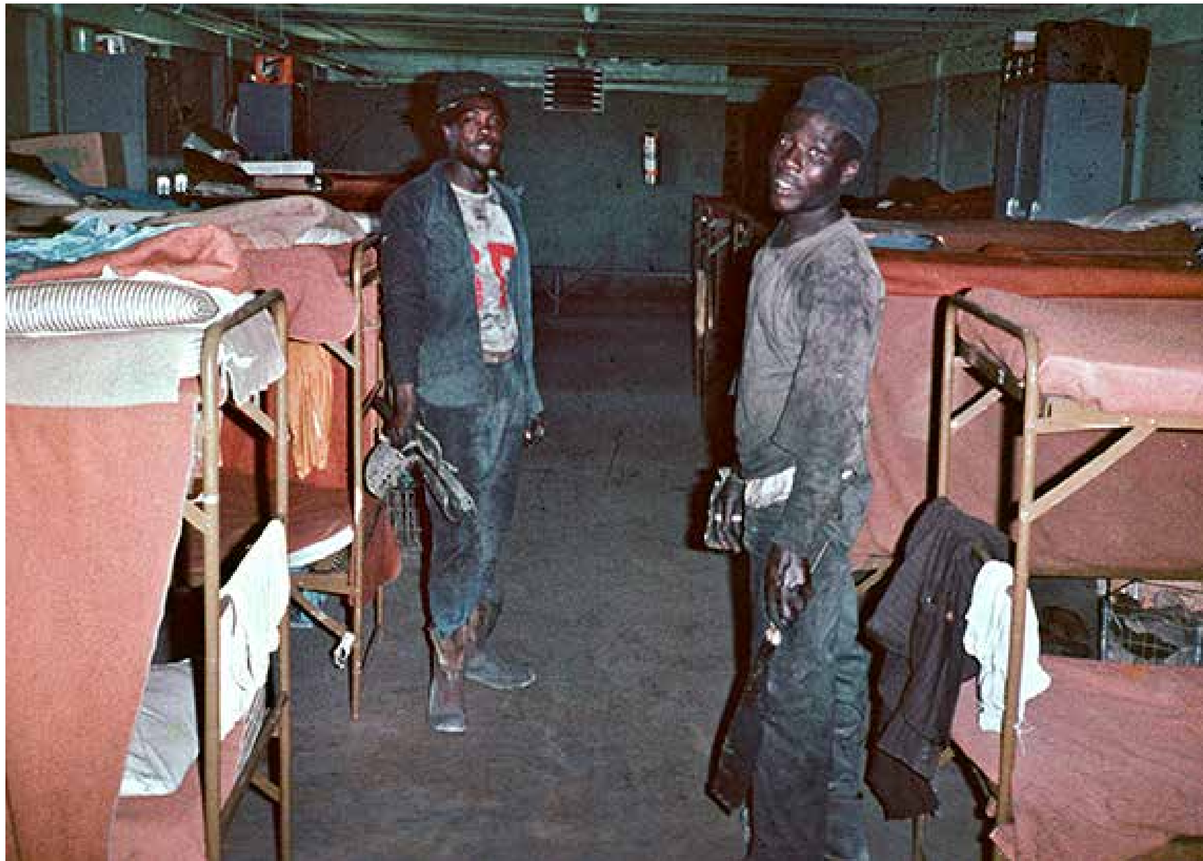


1974 - Belle Glade, FL



1974 - Belle Glade, FL





“The Underground Railroad”: Die Flucht aus der modernen Sklaverei

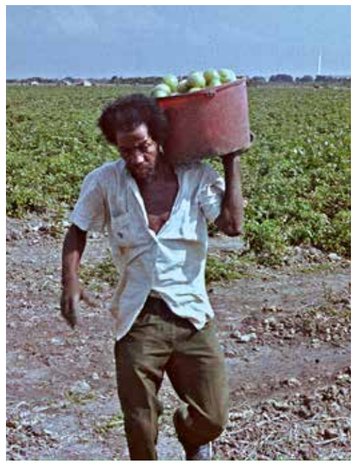
„Gestohlene Körper, die gestohlenes Land bearbeiteten. Es war eine Maschine, die nicht stillstand, deren hungriger Kessel mit Blut gespeist wurde.“ – Colson Whitehead in „The Underground Railroad“

Heute finde ich immer mehr dieser Sklavenlager und schocke oft meine Universitätsstudenten, wenn ich sie dorthin mitnehme. In North Carolina fand ich Bars, in denen „Sklavenfänger“ betrunkene Männer entführen, um sie in ihre Lager zu bringen. Diese Lager trennen und zerstören die schwarzen Familien, wie es die Sklaverei schon immer getan hat. Frauen und Kinder sind in den Lagern nicht erlaubt. Mehrere Männer, mit denen ich sprach, hatten ihre Familien seit bis zu acht Monaten nicht gesehen.

Ein blutüberströmter schwarzer Anhalter, den ich spätabends nach einem Vortrag mitnahm, war bei seinem Fluchtversuch von den Wachen so zusammengeschlagen worden, dass ich seine Wunden versorgen musste. Er erzählte von einem anderen, dessen Beine nach einem Fluchtversuch von den Wachen zertrümmert worden waren und der nun auf Krücken gehen musste. „Willkommen zurück in der freien Welt“, sagte ich. Aber er schüttelte den Kopf. Er war auf dem Weg in die Lager von North Carolina, und mit den Füßen abzustimmen war keine echte Wahl für jemanden, der von gleichgültigen amerikanischen Wählern in diesem Gulag gefangen gehalten wurde.



-



1974 - Hwy 29, FL

1996 - Immokalee, FL





Florida migrant workers fight ‘slave labor’ in court

By Deborah Sharp
USA TODAY

1992

IMMOKALEE, Fla. — When Benjamin Torres saw the job offer in a Houston newspaper, it proved too tempting to resist.

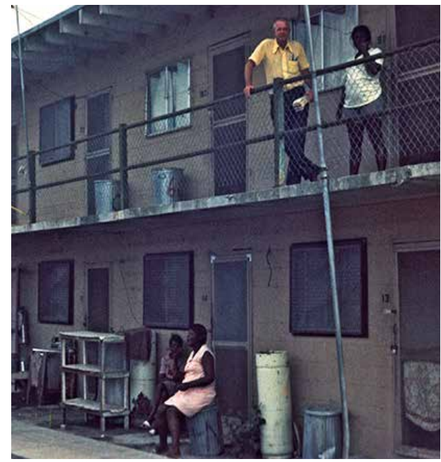
A company called La Pisca promised a job picking grapefruit in Florida with pay of up to $300 a week.

All Torres had to do was sign a contract promising to repay the company for transportation costs ranging from $125 to $150. It was also agreed he would pay for room and board.

So Torres signed. But the 45-year-old father of eight didn't get what he bargained for.

A Justice Department investigation and separate civil lawsuit suggest that Houston-based La Pisca forced Torres and many other mi-

1992 - USA Today



1974 – Belle Glade, Florida, mit weißem Vermieter





2009 – Belle Glade, FL – Sonny und seine Familie wurden vom Vermieter rausgeworfen, als er zu krank wurde, um zu arbeiten

Die Trauben des Zorns: Kinderarbeit boomt wieder in Trumps Amerika

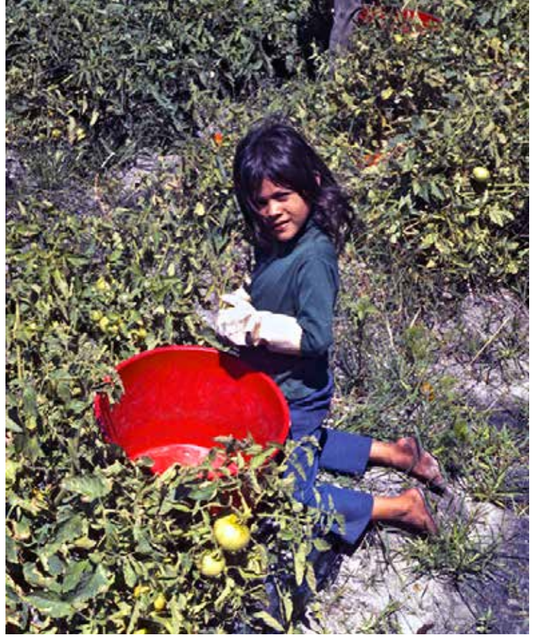
„Die Armut flüstert Müttern und Kindern ins Ohr, dass sie irgendwie weniger wert sind als andere …“ – Marian Wright Edelman, *Children Left Behind*

„Die Felder waren ein grausamer Lehrmeister, und die Kinder lernten ihre Lektionen früh: den Stich der Sonne, den Schmerz in den Muskeln, die Leere des Hungers.“ – Maya Angelou

An anderer Stelle sah ich Migrantenlager, in denen ganze Familien zusammenleben konnten, aber so sehr vom Einkommen der anderen abhängig waren, dass sie es sich nicht leisten konnten, ihre Kinder die Arbeit für die Schule vernachlässigen zu lassen. Doch heute ist es noch viel schlimmer, da ein noch größerer Teil der amerikanischen Obsternte von Kindern im Alter zwischen 12 und 16 Jahren verrichtet wird. Als die Verstöße gegen das Kinderarbeitsgesetz in den 80er Jahren zunahmen, begann Reagan, die Gesetze zu lockern – ein Trend, der um das Jahr 2000 von den Tea-Party-Republikanern fortgesetzt wurde. Und im heutigen Trump-Zeitalter schafft ein Bundesstaat nach dem anderen die Kinderschutzgesetze gänzlich ab. Wenn die Amerikaner mit billigen Obstprodukten überschwemmt werden, ist das nicht nur das Ergebnis von Löhnen, die halb so hoch sind wie in Skandinavien. Es sind auch die „Trauben des Zorns“ der Landarbeiter, denen die Wähler kein soziales Sicherheitsnetz wie das unsere gewähren wollten – keine Arbeitslosenunterstützung, keine kostenlose medizinische Versorgung oder Bildung, keine Mietzuschüsse, Kinderbeihilfen, Kinderkrippen oder Kindergärten. Während Europa jährlich 14.000 Dollar für Kinderbetreuung ausgibt, verglichen mit 500 Dollar in den USA, wurde Bidens Versuch, dies durch den IRA zu erhöhen, von den Republikanern abgelehnt. Fast drei Viertel der von Human Rights Watch befragten Kinder berichteten von plötzlichen schweren Symptomen – darunter Übelkeit, Erbrechen, Appetitlosigkeit, Kopfschmerzen, Schwindel, Hautausschläge, Atembeschwerden sowie Reizungen der Augen und des Mundes –, während sie auf Tabakfeldern und in Scheunen arbeiteten, die mit getrockneten Blättern und Staub gefüllt waren. Viele dieser Symptome deuten auf eine akute Nikotinvergiftung hin.



1974 - Bethel, NC



1974 - Hwy 29, FL



1974 - Allendale County, SC - Unten 1974 - Greenville, NC

Unten 1974 - Greenville, NC





Coca-Colas Sklavenlager

Von Ausbeutung zu Widerstand

„Der Süden ist keine monolithische Einheit. Es gibt Schwarze, die für ihre Rechte eintreten, und es gibt Weiße, die für ihre Rechte eintreten. Unser Kampf richtet sich nicht gegen Weiße, sondern gegen Unterdrückung." – Alice Walker

Eines Tages sah ich den Namen Coca-Cola auf den Lastwagen, die Orangensaft aus den Lagern in die nördlichen Bundesstaaten transportieren, und fand heraus, dass Coca-Cola unter dem Namen Minute Maid eine ganze Reihe dieser Sklavenlager besitzt.



1974 - Apopka, FL



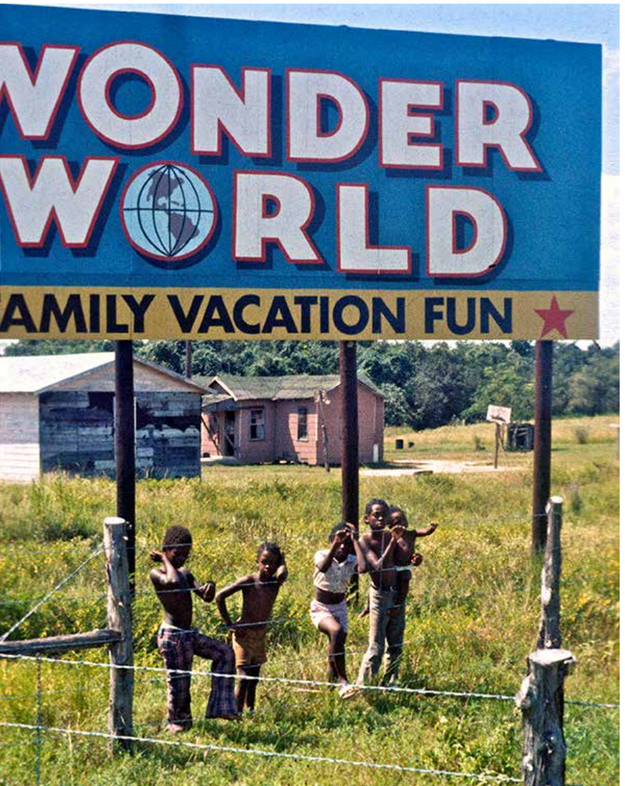
„Wir können nicht erwarten, dass der Unterdrücker uns Freiheit schenkt. Wir müssen sie uns nehmen." – Cesar Chavez

Die Sklavenlager von Coca-Cola sind nicht die schlimmsten in Florida, obwohl viele Kinder an Mangelkrankheiten und Anämie leiden, was sie erschöpft und ausgemergelt macht.
Als mein Buch zum ersten Mal erschien, schickte mir Coca-Cola einen Brief, in dem sie zugaben, wie schrecklich die Bedingungen waren, aber auch erklärten, dass sie nun Reformen eingeleitet hätten, und mir anboden, mich dorthin zu fliegen, damit ich bezeugen könne, dass sie die Bedingungen verbessert hätten. Wenn sich bei meiner Rückkehr überhaupt etwas geändert hatte, dann war das das Ergebnis des Vertrags zwischen Cesar Chavez und der United Farmworkers mit Coca-Cola – durchgesetzt durch seine unermüdlichen Märsche, an denen auch ich teilgenommen hatte.

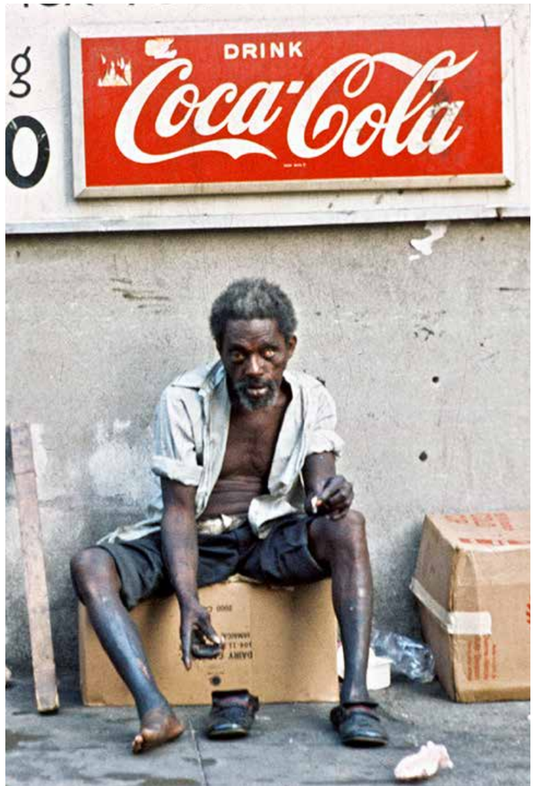


Cesar Chavez - 1975 - Modesto, CA

1974 - Texas



1975 - NYC



Cesar Chavez und UFW - 1975 - Modesto, CA





1974 – Highway 29, FL – Tageslohn nach Feierabend – Unten der Gutsbesitzer



1994 - Bullock County, AL

1974 – Immokalee, FL – die Frau im Interview

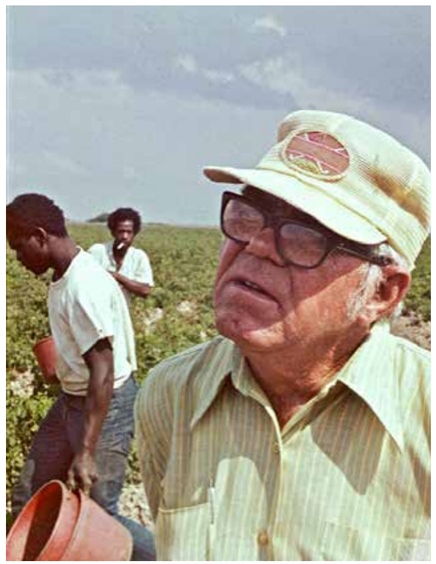
Felder der Täuschung – Das Gewicht weißer Lügen

„Ich kann einem Mann nicht vertrauen, der meine Tränen nicht sieht.“ – Solange Knowles in „Where Do We Go“

In Südflorida wohnte ich bei einem weißen Tomatenbauern, der mir erzählte, er verdiene fast eine Million Dollar im Jahr mit Wanderarbeitern. Ich wurde rausgeworfen, als er meine Fotos von „Niggern“ entdeckte:

– Was ist denn nun dein Hauptanliegen? Es geht nicht nur ums Herumreisen. Ich bin nicht von gestern. Ich sage dir die Wahrheit: Du kommst von dieser Bürgerrechtsbewegung aus dem Norden.
– Nein, ich recherchiere nur für ein Buch über Landwirtschaft
– Na ja, wenn du bei diesen Slum-Leuten wohnst, wird es auch so ein Slum-Buch, oder? Das hängt davon ab, mit welchen Leuten du sprichst. Du sagst, du sprichst sowohl mit Weißen als auch mit Farbigen.
- Ich vertraue jedem.
- Du wirst feststellen, dass Farbige hier besser behandelt werden als irgendwo sonst in den Vereinigten Staaten. Sie sind glücklich.

Ich habe immer versucht, die Ehrlichkeit dieser südlichen Rassisten zu respektieren, und als mein Tonbandgerät später offenbarte, dass ich ihm in der Hitze der Auseinandersetzung eine (weiße) Lüge erzählt hatte, war ich ein bisschen niedergeschlagen. Ich hatte damals keine Ahnung, dass meine Fotos eines Tages in einem Buch landen würden.



Hören Sie sich das Interview mit dem Gutsbesitzer an



Mein Interview mit der armen weißen Frau

„Wir leben in einem sterbenden Land.“ – Jesmyn Ward in Sing, Unburied, Sing

Später wohnte ich bei einigen seiner Feldarbeiter, die Schwarze und flüchtige Mexikaner waren. Ihre Situation ist, gelinde gesagt, deprimierend. Viele sind zu gebrochen, um über ihre Lage zu sprechen, aber diese Frau, die zu den wenigen armen Weißen auf den Feldern gehörte, erzählte mir in ihrer kleinen gemieteten Hütte von den Zuständen:

– Haben Sie jemals Sozialhilfe oder Lebensmittelmarken bekommen? – Wenn ich sie bekommen könnte, würde ich das, denn ich brauche sie wirklich. – Wie viel verdient Ihr Mann normalerweise pro Woche? – Nicht viel, vielleicht fünfunddreißig oder vierzig Dollar pro Woche. Das reicht kaum für die Miete und etwas zu essen. – Und Sie arbeiten sieben Tage die Woche?
– Sieben Tage die Woche für 40 Dollar, ja!
– Gab es Zeiten, in denen du nichts zu essen hattest?
– Es gab Zeiten, in denen ich nichts hatte, nicht einmal eine Zigarette. Ich war schon so am Boden, dass ich drei Wochen lang nur Zucker, Wasser und Brot hatte. Die Leute, die nichts haben, leiden wirklich.
– Aber wem gibst du die Schuld an all dem?
- Die Regierung. Sie versucht, uns auszuhungern. -Gibst du niemandem hier in der Gegend die Schuld?
- Nein, ich gebe meinen Leuten keine Schuld. Ich gebe meiner Regierung die Schuld.
- Ich bin froh, dass du nicht den Schwarzen oder den Mexikanern die Schuld dafür gibst. Viele Leute tun das, weißt du.
- Nein, das kommt von der Regierung selbst. Das ist der Grund für all die Unruhen und all das... Meine Kleidung und mein Hab und Gut wurden schon dreimal verbrannt.

Immokalee: Der Untergang unserer Unsichtbaren und Vergessenen



1974 - Immokalee, FL

„Wir sind nie frei von dem Gefühl, dass etwas kommen und uns alles wegnehmen wird.“ – Jesmyn Ward

Es war eine angenehme Überraschung, eine arme Weiße zu finden, die die Schwarzen nicht indirekt für ihr eigenes Unglück verantwortlich machte, da es unter armen Weißen üblich ist, sie zu Sündenböcken zu machen.

In ihrer Stadt, Immokalee, wurden inzwischen mehrere weiße Besitzer von Sklavenlagern vom Generalstaatsanwalt von Florida inhaftiert. Doch die Zustände haben sich seit meinem ersten Besuch im Jahr 1974 sogar noch verschlechtert, als bewaffnete Wachen auf alle Eindringlinge schossen, sogar auf NBC-Journalisten, die nichts filmen konnten.

Selbst gewalttätige Rednecks warnten mich davor, dorthin zu gehen, und trauten sich nicht, mich selbst bei Tageslicht hinzufahren. Am Ende lebte ich eine Woche lang dort bei einigen armen Wanderarbeitern, aber bis heute bin ich erstaunt, dass ich mit dem Leben davongekommen bin.

Irgendwie gelang es mir, mich mit einem der schwarzen Wachleute anzufreunden, der mir etwas zu essen gab und mir auf der Straße aus der Ferne folgte, um mich zu „beschützen“. Sowohl er als auch der Polizeichef erzählten mir, dass in den letzten sechs Monaten in dieser Stadt mit nur 3.000 Einwohnern 25 Leichen auf den Straßen gefunden worden waren. Jede einzelne Nacht konnte ich Schüsse hören.

„Der Körper hat ein Gedächtnis. Die körperliche Haltung trägt mehr als ihr eigenes Gewicht.“ – Claudia Rankine



1974 - Hwy 29, FL



1974 - Immokalee, FL





1974 - Immokalee, FL



1974 - Immokalee, FL

Ich sah dort mehr Blut als irgendwo sonst in Amerika, doch ich wagte es nur, ein paar Szenen zu fotografieren. Dieser Mexikaner wurde erstochen, während ich neben ihm saß. Jeden Morgen säumte eine Reihe schäbiger Gestalten die Straße – in der Nacht niedergeschlagen und ausgeraubt – und versuchte nun, per Anhalter aus der Stadt zu kommen. Viele entkamen diesem Sklavenlager nie. Was mich am meisten interessierte, waren nicht die Leichen, sondern die Lebenden – Menschen, in denen alles erloschen schien.

Diese erschöpften Gestalten, die durch Arbeit an sieben Tagen in der Woche überlebt hatten, hatten langsam aufgegeben und lagen nun herum und warteten auf den Tod. Nachts schliefen sie auf der Straße. Einer liegt eingequetscht zwischen den Pepsi- und Coca-Cola-Automaten.
Im Jahr 2008 gewann die Anti-Sklaverei-Kampagne der Coalition of Immokalee Workers ihren Rechtsstreit gegen das, was der US-Generalstaatsanwalt als „regelrechte Sklaverei“ bezeichnete, und mehrere weiße Lagerbesitzer wurden inhaftiert. Die Kampagne trug dazu bei, 1.200 Arbeiter zu befreien, die gegen ihren Willen von bewaffneten Wachen festgehalten wurden.
Als ich 1996 eine Anhalterin nach Immokalee fuhr, schrieb meine Mitreisende, die Norwegerin Eli Sæter, später in ihrem Buch: „Vor dem Haus, vor dem wir jetzt stehen, fand der Anhalter zwei Tote. Einem war der Kopf weggeschossen worden. Der andere war erstochen worden. Ich habe Angst. Ich wage nicht zu schlafen. Jacob ist erschöpft, er ist zu weit gefahren. Er schläft wie ein Stein.“
Ja, im Laufe der Jahre habe ich mich an die Gewalt gewöhnt.

1974 - Immokalee, FL



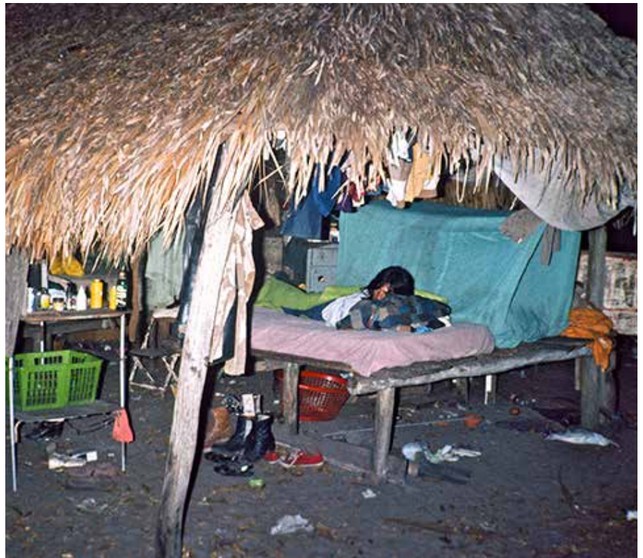
Flucht in Zuflucht und Souveränität

„Im 17. Jahrhundert kämpften unsere Vorfahren gegen die Sklaverei und flohen in die nördlichen Buschlandschaften des spanischen Florida. Dort schlossen wir uns unseren indianischen Brüdern und Schwestern an, die ebenfalls vor der Unterdrückung durch die europäischen Sklavenhalter geflohen waren. Gemeinsam widersetzten wir uns viele Jahre lang ihren Versuchen, uns wieder einzufangen.“ – Black Seminoles – Proven Sustainable

Bei meinem ersten Besuch erhielt ich wegen meiner Fotografie schon bald so viele Morddrohungen, dass ich, wie einst die entflohenen Sklaven, bei den amerikanischen Ureinwohnern außerhalb der Stadt Zuflucht suchte. Dort lebte ich bei dieser Frau vom Stamm der Seminole. Ich fand es romantisch, in einer Hütte aus Palmblättern zu schlafen, aber die Romantik hielt nur wenige Tage an.
Eines Nachts wurde ich durch Rufe geweckt, die mir befahlen, zu verschwinden. Ich spürte, dass meine letzte Stunde gekommen war, als ich in den Scheinwerfern eines Pickups stand, aus dem Männer mit Waffen mit mexikanischem Akzent brüllten: „Du musst vor Sonnenaufgang aus der Stadt sein. Wenn nicht, wirst du nie wieder einen Sonnenaufgang sehen!“ Ich wusste, dass sie es todernst meinten. Die Frau wagte es nicht mehr, mir Unterschlupf zu gewähren, also schlich ich mich wie ein Schatten aus der Stadt, dankbar, dass die Seminolen mich beschützt hatten, so wie sie einst Schwarzen Unterschlupf gewährt hatten.
Jahre später, als ich zurückkehrte, wurde mir klar, wie weit außerhalb des Gesetzes ich gelebt hatte. Die Seminolen hatten das erste Casino der amerikanischen Ureinwohner eröffnet und damit den Grundstein für eine milliardenschwere Industrie gelegt, die ihr früheres Alligator-Ringen und Kleinglücksspiel ablöste.
Ihre einarmigen Banditen nehmen den weißen Spielern das Geld ab und verteilen die Gewinne: Jedes Stammesmitglied erhält nun etwa 130.000 Dollar pro Jahr – mehr als das Dreifache des durchschnittlichen Einkommens in den USA und das Achtfache dessen, was schwarze und lateinamerikanische Tomatenpflücker verdienen, die rund um ihre Villen schuften.
Mit achtzehn sind viele Seminole-Kinder bereits Millionäre – Nutznießer der einzigen staatlich sanktionierten Wiedergutmachungszahlungen, die ich in Amerika kenne.



1974 – Immokalee-Reservat, FL

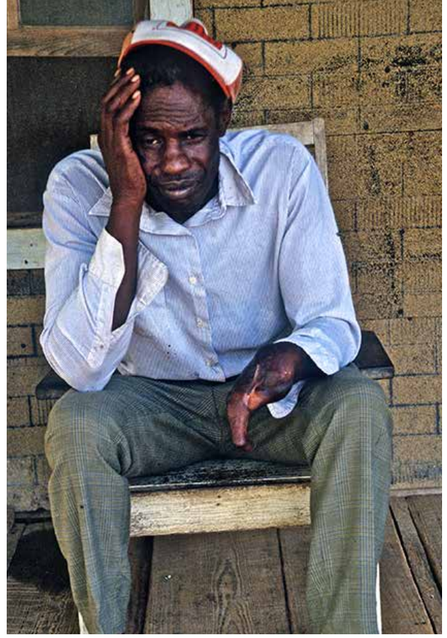




Von Ketten zu Uhren: Echos der Peitsche

„Sollen die Gewerkschaften ihren Einfluss nutzen, um dem schwarzen Mann seine Arbeitsmöglichkeit zu nehmen …[oder] sich mit denen verbünden, die jedem Menschen, unabhängig von Hautfarbe, Rasse oder Glaubensbekenntnis, das geben wollen, was Colonel Roosevelt in Arbeitsfragen als ‚fairen Deal' bezeichnet?" – Booker T. Washington

Auf meiner Reise suchte ich nach Antworten darauf, warum wir in unseren Mitmenschen ständig ein Feindbild sehen und dadurch Gewalt gegen sie ermöglichen. Ich fragte mich nach den Arbeitsbedingungen, die uns weiterhin körperlich und geistig zermürben. Schwere Arbeit wird nach wie vor von Schwarzen verrichtet, während Weiße sie leiten. Viele Schwarze kamen in diesen Sägewerken ums Leben, und noch mehr Füße und Finger wurden abgetrennt – wie bei diesem Arbeiter. In Mittelamerika sah ich, wie die USA die blutige Unterdrückung von Gewerkschaften militärisch unterstützen, doch ich war schockiert, als ich feststellte, dass es in den Südstaaten fast keine Gewerkschaften gab, die solche Arbeiter schützen konnten. Diese Arbeiter erhielten keine Entschädigung, wenn ihnen die Säge die Finger abschnitt, und sie mussten zwei Tage später wieder an die Arbeit, denn wie man ihnen sagte: „Draußen warten viele hungrige Nigger darauf, Arbeit zu bekommen."
In den Südstaaten gibt es immer noch „Right-to-Work"-Gesetze, die Arbeitnehmer von der Zahlung von Gewerkschaftsbeiträgen befreien. Die Gesetze wurden ursprünglich von weißen Rassisten verabschiedet, um Gewerkschaften zu zerstören, indem sie die Angst schürten, Weiße würden „in Organisationen mit schwarzen afrikanischen ‚Affen' gezwungen, die sie ‚Bruder' nennen müssen, oder sie verlieren ihren Job".
Martin Luther King warnte davor, sich von solchen „Right-to-Work"-Gesetzen täuschen zu lassen, die „uns unserer Bürger- und Arbeitsrechte sowie der Freiheit berauben, gemeinsam zu verhandeln, um die Löhne und Arbeitsbedingungen für alle zu verbessern".
Noch heute verdient Jeff Bezos seine Milliarden, indem er regelmäßig gewerkschaftlich organisierte Amazon-Mitarbeiter entlässt, die im Süden kaum alternative Sozialleistungen und nur geringe Arbeitslosenunterstützung erhalten.



1996 - Bullock County, AL

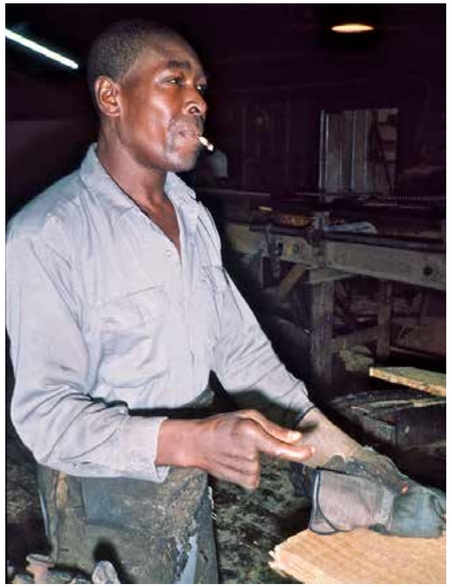


1973 - Tunica, LA





1975 - Washington, GA



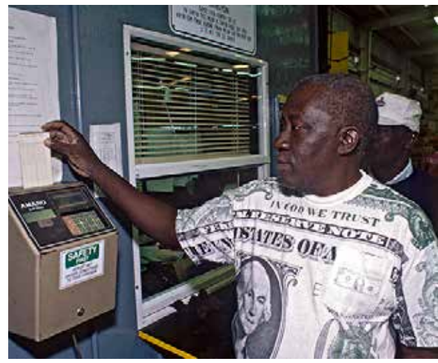
1975 - Washington, GA

Die Vergangenheit ist niemals vorbei

„Die Vergangenheit ist niemals tot. Sie ist nicht einmal Vergangenheit." – William Faulkner, paraphrasiert von Barack Obama in „A More Perfect Union"

In einer Gesellschaft, die so gewaltsam gegen andere Menschen vorgeht und in der europäische Konzepte der Arbeitnehmermitbestimmung Lichtjahre entfernt sind, empfinden die Arbeiter die Stechuhr als die neue Peitsche des Sklavenhalters – ein Symbol unserer fortwährenden Unterdrückung. Als ich fünf Jahre später zurückkehrte, um den Wanderarbeiter Sam Kator (Seite 83) zu besuchen und ihm mein Buch zu geben, stellte ich fest, dass er von der Polizei in einer Gefängniszelle zu Tode geprügelt worden war.

Eine Reise durch die Welt der schwarzen Amerikaner wird unweigerlich zu einer Reise in die Seele und in die Geschichte jedes Menschen, dem man begegnet.



1996 - Immokalee, FL

Man beginnt zu verstehen, welche Eigenschaften und Tendenzen wir durch die Sklaverei dem kollektiven Bewusstsein der Schwarzen eingeprägt haben und wie wir seitdem nicht nur ihre und unsere eigenen Leidensmuster fortgeführt und wiederbelebt, sondern auch noch verstärkt haben.

Ton und weitere Fotos von Arbeitern an der Stechuhr



„Ich bin kein Sklave. Ich bin ein Mensch. Ich habe eine Geschichte, eine Kultur, einen Verstand, eine Seele. Ich bin kein Gegenstand, den man benutzen, wegwerfen und vergessen kann.“ Octavia Butler, Kindred

„Die Vergangenheit ist alles, was die Gegenwart zusammenhält, und darüber hinaus wird die Vergangenheit genau so lange schrecklich bleiben, wie wir uns weigern, sie ehrlich zu bewerten.“ – James Baldwin

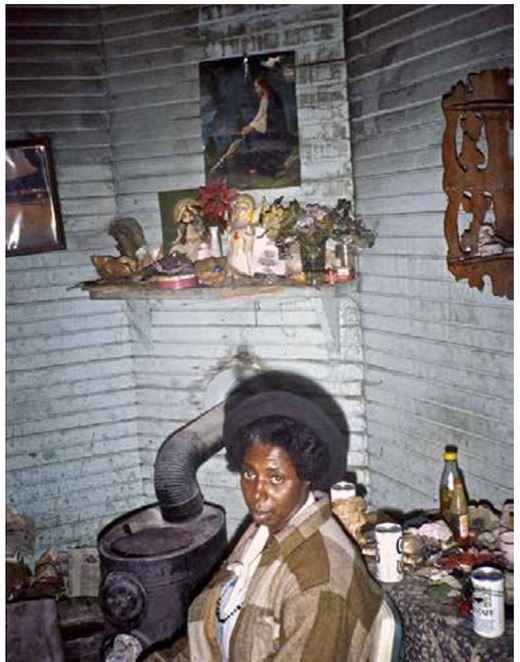
Poor slave

Armer Sklave,
leg die Fesseln von deinem Körper ab,
armer Sklave,
lege die Fesseln an deinen Geist.

Bitte hör mir genau zu
und wenn ich falsch liege,
dann korrigiere mich.
Aber wenn ich Recht habe,
dann preise mein Lied,
nun wollen wir sehen,
ob wir uns einig sind:
Die Definition eines Sklaven
bedeutet, dass jemand nicht ganz frei ist
also ist ein Sklave immer noch ein Sklave,
wenn er nicht selbstständig denken kann.

Oben 1994 - Bullock County, AL

Unten 1974 - Washington, NC - 1994 - Bullock County, AL







1996 - Bullock County, AL



1974 - Immokalee, FL



1996 - Bullock County, AL

Ein Baum ist immer noch ein Baum
auch wenn er im Winter seine Blätter
verliert.
Aber im Frühling blüht er wieder
denn er hat seine Wurzeln nicht verloren.
Doch ein Sklave bleibt ein Sklave
ohne das Wissen um seine Wurzeln
bis man ihm die Vergangenheit lehrt
nicht nur einen Teil, sondern die ganze
Wahrheit.
Armer Sklave,
leg die Fesseln von deinem Körper ab,
armer Sklave,
lege die Fesseln an deinen Geist.

1974 - Alachua, FL

„Ein Volk ohne Kenntnis seiner Vergangenheit ist wie ein Baum ohne Wurzeln."
– Marcus Garvey, Anführer der panafrikanistischen Bewegung

„Je mehr du über deine Geschichte weißt, desto befreiter bist du."
– Maya Angelou, Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt

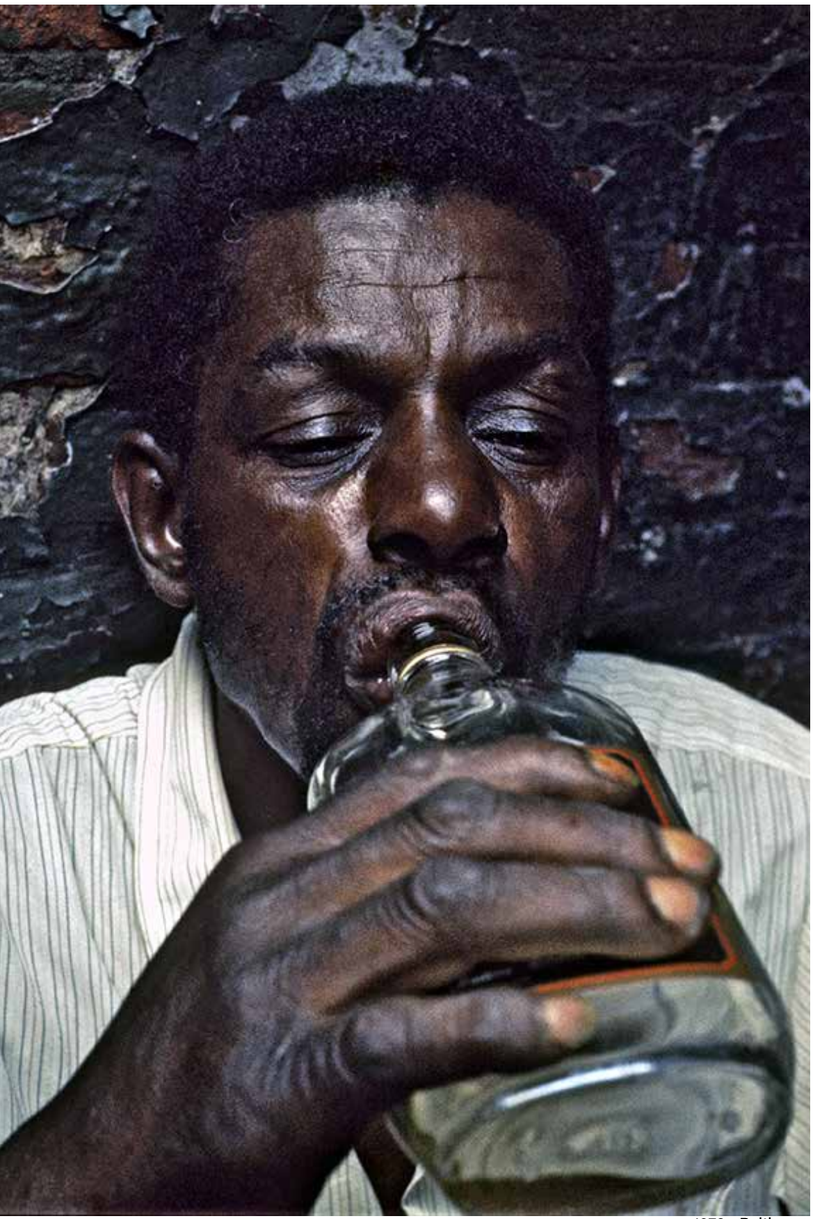


1975 - Dallas, TX

1974 - Greenville, NC







1973 - Baltimore



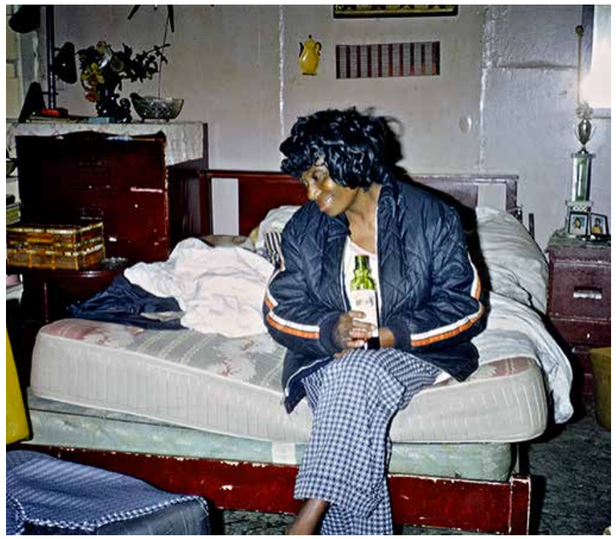
1996 - Belle Glade, FL

„Ich schäme mich nicht dafür, dass meine Großeltern Sklaven waren. Ich schäme mich nur für mich selbst, weil ich mich einst geschämt habe."
– Ralph Ellison, Autor von „Invisible Man"

Neulich war da ein Bruder
der mir erzählte, er fühle sich high
aber ich musste nur traurig seufzen
denn Drogen und Alkohol sind kein Ruhm,
und wenn ich die Chance hätte, high zu werden,
würde ich die Wahrheit sagen
und keine Lüge,
denn das höchste Hochgefühl,
das ein Mensch erreichen kann,
kommt von Weisheit, Wissen und Verständnis.

Armer Sklave, entlaste deinen Körper,
armer Sklave, nimm es dir zu Herzen...

Jimmy Cliffs ergreifendes Lied
„Poor Slave", illustriert



1974 - Washington, NC



1994 - Bullock County, AL



1978 - Zebulon, NC



2008 - Bullock County, AL

Wie unser Kastenprivileg uns blind macht für das Leid um uns herum

„Ich bin unsichtbar, verstehst du, einfach weil die Menschen sich weigern, mich zu sehen.“ – Ralph Ellison, Invisible Man

Als ich mit der Unterschicht lebte, sah ich, wie aus physischen Fesseln mentale wurden. Die Hütten, in denen wir unseren ermordeten Bruder Kain seit der Sklaverei eingesperrt haben, waren absolut unmenschlich und boten keinerlei Möglichkeit für intellektuellen oder kreativen Ausdruck.

Vor hundert Jahren lebten Weiße oft Tür an Tür mit Schwarzen.
Zu sehen, wie Menschen in solch minderwertige Lebensbedingungen verbannt werden, ist unverständlich und verletzend – nicht nur für die Unterdrückten, sondern auch für das unschuldige weiße Kind.

Während es aufwächst, wird das Kind langsam dazu manipuliert, feindselige Bilder zu entwickeln, sodass die natürliche Freude am Umgang mit Schwarzen in den USA oder mit Einwanderern in Europa unterdrückt wird. Wenn dieser Teufelskreis vollendet ist, fällt es Weißen leicht zu rationalisieren, dass die Ausgestoßenen direkt neben ihren Luxushäusern in elenden Hütten leben, die oft kleiner sind als diese alte Sklavenhütte.
Wie die Studierenden im Süden oft nach meinen Vorlesungen sagten:
„Bevor ich Ihre Ausstellung gesehen habe, wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass in diesen Hütten echte Menschen leben.“
Doch der düstere Abgrund in unseren Köpfen, den diese Slumverhältnisse widerspiegeln, ist weitaus schlimmer als auf meinen Fotos.

Die Bilder zeigen nicht, wie der Wind durch die Ritzen pfeift und es unmöglich macht, sich im Winter warm zu halten, oder die morschen Böden mit Rissen, die so breit sind, dass Schlangen und Ungeziefer direkt ins Wohnzimmer kriechen.

Die Ohnmacht, die ich empfand, als ich versuchte, diese erdrückenden Empfindungen zu fotografieren, spiegelte die Ohnmacht wider, die den gefangenen Opfern aufgezwungen wurde. Selbst wenn ich mir ein Weitwinkelobjektiv hätte leisten können, um die Enge festzuhalten, hätten die Bilder nicht zeigen können, dass es kein fließendes Wasser, keine Toiletten, keine Duschen und keinen Strom gab. Ich sah Tausende von Amerikanern, die im Schein von Petroleumlampen aufwuchsen.



1975 - Bullock County, AL



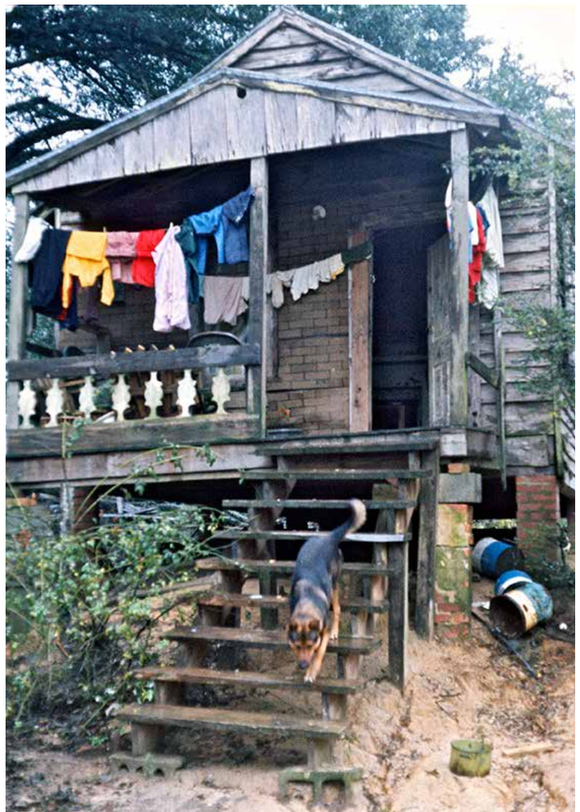
1974 - Savannah SC - Unten 1974 – ehemalige Sklavenhütte auf der Plantage, SC



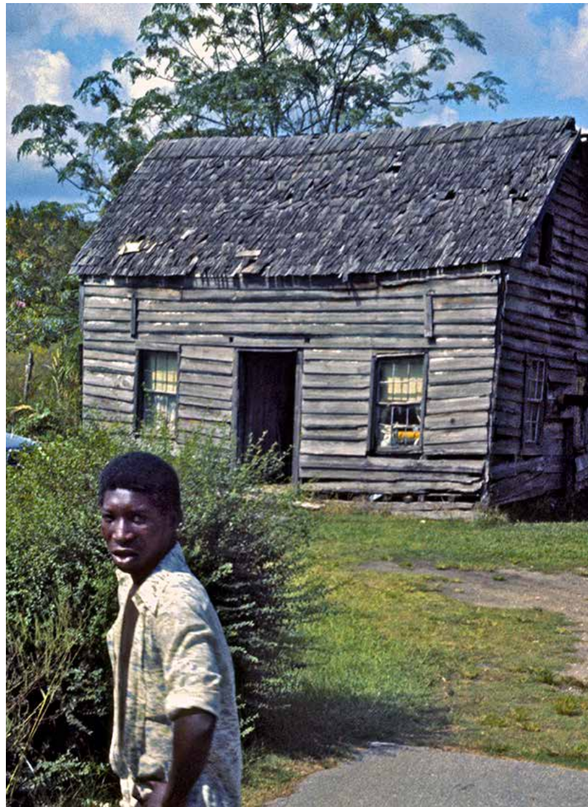
1973 - Bamberg, SC - Unten 1978 Bullock County, AL







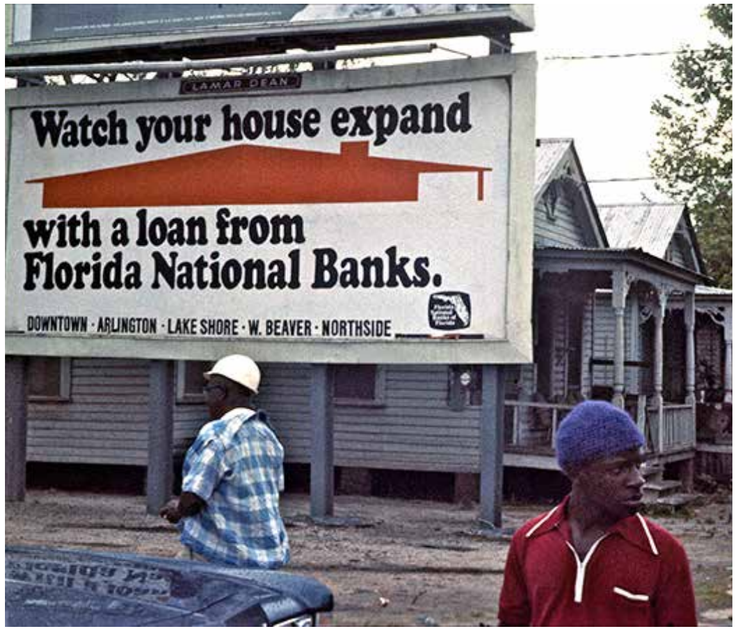
Unten links 1973 - MS - rechts 1974 - Savannah SC



Plakatwandträume in Slums

„Aber unter diesen Wellblechdächern gab es Träume, Hoffnungen, die in die Risse dieser verwitterten Bretter eingewoben waren. Das wussten wir schon in unseren jüngsten Tagen.“ – Jacqueline Woodson, Brown Girl Dreaming

Ebenso fühlte ich mich nicht in der Lage, das seltsame psychische Gefühl zu beschreiben, plötzlich in eine Situation versetzt zu werden, die wir in Dänemark seit hundert Jahren nicht mehr kennen – obwohl sich die Stille ohne Fernseher oder Radio nach dem drückenden Lärm amerikanischer Haushalte fast befreiend anfühlte.
Liberale Weiße, die nie befürchten müssen, dass ihnen der Strom abgeschaltet wird, argumentieren in meinen Vorlesungen manchmal, dass Schwarze aus demselben Grund dankbar sein sollten. Mit solcher Romantik offenbaren wir eine beunruhigende Unsensibilität gegenüber der Psychologie unfreiwilliger Armut.
Und selbst wenn man in seiner Slumbehausung der Invasion der Werbespots einer wohlhabenden Gesellschaft entkommt, wird der Horizont dennoch von den aggressiven Werbetafeln erdrückt, die direkt vor der Tür aufragen.



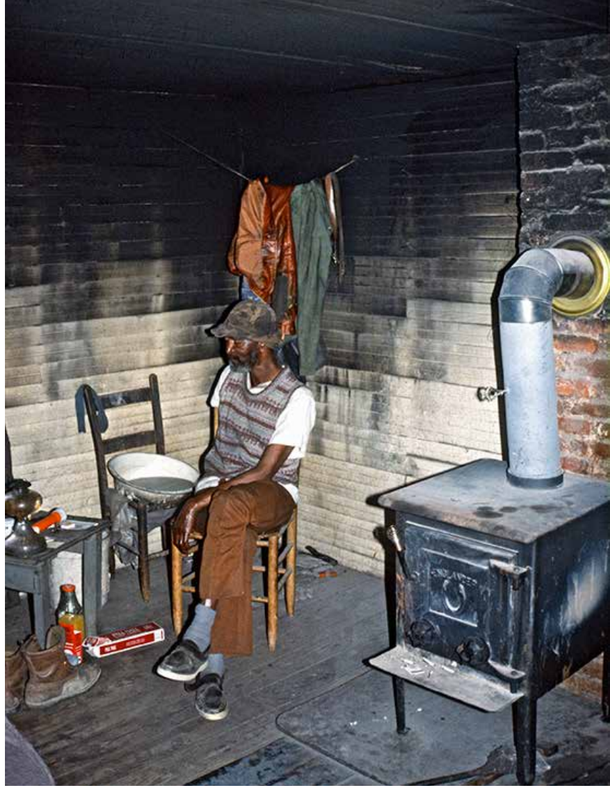
1974 - Jacksonville, FL



1975 - Philadelphia, MS



1974 - La Crosse, FL



1996 - Capron, VA - Unten: 1975 - Burke County, GA



1990 - Burke County, GA



Hütten heute

„Es gibt Jahre, die Fragen stellen, und Jahre, die Antworten geben.“ – Zora Neale Hurston, „Their Eyes Were Watching God“

In den 70er Jahren habe ich Tausende von Fotos von Hütten gemacht, mit der Absicht, sie der Schomburg Collection in Harlem zu schenken, in der Überzeugung, dass sie bald Geschichte sein würden. Wie sehr ich mich geirrt habe. Ich sehe immer noch überall baufällige Hütten. Hier sind ein paar von meinen späteren Touren.

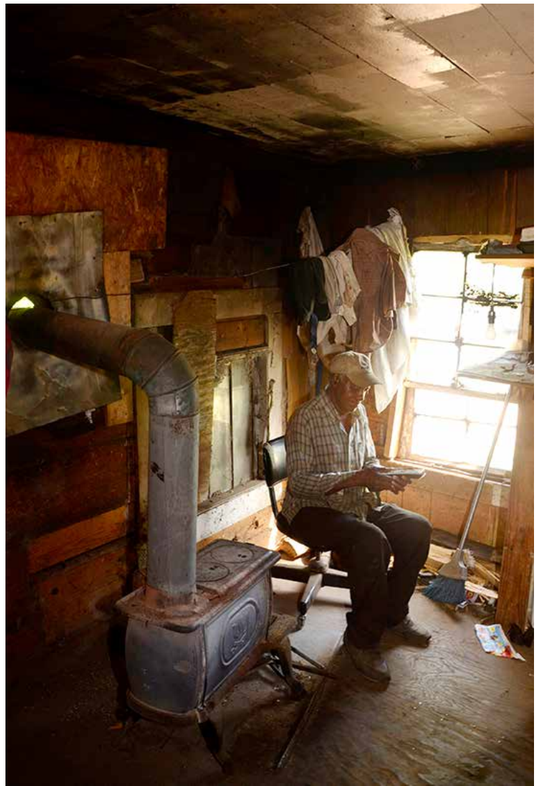


2003 - Union Parish, LA



2012 – Pfarrer auf dem Heimweg vom Gottesdienst, Perry County, AL

2012 – alter Mann mit Mobiltelefon in seiner Hütte in Perry County, AL



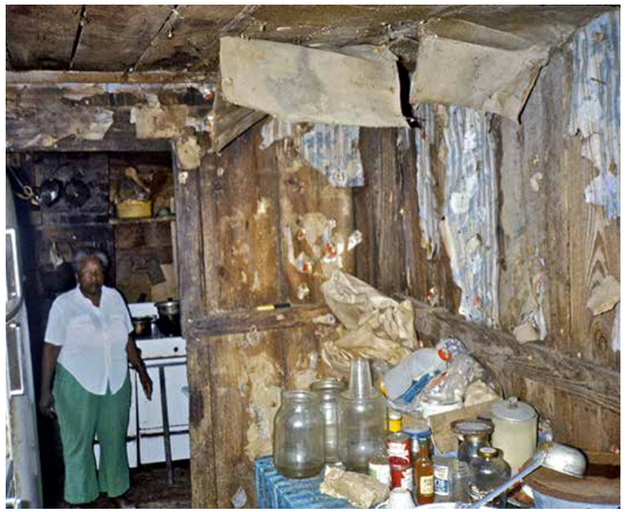
2009 – St. Francisville, LA – 98-jährige blinde Frau



2012 – Prediger entspannt sich nach dem Gottesdienst in seiner Hütte, Perry County, AL









Links 1975 - Tuskegee, AL - Oben und unten 1975 - Bullock County, AL

1973 - Orangeburg County, SC



Psychische Sprünge von der Erde zum Mond

„Armut ist ein Käfig. Es ist ein Käfig, aus dem man nur schwer entkommen kann. Und es ist ein Käfig, der aus mehr als nur wirtschaftlicher Not besteht. Er besteht aus Scham, Angst und Isolation." – Jesmyn Ward, „Sing, Unburied, Sing"

„Ich bin in einer Einzimmerhütte aufgewachsen, aber ich hatte immer Bücher zum Lesen. Ich wusste, dass es eine Welt jenseits derjenigen gab, in der ich lebte." – Oprah Winfrey

Ähnlich fiel es mir schwer, Amerikas reiche Oberschicht zu fotografieren. Im Gegensatz zu den prahlerischen Reichen von heute, wie Trumps vergoldeter Milliardärsregierung, zeigten die Reichen der 1970er Jahre oft eine Art Schuldgefühl.
Die Kluft zwischen Arm und Reich hat sich seitdem dramatisch vergrößert, als die USA ihre größte Gleichheit aller Zeiten erreicht hatten. Dennoch versteckte sich die Oberschicht hinter „bescheidenen" Villen und Ranches. Ich durfte jeweils nur einen Raum fotografieren, niemals das wahre Ausmaß ihrer Anwesen. Obwohl der fotografische Kontrast zwischen Arm und Reich gering schien, fühlten sich die psychischen Sprünge, die ich von der Hütte zum Plantagenhaus – oder vom Ghetto zum Millionärshaus – machte, immer an wie eine Reise von der Erde zum Mond. Also trug ich Søren Kierkegaard in meiner Tasche:

Die Philosophie unserer Zeit gleicht dem reichen Mann, der in einer dunklen, aber sternenklaren Nacht in seiner bequemen Kutsche mit ihren strahlenden Scheinwerfern hinausfährt und sein eigenes Licht und seine eigene Dunkelheit mit sich trägt. Er genießt seine Sicherheit und das Licht, das auf die unmittelbare Umgebung fällt, aber er versteht nicht, dass dieser starke Schein ihn blendet und ihn daran hindert, die Sterne zu sehen, die der arme Bauer, zu Fuß oder in seinem lampenlosen Karren, in der Weite des Himmels perfekt beobachten kann.

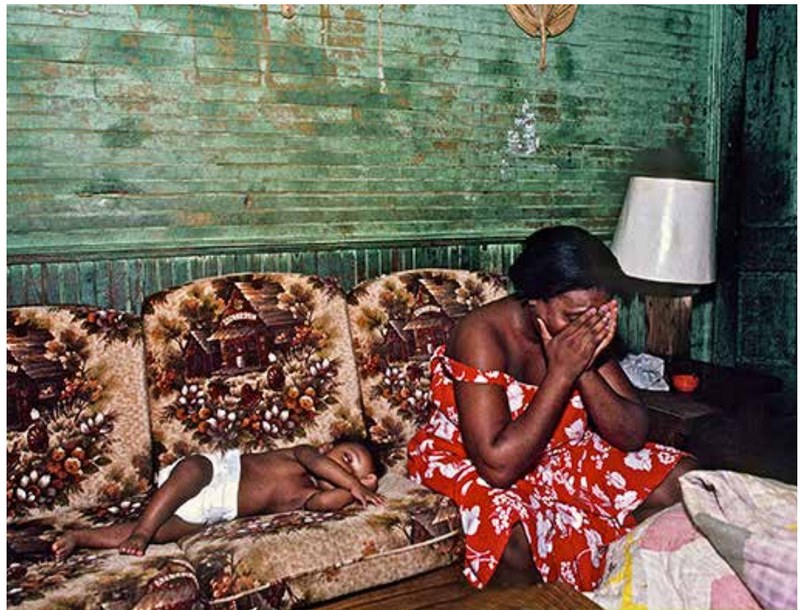


1973 - Natchez, MS



1974 - Palm Beach, FL

1995 - Montgomery County, AL





1974 - Alachua County, FL



1971 – Newton, MA – Siehe Aktualisierung mit Marly Sockol weiter unten



1974 - Cambridge, MA



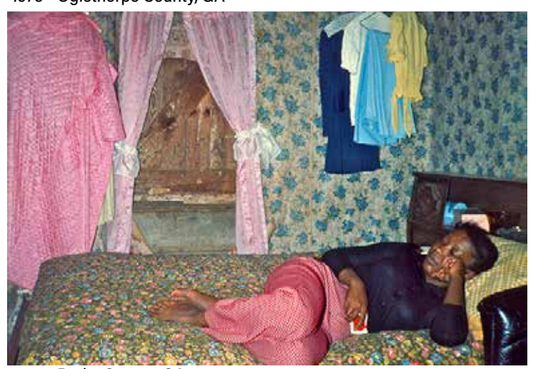
1974 - Greenville, NC



1974 - Daytona Beach, FL



1975 - Oglethorpe County, GA



1975 - Burke County, GA

Aus einem Film mit Marly Sockol darüber, wie meine Depression – nachdem sie sich 1971 von mir getrennt hatte – mich in die Ghettos trieb

Über Trampen und psychische Sprünge

„Sexismus hat Frauen nie machtlos gemacht. Er hat ihre Macht entweder unterdrückt oder ausgenutzt." – bell hooks, Ain't I a Woman: Black Women and Feminism

Trampen in Amerika ist ein ständiger Versuch, die Angst der Menschen zu überwinden und das Mitnehmen zu einer positiven Erfahrung zu machen. Wenn man die aufregenden roten Bremslichter sieht und in der Dunkelheit heranstürmt, die Autotür aufreißt, nur um in den Lauf der Waffe eines verängstigten Fahrers zu blicken, weiß man, dass es zum gegenseitigen Nutzen und zur Sicherheit ist, dass man gezwungen ist, seinen Pass oder den Inhalt seiner Taschen vorzuzeigen. Vertrauen lässt sich mit einem netten, ausgefeilten Schild fördern. Ich experimentiere mit allen möglichen Slogans, wie „Ich spare Kraftstoff für Sie" (während der Ölkrise 1973) und „Bible Belt – und kein barmherziger Samariter?" Aber leider ist das Einzige, was den Menschen wirklich Vertrauen gibt, der Hinweis, dass ich keine Amerikanerin bin.
Vertrauen ist für das demografische Trampen unerlässlich. Fahrten mit Frauen werden von Trampern als besondere psychische Ermutigung und Sicherheit nach den Übergriffen sogenannter „Rednecks" und „Perverser" empfunden. Doch Frauen sind auch ein Problem. Da Ausländer weiße amerikanische Frauen meist als äußerst offen empfinden und sie dich – anders als Fahrerinnen in Europa – oft zu sich nach Hause einladen, machen sie sich verwundbar. Einerseits ist es wichtig, die Frau die Grenzen der neuen Freundschaft setzen zu lassen. Auf diese Weise besteht eine gewisse Chance, den Sexismus zu vermeiden, der einem als Mann unweigerlich auferlegt wird. Die Gesellschaft hat einem nie die Wahl gelassen, Sexist oder Rassist zu werden; nur zu versuchen, den schlimmsten Folgen entgegenzuwirken. Ohne das Bewusstsein für das eigene Leiden ist man dazu verdammt, die Unterdrückten mit seinen „Herrenschwingungen" zu verletzen. Andererseits kannst du dich nicht wie männliche Fahrer einfach in jede Situation hineinbegeben, da du leicht verletzte Gefühle verursachen kannst. Ein guter Vagabund zu sein ist schwieriger als ein Seiltänzer. Selbst der kompetenteste Vagabund macht hier Fehler, nicht zuletzt , weil du selbst so verletzlich bist und die Strapazen der Straße dich oft dazu bringen, dich in Menschen zu verlieben, denen du dich sonst niemals öffnen würdest.
Ich machte eine eindrucksvolle Erfahrung mit solchen Fehlinterpretationen, als mir ein Fahrer die sogenannte „Liebesdroge" MDA anbot, die einen dazu bringt, sich unglaublich in alle Menschen verliebt zu fühlen. Die nächste Mitfahrgelegenheit war mit einer steifen 80-jährigen Frau, die sich meiner unkontrollierbaren Liebe nicht entziehen konnte und sich in den nächsten Stunden wie eine verliebte Teenagerin benahm. So waren wir beide ein wenig enttäuscht, als die Euphorie nachließ.

Eines der schönsten Dinge, die man als Vagabund erleben kann, sind solche Begegnungen mit älteren Menschen, denen man im normalen Leben irgendwie aus dem Weg geht. Senioren sind die harmonischste Gruppe für den Anhalter, da sie mit dem gleichen Zeitgefühl leben wie der Vagabund und deiner Reise die wichtige vierte Dimension hinzufügen: die historische Perspektive. Wenn man sie Dinge sagen hört wie: „Was dieses Land braucht, ist eine weitere Weltwirtschaftskrise, um uns alle wieder zusammenzubringen", spürt man die enorme Entfremdung, die das Zusammensein mit dem Vagabunden für sie so wichtig macht.
Aber die Hyperaktiven können einen mit ihren psychischen Sprüngen umbringen! In Florida nahm mich ein 72-jähriger reicher Mann mit, der berüchtigte „Wild Bill" Gandall. Er wollte mich zu seinem privaten Fotografen machen und die „steinreichen" von Palm Beach bloßstellen. Er nahm mich mit zu den exklusivsten Partys, wo wir uns in Champagner, Frauen und Multimillionären suhlten. Unmittelbar danach brachte er mich mit luxuriösen Geschenken in die schwarzen Slums von West Palm Beach oder in die Sklavenlager außerhalb der Stadt, fuhr dann herum und meldete diese Zustände der Polizei, den Gerichten und den Stadträten. Von sechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachts tobte und wütete er über Ungerechtigkeiten. Wenn wir uns verfahren hatten, hielt er irgendwo an und fragte nach dem Weg. Eines Nachts hielt er vor einer überfüllten Vorstadtkirche, rannte hinein, unterbrach den Gottesdienst, stellte mich als Sohn eines Pastors aus Dänemark vor, hielt dann eine donnernde Predigt und leitete den Chor. Nach einer halben Stunde lag die Gemeinde vor Lachen auf dem Boden, und er erinnerte sich plötzlich an seine Mission und schickte die Leute zu ihren Autos, um nach Karten zu suchen, und bildete einen Kreis auf dem Kirchenboden, um die Indian Road zu finden.
Jeder Tag brachte neue Projekte mit sich. Eines Tages erfuhr er von „biologischem Landbau" und organisierte sofort vier Lkw-Ladungen Mist aus den Everglades, die zu seinem Anwesen auf den Bahamas geflogen werden sollten. Nach einer solchen Woche war ich völlig erschöpft von Schlafmangel und Perspektivlosigkeit und musste abreisen. Oh, wie sehr genoss ich die Freiheit der Autobahn wieder!
Aber die nächste Reise unternahm ich mit einer 82-jährigen Frau, die so hyperaktiv war, dass sie nur schlief, während ich fuhr. Glücklicherweise schickte sie mich nach ein paar Tagen nach Philadelphia, um eines ihrer Autos abzuholen. Hätte sie mich nicht ihre Kreditkarte benutzen lassen, um meine armen Freunde von den Tabakfeldern einzuladen, hätte sie mich nicht Obdachlose und Anhalter mitnehmen und sie auf dem Rückweg nach Florida in die besten Restaurants bringen lassen (wobei ich mich mit geliehenen Federn schmücken durfte), hätte es leicht in einer seelischen Niederlage statt in einem weiteren psychischen Sprung enden können.

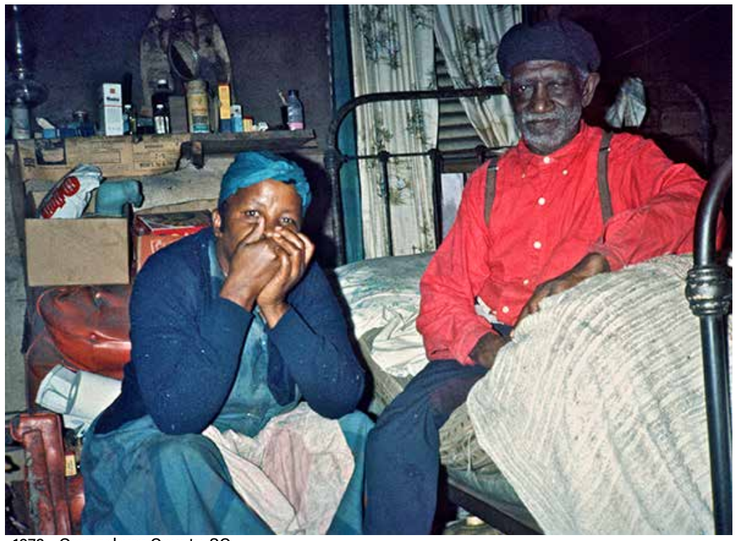
Brief an Mog, einen amerikanischen Freund.

Seelische Sprünge zwischen den Opfern der Apartheid

„Der einzige Weg, mit einer unfreien Welt umzugehen, besteht darin, so absolut frei zu werden, dass deine bloße Existenz ein Akt der Rebellion ist. Die Brücke zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, wird durch menschliche Entscheidungen geschlagen."
– Audre Lorde

Ein Grund, warum ich nie müde werde, durch Amerika zu reisen, ist, dass es das einzige Land ist, das ich kenne, in dem man fast täglich so gegensätzliche Reisen unternehmen kann. Manchmal, wenn ich zum Beispiel bei einer armen Sozialhilfeempfängerin in einem Ghetto im Norden wohnte, fuhr ich per Anhalter in den Norden der Stadt, wo die Reichen leben, um ihr Essensbudget nicht zu belasten.

Oft nahm mich ein wohlhabender Geschäftsmann mit, und wenn ich ihn mit meinen Reiseerzählungen unterhielt, wurde ich gelegentlich zum Abendessen in sein großes Haus mit Zentralklimaanlage eingeladen. Während des Abendessens erzählte ich dann, wie sich die Mutter mit drei Kindern im Ghetto kaum anständiges Essen leisten konnte.
Wenn ich bei einer konservativen Familie war, sagten sie früher oder später meist, ich sei herzlich willkommen, bei ihnen zu wohnen, damit ich nicht unter diese Bedingungen zurückkehren müsse. Aber liberale Familien versorgten mich in der Regel mit teuren Lebensmitteln aus dem Gefrierschrank, fuhren mich bis an den Rand des Ghettos und gaben mir Geld für ein Taxi für den Rest des Weges. „Da kommt Robin Hood", sagte ich und lachte stolz, wenn ich nach Hause kam. Ein guter Vagabund zu sein, hatte ich gelernt, ist eine Frage des Gebens und Nehmens. Ein Arzt in Skokie gab mir acht Schmorbraten für eine Sozialhilfeempfängerin in South Chicago, und ein Geschäftsmann in North Philadelphia gab mir eine große Tüte mit Fahrmarken, damit der Sohn meiner Familie in South Philly nicht zu Fuß zur Temple University gehen musste.



1973 - Orangeburg County, SC





1973 - Orangeburg County, SC



1973 - Orangeburg County, SC

„Armut ist kein Zufall. Wie Sklaverei und Apartheid ist sie von Menschen gemacht und kann durch das Handeln von Menschen beseitigt werden." – Nelson Mandela

Im Süden fand ich selten dasselbe überschwängliche Mitgefühl für die Armen, aber auch dort erlebte ich seelische Sprünge.
Eines Morgens hackte ich Brennholz für eine 104-jährige Frau in South Carolina. Sie und ihre 77-jährige Tochter, Scye Franklin, mussten ihr Holz normalerweise selbst hacken. Ihre Hütte ähnelte einer aus der Zeit der Sklaverei, obwohl sie einen Brunnen hatte (viele hatten keinen). Scyes Ehemann war 97, und alle drei schliefen im selben Bett, um sich warm zu halten, wenn der Kamin nachts erkaltete. Ihr Haus gehörte dem weißen Vermieter (der hinter den Bäumen wohnte), an den sie monatlich 30 Dollar zahlten.
Später, wenn ich per Anhalter fuhr und den Fahrern meine Fotos zeigte, sagten sie: „Die musst du in den 60ern aufgenommen haben." Ich antwortete: „Dann besucht doch meine Freunde in dieser Hütte dort auf dem Feld." Sie setzten sich zu Scyes Familie, blickten ungläubig und beschämt auf die breiten Risse in ihrem Boden, gaben ihr dann etwas zu essen und mir ein paar Dollar für mehr Film.

Diese Spenden ermöglichten es mir, in den folgenden 40 Jahren Vorträge zu halten, wobei ich oft wohlhabende Studenten und Freunde – wie die Multimillionärin Anita Roddick (Inhaberin von The Body Shop) – mitbrachte, um meine Freunde in den Hütten zu besuchen, sogar noch nach dem Jahr 2000. Anita schickte ihnen später großzügige Schecks und schrieb in ihren Büchern über sie: „Armut beschämt uns alle. Ich versuchte herauszufinden, ob The Body Shop eine kleine wirtschaftliche Initiative in den Gemeinden, die wir besuchten, ins Leben rufen könnte."



1994 - Anita Roddick in Bullock County, AL

Die Begegnung zwischen dem Superkapitalisten und dem Subproletariat ist immer für beide Seiten bereichernd.

Here is a link to Anita Roddick's article in The Body Shop about our travels together. She came with me to try to invest in the impoverished Black community, but lost hope when she saw the hopelessness in the Black Belt.

„Das weiße Amerika hat sein Haus auf der Negation des schwarzen Amerikas errichtet. […] Und wenn Schwarze die Struktur dieses Hauses in Frage stellen, wird dieser Akt der Infragestellung mit Vorwürfen des Hasses im Sinne von beantwortet.“ – Ta-Nehisi Coates





Alles 1974 - Washington, NC - Hier Cay Peterson

Privilegierte Zeugin: Konfrontation mit meiner Weißen Hautfarbe

Ein so schneller Wechsel der Umgebung konnte schockierend sein, wenn die physische Entfernung nur wenige Meilen betrug. Aber wenn man jahrelang umherzieht, erkennt man, dass solch ein psychisches Umherirren zum Überleben notwendig ist. Da ich von einem dänischen Mittelklasse-Umfeld geprägt war, empfand ich es als überwältigend, lange Zeit ausschließlich in Ghetto-Häusern zu leben, mit ihrer Überbelegung, dem ständigen Lärm und der psychischen Unterdrückung. Nach einer Weile musste ich mir wohlhabendere Häuser suchen, wo ich ein paar Tage in meinem eigenen Zimmer verbringen und meine innere Ruhe wiederfinden konnte. Doch dort langweilte ich mich bald und fand meinen Weg zurück in die Ghettos. In Washington, North Carolina, wohnte ich in vier schwarzen Haushalten, drei davon ohne Strom oder fließendes Wasser. Als ich bei dieser jungen Frau, Cay Peterson (neben der Petroleumlampe zu sehen), wohnte, musste ich die ganze Nacht in einem Sessel schlafen, da sie mit einem Baby auf der Couch lag. Es gab keinen Platz mehr. Noch schlimmer war meine Lage in der folgenden Nacht in einer schmalen Hütte, in der die Mutter die ganze Nacht mit durchdringender Sopranstimme ihren Sohn James Paige anschrie, weil er einen Weißen mit nach Hause gebracht hatte, um sein Bett mit ihm zu teilen. Ich versteckte seine Pistole in einem Kleiderstapel, aus Angst, sie könnten sie gegeneinander einsetzen. In einer anderen Hütte wurde ich von einem wütenden Nachbarn hinausgeworfen, der Weiße hasste. Es war schwer, diese ständige Ablehnung durch viele Schwarze zu verstehen, die sich weigerten, einen Weißen über ihre Schwelle zu lassen. Ich sah dies zunächst nicht als natürliche Reaktion auf unsere eigene Ablehnung der Weißen, als wir in denselben Jahren Millionen von Schwarzen aktiv in Ghettos

.....angesichts des Leids der Schwarzen

drängten. „Ihr dürft euch nicht mit dem Unterdrücker verbünden“, sagten unsere Ausgestoßenen, was heute parallel bei den marginalisierten Muslimen in Europa zu beobachten ist.

Die Zustände in diesen Unterkünften waren so erbärmlich, dass ich wegen Hunger und Schlafmangel ständig unter Kopfschmerzen litt. Eines Nachts ging es mir so schlecht und ich war so erschöpft, dass ich mich auf den Weg zum Stadtgefängnis machte, in der Hoffnung, dort übernachten zu dürfen – eine Flucht, die ich zuvor nie gesucht hatte. Doch wie immer, wenn ich Schmerz und Leid ausgesetzt war, öffneten sich die Tore des Himmels. Ohne diesen fast religiösen Glauben kann ein Vagabund nicht überleben. Kurz vor dem Gefängnis nahm mich eine junge weiße Frau mit und brachte mich in das prächtigste Haus, in dem ich seit langer Zeit gelebt hatte. Es gab private Tennisplätze und Golfplätze, die so groß waren wie das halbe Ghetto dieser Stadt, ein Hallenbad – sogar Flugzeuge und Segelboote. In den Häusern des Ghettos hatte ich durch die hauchdünnen Wände jedes Geräusch hören können, ob von draußen oder aus den Privaträumen.

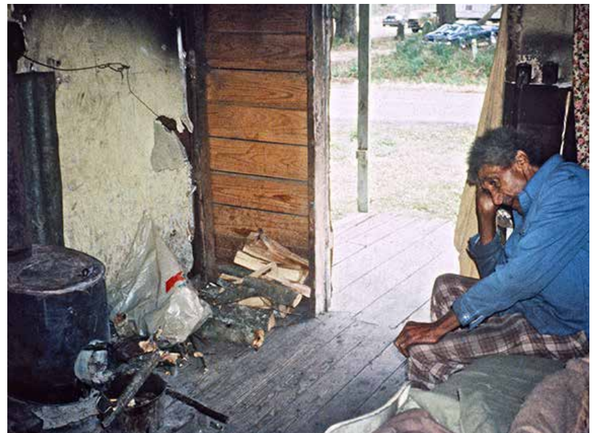
Hier hatten wir eine Gegensprechanlage, um zwischen den verschiedenen Flügeln des Hauses zu kommunizieren. Es gab sogar einen Indoor-Fischteich, der so groß war wie manche der Pfützen in den Hütten, wenn es regnete. Woher kam all dieser Überfluss?

Die Antwort ist nicht immer einfach, aber später erzählten mir Leute, dass der Vater der Frau, ein Anwalt, viele der baufälligen Ghettohütten in dieser Stadt besa , in der 60 % unterhalb der Armutsgrenze lebten. Ich fragte mich, wie ich ausgerechnet in seinem Haus gelandet war, gerade als das Elend, zu dessen Entstehung er im Ghetto beigetragen hatte, mich fast ins Gefängnis getrieben hätte. Wieder spürte ich die Anklage der Schwarzen gegen mein weißes Privileg und wie alles in der Gesellschaft uns Einwanderer auf die weiße Seite des Unterdrückungsmusters in den USA drängt.

„Privilegien sind für diejenigen, die sie haben, unsichtbar.“ – Roxane Gay

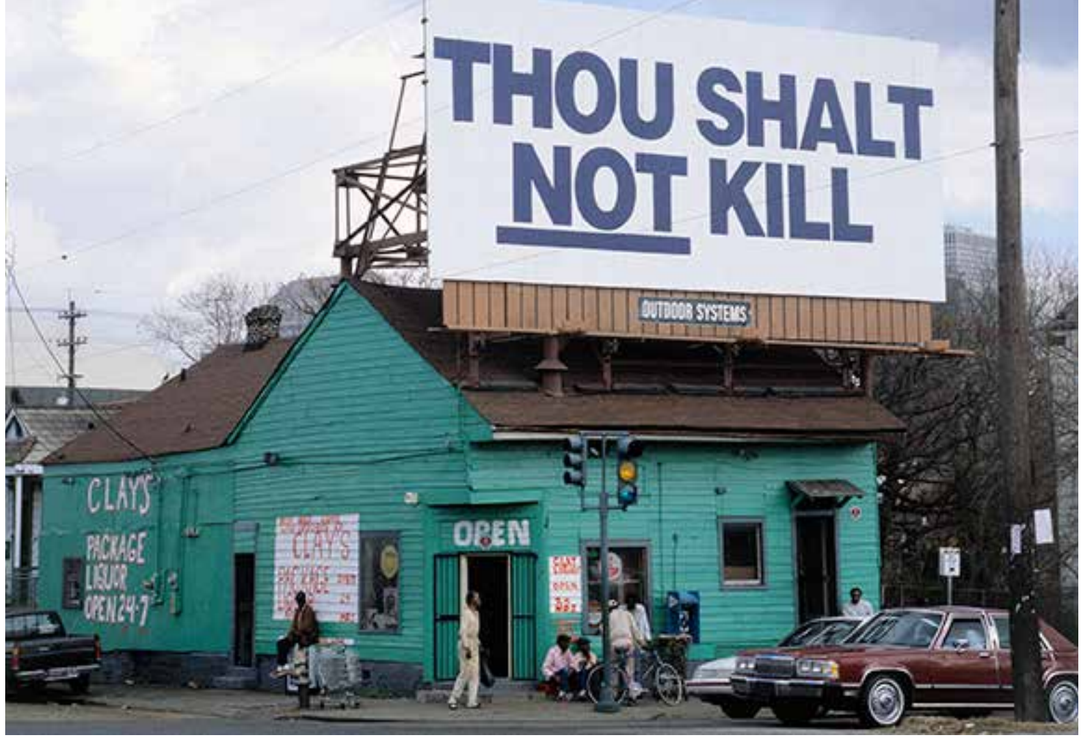
„Die Mauern um uns herum sind unsichtbar, aber sie sind dennoch da und trennen die einen von den anderen, die Reichen von den Armen, die Weißen von den Schwarzen. Wir müssen diese Mauern einreißen.“ – Rosa Parks







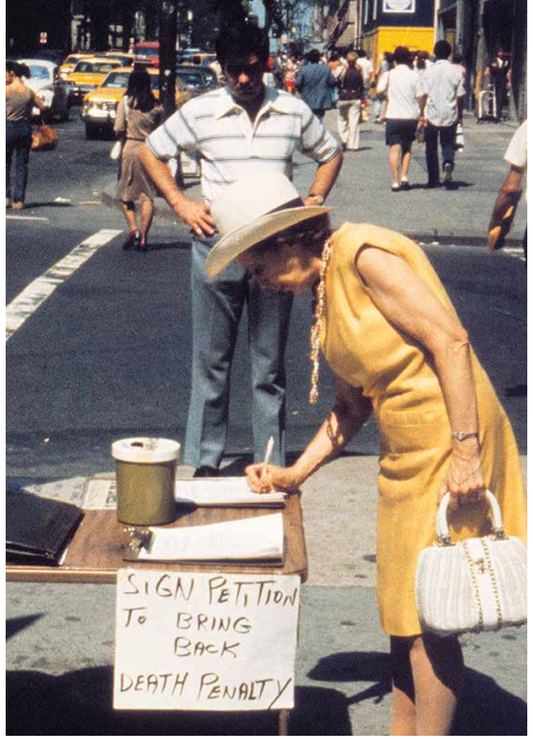




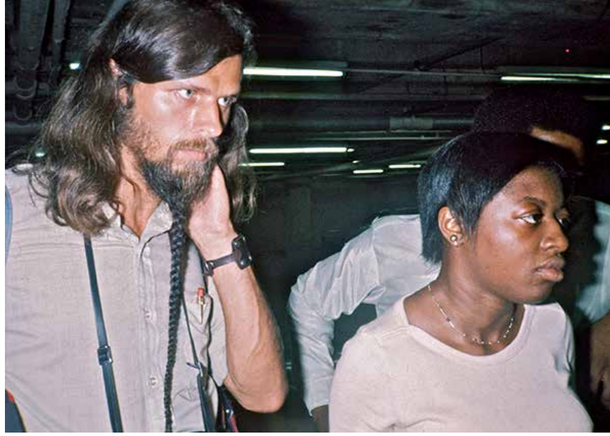
1992 - New Orleans



1975 - San Francisco



1974 - New York, NY



1975 - mit Joan Little, Raleigh, NC



1975 - Angela Davis in Oakland, CA

Brutalisierte Unschuld: Gewalt beginnt mit der Botschaft an Kinder

„Die Todesstrafe ist die ultimative Verweigerung der Menschenrechte. Sie bekräftigt die Vorstellung, dass das Nehmen von Menschenleben zulässig ist, aber ich glaube nicht, dass das Nehmen eines Lebens, egal wie abscheulich das Verbrechen auch sein mag, jemals richtig sein kann.“ – Maya Angelou

Andere hatten nicht so viel Glück. Gerade zu dieser Zeit befand sich eine schwarze Frau, deren Familie ich kannte, im Stadtgefängnis. Dort wurde sie von einem weißen Gefängniswärter vergewaltigt und wurde bald weltberühmt, weil sie, Joan Little, den Vergewaltiger tötete.
Vergewaltigungen von Schwarzen durch Weiße sind im Süden keine Seltenheit, doch es war erstaunlich, dass Joan Little den Mut hatte, ihren Angreifer zu töten – ein Akt der Selbstverteidigung ( ). Ohne eine groß angelegte Menschenrechtskampagne wäre sie in diesem Bundesstaat zum Tode verurteilt worden, wo selbst Einbruch mit dem Tod bestraft wurde.
Überall auf der Welt werden Kinder mit offenem und liebevollem Geist geboren, mit einer Sehnsucht nach Leben. Doch in Amerika wird diese Unschuld schon früh durch die schädliche Botschaft der Regierung brutal zerstört – dass es richtig sei, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen. Diese Brutalisierung wiederholen sie später im Leben, und die Gewalt nimmt zu, während sie in Dänemark zurückging, als wir die Todesstrafe abschafften.

Die geistigen Sprünge, die ich in Joan Littles Heimatstadt machte, gaben mir zufällig Einblick in die wirtschaftlichen Grundlagen der weißen Vorherrschaft. Solche Kontrastreisen sind notwendig, um die Gesellschaft klar zu sehen. Ich kann nicht lange in weißen Häusern bleiben, ohne dass ich anfange, mit ihren Augen „Negern“ als minderwertig anzusehen. Unterdrücker auf der ganzen Welt entwickeln eine ähnlich verheerende Sichtweise auf diejenigen, denen sie Schaden zugefügt haben.
Ich versuche immer, offen für diese Gehirnwäsche zu bleiben, denn wenn man nicht in die Weltanschauung des Unterdrückers eintritt, kann man ihn nicht lieben oder den Schmerz verstehen, den wir empfanden, als wir als offene und liebevolle Kinder lernten, unsere nächsten Nachbarn zu entmenschlichen. Ohne das Verständnis dieser tieferen Motive und Wunden würde ich nicht begreifen, warum Rassismus trotz unseres Ideals „Liebe deinen Nächsten“ von Generation zu Generation weiterbesteht. In meinen Jahren als Vagabund gelang es mir jedoch immer, dieser Gehirnwäsche zu entkommen und zur schwarzen Kultur zurückzukehren.

Credo

„Jede Kunst ist eine Art Bekenntnis, mehr oder weniger indirekt. Alle Künstler sind, wenn sie überleben wollen, letztendlich gezwungen, die ganze Geschichte zu erzählen." – James Baldwin

„Manchmal bedeutet Freundschaft, die Kunst des richtigen Zeitpunkts zu beherrschen ....es geht darum, zu erkennen, wann es Zeit ist, sich zurückzuziehen." – Octavia Butler

Liebe Edwina.
Endlich bin ich in einem Haus mit einer Schreibmaschine, was mir die Gelegenheit gibt, dir ein wenig darüber zu erzählen, was seit unserem letzten Treffen passiert ist. Ich wohne hier in Greensboro nun bei zwei jungen weißen Frauen. Sie behandeln mich, als wäre ich im Himmel, was nach den letzten Wochen eines chaotischen Daseins überwältigend ist. Eine von ihnen, Diane, ist Model und eine linksgerichtete Kriminologin, und sie mag meine Bilder so sehr, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tun wird, um mir Geld für mehr Film zu beschaffen. Ich werde mindestens sechs Monate warten müssen, aber sie hat versprochen, etwas Geld für mich zu sammeln, indem sie den Leuten erzählt, es sei für ein Heim für behinderte Kinder oder so etwas. Ich finde, das klingt ein wenig fragwürdig, aber sie sagt, dass es den Leuten vielleicht beibringen wird, dass es die Aufgabe der Regierung ist, solche Menschenrechte zu gewährleisten, und nicht etwas, das privaten Wohltätigkeitsorganisationen überlassen werden sollte. Nun, ich bezweifle, dass sie wirklich etwas für mich sammeln kann. Jedes Mal, wenn ich so eine kleine Hoffnung hatte, wurde ich enttäuscht. Ich schätze, ich werde mich damit begnügen müssen, Blut zu verkaufen und mit dem kleinen Geld, das ich unterwegs bekomme , indem ich die Leute mit meinen Bildern und Erlebnissen unterhalte. Letzte Woche hatte ich ein Einkommen von neun Dollar, das ist das Beste, was ich je hatte: fünf Dollar von einem interessierten Verkäufer, der mich mitgenommen hat, zwei Dollar von einer schwarzen Frau in Tonys Vaters Grillrestaurant und zwei Dollar von einem Mann in West Virginia, der mein Bild von den Junkies mit dem Kapitol im Hintergrund interessant fand und es kaufte. Im Deal enthalten war seine Lunch-Tüte, die drei Hähnchenschenkel enthielt.

Jetzt, wo ich meine Fotobücher habe, macht es mich jedes Mal so glücklich, wenn ich solche positiven Reaktionen bekomme. Aber manchmal macht es mir auch ein bisschen Angst. An einem Ort fing eine Frau an zu weinen, als sie meine Bilder sah, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Es ist seltsam mit den Amerikanern. Sie haben ihr ganzes Leben lang inmitten dieses Leids gelebt, ohne darüber nachzudenken, und dann, wenn sie es plötzlich in einem Foto eingefroren sehen, fangen sie an zu weinen. Manche Leute werfen mir vor, ich würde Schwarze beschönigen, ich verstehe das einfach nicht; ich fotografiere sie genau so, wie ich sie sehe, und ein Foto lügt doch nicht, oder?

Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wird mir klar, dass dieser Parallaxenverschiebung in der Art, wie wir Schwarze sehen, darauf zurückzuführen sein muss, dass sie so lange in dieser Herr-Sklave-Beziehung gelebt haben, dass sie einfach unfähig sind, Schwarze als Menschen zu sehen, sondern nur jene Aspekte an ihnen wahrnehmen können, die ihre „Sklavennatur" bestätigen.
Aber wenn weiße Südstaatler positiv auf meine Bilder reagieren, glaube ich, dass es daran liegt, dass sie eigentlich unglücklich sind, mit diesen „Herr"-Augen zu sehen. Sie sehnen sich danach, menschlich zu werden, und in dem Moment, in dem ich ihnen „beweisen" kann, dass Schwarze Menschen sind und keine Sklaven, ewige Kinder oder Untermenschen, macht es sie selbst menschlich und nicht länger zu Herren oder Übermenschen oder was auch immer. Wenn ich das nicht so interpretiere, wie erkläre ich dann, dass selbst die schlimmsten Rassisten hier unten mir hin und wieder Geld geben, obwohl sie etwas darüber murmeln, dass sie es „lustig finden, wie ich herumlaufe und Nigger fotografiere". Ich muss zugeben, dass es mir oft schwerfällt, die Herr-Sklave-Beziehung hier als Institution darzustellen, ohne am Ende so zu tun, als hätten die Menschen in diesem System tatsächlich diese „Natur".

Ich habe oft das Gefühl, dass meine eigene Sichtweise von diesem heimtückischen Gift im Süden vergiftet ist, weil ich Wert darauf lege, die Würde dieser Menschen zu respektieren, besonders die der Älteren. Sie haben ihr ganzes Leben lang in dieser Herr-Knecht-Tradition gelebt, und ich habe das Gefühl, dass es sowohl gegenüber Schwarzen als auch Weißen eine Gewalt wäre, zu versuchen, sie aus dieser Tradition herauszureißen (auch wenn die kommenden Generationen diese geistige Lähmung unbedingt vermeiden müssen). Deshalb versuche ich nie, ihnen meine Ansichten aufzuzwingen, sondern versuche, ihre zu verstehen und von ihnen zu lernen. Gerade weil ich ihre Würde von Anfang an respektiere, baue ich oft so starke Freundschaften mit ihnen auf, dass ich sie durch diese Freundschaften dazu bringen kann, meinen Standpunkt zu respektieren und daraus zu lernen. Als Vagabund im Süden ist es absolut notwendig, durch Freundschaft kommunizieren zu können, anstatt Feindseligkeit und Konfrontation zu erzeugen.
Aber wenn man dazu in der Lage ist – und sogar ständige Liebe und Bewunderung erfährt, wie ich das glücklicherweise tue, oder Sätze hört wie „Ich beneide dich" oder „Weißt du, dass du ein sehr glücklicher Mensch bist?" –, dann bewegt man sich auf einem schmalen Grat, auf dem man durch die eigene Verinnerlichung leicht im Schlamm steckenbleiben kann.
Diese Kluft zwischen meiner utopischen Realität (Menschen zu lieben, indem man sie sich als Menschen in einer freien Gesellschaft vorstellt) und meiner tatsächlichen Realität (Menschen so zu lieben, wie sie in ihrem gegenwärtigen, unfreien Zustand sind) ist so schwer zu überbrücken wie ein Fluss, der immer breiter wird, sodass man langsam das andere, utopische Ufer aus den Augen verliert, während man langsam im Schlamm am eigenen Ufer versinkt.



1973 - Natchez, MS



1975 – im östlichen Meridian, MS – heute ein Einkaufszentrum

Es scheint jedoch so, als würde dir die richtige Interpretation des „Schlamms" (der tatsächlichen Realität) auf dieser Seite des Flusses (d. h. wenn du bis zu den tiefsten Sehnsüchten der Menschen vordringst, auch wenn diese die Verbindungen zwischen ihnen noch nicht erkennen) das Material liefern, um einen Elfenbeinturm zu bauen, der so hoch und schön ist, dass du dort oben sitzen und den Menschen am Ufer unten erzählen kannst, wie schön das andere Ufer aussieht.
Da du jedoch selbst keinen persönlichen Kontakt zum anderen Ufer hattest – einen Kontakt, der deinen eigenen Charakter und deine gesamte Seele hätte verändern können –, gibt es für dich keine Möglichkeit, den Menschen dort unten deine Vision zu vermitteln, denn sie sehen keinen Beweis dafür, dass du selbst tatsächlich „berührt" oder verändert wurdest. Denn visionäre Ideen machen dich nicht unbedingt liebevoller und mitfühlender als jene, die darum kämpfen, sich gegenseitig über Wasser zu halten (die Herausforderung für die meisten Amerikaner heute). So vergessen sie schnell die Botschaft deiner Geschichte, aber sie finden die Geschichte meiner unamerikanischen Bilder so interessant, dass sie dir erlauben, den Elfenbeinturm noch höher zu bauen, ihn



zu verstärken und zu verschönern. In der Frustration und Depression darüber, dass du deine Botschaft nicht zu ihnen hinunterbringen kannst, wirst du immer unsicherer und hast ein größeres Bedürfnis nach Anerkennung und Bewunderung für den Elfenbeinturm, den du gebaut hast – sogar mehr als nach ihrer Anerkennung dafür, warum du ihn überhaupt bauen wolltest. Schließlich wirst du so verwirrt und unsicher, dass dir nur noch ihre Zustimmung zum Turm selbst, zu seiner Schönheit und Form, wichtig ist. Und du baust ihn immer höher, bis du jene zynischen Höhen erreichst, in denen du weder dein eigenes Ufer noch das gegenüberliegende Ufer mehr wirklich sehen kannst und sie sich immer ähnlicher werden.

Außerdem haben Sie eine solche Höhe erreicht, dass Sie den Kontakt zu den Menschen auf Ihrem eigenen Ufer verlieren und beschließen, Ihren Elfenbeinturm in Form eines Buches zu versenden, damit die Menschen da draußen im Schlamm etwas haben, womit sie sich unterhalten können. Obwohl Sie ursprünglich eine Brücke zum gegenüberliegenden utopischen Ufer bauen wollten, bauen Sie am Ende einen Turm auf Ihrem eigenen Ufer. Anstatt den Menschen aus dem Schlamm zu helfen, verschlimmerst du ihre Lage sogar noch, denn du hast ihnen nun etwas gegeben, worüber sie sich genau dort, wo sie sind, entweder freuen oder weinen können, und du festigst damit dieses schlammige Flussufer.
Zudem ist dein Elfenbeinturm moralisch verwerflich, gerade weil er auf einem Fundament aus Schlamm errichtet ist: Dein Kunstwerk ist das direkte Ergebnis der Ausbeutung der Menschen, denen du ursprünglich helfen wolltest, und je höher dein Turm wird, desto weiter entfernst du dich von ihrem Leid. Es sind Gedanken wie diese, die mich in den letzten Monaten zunehmend deprimiert haben. Ich höre immer wieder Leute sagen: „Wie ich dich beneide, dass du so unter den Schwarzen reisen kannst“, oder so etwas in der Art, und mir wird klar, dass ich mich bereits so weit vom Schlamm entfernt habe. Und wenn mir trotz dieser Sehnsucht klar wird, dass es unmöglich ist, eine Brücke zu bauen, kann ich so verzweifelt werden, dass ich das Gefühl habe, die Waffe sollte meine wahre Waffe sein, nicht die Kamera. Doch dann stellt sich sofort die Frage, in welche Richtung ich schießen würde, da ich, wie du weißt, das Gefühl habe, dass alle an diesem Flussufer gleichermaßen verstrickt sind – und somit gleichzeitig schuldig und unschuldig. Wo ist der Regenmacher, der die Schlammpfütze geschaffen hat?

Und so watete ich weiter durch den Schlamm und versuchte, meine Kamera sauber genug zu halten, um die Opfer festzuhalten – ohne wirklich zu glauben, dass das jemals von Nutzen sein wird.

Nun, aber was ich dir eigentlich erzählen wollte, war ein wenig darüber, was seit unserer Trennung passiert ist. Einer der ersten, der mich mitnahm, war ein wohlhabender jüdischer Geschäftsmann (Juden nehmen mich immer mit, um mir zu danken, weil Dänemark während des Krieges eine Reihe von Juden gerettet hat, obwohl ich damals noch nicht einmal geboren war und obwohl ich zunehmend das Gefühl habe, dass ich genauso sehr



1996 - Tunica, LA - Links 1974 - Washington, NC

Amerikaner bin wie Däne). Er hatte eigentlich keine Lust, mich mit nach Hause zu nehmen, da er völlig niedergeschlagen war, teils weil seine Geschäfte schlecht liefen, teils weil sein Bruder an Krebs im Sterben lag. Er stand unter starkem Einfluss von Beruhigungsmitteln, aber ihm wurde klar, dass er jemanden zum Reden brauchte, also nahm er mich mit zu seiner Frau. Das war eine sehr eindrückliche Erfahrung für mich. Völlig erschüttert warteten sie von Minute zu Minute auf einen Anruf aus dem Krankenhaus, der ihnen mitteilen würde, dass der Bruder gestorben war, und vor diesem düsteren Hintergrund hinterließen meine Bilder einen enormen Eindruck auf sie. Als ich am nächsten Morgen ging, bedankten sie sich sehr bei mir, und er versuchte, das Erlebte mit Tränen in den Augen auszudrücken, indem er sagte: „Ich habe immer geweint, weil ich keine Schuhe hatte, bis ich einen Mann traf, der keine Füße hatte.“ Bevor ich ging, kaufte er mir 15 Filmrollen.

Von Philadelphia fuhr ich nach Norfolk, um dort auf meinem Weg nach Süden zu übernachten. Ich lief durch das Ghetto auf der Suche nach einer Unterkunft und sprach mit einigen der alten Frauen, die mit ihren kleinen Handkarren in den Ruinen des Ghettos unterwegs waren, um Feuerholz zu sammeln. Eine von ihnen erzählte mir, dass sie sich wegen der Inflation nur noch vier Schweinehälse pro Tag statt fünf leisten könne. Es war seltsam, das im Schatten des größten Marinestützpunkts der Welt zu hören. Schließlich wohnte ich bei einer 32-jährigen alleinerziehenden schwarzen Mutter. Sie war nicht der Typ, der mich hereinbeten würde, aber ihr Onkel hatte mich in ihre Wohnung mitgenommen, um mir zu zeigen, wie ihre Decke undicht war, in der Hoffnung, ich sei ein Journalist, der die Stadt dazu bringen könnte, das Problem zu beheben.

Als er ging, verstand ich mich so gut mit der Frau, dass sie mich bei sich wohnen ließ. Sie hatte gerade ihr erstes Kind bekommen, und es war eine wundervolle Erfahrung zu sehen, wie sie fast jede Minute damit verbrachte, sich um es zu kümmern. Ich saß stundenlang da und schaute zu. Sie war auch sehr gläubig, und wenn das Baby schlief, saßen wir zusammen und beteten, oder sie las mir aus der Bibel vor, während sie meine Hand hielt. Sie saß dort lange Zeit da und starrte

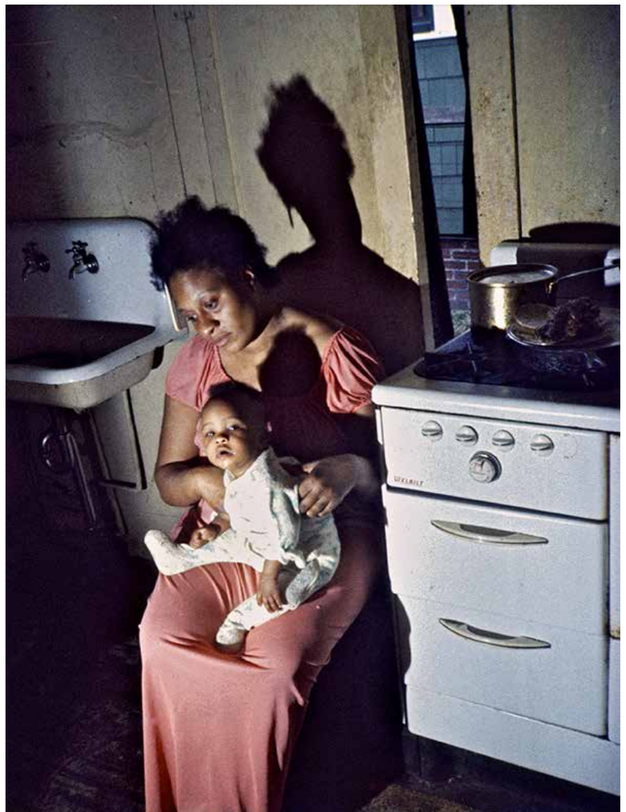


2004 – Philadelphia, PA. Wiedersehen mit meinem Paten Allan Tunick 30 Jahre später

auf ein Bild von Jesus direkt unter der tropfenden Decke, mit einem Blick, der so intensiv und voller Liebe war, dass ich sehr bewegt war. Nach ein paar Tagen in der Stadt fuhr ich nach Washington, North Carolina, wo ich kurz nach Einbruch der Dunkelheit ankam. Ich lief den ganzen Abend herum und suchte nach einer Unterkunft, aber alle hatten Angst vor mir und dachten, ich sei ein Betrüger. Zuerst sagte mir ein Mann, ich könne auf der Couch seines Onkels schlafen. Er brachte mich zu einer alten, rot gestrichenen Hütte, die schmutzig war und kein Licht hatte. Sein Onkel kam mit einer Öllampe in der Hand heraus, war äußerst wütend und machte mit seinem Stock Gesten, aber wir schafften es, hineinzukommen, und ich bekam ein paar alte Hühnerkeulen auf einem schmutzigen Teller in der Ecke der Hütte, die als Küche diente, obwohl es kein fließendes Wasser gab.

Aber der alte Mann war immer noch wütend, und es wurde immer schlimmer, bis er mich schließlich mit seinem Stock hinauswarf. Er wolle keine Weißen in seinem Haus haben, donnerte er. Dann nahm er große Bretter und Planken und nagelte sie vor die Fenster und Türen, aus Angst, ich könnte einbrechen, und ging in die Dunkelheit davon, immer noch schreiend und brüllend. Er traute den Weißen nicht. Weiter unten in der Straße rief eine Frau von einer Veranda aus und bot mir an, eine Dose Bier mit ihr zu teilen. Später, als ich dort saß und versuchte, mit ihrem kranken Mann zu sprechen, der im Rollstuhl saß und nicht sprechen konnte, bemerkte ich, wie sie ein Bild von Christus an der Wand betrachtete. Nach einer Weile winkte sie mich in das unglaublich unordentliche Schlafzimmer im hinteren Teil des Hauses. Ich fragte mich, was der Ehemann wohl dachte, da er sich nicht bewegen konnte. Dort umarmte sie mich zuerst und starrte mich mit großen, tränenfeuchten Augen an. Dann fiel sie plötzlich zu meinen Füßen nieder, hielt meine Knöchel fest, küsste meine schmutzigen Schuhe und flüsterte: „Jesus, Jesus."

Wie ihr wisst, wurde ich von schwarzen Menschen im Süden wegen meiner Haare oft mit Jesus „verwechselt" (was ein Grund ist, warum ich meinen albernen geflochtenen Bart trage), aber in den meisten Fällen erlaubt uns ihr Sinn für Humor, gemeinsam über ihre Jesus-Identifikation zu lachen. Ihr werdet es wahrscheinlich als ein weiteres Beispiel für die Identifikation des „Sklaven" mit dem „Meister" oder sogar für eine regelrechte Verliebtheit in ihn sehen. Was auch immer es ist, es hilft mir wahrscheinlich, die Rassenbarriere zu durchbrechen. Aber in einer so schockierenden Situation wusste ich einfach nicht, was ich sagen sollte, da ich nicht wusste, ob es falsch wäre, sie aus ihrer religiösen Erfahrung herauszureißen. Ich suchte nach einem passenden Bibelzitat ... die Vergeblichkeit der samaritanischen Frau, die aus Jakobs Brunnen trank ... aber ich brachte kein Wort heraus. Ich stand dort mehr als eine Stunde lang, bevor ich den Mut (die Grausamkeit) aufbrachte, sie aus ihrer Trance zu reißen. Es war eine so überwältigende Erfahrung, dass ich das Gefühl hatte, ich könnte nicht die ganze Nacht dort bleiben.



1974 – Norfolk, Va. Die Frau, bei der ich wohnte

Als ich gegen zehn Uhr wieder durch die Straßen schlenderte, traf ich eine junge schwarze Frau, die wohl ein wenig betrunken war, denn sie fragte sofort, ob wir Freunde werden könnten (ungewöhnlich nach meiner Erfahrung mit „ " schwarzen Frauen im Süden). Sie sagte, wenn ich eine Unterkunft für diese Nacht finden könnte, würde sie bei mir bleiben. Ich bezweifelte, dass das klappen würde, aber wir gingen in eine dieser südlichen „Kneipen" (Speakeasies) und sprachen mit ihrem Cousin über mögliche Unterkünfte. Plötzlich fing sie an, mich wild überall zu küssen und fragte mich süß: „Bist du ein Hippie?" Ich sagte nein, aber sie verstand es nicht. Tatsächlich war dieser Ort nicht gerade der sicherste. Um uns herum konnten wir im Dunkeln schemenhaft 15 bis 20 „Superflies" erkennen. Ein paar von ihnen kamen herüber und warnten mich in freundlichem Ton, dass es ein gefährlicher Ort sei, aber ich antwortete mit Überzeugung: „Ich habe vor nichts Angst", was sie normalerweise beeindruckt, weil sie in diesen Spelunken Angst vor ihrem eigenen Schatten haben.

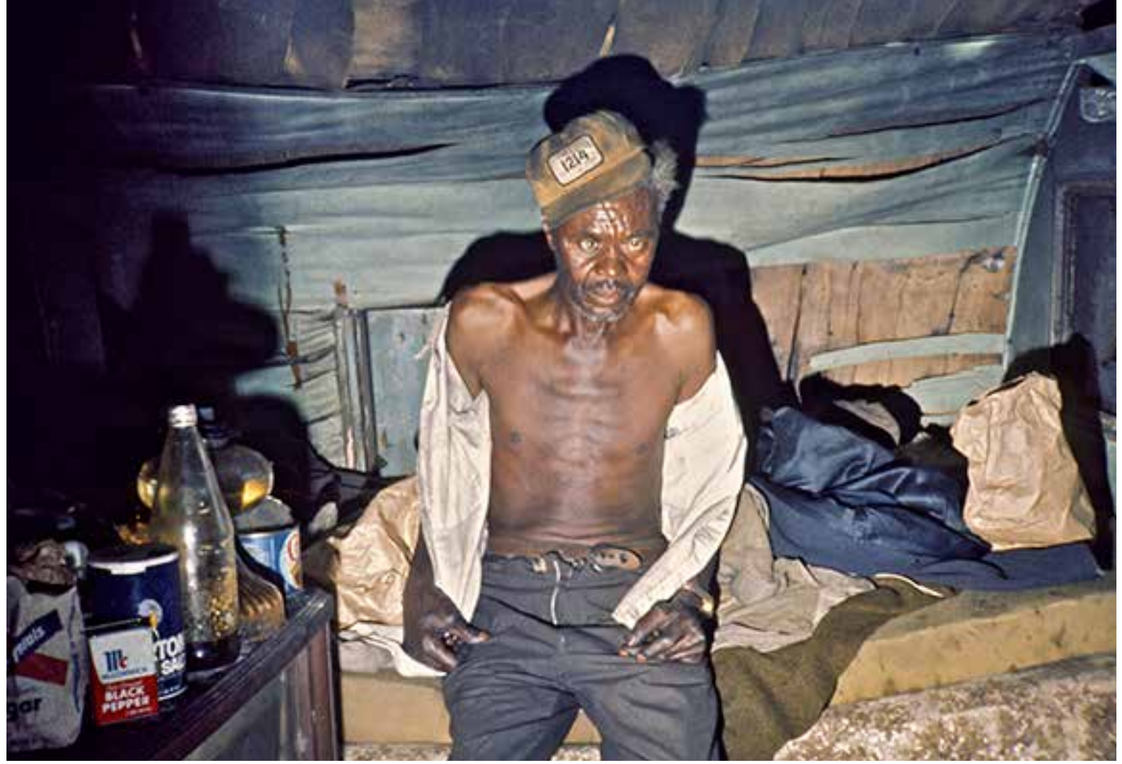
Doch dann brach die Hölle los. Jemand muss dem Typen, mit dem die Frau „zusammenlebte", von mir erzählt haben, denn plötzlich kam er mit einem großen Messer angerannt und ging zuerst auf seine Frau los. Zum Glück benutzte er das Messer nicht, aber er schlug die arme Frau windelweich, versetzte ihr Schläge ins Gesicht und verpasste ihr die schlimmste Tracht Prügel, die ich seit Monaten gesehen hatte. Ich muss in dieser Nacht ziemlich kaltblütig gewesen sein, wenn ich jetzt so darüber nachdenke, denn ich zog sofort meine Kamera heraus und versuchte, den Blitz anzubringen, doch gerade in diesem Moment kamen zwei Typen angerannt und packten mich: „Du verschwindest besser von hier. Wenn er mit ihr fertig ist, wird er dich ins Visier nehmen." Und sie trugen mich praktisch aus dem Lokal. Ich habe diese Frau nie wieder gesehen. Obwohl ich so etwas schon so oft gesehen hatte, war ich umso mehr aufgewühlt, weil ich in gewisser Weise der Auslöser dafür war. Mit meinem vermeintlichen Unterdrückerstatus ist es, als könne ich keine tieferen menschlichen Beziehungen aufbauen, ohne entweder Opfer oder Henker zu werden. Meistens bin ich natürlich ein Opfer (von verständlicher Ablehnung), aber weil ich immer versuche, mit Menschen bis zum Äußersten zu gehen, überschreite ich manchmal die unsichtbare Grenze zwischen Opfer und Henker. Ich hasse das, denn dann bin ich gezwungen, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, anstatt andere Menschen die Führung übernehmen zu lassen. So weit bin ich heute Abend allerdings nicht gekommen, und ich beginne zu befürchten, dass ich so abgehärtet bin, dass ich meine eigene Willenskraft verloren habe.

Vielleicht war es dieser Gedanke, der mich beschäftigte und mich später in dieser Nacht anders als sonst reagieren ließ. Nachdem ich ein paar Stunden herumgelaufen war, fand ich endlich eine Unterkunft bei zwei alten Penner. Sie waren sturzbetrunken und die Bude war ein einziges Chaos. Sie konnten sich nicht einmal





1974 – Washington, NC mit der „Jesus-Frau" und rechts 4 Jahre später, als ich ihr das Buch mit der hier erzählten Geschichte über meine erste Begegnung mit ihr schenkte.



1974 – La Crosse, FL, nach einer ähnlichen Erfahrung mit Sam hier. Das eigentliche Bild der beiden aus dieser Geschichte ist jedoch auf Seite 380 zu sehen.

Kerosin leisten, also gab es kein Licht. Wir drei sollten alle in einem Bett schlafen. Darunter lag eine zentimeterdicke Schmutzschicht, und alle 25 Minuten musste einer von uns aufstehen, um Holz in den Ofen zu legen, weil es sehr kalt war. Zuerst schlief ich zwischen ihnen, doch dann wurde mir klar, dass sie beide homosexuell waren. Also rückte ich an die Wand, damit ich nur einen abwehren musste, aber er stellte sich als der Geilste heraus. Normalerweise akzeptiere ich in solchen Situationen, was auch immer passiert, aber in dieser Nacht war mir nicht danach, vielleicht wegen der früheren Erfahrung an diesem Ort. Er war das, was man einen „schmutzigen alten Mann“ nennen könnte, mit Bartstoppeln und Sabber, aber das war nicht der Grund. Ich habe schon viel Schlimmeres erlebt. Ich war wahrscheinlich einfach an dem Punkt angelangt, an dem ich es satt hatte, von schwulen Männern ausgenutzt zu werden. Ich hasse es, Menschen wehzutun, aber ich glaube, in dieser Nacht wollte ich mir selbst beweisen, dass ich zumindest noch etwas Willenskraft übrig hatte. Also legte ich mich auf die Seite, das Gesicht zur Wand. Aber er kratzte und riss so heftig an meiner Hose, dass ich Angst hatte, sie würde zerreißen, und da es die einzige Hose war, die ich hatte, konnte ich es mir nicht leisten, sie zu opfern. Also drehte ich mich mit dem Gesicht zu ihm um, aber er machte weiter, drückte seinen großen Ständer gegen meine Rippen und fing an, mich überall zu küssen – Küsse, die nach Boone’s Farm Apfelwein rochen. Das Schlimmste war, dass er mir ständig Dinge ins Ohr flüsterte wie: „Ich liebe dich. Ich liebe dich. Oh, wie ich dich liebe.“

Nun, das mag damals vielleicht gestimmt haben, aber es hat mich wahnsinnig gemacht, das zu hören. Wie du weißt, finde ich, dass dieses Wort überstrapaziert wird, besonders unter schwarzen Männern. Ich glaube nicht, dass man so etwas am ersten Abend sagen kann, an dem man mit jemandem ins Bett geht. Das Einzige, was noch gefehlt hat, war, dass er gesagt hätte: „Ach, du magst mich einfach nicht, weil ich schwarz bin.“ Aber zum Glück blieb mir das erspart. Nun, er bekam schließlich seinen Schnuller, aber das befriedigte ihn nicht, denn er war die Art von Homosexuellem, der auf das Harte steht. Er wurde einfach immer aufgeregter und schließlich so geil, dass ich mich wirklich schuldig fühlte, aber ich gab trotzdem keinen Millimeter nach. Er versuchte es immer wieder. Schließlich zerstörte er den schönen Ledergürtel, den du mir geschenkt hattest, als ich meine Hose nicht oben halten konnte. Das machte mich so verdammt wütend, dass ich seine große Waffe mit beiden Händen packte und sie hart in Richtung des anderen Kerls drehte, der wie ein Dampfschiff schnarchte. „Warum habt ihr beiden nicht Spaß miteinander und lasst mich in Ruhe? Ich will schlafen.“ Aber es half nichts, also ging der Kampf die ganze Nacht weiter, wobei ich die Kanone alle fünf Minuten in die andere Richtung drehte (etwa viermal zwischen jeder neuen Ladung Brennholz).

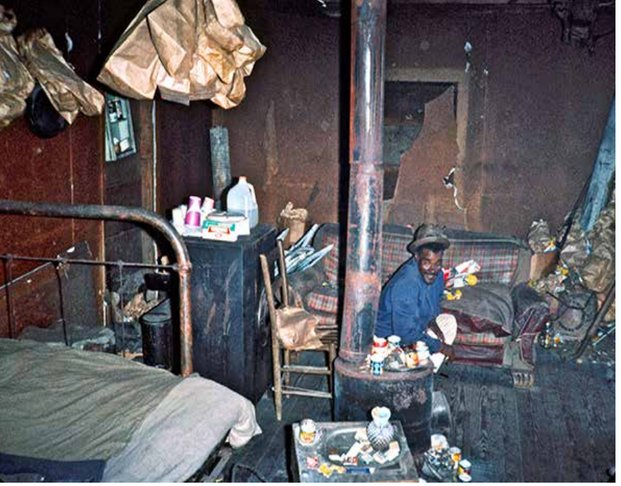
Schließlich ging der Typ gegen acht Uhr und ich bekam ein paar Stunden Schlaf. Später an diesem Tag traf ich ihn in der örtlichen Kaffeebar. Er kam rüber und fragte mich, ob ich sauer auf ihn sei. Ich sagte: „Natürlich nicht, wir sind immer noch gute Freunde. Ich war letzte Nacht einfach so verdammt müde.“ Er war so glücklich, dass er anfing herumzutanzen und alle dort über ihn lachen ließ. Er war einer dieser Ausgestoßenen sowohl unter den Schwarzen als auch unter den Weißen. Ich war sehr traurig, weil ich das Gefühl hatte, etwas in mir selbst zerstört zu haben. Ich empfand eine tiefe Verärgerung darüber, dass ich ihm keine Liebe geben konnte. In seinen Augen war ich so etwas wie eine große Nummer, und es hätte ihn glücklich gemacht, wenn ich mich ihm ganz hingegeben hätte. In dieser Nacht machte es einfach „klick“ in mir, und so empfand ich den ganzen nächsten Tag eine tiefe Abscheu vor mir selbst. Ich finde ständig viele Mängel in meinen Beziehungen zu Menschen, aber das Schlimmste ist, wenn meine Mängel solche Menschen verletzen, die bereits in jeder erdenklichen Weise von der Gesellschaft um sie herum verletzt und zerstört wurden.

Wenn ich solchen Verlierern nicht ständig ein wenig Liebe schenken könnte, wäre ich nicht in der Lage, das Reisen so lange durchzuhalten, wie ich es tue. Das Einzige, was mir auf meiner Reise Sinn macht, ist, mit diesen einsamen und gestrandeten Seelen zusammen zu sein. Mein fotografisches Hobby ist schließlich nichts weiter als eine „ “ Ausbeutung des Leidens, die wahrscheinlich niemals dazu beitragen wird, es zu lindern. Aber ich kann nicht aufhören, es festzuhalten, denn so oder so muss es nach außen dringen.

Die Kraft, die ich daraus ziehe, mit diesen extremen Verlierern zusammen zu sein, und die Liebe, die ich oft von ihnen erhalte, geben mir die schwache Hoffnung, dass meine Bilder die Gewinner der Gesellschaft ansprechen können. Dass ich in jener Nacht so negativ reagierte, mag daran liegen, dass ich kürzlich eine ähnliche Erfahrung gemacht hatte, die mich tief verletzt hat. Es war derselbe Tag, an dem ich dich in Plainfield zurückgelassen habe. Einer der ersten, der mich in New Jersey auf der Straße mitnahm, war ein weißer Mann in den Fünfzigern oder Sechzigern. Er fing sofort an, davon zu erzählen, dass er schon immer das schwarze Schaf der Familie gewesen sei, und bezeichnete sich selbst sogar als „schmutzigen alten Mann“. Ich sehe diesen Selbsthass oft bei älteren Homosexuellen und kann dieses Gefühl nachempfinden, da ich aus anderen Gründen selbst das schwarze Schaf in meiner eigenen Familie war.

Er bat mich, mit ihm nach Hause zu kommen und mit ihm zu reden, und ich konnte nicht nein sagen, obwohl ich eigentlich vorhatte, noch am selben Tag nach North Carolina zu fahren. Nachdem wir den ganzen Tag geredet hatten, nahm er mich an dem Abend mit ins Kino, wo er als Filmvorführer arbeitete. Er zeigte einen John-Wayne-Film der üblichen Art. Mitten im Film fing er an, meine Oberschenkel zu streicheln. Ich war nicht wirklich überrascht, aber ich fand es grotesk, dass er die ganze Zeit dastand, den Film kommentierte, besonders die Faustkampf-Szenen, und John Wayne anfeuerte: „Zeig’s ihnen, schlag sie k.o.“ usw. Wie konnte er sich nur so sehr mit John Waynes furchterregender Welt aus männlichem Chauvinismus und Macho-Unterdrückung identifizieren, die ihn mehr als alles andere sein ganzes Leben lang unterdrückt und ihm diesen gewalttätigen Selbsthass eingeflößt hatte? In der Pause schlenderte ich durch das große Einkaufszentrum, in dem sich das Kino befand. Wo immer ich hinging, folgte mir verkaufsfördernde Plastikmusik aus den Lautsprechern, und ich verspürte plötzlich eine schreckliche Abscheu vor Amerika, das ich fälschlicherweise mit meiner John-Wayne-Erfahrung gleichsetzte. Doch inmitten dieser Abscheu spürte ich, dass es, obwohl diese Menschen so sehr ihre eigenen Unterdrücker sind, möglich sein muss, zu ihnen durchzudringen und sie aus diesem sadomasochistischen Muster zu befreien. Am Abend, als ich zu ihm nach Hause kam, versuchte ich, all das Schöne in ihm zu sehen. Es war nicht leicht, denn er gehörte tatsächlich zu jenem Typ, den die Gesellschaft als abstoßend und obszön verurteilt hat, aber mit all der Energie, die ich gerade durch meinen Aufenthalt bei dir erhalten hatte, verfügte ich in dieser Nacht über einen solchen Überschuss, dass ich wirklich glaube, einen Schimmer von Liebe für ihn empfunden zu haben.

Doch dann geschah das, was mich zunichte machte. In der Hitze der Nacht im Bett rutschte mir die Perücke vom Kopf und mein langes Haar fiel heraus. Ich konnte sein Erstaunen und seinen Ekel deutlich sehen, doch er versuchte, es zu verbergen, und murmelte etwas in der Art: „Na ja, wenigstens bist du keine dreckige Hippie.“ (Wenn ich per Anhalter unterwegs war und unter konservativen Weißen überleben wollte, trug ich normalerweise eine kurzhaarige Perücke und rollte meinen 43 cm langen Bart auf.) Aber von diesem Moment an war unsere Beziehung zerstört, und ich schaffte es nie wieder, ihn dazu zu bringen, sich mir zu öffnen. Wahrscheinlich hätte er mich am liebsten sofort rausgeworfen, aber ich durfte bleiben, weil es in dieser Nacht in Strömen regnete. Obwohl er klein war und kurze, stämmige Beine hatte, war er so dick, dass ich ganz am Rand des Bettes schlafen musste und mich die ganze Nacht nur mit einer Hand auf dem Boden abstützen konnte, um nicht herunterzufallen. Also konnte ich nicht schlafen, ich lag nur da und dachte darüber nach, wie seltsam es ist, dass Menschen so starke Vorurteile haben können, dass sie diese sogar mit ins Bett nehmen. Da es am nächsten Morgen immer noch in Strömen regnete, überlegte ich, ob ich noch einen Tag bleiben und versuchen sollte, das Eis zu brechen, aber das war offensichtlich nicht das, was er im Sinn hatte. Fast ohne ein Wort fuhr er mich zur Hauptstraße bei Milltown, wo ich die nächsten sieben Stunden im strömenden Regen stand, denn wie du weißt, nimmt dich niemand mit, wenn du es am dringendsten brauchst. Man muss verrückt sein, um im Regen zu stehen, denken sie. Da hat mich dann endlich der jüdische Geschäftsmann aufgefischt. Wie du dir vorstellen kannst, ging es mir fast genauso schlecht wie ihm, obwohl ich ihm nichts von meinem deprimierenden Erlebnis erzählt habe.



1973 – Zebulon, North Carolina – Mein Freund Lee in einer der ersten Einzimmerhütten, die ich je gesehen habe



-1990 – Bullock County, AL – 96-jährige Frau

Nun, ich werde dir in einem späteren Brief mehr über Washington, N.C., erzählen, und zum Schluss möchte ich sagen, dass ich mich nun auf dem Weg aus der Depression befinde, in der ich damals wegen dir war, obwohl die Erinnerung an dich immer noch wie eine schwere, dunkle Wolke über meiner Reise hängt. Es ist mir immer noch ein Rätsel, wie ich durch unsere Beziehung so verletzt werden konnte und warum sie diese Richtung genommen hat. Auch wenn du jünger bist als ich, entwickelte sich daraus eine Mutter-Sohn-Beziehung, die ich mir zu Beginn meiner Liebe zu dir nicht hätte vorstellen können. Deine Stärke und Weisheit bewahrten dich davor, dich in eine so unrealistische Beziehung wie die unsere verführen zu lassen. Du gehörst zur schwarzen Bourgeoisie, und obwohl ich es liebte, mich in deine luxuriösen Polstermöbel zu werfen, hätte ich sofort erkennen müssen, dass das nicht meine Welt war. Du warst fasziniert von meinem Vagabundenleben und hast mein Projekt mit deinem schwarzen Stolz unterstützt, aber dein Stolz wurde durch die Welt bedroht, die ich repräsentierte. Seit deine Vorfahren vom Sklavenhalter erzogen wurden, hat deine Familie diese Klassenkluft aufrechterhalten, und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass diese meilenweite psychologische Kluft, die dir von Kindheit an zwischen dir und dem Ghetto, in dem ich mich normalerweise bewegte, eingeimpft wurde, das war, was unsere Beziehung tatsächlich zerstört hat.
Aber egal, wie ich es analysiere und zu verstehen versuche, fällt es mir schwer zu akzeptieren, dass es zwischen uns so enden sollte. Das Leid, das ich in deinem Haus durchgemacht habe, möchte ich nie wieder erleben, aber als Vagabund bin ich so sehr zum Fatalisten geworden, dass ich glaube, es habe zu etwas Gutem geführt und es mir leichter machen wird, mich in das Leid anderer Menschen hineinzuversetzen und eins damit zu werden, obwohl das Leid, das ich in dieser Gesellschaft um mich herum sehe, natürlich viel gewalttätigerer Natur ist als das, was ich bei dir erlebt habe. Dennoch werde ich das Wort „Leiden“ verwenden, um den Prozess zu beschreiben, den ich mit dir durchgemacht habe. Ohne dieses Leiden hättest du mich nicht so aus dem Gleichgewicht bringen können. Von dem Moment an, als dir klar wurde, dass wir nicht zueinander passten, und deine Liebe zu einer gewissen Distanz abkühlte, verspürte ich eine wachsende Verzweiflung in mir. Ich bin von Natur aus nicht sehr aggressiv, wie du weißt, und auch nicht besonders selbstschutzorientiert, aber angesichts deiner anfänglichen Zurückweisung verspürte ich eine zunehmende Aggression, die immer unerträglicher wurde. Mit all deiner psychologischen Einsicht hast du das wahrscheinlich gespürt. Jedenfalls entlud sie sich in jener Nacht, als ich ungebeten in dein Bett kletterte und gegen einen meiner Reise-Grundsätze verstieß: niemals die Gastfreundschaft anderer zu missbrauchen.
Aber wenn ich die psychologische Verzweiflung, die ich in meiner Liebe zu dir empfand – eine Verzweiflung, die stärker war als alles, was ich je für eine Frau empfunden habe –, wirklich veranschaulichen will, kann ich nichts Besseres tun, als meinen Gemütszustand mit dem bekannten Zitat von W.E.B. Du Bois beschreiben zu lassen:
„Es ist schwierig, anderen die volle psychologische Bedeutung der Kastentrennung vor Augen zu führen. Es ist, als ob man aus einer dunklen Höhle an einem Abhang eines bedrohlichen Berges heraus auf die vorbeiziehende Welt blickt und zu ihr spricht; höflich und überzeugend spricht man zu ihr und zeigt den Menschen, wie diese eingesperrten Seelen in ihrer natürlichen Bewegung, ihrem Ausdruck und ihrer Entwicklung behindert sind; und wie ihre Befreiung aus dem Gefängnis nicht nur eine Frage der Höflichkeit, des Mitgefühls und der Hilfe für sie wäre, sondern eine Hilfe für die ganze Welt. Man spricht auf diese Weise ruhig und logisch weiter, bemerkt aber, dass die vorbeiziehende Menge nicht einmal den Kopf dreht, oder wenn doch, dann wirft sie einen neugierigen Blick auf und geht weiter. Allmählich dringt es in die Köpfe der Gefangenen, dass die Vorbeigehenden nicht hören; dass sich eine dicke Scheibe aus unsichtbarem, aber schrecklich greifbarem Glas zwischen ihnen und der Welt befindet. Sie werden aufgeregt; sie sprechen lauter; sie gestikulieren. Einige der Vorbeigehenden bleiben aus Neugier stehen; diese Gesten erscheinen ihnen so sinnlos; sie lachen und gehen weiter. Sie hören entweder immer noch gar nichts oder nur undeutlich, und selbst das, was sie hören, verstehen sie nicht. Dann können die Menschen im Inneren hysterisch werden. Sie schreien vielleicht und werfen sich gegen die Barrieren, kaum realisierend in ihrer Verwirrung, dass sie in ein unhörbares Vakuum schreien und dass ihre Possen den Außenstehenden, die hereinschauen, tatsächlich komisch erscheinen mögen. Hier und da brechen sie vielleicht blutüberströmt und entstellt durch und sehen sich einer entsetzten, unerbittlichen und völlig überwältigenden Menschen e gegenüber, die um ihre eigene Existenz fürchtet.“

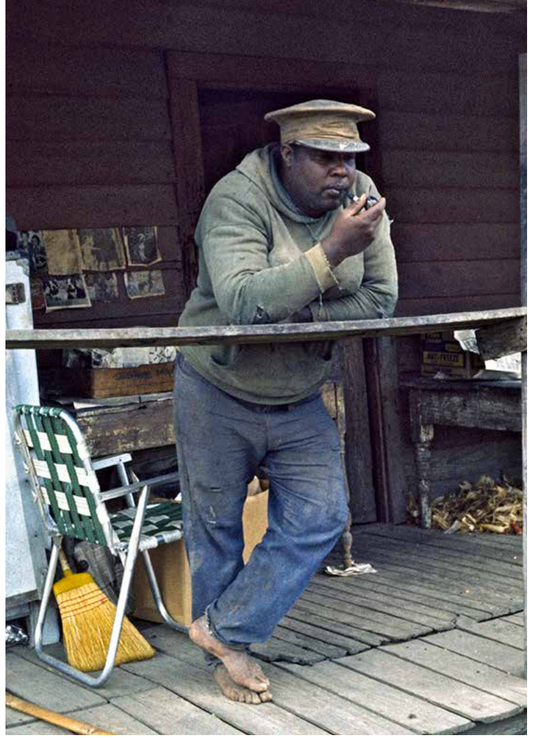
Ich glaube nicht, dass dieses Bild meines damaligen Gemütszustands allzu übertrieben ist, so verrückt war meine Verliebtheit. Aber es erstaunt mich, dass du schon so früh erkennen konntest, wie einseitig unsere Beziehung war. Eine Ehe zwischen uns hätte schließlich diese unsichtbare Glaswand zwischen uns gehabt, mit mir in der Höhle, der ich so viel von meinem Leben gewidmet hatte, und dir draußen. Mit deiner ganzen Vornehmheit hättest du niemals das Leben führen können, das ich in der Höhle lebe und das ich der Außenwelt durch meine Bilder zu zeigen versuche. Ich weiß, dass ich in meinem Innersten auf die eine oder andere Weise immer in der Höhle sein werde, während du genauso gut wie ich weißt, dass du immer draußen sein wirst, trotz einiger Einblicke in die Höhle. Jedes Mal, wenn ich zu tief in die Höhle vorgedrungen bin und mich verloren gefühlt habe, konntest du es mir mit deiner Weisheit und deiner tiefen menschlichen Einsicht erklären und alles ins rechte Licht rücken. So war es nicht verwunderlich, dass du mir trotz meines Widerstands immer mehr wie eine Mutter geworden bist. Was ich befürchte, ist, dass du trotz deines Verständnisses für die Höhle immer noch so sehr von deiner Klasse geprägt bist, dass du dich in dem entscheidenden Moment, wenn die Glasbarriere durchbrochen wird, letztendlich unter der entsetzten und unversöhnlichen Menge wiederfinden wirst. Um dies zu vermeiden, müssen wir weiterhin zusammenarbeiten. Wenn eine Ehe zwischen uns unrealistisch und für mich in der Höhle zwangsläufig destruktiv war, ist es nicht unrealistisch, dass eine tiefe Freundschaft zwischen uns besteht. Wenn du mich weiterhin unterstützt und berätst, können wir in einer solchen Freundschaft nach und nach diese Glasbarriere einreißen und eine Beziehung von solcher Stärke und Wertigkeit aufbauen, wie sie unsere beiden Rassen im postrassistischen Amerika haben werden, wenn unser gemeinsamer Kampf vorbei ist. Durch unsere fortwährende Freundschaft kann ich die Brücke über den Fluss bauen, damit meine Arbeit nicht nur zum Elfenbeinturm eines weißen Mannes wird. Meine Liebe zu dir ist immer noch eher eine Verliebtheit als eine Freundschaft. Deine Schönheit und dein weicher, großer Afro, deine sanfte, tiefe (und mütterliche) Stimme und deine süßen Lippen, die mich morgens immer wachgeküsst haben, quälen mich noch immer in meinen Gedanken. Doch sobald ich aus diesem höhlenartigen Geisteszustand herauskomme, vielleicht schon in wenigen Monaten, werde ich zurück in Plainfield sein und wir können beginnen, unsere Freundschaft aufzubauen – eine Freundschaft, ohne die es uns niemals gelingen wird, die gläsernen Barrieren einzureißen und eine Brücke zu einem neuen und schönen Amerika zu bauen. Bis dahin bleibst du meine geliebte, aber ferne und unerreichbare Edwina.

In Liebe, Jacob.

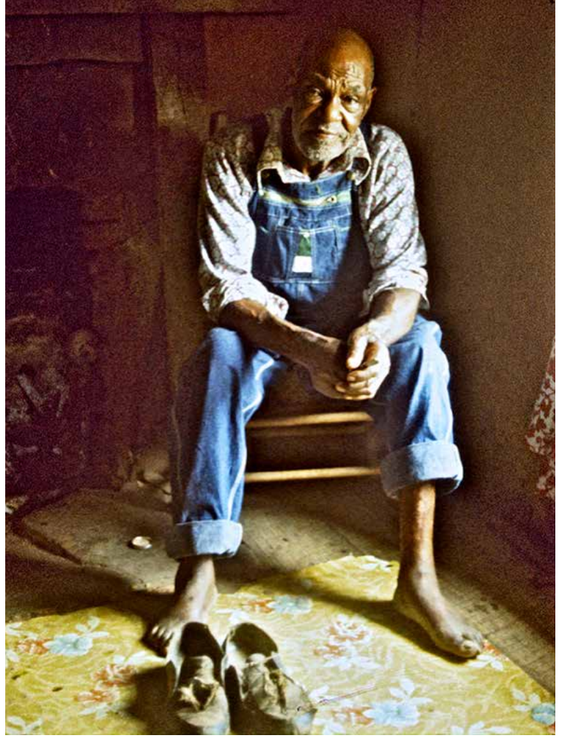
Originalbrief an Edwina



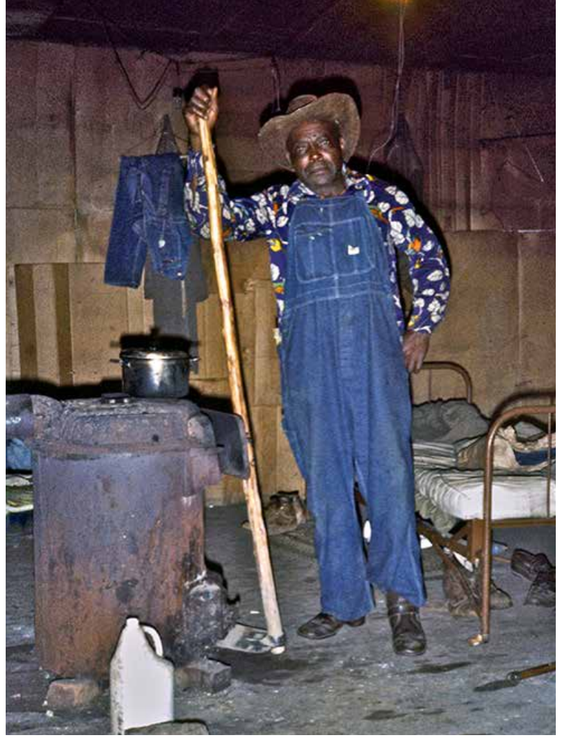
Edwina im Jahr 1974 in Plainfield, NJ – Ihre Familie besuchte mich 2005 in Dänemark



1973 - Orangeburg County, SC



1975 - Bullock County, AL



1975 - Oglethorpe County, GA



1973 - Gadsden, AL

Von der Sklaverei zur Leibeigenschaft: Die anhaltende Anhäufung von Reichtum

„Das Erbe der Teilpacht lebt weiter in der anhaltenden rassischen Vermögenskluft, dem mangelnden Zugang zur Gesundheitsversorgung in ländlichen Gebieten und der überproportional hohen Zahl von Schwarzen, die in Armut leben." – Nikole Hannah-Jones

In Alabama lebte ich bei Jack Ray, der mehrere Banken gegründet hatte und deren Eigentümer war. Jack war einer der liberaleren Männer im Bundesstaat und beschäftigte Schwarze als Kassierer. Er war liebevoll und einfühlsam, daher tat es mir weh, wenn er sie als „Nigger" bezeichnete, wie es die Leute dort taten.

Oft verspürte ich als armer Landstreicher den starken Wunsch, eine Ausbildung zu absolvieren, eine Karriere zu beginnen und in die Oberschicht aufzusteigen, aber wann immer ich, wie hier, die Chance bekam, das sogenannte gute Leben zu führen, wurde mir davon meist so übel, dass ich schnell wieder auf die Autobahn floh.

Denn woher kam all das Geld – das Geld, das Jack sein luxuriöses Haus außerhalb der Stadt gekauft hatte? Er erzählte mir, er habe sein Vermögen damit gemacht, armen schwarzen Pächtern Kredite zu geben, damit sie sich ein Maultier kaufen oder aus einer morschen Hütte in einen Plastikwohnwagen ziehen und sich dem neuen Plastikproletariat von mehr als 20 Millionen Amerikanern anschließen konnten. Doch viele Pächter konnten sich nicht einmal diese modernen Hütten leisten. Sie hatten schon genug Mühe, ihre Maultiere abzubezahlen, und blieben ständig in der Schuld sowohl der Bank als auch des weißen Grundbesitzers, wobei sie oft den Großteil ihrer Ernte abgaben – ganz ähnlich wie die Bauern im feudalen Europa, die an die Kirche und den Gutsherrn zahlen mussten.

Das System entstand nach dem Bürgerkrieg, als weder Plantagenbesitzer noch befreite Sklaven Geld hatten. Vom Hunger getrieben, für wenig oder gar nichts zu arbeiten, schlossen mittellose Schwarze Vereinbarungen mit ihren ehemaligen Sklavenhaltern, um Land, Unterkünfte und Saatgut zu leihen.

Der Gewinn sollte geteilt werden, doch Schulden und unehrliche Buchführung führten meist dazu, dass es den Pächtern materiell schlechter ging als unter der Sklaverei, als die Herren zumindest ein Interesse daran hatten, sie zu ernähren.

Der Kreislauf setzte sich Generation für Generation fort: Zu den ewigen Schulden beim Grundbesitzer kamen die Schulden beim Lebensmittelladen und schließlich bei der Bank hinzu – jede weitere Ebene trug dazu bei, eine weiße Oberschicht aufzubauen.

1973 - Gadsden, AL



Schon als er mich 1973 abholte, hatte sich Jack Ray so reich gemacht, dass er mir anbot, mich in seinem Privatjet herumzufliegen. Ich mochte den patriarchalischen Jack und seine Hausfrau Jeannie sehr, aber jedes Mal, wenn ich zurückkehrte, war sein Bankimperium gewachsen, und er lud mich zum Abendessen in einen Club nur für Weiße ein. Als Förderer von allem, von Stipendien bis hin zu Orchestern, trat er 1993 der Handelskammer bei, und der Jack L. Ray Family Park wurde nach ihm benannt – obwohl keine Schwarzen an den Feierlichkeiten teilnahmen. Vielleicht, weil sein größter Beitrag zur Gesellschaft darin bestand, das Nettovermögen der weißen Amerikaner zwischen dem Zeitpunkt, als ich ihn kennenlernte, und seinem Tod im Jahr 2006 zu verdoppeln, sodass es das Sechs- bis Zwölffache des Vermögens der schwarzen Amerikaner betrug.

Wie die Leibeigenschaft das Leben der Schwarzen prägte



1975 - Burke County, GA

„Wenn ich es könnte, würde ich hier gar nichts schreiben. Es wären Fotos; der Rest wären Stofffetzen, Baumwollreste, Erdklumpen, Sprachaufzeichnungen, Holz- und Eisenstücke, Fläschchen mit Gerüchen …“ – James Agee (weißer Autor) über Pächter während der Weltwirtschaftskrise

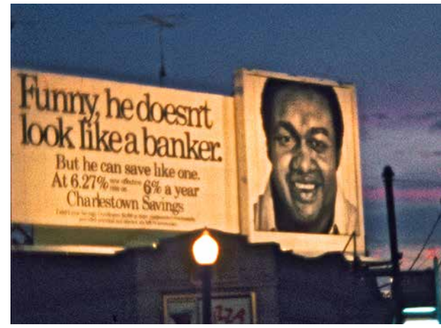
Später besuchte ich einen Pächter, der in der Nähe des Bankiers wohnte. Sowohl er als auch seine Frau waren 78 Jahre alt und hätten schon vor Jahren aufhören sollen zu arbeiten. Aber er sagte: „Ich muss arbeiten, bis ich tot auf den Feldern umfalle. Letztes Jahr bekam meine Frau Herzprobleme, also muss ich die Arbeit jetzt alleine erledigen.“ Zweimal im Jahr ging er zu Fuß zum örtlichen Laden, um ein wenig Mehl und Zucker zu kaufen. Das war alles, was er jemals kaufte. Ich fragte, was sie zum Frühstück aßen. „Ein Glas Tee und etwas Rübengrün“, antwortete er. Und zum Mittagessen? „Nur Rübengrün.“ Und zum Abendessen? „Meistens Rübengrün.“
Ein anderer Pächter, der gerade ein Kaninchen häutete, sprach mich an:
— Aber Sie sind oft hungrig ins Bett gegangen?
— Ja, Sir, meistens. Manchmal gaben uns Leute Brot oder eine Mahlzeit.
— Weiße Leute?
— Manchmal Weiße, manchmal Farbige. Manchmal nichts, und wir gingen hungrig ins Bett. Wir gingen eine Million Nächte hungrig ins Bett. Manchmal wollten wir jagen, waren aber zu schwach, um Kaninchen zu fangen.
Meine Versuche in den 70er Jahren, mehr über die Lebensbedingungen dieser Pächter zu erfahren, stießen auf eine fast undurchdringliche Mauer aus Angst und Einschüchterung. Ich hatte mir vorgestellt, diese Angst sei nur historisch. Eines Nachts, nachdem ich einen Pächter besucht hatte, ging ich die zehn Meilen eine Sackgasse entlang zu meiner Hütte, als ich von einem Pickup überfallen wurde, dessen Scheinwerfer auf mich gerichtet waren und aus dem Waffen ragten. Es gelang mir, mich aus dieser misslichen Lage herauszureden, doch allmählich wurde mir klar, dass diese Einschüchterung durch Weiße im gewalttätigen Leibeigenschaftssystem verwurzelt war, das Pächter und Landarbeiter durch Schläge, Inhaftierung und Mord davon abhielt, ihren „Schulden“ zu entfliehen. Während des Zweiten Weltkriegs – als die USA als Land der Freiheit gefeiert wurden – räumte das Justizministerium ein, dass „mehr Neger von diesen Schuldknechten festgehalten werden, als vor dem Bürgerkrieg tatsächlich als Sklaven gehalten wurden“.



1994 - Pahokee, FL

„Der Pächter ist in einem System gefangen, das ihn zum Sklaven des Landes, der Ernte, des Ladenbesitzers und des Grundbesitzers macht.“ – Ralph Ellison, „Invisible Man“

Dennoch unternahm das Justizministerium nichts, um diese Sklavenhalter strafrechtlich zu verfolgen, die sogar untereinander Leibeigene handelten und verkauften. Obwohl die Zahl der Fälle von Leibeigenschaft in den 1970er Jahren zunahm, gelangten nur wenige vor Gericht, und nur die grausamsten – wie ein Fall aus dem Jahr 1980, in dem ein Plantagenbesitzer seine Arbeiter anketten ließ, um eine Flucht zu verhindern – schafften es in die Presse und zur amerikanischen Öffentlichkeit.
In den 1990er Jahren veröffentlichte die Zeitung „The Atlanta Constitution“ einen großen Artikel über einen Landbesitzer, der auf die Bahamas, eine Steueroase, geflohen war und dabei seine hochverschuldeten Pächter im Stich gelassen hatte, die nicht einmal wussten, ob sie gekauft oder verkauft worden waren.
Je tiefer ich in diese Unterströmung aus Angst und Schrecken vordrang, desto mehr hatte ich das Gefühl, dass das 20. Jahrhundert einen weitaus gewalttätigeren Einfluss auf die Psyche der Schwarzen hatte als die sogenannte „historische Sklaverei“.

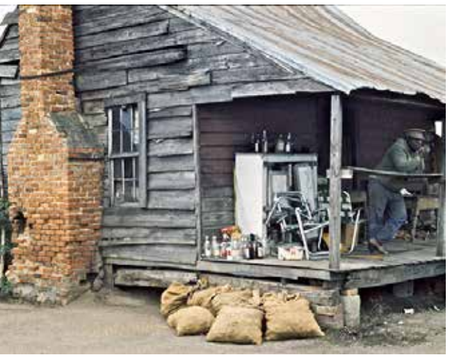


1974 - Charleston, SC



1975 - Notasulga, AL

1973 - Orangeburg County, SC



1973 - Yazoo City, MS



1974 - Elizabethtown, NC



1975 - Bullock County, AL



Interview mit dem oben genannten Pächter



1978 - La Crosse, FL

„Man versteht einen Menschen nie wirklich, bis man die Dinge aus seiner Perspektive betrachtet ..Bis man in seine Haut schlüpft und darin herumläuft.“ – Harper Lee, Wer die Nachtigall stört

Von Maultieren bis zu Nerzmänteln

Mein Freund Jack Ray, der kürzlich Opfer dieser gewalttätigen Ignoranz wurde, fügte unwissentlich ein weiteres Puzzleteil zu dem Muster aus Hunger und Angst hinzu, das ich in der ländlichen Unterschicht der 70er Jahre sah. Selbst heute vergeben sowohl Banken als auch das US-Landwirtschaftsministerium (USDA) weitaus weniger Kredite an schwarze Landwirte und zwingen sie so vom Land.
Rassismus ist in allen Ländern präsent, aber in Amerika besonders sichtbar, weil er mit rücksichtsloser Klassenunterdrückung verflochten ist – der größten Kluft zwischen Arm und Reich in der industrialisierten Welt. Ohne einen schützenden Sozialstaat, der die Marktkräfte zügelt, werden viele so arm gemacht, dass sie sowohl ihre Freiheit als auch die Initiative verlieren, sich dem Markt zu stellen.

1994 - Pahokee, FL





1974 - Manhattan, NY

„Wenn man nicht aufpasst, bringen einen die Zeitungen dazu, die Unterdrückten zu hassen und die Unterdrücker zu lieben.“ – Malcolm X



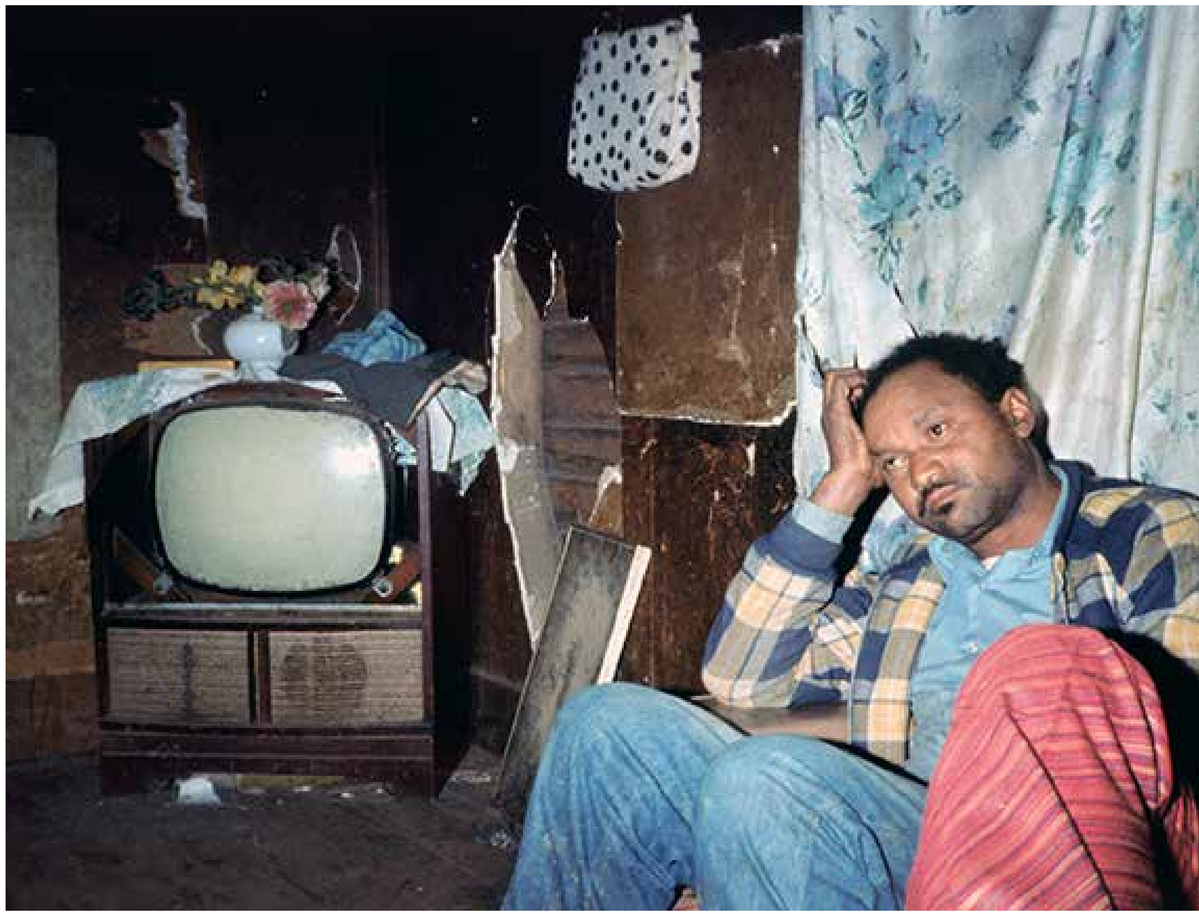
Wenn 2 % 80 % des gesamten Vermögens in den USA besitzen, ist leichter zu erkennen, woher der Nerzmantel dieses Bankiers stammt. Das Einzige, was er nicht kaufen konnte, war echtes Glück. Immer wieder sehe ich, dass die Oberschicht gezwungen ist, persönliches Glück durch Nerzmäntel, Alkohol, Beruhigungstabletten und Kokain zu ersetzen.

Ich begann mich von der vorherrschenden Ignoranz der Weißen meilenweit entfernt zu fühlen, die offenbar nicht verstehen kann, warum ihre eigenen Vorfahren es so schnell „geschafft“ haben, während Schwarze nach mehr als hundert Jahren „Freiheit“ immer noch zu kämpfen haben.

1973 - Gadsden, AL



1974 - Washington, NC



1973 – Zebulon, NC – Lefus Whitley – siehe die Geschichte über ihn auf der nächsten Seite

Meine trügerischen Bilder: Die Gefahren von Vorurteilen aufdecken



Mosel und die Kinder 1973 – die 5-jährige Gwen rechts



Von links: Kenny, Gwen mit meinem Buch, Rene, Betty Jean und Mosel im Jahr 1978.



Gwen mit dem Buch im Jahr 2003. Als IT-Spezialistin schickt sie mir E-Mails über die Familie.

„Das Problem dabei, einen Menschen nur nach seinem Äußeren zu beurteilen, ist, dass man ihn ansieht und nach den eigenen Maßstäben beurteilt, die aus der eigenen Erfahrung gewachsen sind. Man berücksichtigt nicht die Tatsache, dass er ganz andere Erfahrungen gemacht hat." – Maya Angelou

„Es ist ein traurig-komisches Ende, wenn man sich dabei ertappt,
einen reichen Mann in einem Hemd eines armen Mannes" – Bruce Springsteen

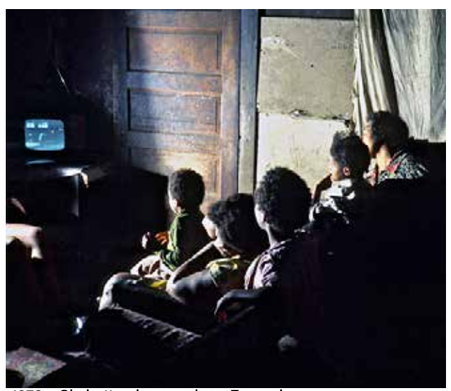
Wie wichtig es ist, in der vierten Dimension – einschließlich der Zeit – umherzustreifen, zeigt meine Freundschaft mit Lefus Whitley. Denn Bilder lügen oft, sogar den Fotografen. Lep, ein Gangster aus New York, lud mich 1973 ein, seine Eltern in den Wäldern von North Carolina zu besuchen. Dort machte ich das Foto von seinem Vater Lefus, betrunken und apathisch vor dem Fernseher, auf Seite 121. Solche „ehrlichen" Bilder machten es mir später schwer, meine Ausstellung an High Schools zu bringen, da man befürchtete, die Bilder würden das Vorurteil der Schüler gegenüber Schwarzen als „faul" und „apathisch" verstärken. Ich fürchte, ich habe ihn selbst auch so gesehen, da er jedes Mal, wenn ich ihn im Laufe der Jahre besuchte, betrunken auf dem Boden lag – außer einmal im Jahr 1991, als wir ihn für das dänische Fernsehen aufrichten ließen. Ich brauchte immer die Hilfe seines Sohnes, um die Familie tief im Wald in neuen, baufälligen Hütten zu finden, da Lefus die vorherigen im betrunkenen Zustand niedergebrannt hatte.
So hielt mein Vorurteil 30 Jahre lang an, bis ich 2003 herumreiste und Videointerviews mit meinen Freunden über ihre eigene Sicht auf ihr Leben führte, statt meine Interpretationen wiederzugeben. Sowohl Familie als auch Nachbarn bestätigten, dass Lefus in seinem ganzen Leben keinen einzigen Arbeitstag versäumt hatte. Als fleißiger Pächter in seiner Jugend trank er nur am Wochenende, doch es wurde schlimmer, nachdem er sein Land verloren hatte, als weiße Landbesitzer die verbliebenen schwarzen Bauern vertrieben.



Lefus im dänischen Fernsehen 1992



Lefus starb am 17. März 2004 im Alter von 77 Jahren.
Ich habe Mosel kurz vor ihrem Tod im Jahr 2008 gesehen.



1973 – Sie hatten immer einen Fernseher.



Als ich Lefus 2003 zum letzten Mal sah, hatte er mit dem Trinken aufgehört. Seht euch an, wie er in dem Videointerview unten darüber berichtet.

Er wurde dann Bauarbeiter, und seine Crew holte ihn jeden Morgen um fünf Uhr ab und fuhr ihn nach Raleigh, wo er die Wolkenkratzer baute, die man heute in der Landeshauptstadt sieht.
All die Jahre trank er nur nach der Arbeit und nachdem er seiner Frau Mosel das Geld gegeben hatte, das sie brauchte, um die Familie zu versorgen – das heißt, wenn ich zufällig abends zu Besuch kam. Meine Oberflächlichkeit rührte daher, dass ich ihn nur abends besuchte und nie bei ihm blieb, da ich immer bei Lep wohnte. Ich war „faul" gewesen, nicht Lefus, was mir erneut lehrte, Menschen niemals zu beurteilen, bevor wir nicht 24 Stunden am Tag mit ihnen gelebt haben.

Ausführliches Interview mit Lefus Whitley über sein Leben

Jahre später beging Bruce Springsteen denselben Fehler, als er dieses Foto stahl, um es auf seinem Bestseller „57 Channels (And Nothin' On)" zu veröffentlichen, ohne mich oder Lefus zu fragen oder auch nur einen Cent zu bezahlen. Entgegen unserer stigmatisierenden Vorstellung von Menschen wie Lefus als „fauler Schmarotzer" hatte er bis zu seinem Tod am 17. März 2004 nie irgendeine Unterstützung von der Gesellschaft erhalten. Warum also lassen wir zu, dass die „High Society" sowohl mit Landraub als auch mit Schmarotzertum davonkommt? Bruce Springsteen mag zwar „Born in the USA" sein, aber wie ich immer gesagt habe: Mein Freund Lefus hat Amerika AUFGEBAUT.



Lefus wurde 1992 weltberühmt



1996 - Selma, AL

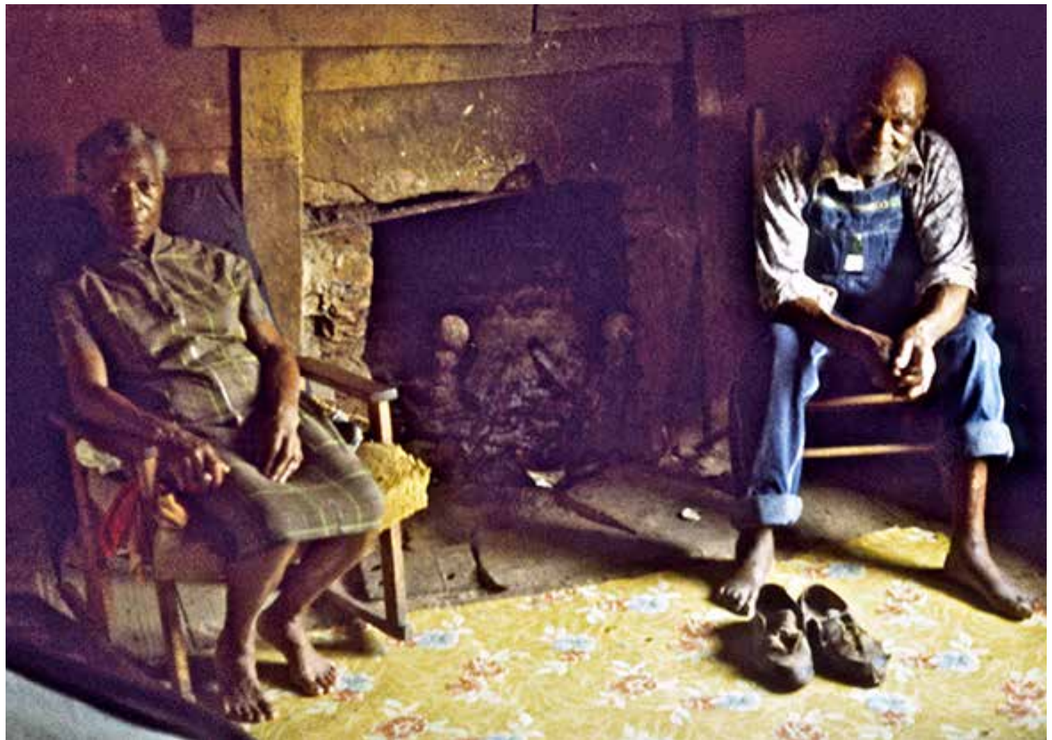


1996 - Selma, AL

1974 - Washington, NC



1975 – Bullock County, AL (Th Marys Großvater, 102 Jahre alt, der seine Frau kurz nach der Aufnahme tötete. Siehe Mary, Seite 152)



Opfer der Ungleichheit der Kasten:

Die Auswirkungen des Hungers auf schwarze Kinder

„Der Hunger schlich sich so langsam an mich heran, dass ich zunächst nicht wusste, was Hunger wirklich bedeutete.“ – Richard Wright, „Black Boy“

Der Hunger – und seine Ursachen –, den ich in der Umgebung des Bankiers beobachtete, war kein Einzelfall. Die traditionelle amerikanische Weisheit besagt, dass ein Mann, der hungert, sich selbst die Schuld geben muss, weil er sich weigert zu arbeiten. Warum sah ich dann so oft, dass die Hungernden härter und länger arbeiteten als diejenigen, die ihren Hunger verursacht hatten?
Es sind die Kinder, denen dieser soziale Zynismus am meisten schadet. Unterernährung schwächt ihre Widerstandskraft gegen Krankheiten, weshalb Hunger in der Sterbeurkunde meist als „Lungenentzündung“ vermerkt wurde. Im ganzen Süden sah ich kleine Grabsteine, versteckt in den Feldern. In vielen Bezirken war die Säuglingssterblichkeit unter schwarzen Kindern acht- bis zehnmal höher als unter weißen. Im Vergleich dazu war die Rate während der Sklaverei nur doppelt so hoch wie unter Weißen (wie es heute für das Land insgesamt der Fall ist). Mit anderen Worten: Mehr als 6.000 schwarze Babys sterben jedes Jahr, einfach weil ihnen die Gesundheitsversorgung und Ernährung fehlen, die Weiße erhalten.



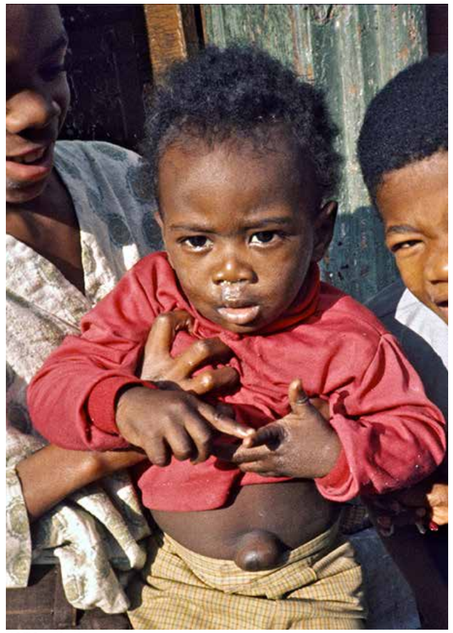
1974 - Vanceboro, NC



1974 - Greenville, NC

Viele mehr könnten gerettet werden, wenn sie Zugang zu derselben medizinischen Versorgung und den wöchentlichen Besuchen von Krankenschwestern vor und nach der Geburt hätten, die wir in einem Sozialstaat wie Dänemark für selbstverständlich halten. Heute ist die Lebenserwartung in Bangladesch höher als in zehn Bezirken in Mississippi.

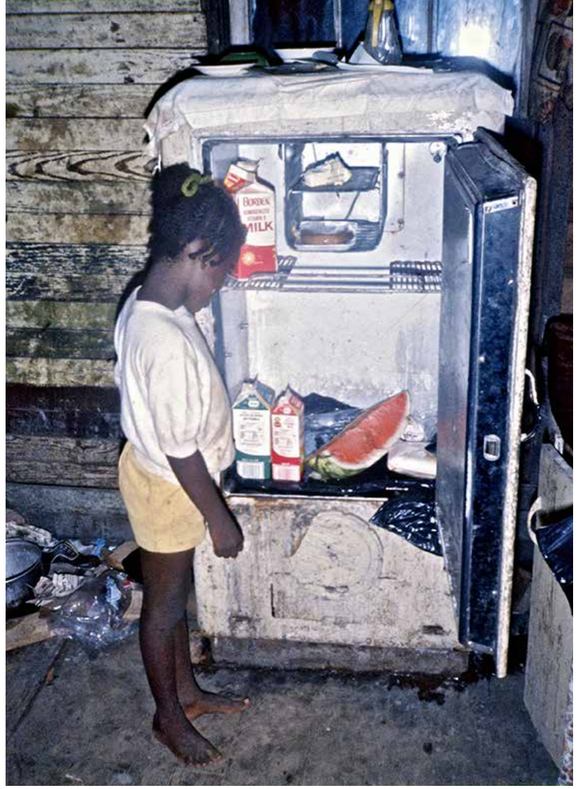
Es fiel mir schwer, Hunger zu fotografieren, da nur wenige sichtbar abgemagert waren. Viele waren sogar übergewichtig, weil sie große Mengen an Kohlenhydraten zu sich nehmen mussten, um genug Protein zu bekommen, wie Blondie Ecells Mutter (hier zu sehen). Als ich zurückkehrte, um ihr ein Exemplar des Buches zu geben, schämte sie sich, dass ich sie als übergewichtig beschrieben hatte. Seitdem ist Fettleibigkeit unter den Armen so weit verbreitet, dass ein Großteil der Scham verblasst ist. Wo wir wohlhabenderen Weißen einst die Trägheit der Unterernährten kritisierten, verurteilen wir heute ihre Fettleibigkeit.



1973 - Baltimore

Ich habe mich oft gefragt, ob ich als Fotograf ebenfalls diskriminiert habe, als ich versuchte, weiße Rassisten mit meinen Bildern zu erreichen – oder weil ich selbst von ihrem Rassismus beeinflusst war.

Doch in einer hoch entwickelten Gesellschaft gibt es keine Entschuldigung für Hunger. Im Gegensatz zu Rassismus sind Armut und Unterernährung größtenteils das Ergebnis unserer Wahlentscheidungen. Seit den 1970er Jahren haben sich die Amerikaner konsequent für eine Politik entschieden, die die Kluft zwischen Arm und Reich vergrößert. (Im Jahr 2021 waren 13 % der schwarzen Kinder von Ernährungsunsicherheit betroffen, verglichen mit 4 % der weißen Kinder.) Sie vergessen, dass Länder wie Dänemark, Schweden und Japan, die die größte Einkommens- und Gesundheitsgleichheit erreichten – und damit die Eigeninitiative der Menschen weniger einschränkten –, auch das stärkste Wirtschaftswachstum des 20. Jahrhunderts verzeichneten.



1974 - Pireway, NC und unten 1974 - Daytona, FL

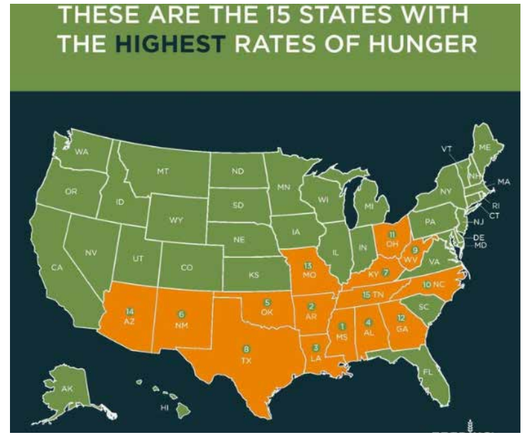


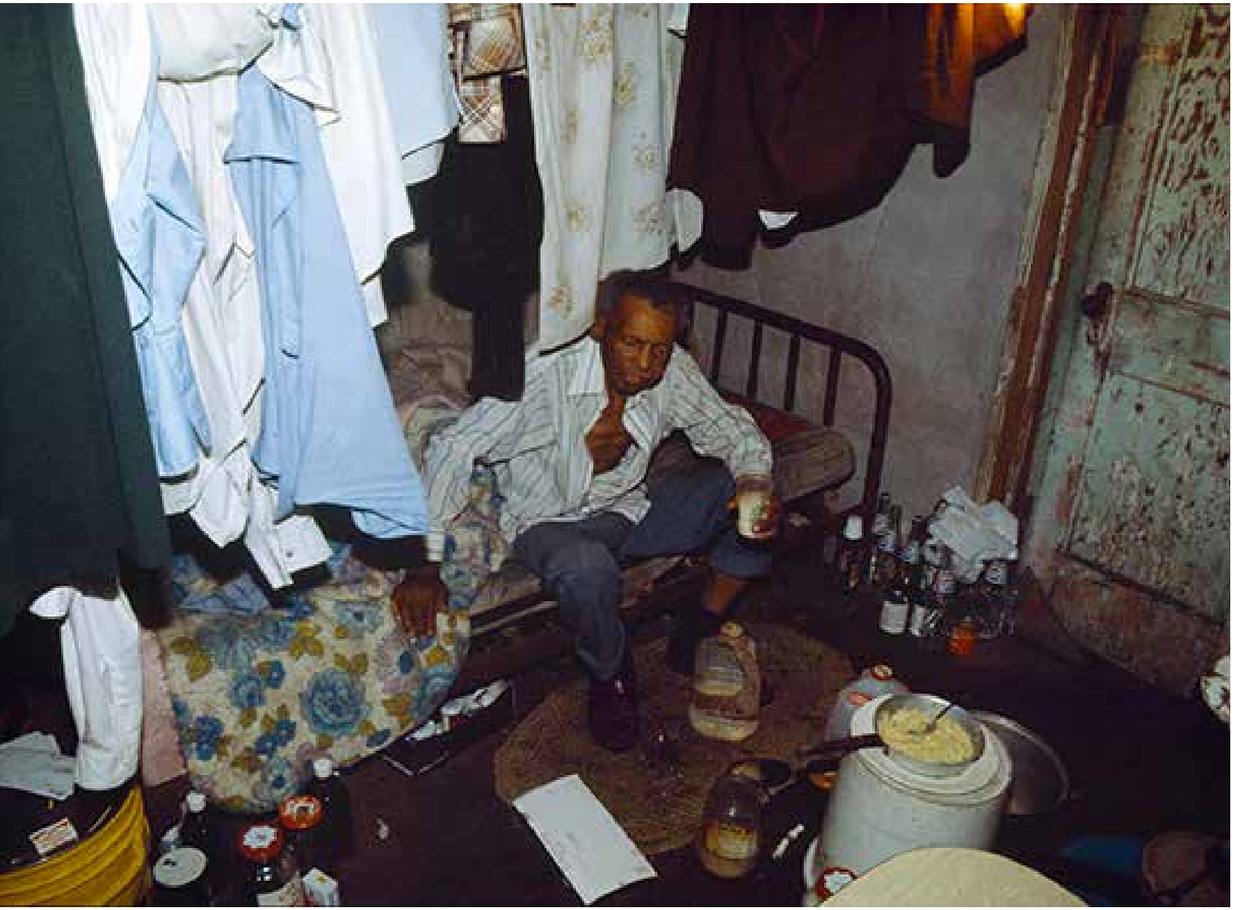


Hungeranzeigen aus dem heutigen Amerika.



Nach Trumps gigantischem Steuergesetz von 2025 wird der Hunger voraussichtlich weitaus mehr Menschen treffen – zugunsten der Milliardäre.





1990 – Pahokee, FL – Ein hungernder Mann, weniger als eine Autostunde entfernt von Trumps Mar-a-Lago und den Millionären der Rechten in Palm Beach



1974 – Millionäre, die in Palm Beach, Florida, Hummer essen

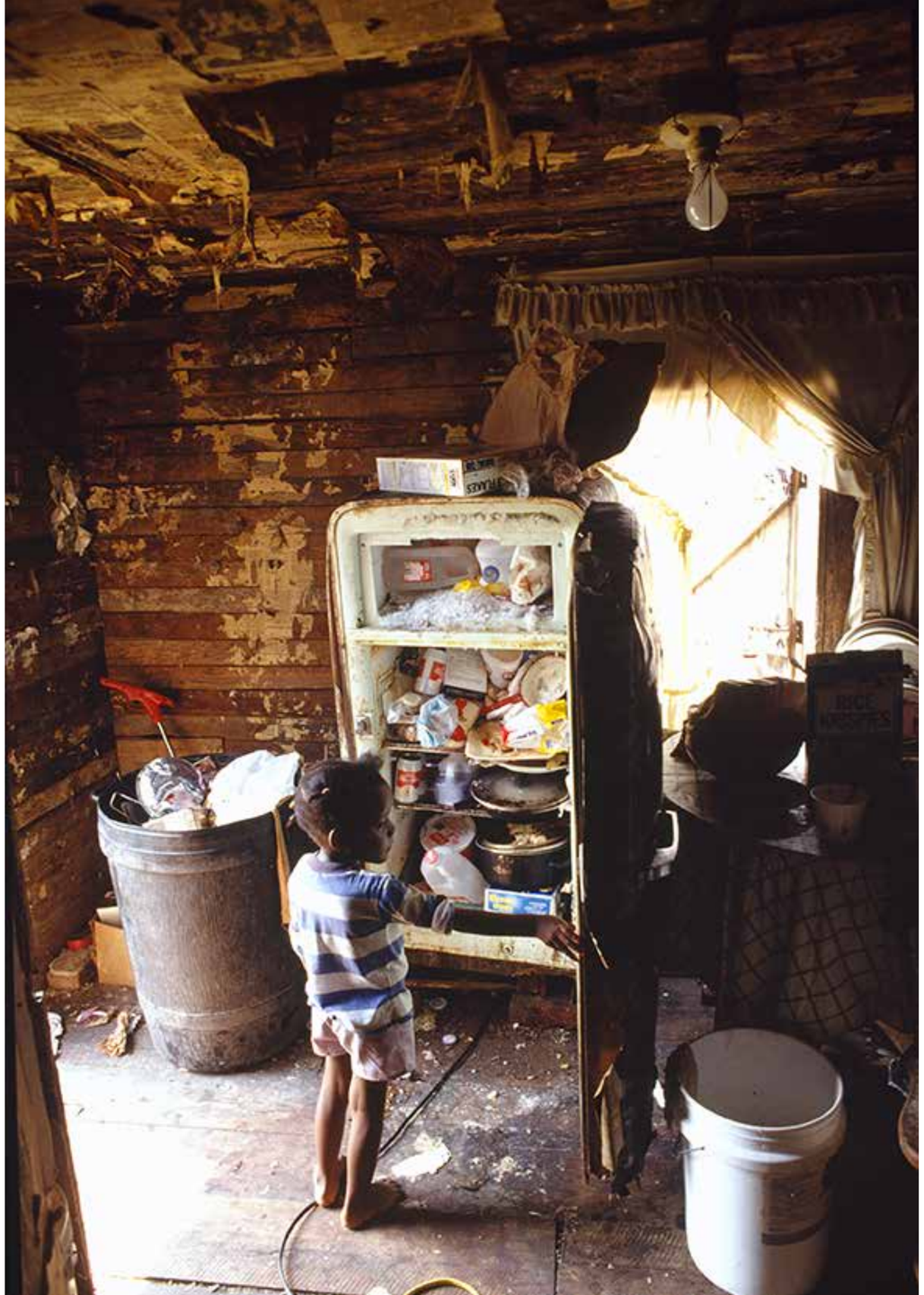


1998 - Thanksgiving in Dayton, OH



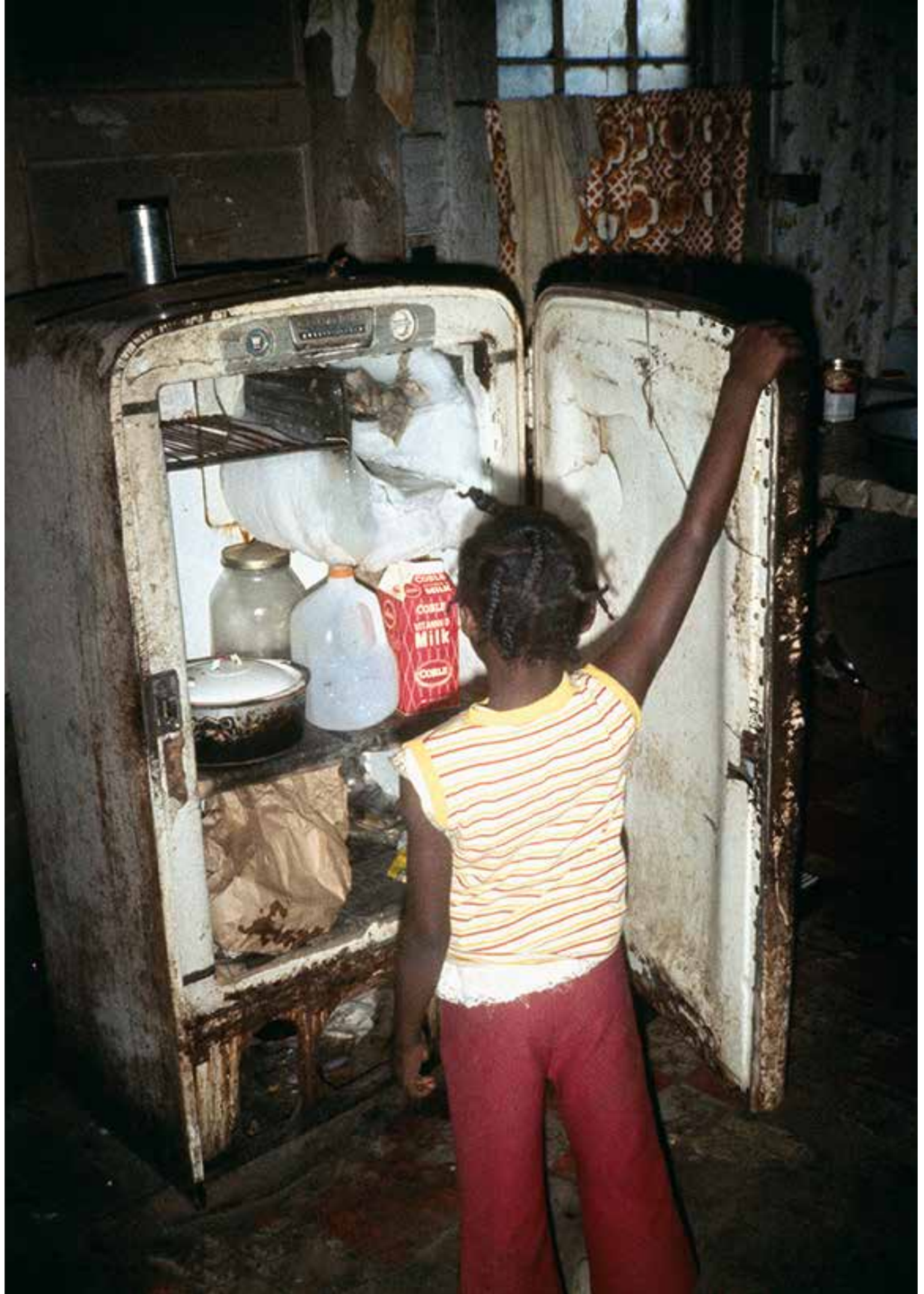
1984 – Private Feier mit B.B. King, der in Houston zum Spielen engagiert wurde

USA
1996



1996 - Selma, AL

USA
1975



1975 - Pireway, NC

Süße Erde: Der Geschmack des Hungers im schwarzen Amerika

„Ich bin der Bauer, Knecht des Bodens.
Ich bin der Arbeiter, der an die Maschine verkauft wurde. Ich bin der Neger, Diener von euch allen. Ich bin das Volk, demütig, hungrig, armselig – Hungrig noch heute, trotz des Traums.“ Langston Hughes, aus „Let America Be America Again“

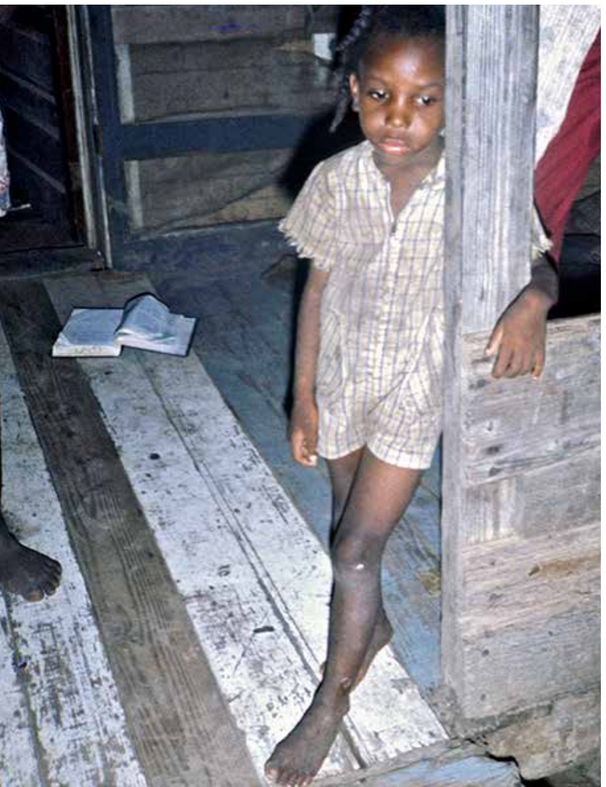
Der Hunger, den wir unseren Ausgestoßenen indirekt zufügen, verstärkt unsere rassistische Sichtweise auf sie. Im Laufe der Jahre – und besonders heute – habe ich beobachtet, wie Weiße zunehmend den Opfern die Schuld für ihre Lethargie gaben, anstatt der Politik der Bundesregierung. Die durch Grabsteine markierten Todesfälle waren nur die Spitze des Eisbergs. Eine schlechte Ernährung macht die Menschen lustlos und anfällig für Krankheiten – ein Grund dafür, dass die Lebenserwartung von Schwarzen sieben Jahre unter der von Weißen liegt (wie sich auch während Covid–19 wieder gezeigt hat). Historisch gesehen haben zahlreiche schwarze Kinder durch Hunger irreversible Hirnschäden erlitten, was zu Apathie, Entfremdung und Arbeitsunfähigkeit führte.
Es fiel mir schwer, diese mürrischen, verschlossenen Kinder zu erreichen – sie hatten große Angst vor Fremden. Immer wieder aß ich in heruntergekommenen Hütten Maisbrot, Maisgrütze und gebackene Bohnen mit Fettklumpen.
In besser situierten Haushalten wurde mir eher traditionelles „Soul Food“ serviert: Schweinshaxen, Schweinemagen, Kutteln, Ohren, Füße und Schwänze – fette Reste vom Tisch der Weißen. Hunderttausende erhielten weniger als die 3,5 Pfund Speck und Schweinefleisch, die ein Feldarbeiter unter der Sklaverei wöchentlich bekam.
Am schlimmsten war der Hunger auf abgelegenen Landstraßen und unter den älteren Menschen in den Städten. Ein hungriger Hund ist oft ein es Zeichen dafür, dass hungrige Menschen in der Nähe sind. Im Winter, wenn der Hunger am schlimmsten war, sah ich Schwarze, die auf Feldern weißer Besitzer Wurzeln ausgruben. Viele schwarze Frauen im Süden aßen Erde. Bei meinem ersten Besuch aß fast die Hälfte der schwarzen Frauen in Alabama, Mississippi und North Carolina Lehm; laut der New York Times war dies auch im Jahr 2000 noch der Fall. Diese Frau, geschwächt durch Anämie, führte mich zu einem Hang, wo sie nach dem „Essen“ grub, das sie mit ihrem Sohn teilte.

„Armut hat etwas an sich, das nach Tod riecht. Tote Träume fallen vom Herzen wie Blätter in der Trockenzeit.“ – Zora Neale Hurston, Their Eyes Were Watching God

– Isst du manchmal Erde?
– Manchmal...
– Schmeckt er gut?
- Ja. (Überrascht) Hast du das noch nie gegessen?
- Nein, aber ich würde es gerne probieren. Was für eine Art ist es, Lehm? Roter Lehm?
- Ja, er ist wirklich rot...
- Wie nennt ihr das?
- Wir nennen es „Sweet Dirt“...
- Ich dachte, es hieße „Mississippi Mud“. So nennen sie es im Norden. (Ich habe herausgefunden, dass viele Schwarze im Norden es sich von ihrer Familie im Süden schicken lassen).
- Isst du manchmal Wäschestärke?
- Manchmal.
- Wer isst hier sonst noch Erde?
- Meine Mutter und meine Tante da drüben. Ich glaube, alle.



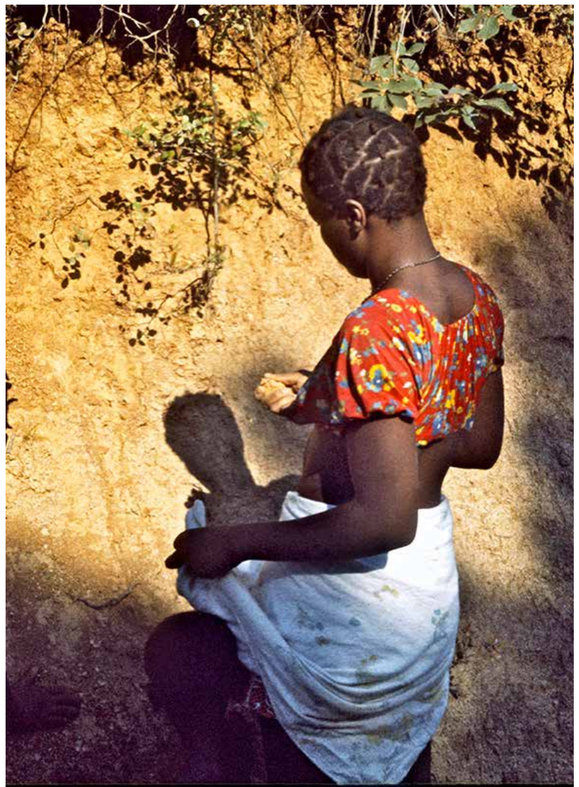
1975 – Meridian, MS – Hören Sie sich das Interview mit ihr zum Thema „Erde essen“ unten an

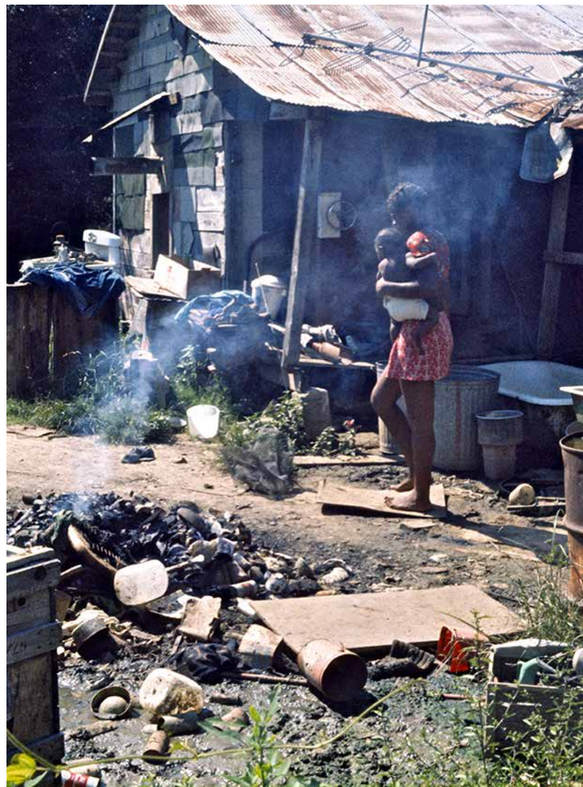


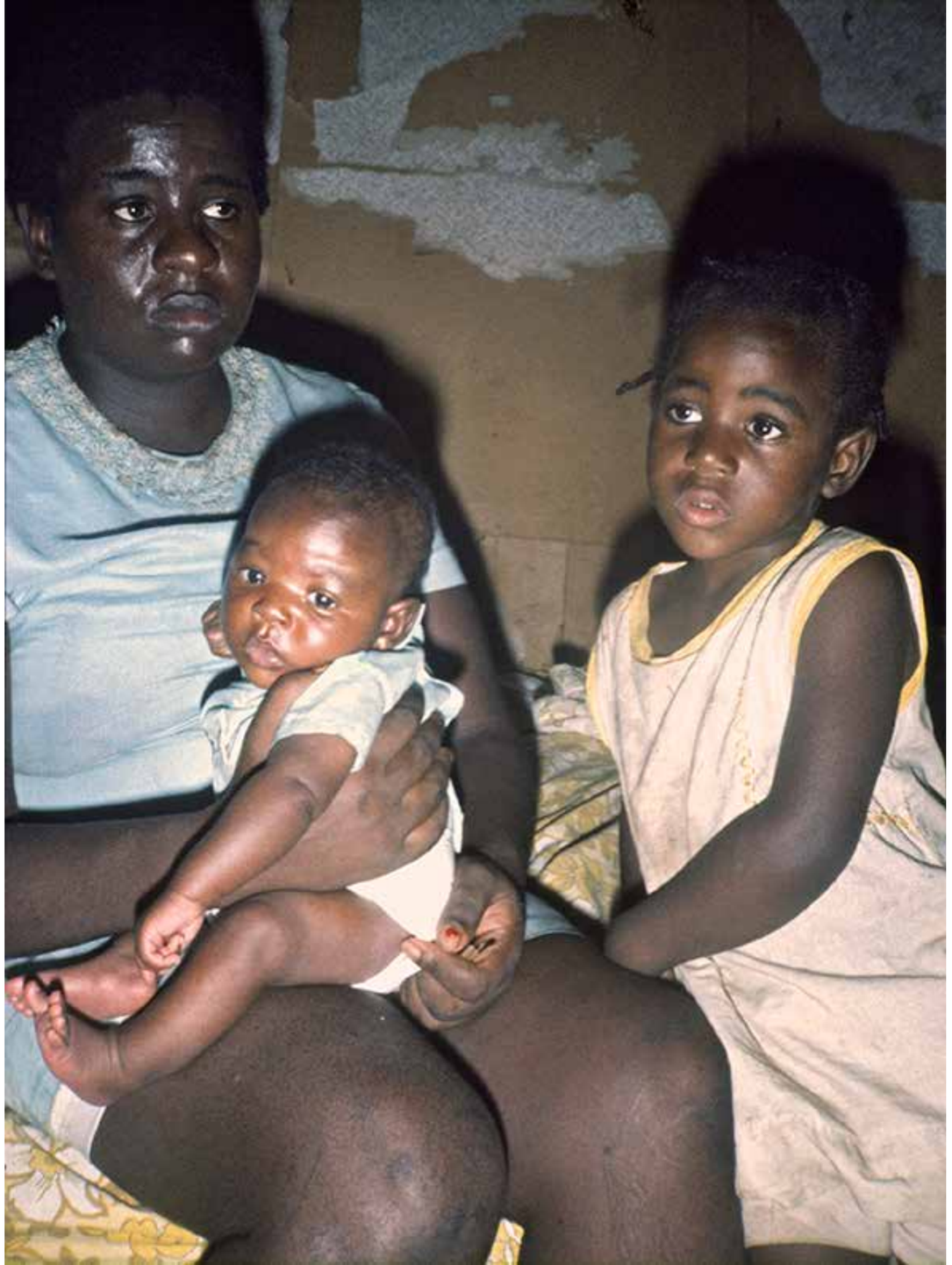


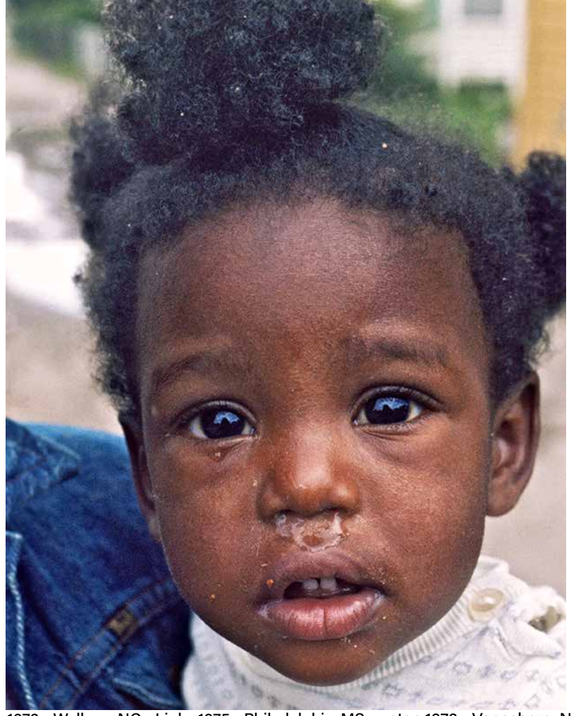
Links 1975 - Meridian, MS - oben 1974 – irgendwo

Interview mit dem Erdfresser rechts

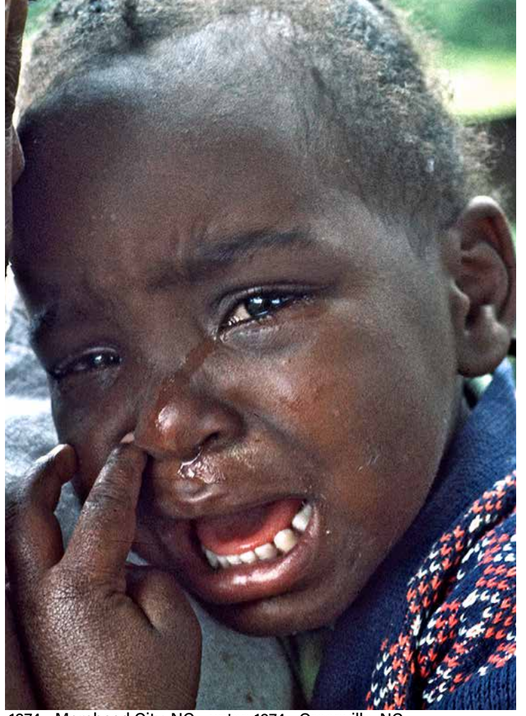






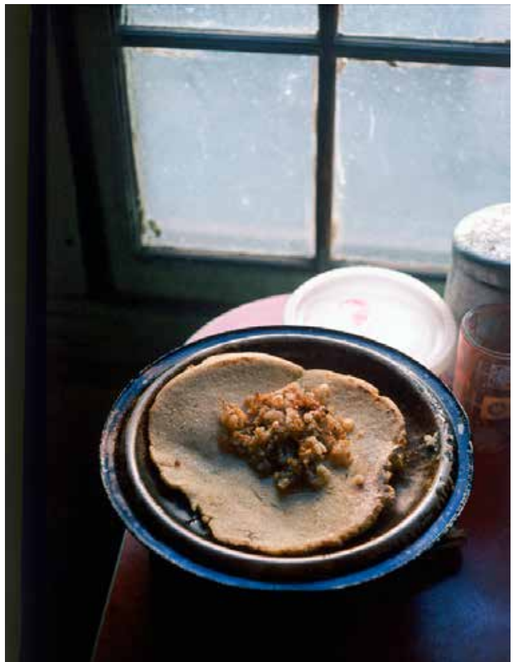


1973 - Wallace, NC - Links 1975 - Philadelphia, MS - unten 1973 - Vanceboro, NC



1974 - Morehead City, NC - unten 1974 - Greenville, NC





Der stille Hunger der Seele: Apathie angesichts der Armut

„Im Süden sind die Toten niemals tot. Sie sind Teil deines Blutes, deiner Knochen, deines Atems.“ – Alice Walker, „Meridian“

„Bleivergiftung ist eine Umweltkatastrophe, die unzählige schwarze Kinder vergiftet und getötet hat.“ – Alice Walker

Die persönliche Begegnung mit dem ständigen Gejammer, der Unruhe und den laufenden Nasen von Kindern, die unaufhörlich weinen, weil sie Hunger haben, fühlt sich fast wie eine Erleichterung an – unendlich viel lieber als die leeren Augen und die toten Stille von Kindern, die der Hunger so apathisch gemacht hat, dass sie nicht mehr weinen können. Aber sind wir selbst noch fähig zu weinen?

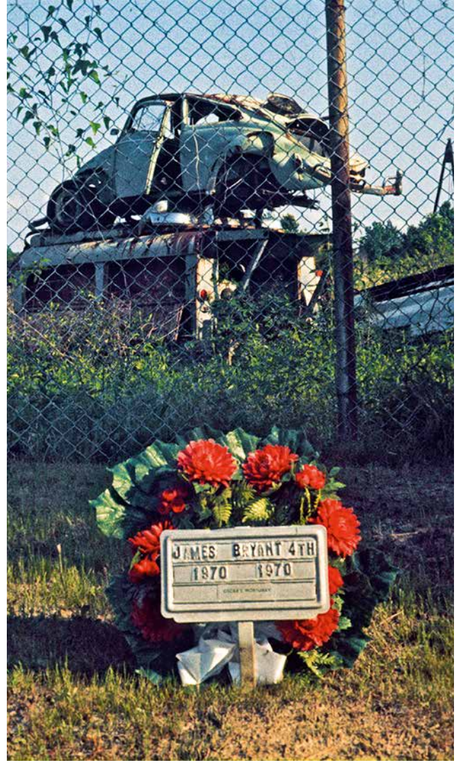
Als ich mich in endlosen Einkaufszentren mit ihrer betäubenden Hintergrundmusik abkühlte, musste ich fast weinen angesichts des Kontrasts zu der Armut, die ich gerade gesehen hatte – angesichts der Leichtigkeit, mit der wir durch solche Fluchtwege zulassen, dass diese Art von Hunger sich in das Leben der Schwarzen in der gesamten amerikanischen Geschichte eingegraben hat.

Ich wurde nicht in diese Unterdrückung hineingeboren. Aber wie würde es mich prägen, mitanzusehen, was mit der Seele eines Volkes im Laufe eines Lebens geschieht? Zu sehen, wie Mütter ihre Kinder in Gräbern begraben? Oder zu sehen, wie Mütter in brutaler Zahl sterben (13.600 schwarze Frauen sterben jährlich bei der Geburt)? Nur 3.481 würden mit Zugang zur weißen Gesundheitsversorgung sterben – weniger als 2.000 mit europäischer Versorgung.

Wie können Amerikaner jährlich Milliarden für die Entwicklung neuer Automodelle ausgeben, während sie ihre Kinder dazu verdammen, bei der Kindersterblichkeit nur den 15. Platz einzunehmen (17.686 Babys starben 1977 unnötigerweise)?

Blendet uns die ständige Flut von Werbung für Autos und Waren gegenüber menschlichen Werten und dem Leid um uns herum? Was sagt es über unsere Prioritäten aus, dass der Autofriedhof im Hintergrund eingezäunt ist, der menschliche Friedhof im Vordergrund jedoch nicht?

Es spiegelt wahrscheinlich dieselben Prioritäten wider, die es General Motors 1936 ermöglichten, Straßenbahnen in amerikanischen Städten zu zerstören, um mehr Autos zu verkaufen. Heute, ohne öffentliche Verkehrsmittel, wird die Luftverschmutzung durch Autos für bis zu 100.000 Todesfälle jährlich in den USA verantwortlich gemacht, wobei schwarze Kinder dieser Form von Umweltrassismus besonders ausgesetzt sind.



1974 - New Bern, NC



1975 - Philadelphia, MS

1974 – Ost-North Carolina



1973 - New York



1974 - New Bern, NC



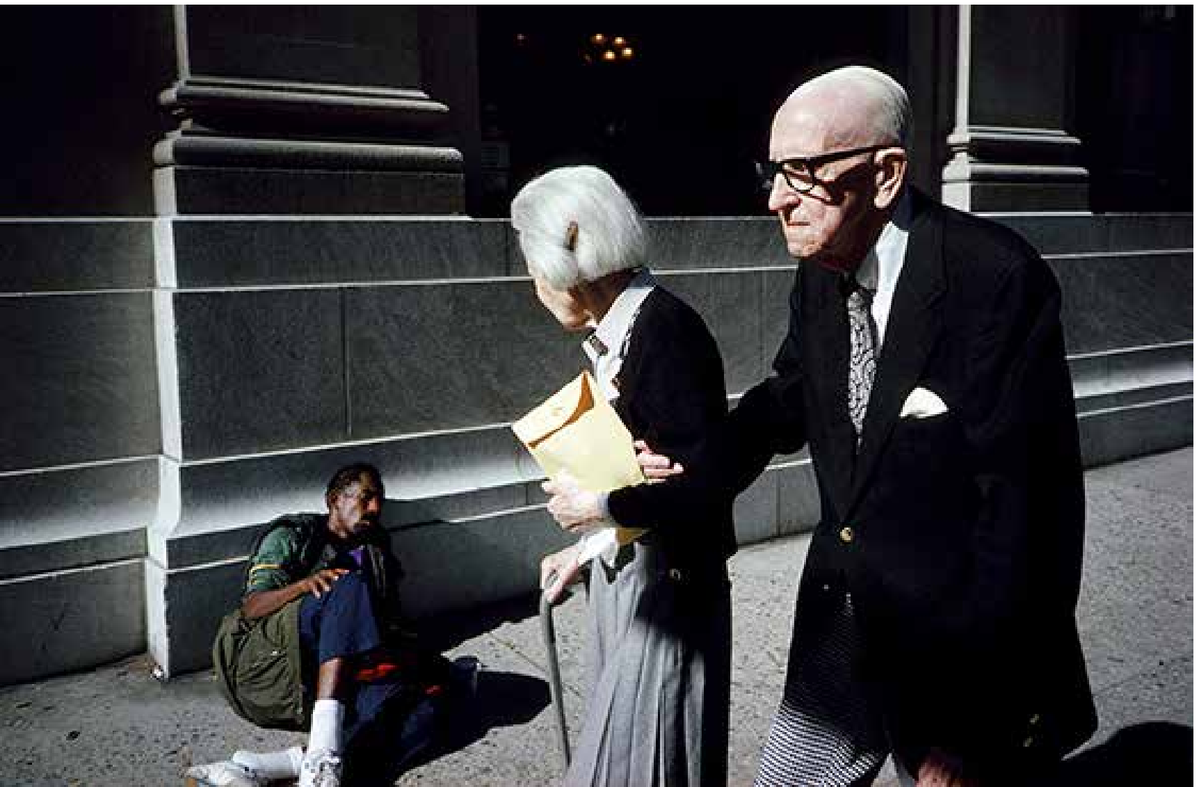


1974 - NYC - unten 1991 - NYC

Die Mythen der Leistungsgesellschaft hinter systemischer Ausbeutung

„Ich habe gelernt, dass es beim Rassismus, wie bei den meisten Unterdrückungssystemen, nicht darum geht, dass schlechte Menschen schreckliche Dinge mit Menschen tun, die anders sind als sie, sondern dass es vielmehr eine Methode ist, die Macht bestimmter Gruppen auf Kosten anderer zu sichern." – Alicia Garza, The Purpose of Power

Die ideologische Verblendung, die darauf besteht, dass jeder „sein eigenes Boot rudern" muss, wird durch ständige Appelle an Egoismus und Gier aufrechterhalten. Die Gesetze unseres Systems, für die meisten unsichtbar, manipulieren uns durch unerbittliche Propaganda im Stil von Horatio Alger – Geschichten über Rockefeller und den „Selfmade-Mann", Lektionen über die angebliche Erreichbarkeit von Erfolg.
Die enorme Ausbeutung und das Leid, die nötig sind, um beispielsweise einen Jeff Bezos und seine Sklaven mit Stechuhr zu schaffen, werden ausgeblendet.
Erfolg wird als ein Weg voller Hindernisse dargestellt, den ein entschlossener Mann mit den notwendigen Eigenschaften überwinden kann. Die Belohnung wartet in der Ferne. Der Weg ist einsam, und um sie zu erreichen, muss man wolfsähnliche Eigenschaften annehmen: fressen oder gefressen werden. Man kann nur auf Kosten des Scheiterns anderer erfolgreich sein.





1991 - Astor Place, New York

1973 – New York City. Rolls-Royce mit schwarzem Chauffeur



1974 - 42nd St, NYC





2009 – Harlem, NY während der Finanzkrise





1974 - Miami Beach, FL und rechtst 1974 - New Orleans

Andere Seite 1971 - NY - Diese Bank, E. F. Hutton & Co., fusionierte mit Lehman Brothers und löste die Finanzkrise aus

Mein visionäres Foto einer vorhergesagten Krise

„Legalisierte Diskriminierung – wo Schwarzen oft mit Gewalt der Besitz von Eigentum verwehrt wurde, afroamerikanischen Geschäftsinhabern keine Kredite gewährt wurden, schwarze Hausbesitzer keinen Zugang zu FHA-Hypotheken hatten oder Schwarze aus Gewerkschaften, der Polizei oder der Feuerwehr ausgeschlossen wurden – bedeutete, dass schwarze Familien keinen nennenswerten Reichtum ansammeln konnten, den sie an künftige Generationen weitergeben konnten. Diese Geschichte hilft, die Vermögens- und Einkommensunterschiede zwischen Schwarzen und Weißen sowie die konzentrierten Armutsgebiete zu erklären, die in so vielen heutigen städtischen und ländlichen Gemeinden fortbestehen.“ Obama

„Amerikas Besessenheit vom Reichtum zerstört die Seele der Nation. Wir werden zunehmend in Reiche und Arme gespalten, und das führt zu Gewalt, Ungleichheit und Verzweiflung.“ – Alice Walker

Wealth Gap Grows Between Whites and Minorities

The median wealth of white households is 20 times that of black households and 18 times that of Hispanic households, according to a Pew Research Center analysis of newly available government data from 2009.

These lopsided wealth ratios are the largest since the government began publishing such data a quarter century ago and roughly twice the size of the ratios that had prevailed between these three groups for the two decades prior to the Great Recession that ended in 2009.

20-to-1

The median wealth of white households is 20 times that of black households and 18 times that of Hispanic households, according to an analysis of newly available government data from 2009.

2011 - Pew Research Center

Als mittelloser Vagabund war ich ständig empört über die Ungleichheit in Amerika, aber es war schwer, die Kräfte zu fotografieren, die die vielen Opfer hervorbrachten, die ich auf den Straßen sah. Dennoch war ich manchmal seltsam vorausschauend: Diese Bank, E. F. Hutton & Co., die Geld für die Mafia wusch, verlor am Schwarzen Montag Millionen und trug 1987 fast zum Zusammenbruch des globalen Kapitalismus bei. Später fusionierte sie mit Lehman Brothers und trug zur Auslösung der Finanzkrise von 2008 bei, wobei sie erneut fast den globalen Kapitalismus zu Fall brachte.
Jahre der Deregulierung in der Reagan-Ära, kombiniert mit riskanten Subprime-Krediten – von denen viele der kämpfenden schwarzen Mittelschicht aufgedrängt wurden –, zwangen Millionen Menschen aus ihren Häusern. Plötzlich sah ich überall Schwarze in Essensschlangen stehen, wie diese hier in Harlem.
Nach der Krise war der durchschnittliche Weiße zwanzigmal so reich wie der durchschnittliche Schwarze. Als ich 1970 ankam, waren die Weißen nur sechsmal so reich.





1975 - San Francisco



1974 – irgendwo



1973 - Charleston, SC

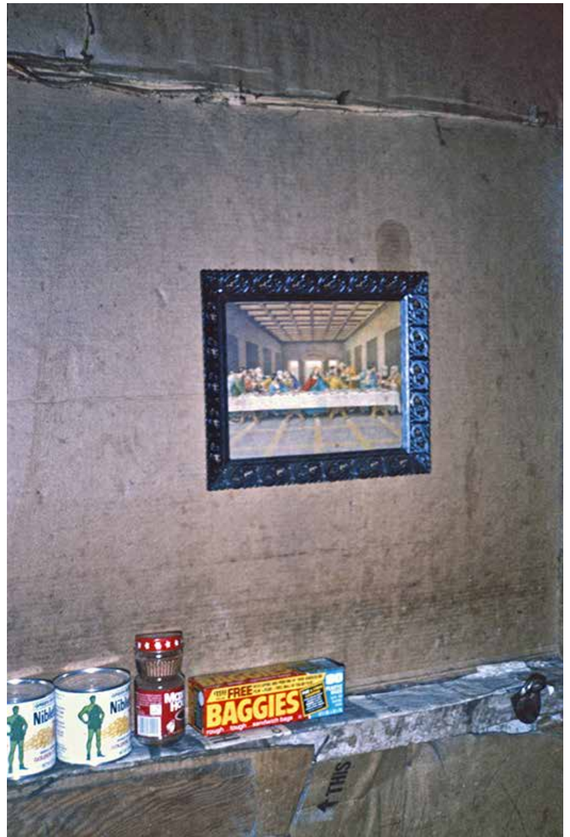


1974 – NYC – Du bittest und erhältst nichts, weil du falsch bittest

1975 - Bullock County, AL



1975 - Union Springs, AL



1978 - Waynesboro, GA





1974 – irgendwo in den USA



1973 - 5th Ave, NYC

Ungleichheit im Gesundheitswesen und die Wolf-Philosophie

„Die USA sind das reichste Land der Welt, doch wir haben die schlechtesten Gesundheitsergebnisse aller Länder mit hohem Einkommen, und das liegt zum Teil daran, dass unsere anhaltenden gesundheitlichen Ungleichheiten zwischen den Rassen so tiefgreifend sind."
– Uché Blackstock, Ein schwarzer Arzt setzt sich mit Rassismus in der Medizin auseinander

Es ist leicht zu erkennen, wie sich diese „Wolfsphilosophie" manifestiert. Gigantische Geldpaläste inmitten schwarzer Slums gehörten zu ihren groteskesten Ausprägungen. Heute konzentriert sich das Geld in weißen Gegenden, oft umgeben von einer Armee obdachloser Schwarzer, deren Zahl ich in den 70er Jahren nie gesehen habe. In Ghettos, die von Ratten, Dreck und Gewalt heimgesucht werden, müssen Schwarze „online gehen oder in die Innenstadt", zu Banken, die wie Marmorschlösser mit riesigen, goldverzierten Tresoren gebaut sind. – Ja, es gibt reichlich Geld in Banken, Versicherungsgesellschaften und bei denen, denen sie gehören. Aber warum dann, frage ich – mit der Straßenmoral des Vagabunden –, gibt es keines für meinen verkrüppelten Freund Lee, der draußen sitzt und um Kleingeld bettelt?
Lee hatte in seiner Jugend an der Universität Jura studiert, musste aber aufhören, nachdem er an Polio erkrankt war. Er lernt immer noch, und ich brachte ihm Bücher über Wirtschaftsrecht mit, von denen er immer noch glaubte, sie könnten ihm helfen, sich aus eigener Kraft hochzuarbeiten.
Lee war nicht nur ein Opfer seiner eigenen Taschenphilosophie, sondern eine Karikatur einer gesellschaftlichen Krankheit, die dafür sorgt, dass amerikanische Ärzte so viel Geld verdienen, dass sich die Armen sie nicht leisten können. Während Kanada und andere wohlhabende Länder eine kostenlose Gesundheitsversorgung bieten, agieren amerikanische Ärzte wie Geschäftsleute, sodass die Armen mit einer Gesundheitsversorgung der Dritten Welt zurückbleiben und Tausende an Ursachen sterben, die in Europa nicht tödlich wären. Vor Obamacare konnten sich 50 Millionen Menschen überhaupt keine Versicherung leisten. Warum sollte die Mittelschicht weniger als 4 % ihres Einkommens für die Gesundheitsversorgung ausgeben, während die Armen über 15 % für eine schleppende Versorgung dritter und vierter Klasse zahlen?
Das Ergebnis: Wohlhabende Weiße sind so gesund wie Dänen, während die (schwarzen) Armen unter Bedingungen leiden, die mit denen in Entwicklungsländern vergleichbar sind. Und es sähe noch schlimmer aus, gäbe es nicht Ärzte aus dem Ausland – Die meisten Ärzte in den Ghettos kommen aus Entwicklungsländern, weil weiße Amerikaner dort nicht arbeiten wollen. Nur 5 % der US-Ärzte sind Afroamerikaner, und selbst die Hälfte von ihnen meidet Patienten aus den Ghettos. Und niemand macht Hausbesuche. Im Ghetto von Norfolk verbrachte ich einen Tag damit, einen einsamen, trauernden Mann zu trösten, dessen Frau in der Nacht zuvor gestorben war, weil er sie nicht zu einem Arzt bringen konnte. Ich fühlte mich schuldig, als ich mich an die vielen Morgen erinnerte, an denen ich als Kind „Wolf" geschrien hatte, um den Arzt wegen meiner „Bauchschmerzen" zu rufen, weil ich meine Hausaufgaben nicht gemacht hatte.
Nur wenige können sich das in einer „Wolfsgesellschaft" leisten, in der gewinnorientierte Gesundheitsversorgung ein tödliches Geschäft ist: 24.000 Schwarze sterben jährlich aufgrund fehlender „weißer medizinischer Versorgung"; 39.500 amerikanische Frauen sterben bei der Geburt, weil es keine Versorgung auf skandinavischem Niveau gibt; und amerikanische Männer rangieren bei der Lebenserwartung unter den UN-Nationen nur auf Platz 35.
Da die Amerikaner fast doppelt so viel für die Gesundheitsversorgung bezahlen wie die Europäer und mehr als den Preis eines Hauses für vier Jahre Studium, versteht man, warum sich die meisten unsere sechswöchigen bezahlten Urlaube nicht mehr leisten können oder keine Zeit dafür haben. Sie erkennen nicht, dass wir gerade deshalb, weil die Dänen doppelt so viel Steuern zahlen, mehr Geld übrig haben, wenn alle Rechnungen bezahlt sind – genug, dass sogar Arbeiter die Welt bereisen können. (Ich nehme Dänemark als Beispiel, weil Bernie Sanders im Senat dasselbe tut.)

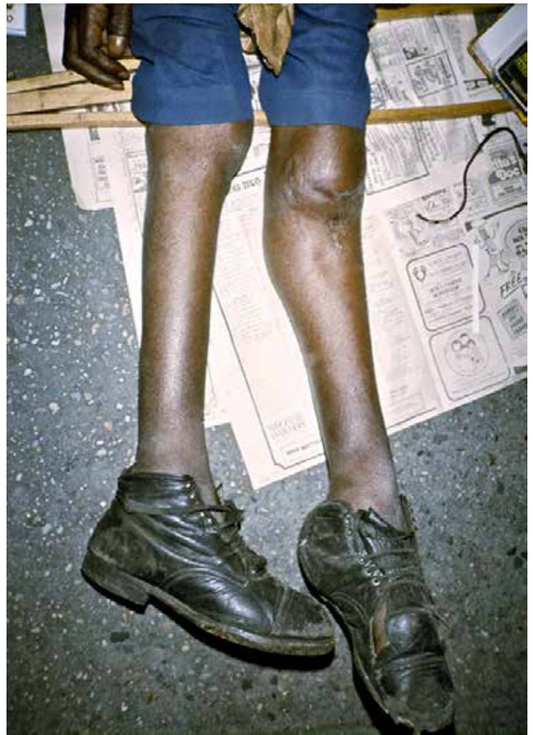




Oben 1971 - New York, NY

Darunter mein Freund Lee vor dem Schalter des Manufacturers Trust an der 510 Fifth Avenue in New York. Später erfuhr ich, dass die mittlerweile berühmte Vivian Maier ihn dort bereits 20 Jahre zuvor fotografiert hatte.







Apathie:

Der stille Killer der Armut

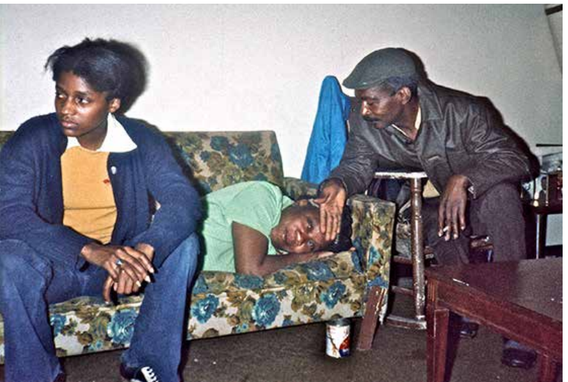
„Es gibt keine größere Qual, als eine unerzählte Geschichte in sich zu tragen.“
– Maya Angelou

„Der tödlichste Feind des menschlichen Geistes ist die Verzweiflung.“ – Cornel West

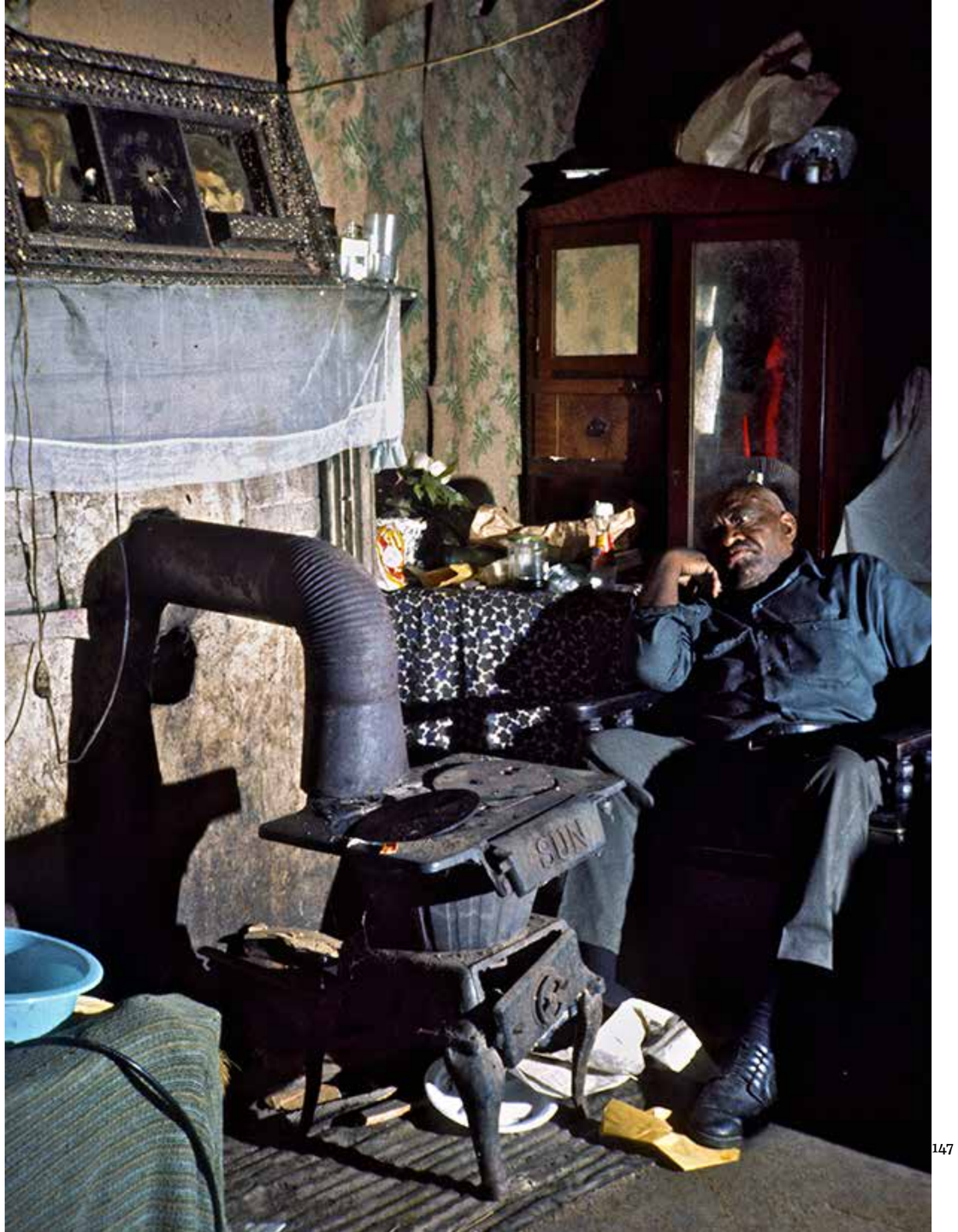
Die Todesstatistiken zeigen nur die Oberfläche. Willie Williams sitzt den ganzen Tag zusammengekauert in einem Sessel und starrt ausdruckslos auf die beiden Männer, die ihm einst so viel Hoffnung gegeben haben: Martin Luther King und Robert Kennedy.
Seine Frau Julia liegt im Bett, krank und geschwächt vom Hunger. Sie kann sich keine Diabetikerkost leisten; sie erhalten nur 72 Dollar im Monat. Sie sind allein, von der Gesellschaft vergessen in einer Welt der Leere, die nur durch das trostlose Tropfen des Regens durch die Decke unterbrochen wird.
Die schädlichste Krankheit der Armut ist zweifellos die Apathie – der Geisteszustand, in den Millionen von Menschen verfallen, wenn sie erkennen, dass sie sich in einer Welt des aufstrebenden Optimismus der Wolfsphilosophie nicht behaupten können, und den Kampf einfach aufgeben.

1975 – Waynesboro, GA – Julie Williams unten – rechts: Willie Williams

Interview mit
Julie Williams









1998 – NYC – Die Ungleichheit explodierte nach den Reagan-Jahren ungehemmt



1991 – NYC – Obdachlose auf der Lower East Side

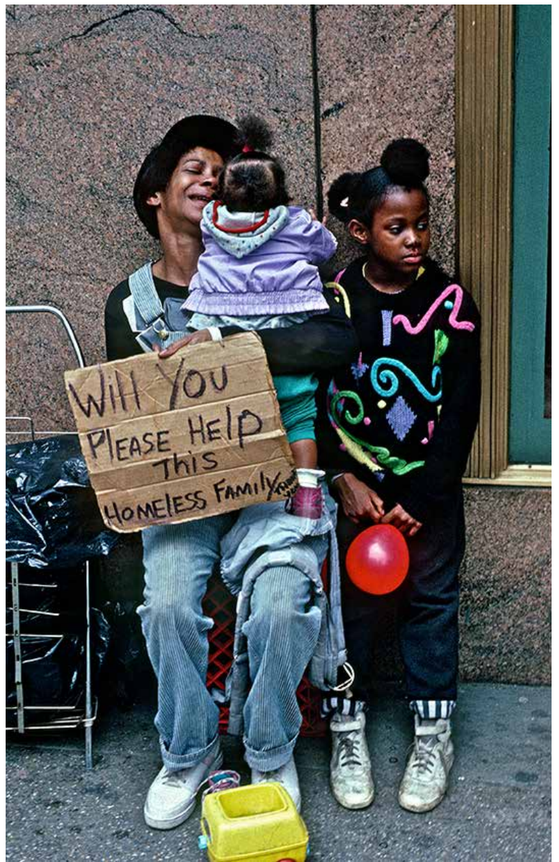
Die Zerstörung von Liebe und Vertrauen

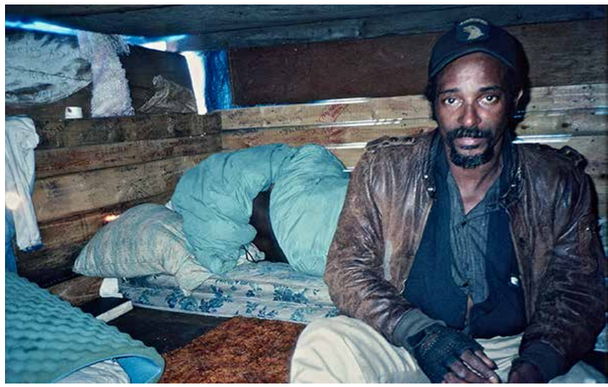
„Wenn du über deinen Schmerz schweigst, werden sie dich töten und sagen, es habe dir gefallen." – Zora Neale Hurston

Die Bedürftigen in den Vereinigten Staaten sind eine Minderheit und sehen überall, wohin sie blicken, Wohlstand. Infolgedessen fehlen die Solidarität und der Stolz, die oft für ländliche Gemeinschaften in armen Ländern charakteristisch sind; Armut wird hier grausamer und psychologisch weitaus zerstörerischer als anderswo.
In Amerika wird dir ständig gesagt, dass es deine eigene Schuld ist, arm zu sein. So verfällst du in gewalttätigen Selbsthass, einen morbiden Zustand, den ich nirgendwo sonst gesehen habe.
Dieser Geisteszustand zerstört die gesellschaftliche Liebe – die unsichtbaren Fäden gegenseitiger Abhängigkeit und des Vertrauens, die die Menschen in einer gesunden Gesellschaft zusammenhalten.
Die Zerstörung der Liebe sät zunehmendes Misstrauen und Angst. Obwohl die Angst in einer solchen Gesellschaft alle zu lenken scheint, lähmt sie in erster Linie die Armen.



1974 - Zebulon, NC



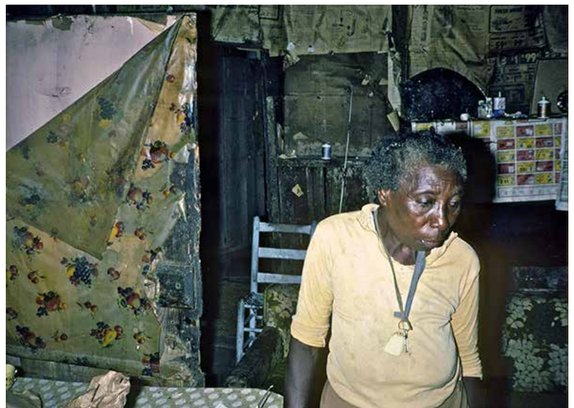


1995 und oben 1990 - New York, NY - Unten 1974 - Tarboro, NC

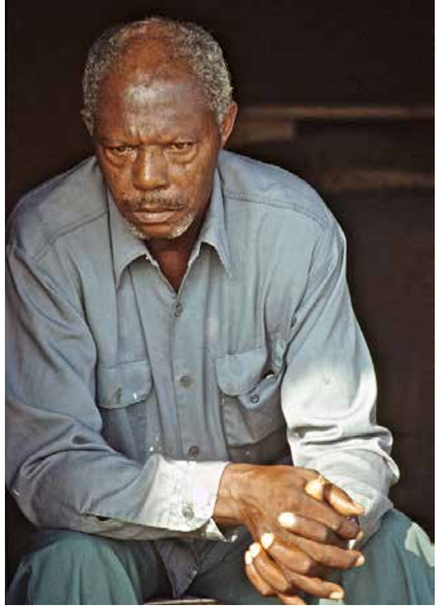
1974 - Washington, NC



1975 - Bullock County, AL





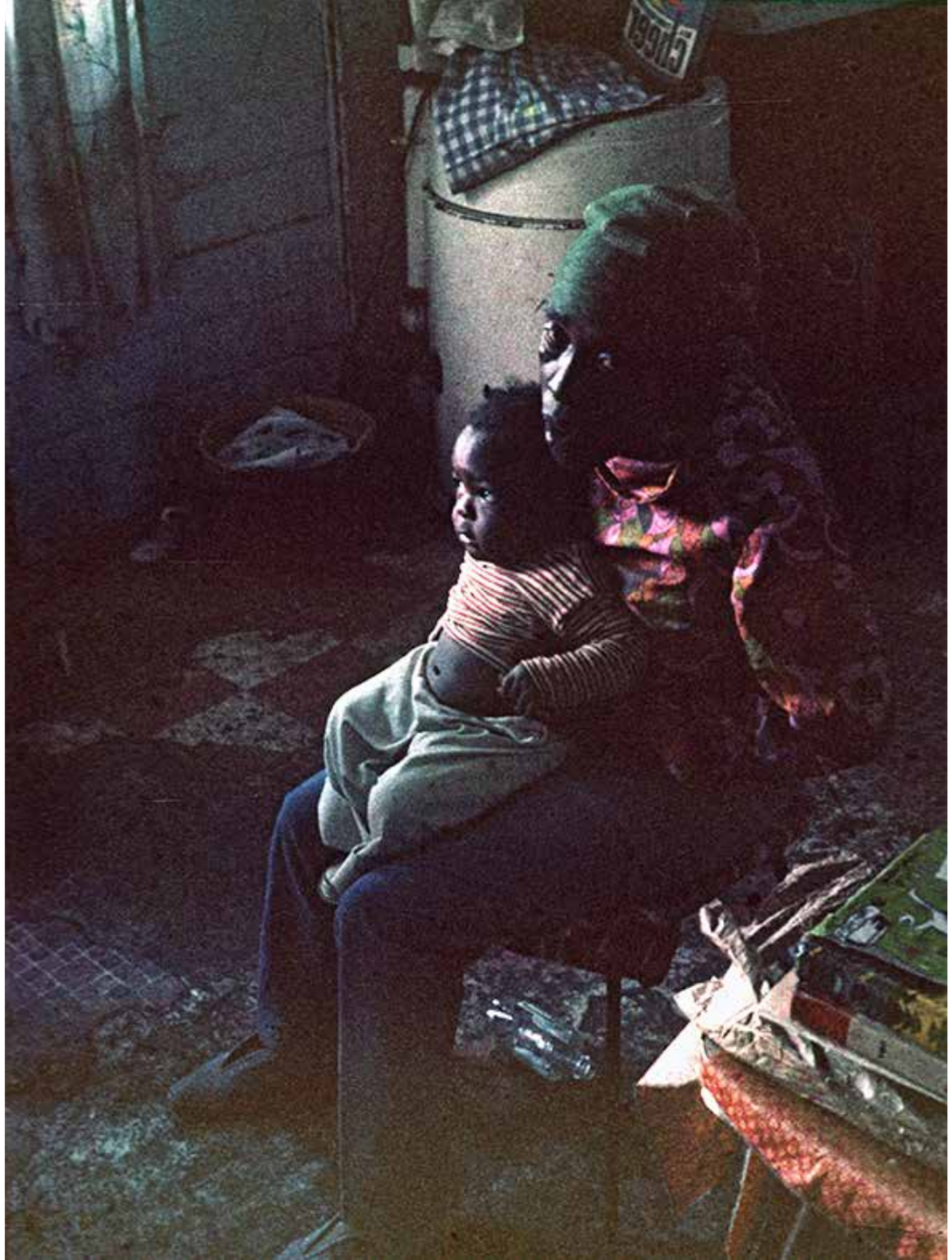


1996 - Houma, LA

„Weiße Vorherrschaft ist nicht nur eine gesellschaftliche Ordnung; sie ist eine tödliche Maschine.“
– Cornel West



1995 - Bullock County, AL



Right 1974 - Elizabethtown, NC

Weiße Vorherrschaft und die Institutionalisierung von Angst

Eines der Dinge, an die ich mich in Amerika am schwersten gewöhnen kann, ist diese allgegenwärtige Angst – und die Reaktionen, die sie hervorruft. Nicht nur die primitive Angst vor anderen Menschen, sondern, was noch beängstigender ist, die institutionalisierte Angst vor dem Alter, vor Krankheit und vor Unsicherheit, die so vielen Menschen ihre goldenen Jahre verdüstert. Sie führt dazu, dass sie auf eine Weise denken und handeln, die völlig irrational und selbstzerstörerisch erscheint, wenn man wie ich von einer sozialen Absicherung von der Wiege bis zur Bahre geprägt ist.
Der Wunsch, an der Vorherrschaft der Weißen festzuhalten, ist eines der aus dieser Angst entstandenen Verhaltensmuster. Dies wiederum führte dazu, dass Schwarze, wie diese Frau, die zunächst vor mir floh, Angst vor Weißen hatten.
– Hast du hier Angst vor Weißen?
– Mann, weißt du, ich lege mich auf keinen Fall mit Weißen an.

– Was ist denn mit den Weißen los?
– Diese Weißen, die machen dich fertig, Mann. Sie bringen dich dazu, dein Zuhause zu verlieren, deinen Mann zu verlieren, deinen Ehemann zu verlieren, falls du einen hast. Sie bringen dich dazu, alles zu tun, was nicht richtig ist … Ich rede von denen hier in der Gegend … Was bist du?
– Ich bin kein Weißer aus dem Süden …
Ich hatte oft das Gefühl, dass Schwarze ein bisschen übertrieben, wenn sie mir solche Dinge erzählten. Ich hatte immer ein etwas naives Vertrauen in die Güte der Menschen, wahrscheinlich weil ich nicht in Armut und Unsicherheit aufgewachsen bin. Ohne dieses Vertrauen hätte ich nicht so reisen können, wie ich es getan habe, da mein Vertrauen meist die guten Seiten der Menschen hervorbrachte.
Folglich kam ich gut mit den Weißen aus dem Süden zurecht, die ich wegen ihrer Herzlichkeit und Ehrlichkeit mehr schätze als die liberaleren, aber kälteren und weniger direkten Weißen im Norden.

1995 - Bullock County, AL



Interview mit der verängstigten Frau rechts



Mary bei Nacht in ihrer Hütte draußen in den Wäldern von Bullock County, 1974



1974 – Mary, fertig angezogen für den Kirchgang

Der Brunnen der Samariterin: Ein amerikanisches Romeo und Julia

„Liebe kennt keine Grenzen. Sie überspringt Hürden, überwindet Zäune, durchdringt Mauern, um voller Hoffnung ihr Ziel zu erreichen."
– Maya Angelou, Gesammelte Gedichte

Die bittere Wahrheit dämmerte mir auf den feuchten, stickigen Nebenstraßen von Alabama, als ich zu Mary und ihrem Sohn John kam, um ein Glas Wasser zu trinken. Da es keine sanitären Anlagen im Haus gab, teilten wir uns – in mehr als nur einer Hinsicht – das Wasser am Brunnen der Samariterin. Mary und ich romantisierten unsere Beziehung in dieser rauen Umgebung, doch ihr Vertrauen in Menschen war nicht wie meines: Sie bewahrte drei Pistolen und eine Schrotflinte unter dem Bett auf.

Diese Tage erwiesen sich als einige der glücklichsten meines Lebens, und für den Rest unseres Lebens hegten wir tiefe Gefühle füreinander. Als ich kurz wegfuhr, um an einem Treffen des Ku-Klux-Klans in Kentucky teilzunehmen, gab mir Mary ein silbernes Kreuz zum Schutz mit. Wie sich herausstellte, brauchte sie es dringender als ich. Eines Nachts warfen drei Weiße eine Brandbombe in ihre Küche, nur weil ein weißer Mann bei ihr wohnte.

Das ganze Haus stand in Flammen.
Es gelang ihr, ihren Sohn in Sicherheit zu bringen, doch ihr Bruder, der im Haus schlief, kam in den Flammen ums Leben.
Die Tragödie brachte mich zurück zu einem immer wiederkehrenden Dilemma: Kann ich als Außenseiter vollwertige menschliche Beziehungen zu denen pflegen, die als Ausgestoßene gelten? Diejenigen, die ein Kastensystem aufrechterhalten wollen, werden solche Bindungen immer verurteilen. Lähmende Tabusysteme können daher nur durchbrochen werden, wenn wir auf persönlicher Ebene versuchen, jedem gegenüber voll und ganz menschlich zu sein – mit dem Risiko, das dies für tiefere Gefühle und Verliebtheit mit sich bringt.
Aber das Ignorieren des jeweiligen Hintergrunds kann, wie in Romeo und Julia, auch eine Gefahr für sich selbst und andere bedeuten – Gefahr oder, wenn es bewusst geschieht, Angst, die uns niemals in unserem menschlichen Engagement, in der Liebe zu unserem Nächsten wie zu uns selbst, einschränken darf.
Amerikaner geben mir oft die Schuld an Marys Tragödie, vielleicht aus Schuldgefühlen wegen der unausgesprochenen Apartheid-Grenze in ihren eigenen Herzen und Köpfen, die unsere Shakespeare'sche Tragödie tatsächlich verursacht hat.
Ebenso verurteilen wir Europäer die Amerikaner für ihren eigentümlichen instinktiven Widerstand gegen intime Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen, während wir unseren eigenen primitiven Widerstand gegen Nähe zu muslimischen Einwanderern vergessen.
Überall auf der Welt sind die Köpfe sowohl der Unterdrücker als auch der Unterdrückten von obskuren, obsessiven Vorbehalten gegenüber Mischehen und intimen Beziehungen zerfressen. Doch für den Außenstehenden, der nicht Teil einer bestimmten Unterdrückung ist, ist leicht zu erkennen, dass weder der Unterdrücker noch der Unterdrückte frei ist!

Mein Abschied von Mary und John
– Sehen Sie sich das Video hier an

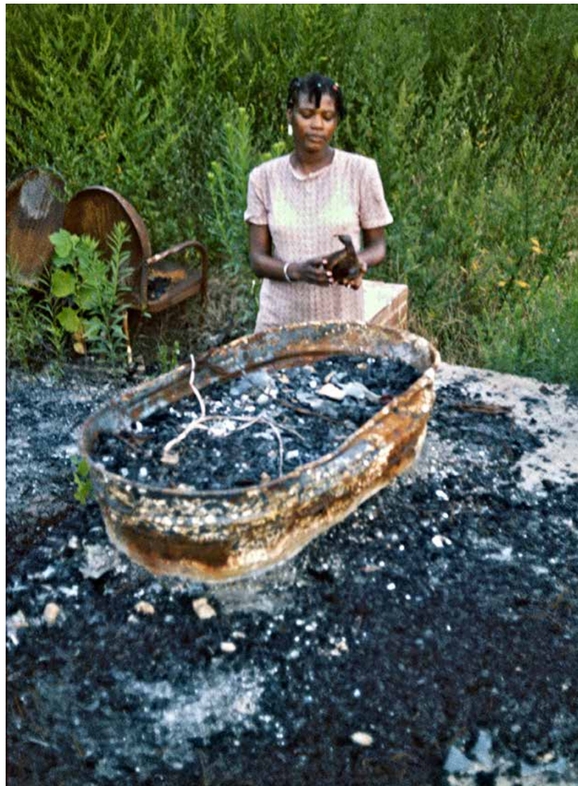


Die Geschichte, wie sie in der Diashow mit Musik und dem Interview über den Brand drei Monate nach dem Angriff dargestellt wird

Mary hatte nicht dasselbe Vertrauen in Menschen wie ich

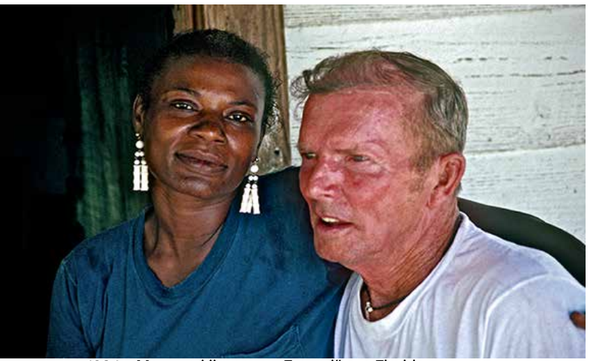


Mary vor ihrem Haus nach dem Brandanschlag

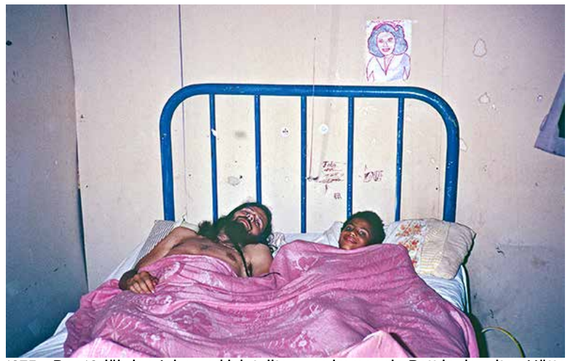


Kann es „freie Liebe“ unter unfreien Bedingungen geben?

Gedanken zu meiner lebenslangen Beziehung zu Mary.



1984 – Mary und ihr neuer „Freund“ aus Florida



1975 – Der 10-jährige John und ich teilten uns immer ein Bett in der alten Hütte



1988 – Mary in einem entspannten Moment nach einem harten Arbeitstag - 1988 – Mary in einem entspannten Moment nach einem harten Arbeitstag



1984 – Mary und ihre Freundin Bertha mit deren Freund



1978 – Dieser gewalttätige Kriegsveteran drohte immer mit seinen Waffen

„Ich bin nicht zu verkaufen. Nicht an dich. Nicht an irgendeinen weißen Mann. Ich habe überhaupt kein Interesse daran, jemandem zu gehören. Nicht einmal dir.“
– Nella Larsen in „Quicksand“ über ihre Beziehung zu einem weißen dänischen Mann

In den Jahren nach Marys Tragödie warfen mir meine Zuhörer fast täglich vor, ich hätte sie verursacht: „Du hättest eine arme schwarze Frau nicht durch deine unverantwortliche (sexuelle) Ausbeutung einer solchen Gefahr aussetzen dürfen.“ Ich habe mich oft gefragt, warum Amerikaner sofort an Sex denken, wenn sie Bilder einer nackten Frau sehen, anstatt an die Intimität, die ich vermitteln wollte. In Marys Fall war sie weniger „nackt“ als eine Frau im Bikini am Strand, doch religiöse Universitäten wie Baylor in Texas zwangen mich, die Bilder vor dem Vortrag zu entfernen.
Diese Besessenheit vom Sex macht die Amerikaner blind für die tiefere Unterdrückung, unter der Mary lebte. Selbst wenn wir eine sexuelle Beziehung gewollt hätten, machten es ihre Umstände fast unmöglich. Als Vagabund teilte ich mir ein Bett mit ihrem siebenjährigen Sohn John in ihrem winzigen Schlafzimmer mit zwei Einzelbetten, und ich musste die Hütte vor 5 Uhr morgens verlassen – weshalb ich oft bei einem Nachbarn schlief.

Warum musste ich so früh gehen? Dank der guten alten nächtlichen „Integration“ zwischen dem weißen Herrn und seiner Lieblingssklavin, die während der Sklaverei begann. „Nächtliche Integration und tägliche Segregation machen diesen Ort zu einem sehr verwirrenden Ort“, schrieb Rosa Parks während ihres berühmten Montgomery-Busboykotts unweit von Marys Zuhause. Im Austausch für Sex boten weiße Landbesitzer alleinstehenden schwarzen Frauen finanzielle Unterstützung an, von der diese zum Überleben abhängig wurden. Marys Sugar Daddy, Harry, tauchte jeden Morgen gegen fünf Uhr auf und erzählte „seiner hysterisch eifersüchtigen Frau“, wie Mary sie nannte, dass er draußen auf dem Feld arbeite. Mary sprach immer warmherzig von ihm, und aus moralischen Gründen – sowie um ihre Vereinbarung zu schützen – war Sex mit mir undenkbar. Als ich 1978 mit meinem Buch über den Brandanschlag zurückkehrte, war sie untröstlich: Harry, der ihr nach dem Brand Land und eine größere Hütte gekauft hatte, war gerade ums Leben gekommen. Ich verbrachte dann die nächsten 23 Jahre mit ihr in dieser romantischen Zwei-Zimmer-Hütte, wobei zwischen uns wenig Romantik herrschte. Mary, die immer noch attraktiv war, fand schnell einen anderen weißen Mann, der sie versorgte. Er war ein gewalttätiger, traumatisierter Vietnam-Veteran, ließ mich aber im anderen Zimmer wohnen. Sie waren dankbar für meine Anwesenheit; sie hatten seit Wochen nicht miteinander gesprochen, und am Ende vermittelte ich zwischen ihnen. Als ich 1982 zurückkam, war sie geflohen, nachdem er versucht hatte, sie mit einer der Waffen zu töten, die ich ihn beim Schießen fotografiert hatte.
Der nächste Mann war ein alter „Redneck“ aus Florida, der, wie die anderen, zutiefst rassistisch war. Er ließ mich bleiben und die Zuneigung fotografieren, die Mary ihm entgegenbrachte, wenn er da war. Durch sie lernte ich ein ganzes Netzwerk ländlicher schwarzer Frauen kennen, die diese „nächtliche Integration“ praktizierten. Sie kamen sogar tagsüber in unsere Hütte, um sie dort zu praktizieren. Ich fotografierte Marys Freundin Bertha, nachdem sie von ihrem Sugar Daddy schwanger geworden war. Alle Schwarzen vor Ort wussten davon, und ich habe nie verstanden, warum es sie offenbar nicht störte. Ich verstand auch nicht, warum sie, wie Mary, immer wieder für George Wallace stimmten – den Gouverneur, der ihnen einst mit seiner Politik von „Segregation heute, Segregation morgen und Segregation für immer“ den Zugang zu höherer Bildung versperrt hatte.

Diese offene Ausbeutung schien für Mary in den 80er Jahren ein Ende zu finden. Dennoch fühlten wir uns in unserer Beziehung nicht frei – auch wenn unsere Zuneigung mit dem Alter wuchs. Sie war schon immer Feldarbeiterin gewesen, hatte als Kind Baumwolle gepflückt, anstatt zur Schule zu gehen, und ohne das Einkommen eines Sugar Daddys musste sie nun noch härter arbeiten. Ich tat mein Bestes, um zu helfen. An manchen Tagen stand ich vor tausend von Schuldgefühlen geplagten Schülern auf der Bühne; am nächsten Tag, selbst von Schuldgefühlen geplagt, pflückte ich tausend Körbe Bohnen und Erbsen mit Mary – die das liebevoll „gemeinsames Erbsenpflücken“ nannte.
Die Bewunderung, die mir von den Schülern entgegengebracht wurde, weckte die gefährliche Illusion, ich könnte auf Wasser gehen, also glich ich das aus, indem ich im Schlamm neben denen ging, deren Geschichten ich erzählte – manchmal, wie bei Mary, durchnässt in der drückenden Augusthitze.
Ich spürte, wie die alte Herr-Knecht-Beziehung wieder auflebte, als der weiße Landbesitzer um 5 Uhr morgens ankam und uns auf einem abgelegenen Feld absetzte, wo wir bis zur Abenddämmerung in der Sonne schufteten. Abends bauten wir unser eigenes Essen auf den „40 Acres (minus 38) und einem Maultier“ an – ich war das Maultier, das ihre zwei Acres pflügte –, Land, das sie als eine Art „Wiedergutmachung“ von ihrem verstorbenen weißen Liebhaber erhalten



hatte. „Du praktizierst dänische Sklaverei“, scherzte ich. Im Gegensatz zu Sklaven in den USA durften die Sklaven auf den Dänischen Jungferninseln und anderen karibischen Inseln auf kleinen Parzellen ihr eigenes Essen anbauen, während sie tagsüber für den Herrn arbeiteten. Auf diese Weise wurden ihre Eigeninitiative und ihr unternehmerisches Geschick nicht gebrochen, im Gegensatz zu dem, was ich ein Jahrhundert später hier im Black Belt noch sah.
Als der Mond romantisch über den Feldern aufging, waren wir so erschöpft, dass wir einfach auf das Bett fielen, unsere Rücken – und jeglicher Sexualtrieb – gleichermaßen



1988 – Mary in einem entspannten Moment nach einem harten Arbeitstag



1990 – John mit der schwangeren Debra im Jahr vor ihrer Ermordung



1984 – „Two acres and a (Danish) mule“



1994 – Mary, immer bereit, uns mit ihren Waffen zu beschützen

gebrochen.
Im Winter hatte unser Enthaltsamkeitsleben andere Gründe. Während meiner Vortragsreisen besuchte ich immer Mary und alte Freunde. Da sie kein Telefon hatte, rief ich Eula an, eine ältere Nachbarin, die ihre Enkelkinder schickte, um meine Ankunft anzukündigen. Mary verbrachte dann den Tag damit, mein Lieblings-Soul-Food zu kochen – Schweineschwänze, Rübengrün, Schweinemägen. Danach fuhren wir durch den Wald und besuchten Leute, zu denen ich einst mit dem Fahrrad gefahren war, um sie in ihren Hütten zu fotografieren ( ). Viele dieser Hütten waren abgebrannt, meist durch Ofenbrände, und nur Mary wusste, wo sich meine Freunde entlang der endlosen Feldwege neu niedergelassen hatten.
Einer davon war ihr 98-jähriger Großvater, den ich Jahre zuvor fotografiert hatte (Seite 99). Später erzählte sie mir, er habe seine Frau erschossen und sei kurz darauf vor Kummer gestorben. Mehr als jeder andere hielt Mary meine fotografische Geschichte der Menschen in abgelegenen Hütten auf dem neuesten Stand. Mit ihr an meiner Seite fürchteten oder misstrauten mir die Menschen nicht mehr als weißem Mann – etwas, womit ich in meinen Vagabundenjahren zu kämpfen gehabt hatte.

Nun, da wir alte Freunde waren, erwarteten sie von mir, dass ich Kisten mit Bier mitbrachte. Nacht für Nacht tranken wir, bis es zu spät war, um noch Auto zu fahren, und fielen dort in Ohnmacht, wo wir gerade waren. Ich liebte diese entspannten Abende mit Mary, deren Charme jede Tür öffnen konnte – außer der Tür zu einem Sexleben zwischen uns.
Wann immer wir versuchten, einen ruhigen, romantischen Abend in ihrer Hütte zu verbringen, drangen Spannung und Gewalt ein. Betrunkene aus einem nahegelegenen Club fuhren in unseren Hof, um Gras zu rauchen oder Sex in ihren Autos zu haben, und Mary saß stundenlang hinter den Vorhängen mit ihrer Schrotflinte. Der Brandanschlag in unserer unschuldigen Jugend hatte uns beide für das Leben gezeichnet.

Die Person, die sie am meisten fürchtete, war, wie sich herausstellte, ihr eigener Sohn John. Er war in Gewalt gezeugt worden – das Kind eines weißen Mannes, der Mary vergewaltigt hatte, als sie sechzehn war. Sie rief mich ständig an, um mir zu bitten, ihm aus dem Gefängnis zu helfen, meist wegen Einbruchs, Diebstahls oder des Besitzes einer Waffe oder von Crack. Sie glaubte naiv, dass ich als weißer Mann die Macht hätte, etwas zu bewirken.
Da John gemischtrassig war, litt er sein Leben lang unter einer Identitätskrise und tiefer Unsicherheit. Er liebte mich seit seiner Kindheit wie den Vater, den er nie gehabt hatte, doch die Gewalt verfolgte ihn überallhin. Er stahl sogar die Waffen seiner Mutter und die teuren Geschenke, die sie von weißen Liebhabern erhalten hatte, und versetzte sie gegen Crack. Er hinterließ schwangere Frauen in ganz Alabama und zwang Mary und mich, herumzufahren, um sie zu trösten, während sie sich abmühte, mit der wachsenden Zahl von Enkelkindern Schritt zu halten.
Debra, die ich einmal schwanger in unserer Hütte fotografiert hatte, war eine seiner liebenswertesten Freundinnen. Ein Jahr später, als ich nach ihr fragte, sagte Mary beiläufig: „Ach, Debra ist in die Stadt gefahren, um Milch für das Baby zu kaufen, wurde aber beim Verlassen des Ladens erschossen.“
Ich glaube, es war die Angst vor Gewalt, die Mary dazu brachte, schwarze Freunde zu meiden. Es gab eine Ausnahme, von der ich fast zufällig erfuhr. Nachdem ich im Februar 1996 ein paar Tage bei ihr verbracht hatte, fragte ich sie nach ihrem ständigen Schniefen. Sie sagte, sie habe sich in einem gefrorenen Sumpf die Grippe eingefangen.
„Was hast du dort draußen gemacht?“
Fast beiläufig erzählte sie, dass jemand an Silvester versucht habe, sie umzubringen. Zu diesem Zeitpunkt war sie fünfzig und hatte die Hoffnung aufgegeben, noch einmal einen weißen Freund zu finden, also versuchte sie es zum ersten Mal mit einem schwarzen Mann, der gerade nach Jahren im Gefängnis freigekommen war. Als sie merkte, wie gewalttätig er war, und versuchte, ihn zu verlassen, zwang er sie mit vorgehaltener Waffe in sein Auto und fuhr sie in die Sümpfe. Er drückte ihr die Waffe an die Schläfe. Zufällig hielt sie eine Colaflasche in der Hand und schlug sie ihm gegen den Schädel. Dann floh sie die ganze Nacht durch die eisigen Sümpfe, bis sie eine Hütte erreichte. „Nun, so bekommt man im Süden wohl die Grippe“, dachte ich – doch ich konnte nicht verstehen, warum sie mir diese schreckliche Geschichte erst erzählt hatte, als ich zufällig die richtige Frage stellte.

Ich hatte mich längst an die Gewalt in ihrem Umfeld gewöhnt, aber die vielen Europäer, die ich mitbrachte, um Mary kennenzulernen – die sie immer verehrten –, waren oft schockiert. Als die Multimillionärin Anita Roddick 1994 mit mir reiste, fand sie sofort einen Draht zu Mary und wollte sie für ein idealistisches Geschäftsprojekt einstellen, das sie für arme Schwarze im Black Belt starten wollte.
Nach einem Abend mit Alkohol und Billard sagte ich Anita, sie könne mein Bett im Van nehmen, während ich in Marys schlafen würde. Doch Anita war bereits durch die Gewalt jener ersten Nacht unserer Tour erschüttert. Marys betrunkener Cousin zum Beispiel lief herum und schoss auf die Straßenlaternen, an denen wir vorbeikamen. Anita hatte schreckliche Angst davor, allein im Wald zu schlafen, und befürchtete, Marys Hütte könnte erneut in Brand gesteckt werden. Ihre Firma „ Body Shop“ hatte darauf bestanden, bewaffnete Leibwächter hinter uns herzuschicken, aber wir hatten beide abgelehnt – diese Reise sollte nach meinen „Vagabunden-Bedingungen“ ablaufen.
So stand ich schon in der allerersten Nacht vor einer Entscheidung, die ich noch nie tref-

Aus dem Fernsehfilm „Jacob Holdt in Amerika“ von 1991. Die Kameramänner fielen durch Marys Fußboden



1994 – Mary, 47 Jahre alt



1994 – Mary zeigt Anita Roddick die Hüte und Steppdecken, die sie herstellt

fen musste: mit einer der reichsten Frauen der Welt oder einer der ärmsten schlafen – einer Multimillionärin oder einer Landarbeiterin? Wenn ich mit Anita schlief, riskierte ich, Marys Gefühle zu verletzen, indem ich mit einer weißen Frau schlief. Wenn ich mich für Mary entschied, würde ich vielleicht die verängstigte Anita für den Rest der Reise verlieren.
Keine einfache Situation, also zögerten wir, spielten Billard und tranken Bier. Gegen vier Uhr morgens löste ich mein Dilemma mit einer Notlüge und sagte Mary, wir hätten einen so engen Zeitplan, dass wir noch in derselben Nacht aufbrechen müssten, um jemanden in Mississippi zu treffen. Viel zu betrunken zum Fahren, schlich ich mich dennoch eine Meile eine verlassene Waldstraße hinunter und teilte mir mein „Body Shop“ mit Anita – ohne verletzte Gefühle auf beiden Seiten. Später schickte Anita Mary einen großen Scheck. Doch die Gewalt und Verzweiflung, denen sie überall begegnete, überzeugten sie davon, ihr idealistisches Projekt aufzugeben – genauso, wie andere Investoren schon immer die Initiative der machtlosesten Menschen im Black Belt ghettoisiert und zunichte gemacht hatten.
Die Angst vor Gewalt kann überwältigend sein. Im August 1990 kehrte ich aus Dänemark nach New York zurück, und wie üblich wurde in der ersten Nacht in meinen Van in der Lower East Side eingebrochen. Am nächsten Abend, während ich Glasscherben zusammenkehrte, hörte ich Schüsse. Ich schaute aus dem Van und sah zwei Puertoricaner rennen und fallen. Aus Gewohnheit griff ich nach meiner Kamera und sprintete hinüber, um Fotos zu machen, nur um festzustellen, dass ich in die Augen zweier sterbender Menschen starrte. Ich begann unkontrolliert zu zittern. In Panik rannte ich nach oben zu den Lesben, mit denen ich in der Avenue D zusammenlebte. Immer noch zitternd erzählte ich Martha, was passiert war. Sie lachte leise und sagte: „Nun, Jacob, willkommen zurück in Amerika. Gestern habe ich hier vom Küchenfenster aus eine schwarze Frau aus der gesehen, die an der Eighth Street auf den Bus wartete. Sie sank plötzlich zu Boden, tot. Von Querschlägern getroffen.“
Ihr Lachen verblüffte mich. Wie sonst hätten diese sensiblen Dichterinnen, die Filme über Gewalt gegen Frauen drehten, den Schrecken um sie herum überstehen können?
Ich hatte vor, die Crack- und Kriminalitätswelle dort zu fotografieren, während Bush im Irak sein eigenes Amoklauf-Spektakel veranstaltete, aber ich war so erschüttert, dass ich noch in derselben Nacht in meinen Van sprang und tausend Meilen direkt zurück in die relative Ruhe von Marys Hütte fuhr.
Bei Mary hatte ich nie Angst. Im örtlichen Club tanzten wir an guten Abenden die neuesten Da' Train-Line-Dances; an schlechten Abenden fotografierte ich Männer, die ihre Frauen schlugen (siehe das Foto einer von Marys Freundinnen auf Seite 291). Ich liebte diese schräge Kneipe tief in den Wäldern von Alabama – bis einer der Stammgäste sie nach einer Schlägerei niederbrannte, zusammen mit meinen American-Pictures-Postern an den Wänden.

Doch die beängstigendste Gewalt ging nicht von Menschen aus. Im Jahr 2011, als Mary fünfundsechzig war, kehrte ich von einem Vortrag in Mississippi zurück – oder eher von dem Versuch, das Publikum, fast ausschließlich Frauen, am historisch schwarzen Tougaloo College zu „stärken“. „Wo sind die Männer?“, fragte ich. „Die sind alle im Gefängnis.“ Wieder einmal spürte ich die Zerstörung und Hoffnungslosigkeit, die unser allgegenwärtiger Rassismus im Black Belt hervorbringt.
Nach dem ganztägigen Workshop, auf der Fahrt zu einer elitäreren schwarzen Highschool in Atlanta, hörte ich im Radio, dass ein verheerender Hurrikan auf mich zukam. Die Berichte über den „historischen Supersturm“ wurden immer schlimmer, ebenso wie der Himmel, also gab ich Gas, um Marys neue Wohnung in der Backstein-Sozialbausiedlung zu erreichen, wo ich sicherer sein würde. Ich war kaum angekommen, als Mary in den Regen hinausrannte und schrie, dass sie den Handy-Kontakt zu John verloren hatte, der draußen im Wald war. Mit dem Instinkt einer Mutter wusste sie, dass etwas nicht stimmte, und bestand darauf, dass wir ihn suchen gingen.
Innerhalb weniger Minuten umgab uns der Hurrikan – die schrecklichste Erfahrung meines Lebens. Wir konnten keinen Meter weit sehen; es war, als würden wir durch ein Schwimmbecken fahren, nur dass Bäume durch die Luft flogen. Ich verlor schnell die Hoffnung, ihn überhaupt zu finden – geschweige denn lebend –, aber Mary kannte jede Kurve dieser dunklen Nebenstraßen und weigerte sich aufzugeben. Dann geschah das Wunder. Wir fanden John unter seinem Truck eingeklemmt, der in die Luft geschleudert worden war und auf seinem Fuß gelandet war. Wir zogen ihn heraus und brachten ihn, obwohl er vor Schmerzen schrie, nach Hause. Mit „Freundinnen fürs Leben“ geht auch die Verantwortung für das Leben ihrer Kinder einher.



2011 – John leidet noch immer unter starken Schmerzen, einige Tage nach dem Tornado



2005 – Mary zeigt dem Klan-Anführer Jeff Berry ihren neuen Garten in der Sozialwohnungssiedlung

Was mich zurück zu der Frage bringt: War Mary jemals wirklich meine „Freundin“?
Wir waren in jeder Hinsicht unterschiedlich, und es ist ein Wunder, dass unsere Beziehung ein Leben lang hielt. Mit gleichermaßen Stolz und Angst haben wir sie wegen ihres Romeo-und-Julia-Charakters romantisiert. Da wir fast am selben Tag geboren wurden, suchte ich sogar nach astrologischen Antworten auf dieses Rätsel.
Sie war in jeder Hinsicht zutiefst von Gewalt geprägt. In ihren jüngeren Jahren fluchte und schrie sie ständig, besonders die Schwarzen in ihrer Umgebung an – diese waren nicht weniger lautstark. Doch egal, wie viele Schwarze um sie herum waren, sobald sie mit mir sprach, wurde ihre Stimme sanft und liebevoll. Oft folgte darauf ein verlegendes Lächeln über ihre eigenen Wutausbrüche. Sie lachten, überrascht darüber, wie viel „Frieden und Liebe“ sie in sich trug – vielleicht vermissten sie diese längst vergrabenen Teile ihrer selbst.
Aber war das eine gesunde Beziehung? War sie natürlich? Welche Form von Liebe es auch immer war, aus der sie entstand, sie entwickelte sich im Laufe der Jahre ganz natürlich zu einer immer tieferen körperlichen Anziehung zueinander. Nachdem wir Wasser auf einem Herd aus einem alten Fass erhitzt hatten, badeten wir uns gegenseitig in einer Wanne auf dem Wohnzimmerboden. Wir liebten es, die ganze Nacht lang zu kuscheln und uns zu umarmen.
Ich wurde daran erinnert, als Vibeke, meine dänische Frau, nach Boston zog, um mir bei meinem Buchversand zu helfen. Versehentlich öffnete sie einen Brief von Mary, in dem diese beschrieb, wie sehr sie es liebte, die ganze Nacht in meinen Armen zu liegen. „Warum kannst du das mit Mary machen, aber nicht mit mir?“, neckte mich Vibeke.
Als ich Vibeke zum ersten Mal traf, sagte ich zu ihr: „Wenn du mich heiratest, heiratest du auch all die Menschen in meinem Buch, die uns zusammengebracht haben.“
Seitdem hat sie viele von ihnen kennengelernt und einige sogar in Dänemark zu Gast gehabt, als wären wir eine große Familie.

Nein, das eigentliche Hindernis in meiner Beziehung zu Mary war nicht moralischer Natur, obwohl sie tief religiös war und ihr ganzes Leben lang in die Kirche ging. Sie war in sich selbst geerdet und liebte es, vor den Kamerateams aufzutreten, die ich mitbrachte. Als das dänische Fernsehen uns beim gemeinsamen Essen filmte, bestand sie darauf, dass wir gemeinsam das Tischgebet sprachen, wie wir es immer taten.
Nach Jahren des Nachdenkens verstand ich endlich den tieferen Grund für unser vierzigjähriges Enthaltsamkeitsgelübde. Immer wenn wir kurz davor standen, in eine sexuelle Dimension unserer Liebe abzurutschen, spürten wir sofort die historische Falle vor uns – dass wir in gewisser Weise die jahrhundertealte Vergewaltigung der schwarzen Frau durch Weiße wiederholen würden. Wir wollten uns beide von der „nächtlichen Integration“ distanzieren, der Mary ausgesetzt gewesen war. Wir wollten, dass sich unsere Liebe frei und unbefleckt anfühlte. Doch das erwies sich als unmöglich.
Letztendlich wurden wir selbst zu Opfern dieser Geschichte und daran gehindert, das voll und ganz zu leben, was zwischen einem Mann und einer Frau natürlich sein sollte: „freie Liebe“. Ich habe mich oft gefragt, ob eine wirklich gesunde interrassische Beziehung in einer Gesellschaft, die eindeutig noch nicht frei ist, überhaupt möglich ist.

Und so vergingen die Jahre, bis Mary 2009 sowohl an Krebs als auch an einem Gehirntumor erkrankte, was uns andere Sorgen bereitete. Ich war es nicht gewohnt, mit Sauerstoffflaschen umzugehen, und verhedderte mich nachts immer wieder in den Schläuchen, aber zum Glück war ein dänischer Reisender bei mir, der helfen konnte. In gewisser Weise fühlte es sich wie eine alte Ehe an, doch mehr als alles andere war ich einfach dankbar, mich um jemanden kümmern zu dürfen, den ich liebte, seit wir jung und voller Lebensfreude waren und glaubten, wir könnten die Welt verändern.
Es war seltsam und rührend, diese schwerkranke alte Frau im Rollstuhl durch die Stadt zu ihren Terminen zu schieben, ihre Arztrechnungen zu bezahlen, mich um sie zu kümmern. Da wir wussten, dass wir uns vielleicht nie wieder sehen würden, war ich dankbar, dass mein dänischer Freund uns gemeinsam fotografieren konnte.

Nach Marys Tod im Jahr 2014 brachte ich ein dänisches Filmteam mit, um „Jacob Holdt – An American Love Story“ zu drehen. Ich wollte ihnen die alte Hütte zeigen, in der Mary und ich so viele Jahre zusammen verbracht hatten, konnte sie aber kaum finden, da sie inzwischen von dichtem Dschungel verschlungen war. Es war deprimierend – und gefährlich –, über den morschen Boden zu laufen, doch ich war froh, dass meine Poster noch an den Wänden hingen, obwohl ein Kameramann bemerkte, dass eines veranstaltet worden war: Jemand hatte das Quadrat mit dem Nacktfoto herausgeschnitten. „Diese verrückten Amerikaner“, waren wir uns einig. „Warum haben sie nicht die Bilder

Das dänische Fernsehen reiste 26 Jahre nach der Tragödie – ohne mich – hinüber, um Mary über den Brand zu interviewen





Links 1989 – Mary, 42 Jahre alt - 1991 – Wir sprechen das Tischgebet vor unseren Mahlzeiten

von Gewalt herausgeschnitten?“
Das Team wollte mich dort filmen, wie ich die Geschichte meines Lebens mit Mary erzählte, doch plötzlich begann ich unkontrolliert zu weinen. Es war, als würden jahrelang unterdrückte Gefühle auf einmal hervorbrechen. Als meine Tochter die Szene bei der Premiere sah, sagte sie: „Papa, ich habe dich noch nie so weinen sehen.“
Doch inzwischen war ein weiteres kleines Wunder geschehen. Drei Jahre zuvor hatte sich Mary kurzzeitig von ihrem Hirntumor erholt, und uns wurde eine letzte gemeinsame Zeit vor ihrem Tod gewährt.
Ich werde diesen letzten Abend in ihrer kleinen Wohnung nie vergessen. Sie war immer noch die Einzige in der Sozialbausiedlung, die einen Garten wie den um ihre alte Hütte herum hatte, voller Blumen, die sie liebte – sogar mit dem Bananenbaum, unter dem ich sie 2005 einmal zusammen mit einem Klan-Führer fotografiert hatte. Ihr Garten stand in krassem Gegensatz zu dieser tristen Siedlung, wo andere nur noch abgenutzte Grasflecken hatten.
Drinnen war sie immer noch damit beschäftigt, Quilts, Mützen und Kleidung für ihre sechs Enkelkinder und fünf Urenkelkinder zu nähen. Gemeinsam zeichneten wir Stammbäume mit ihren Namen und Geburtsdaten, damit ich mich an sie erinnern und mit ihnen in Kontakt bleiben konnte, wenn sie einmal nicht mehr da sein würde. So fiel mir auf, dass viele der Jüngsten inzwischen afrikanische Namen trugen – Neikata, Takivie. Die Zeiten hatten sich geändert, seit ich Mary vierzig Jahre zuvor kennengelernt hatte, als noch jeder einen Sklavennamen trug.
Dann, an unserem letzten Abend, gerade als ich neben ihr in den Schlaf glitt, sagte sie plötzlich aus heiterem Himmel: „Warum gibst du mir jetzt nicht etwas von deinem süßen Zeug? Findest du nicht, es ist Zeit – bevor es für uns zu spät ist?“
Ohne auf eine Antwort zu warten, zog sie mich mit einem Arm auf ihren dicken Bauch. Ich war vor Verwirrung wie gelähmt. Die Medikamente hatten sie extrem übergewichtig gemacht, und in meinem Kopf hörte ich wieder, wie mein Vortragspublikum mir vorwarf, „eine arme schwarze Frau auszunutzen“. Und um das auch meinen Lesern zu ersparen, werde ich nicht verraten, was als Nächstes geschah – wir alle haben doch ein Recht auf ein wenig Privatsphäre, oder? Aber ich gebe zu, dass der Gedanke, mit einer Urgroßmutter zu schlafen, sich sowohl abstoßend als auch seltsam schön anfühlte – mit dem Versprechen, dass es nie zu spät ist, „es zu schaffen“ und zu werden: „Endlich frei, endlich frei, Gott sei Dank, wir sind endlich frei.“

„Alle Herzen sind schwarz, wenn sie brechen“ – Nella Larsen

„Das Problem daran, ein Schwarzer in Amerika zu sein, ist, dass man der Frage nach der eigenen Identität niemals entkommen kann. Sie verspürte plötzlich den Wunsch, sich von all dem loszureißen, wegzulaufen, sich irgendwo zu verstecken, wo sie frei sein konnte.“ – Nella Larsen über ihren Freund in Dänemark in ihrem autobiografischen Roman Quicksand.





1985 – Unsere befreite Hütte mit meinen Plakaten, nachdem wir ihre weißen „Sugar Daddies“ rausgeworfen hatten

Von 1909 bis 1910 hatte Nella möglicherweise meinen Großvater als Lehrer an der Askov Volkshochschule, in der Nähe des Ortes, an dem ich aufgewachsen bin und wo meine Großmutter 66 Jahre später meine erste Diashow, „American Pictures“, sah.
„Ich habe Heimweh“, schrieb sie, „nicht nach Amerika, sondern nach den Negern.“ Sie kehrte in die USA zurück, um Krankenschwester am Tuskegee Institute zu werden, nur wenige Meilen von den Wäldern entfernt, in denen sich 57 Jahre später meine Geschichte mit Mary entfalten sollte – und wo ich der erste weiße Dozent wurde, an den sich irgendjemand erinnern konnte. Nach Tuskegee ging Larsen nach Norden, schloss sich der Harlem Renaissance an und wurde berühmt.
Sie hat nie verraten, ob ihre Beziehung zu einem dänischen Mann sexueller Natur war – genau wie meine zu Mary. In unseren Lebensentscheidungen erkenne ich denselben tragischen Widerspruch: die Sehnsucht nach Liebe in einer Welt, in der sogar die Liebe von Hautfarbe und Geschichte geprägt ist.

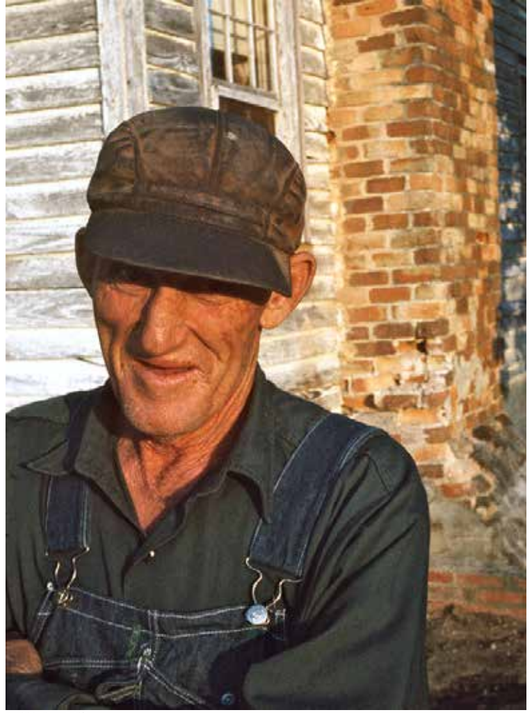


2009 – Ich helfe Mary bei ihren verstopften Arterien und Sauerstoffschläuchen

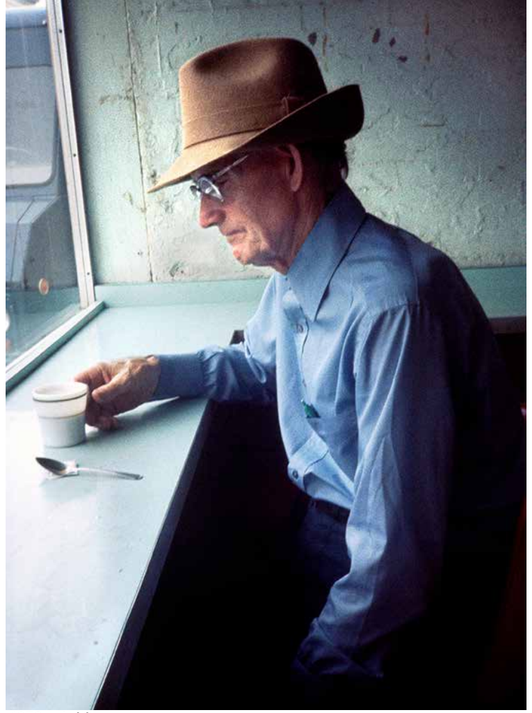
Aus dem dänischen Film „An American Love Story“, der 2016 nach Marys Tod gedreht wurde



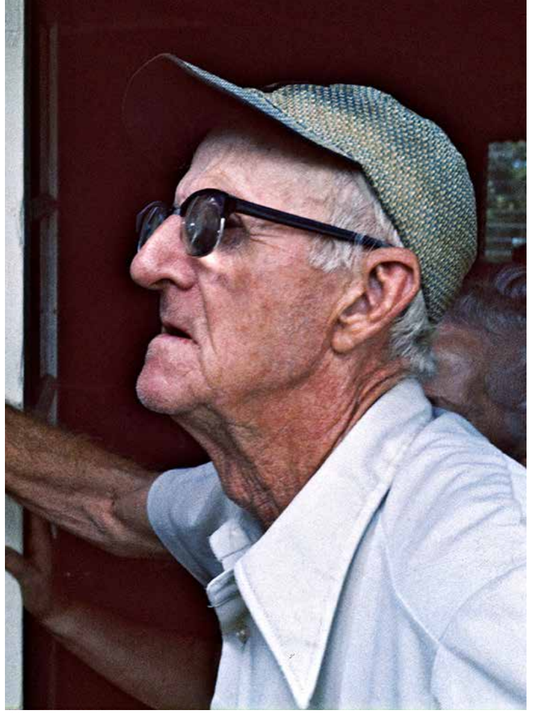
1975 – AL – Hören Sie ihm im folgenden Interview zu



1974 - NC



1973 - Baltimore



1975 - Troy, AL

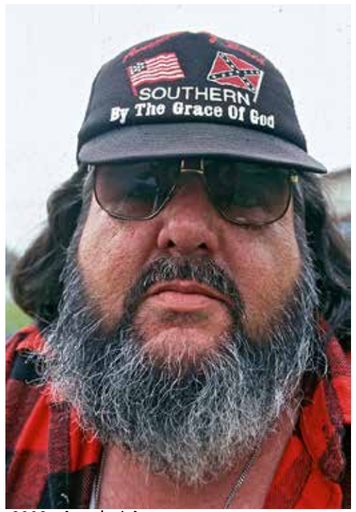
Mein blauäugiges Verbrechen gegen die Gefangenen der historischen Apartheid

„Hass, der so viel zerstören konnte, versäumte es nie, den Mann zu zerstören, der hasste, und das war ein unveränderliches Gesetz. Wer andere erniedrigt, erniedrigt sich selbst.“ – James Baldwin

Aufnahme eines weißen Mannes (oben links), der mich in der Nähe von Marys Haus in Alabama mitgenommen hat:
– Was halten Sie von der Integration?
– Ich halte überhaupt nichts davon. Sollen sie doch ihr eigenes Ding machen. Verdammt, ich halte nichts davon, mich mit ihnen zu vermischen, mit ihnen zur Schule zu gehen, mit ihnen in die Kirche zu gehen. Ich hatte nie etwas gegen Nigger. Sie können genauso wenig etwas dafür, dass sie Nigger sind, wie ich etwas dafür kann, dass ich weiß bin. Sie sind eine andere Rasse, und sollen sie doch anders sein…
- Hast du immer für Wallace gestimmt? – Das habe ich sicher… aber er hat nichts gegen Nigger, solange es darum geht, dass sie Nigger sind… Es gibt viele Nigger, die für ihn stimmen… er bekommt viele Nigger-Stimmen…
– Was hielten Sie von Martin Luther King?
– Wer … Martin Luther King? … Warum – (spuckt aus dem Fenster) er war nichts als ein Unruhestifter … ein kommunistischer Agitator …

Dieser rassistische Südstaatler ist ein Lehrbuchbeispiel für die Unterdrückung, die wir durchleben, um zu Unterdrückern zu werden. Die Unschuld seiner Kindheit war durch die unverständlichen Gebote seiner Eltern systematisch zermalmt worden: „Nigger sind dreckig. Spiel nicht mit diesen Kindern; sie werden dich erstechen.“
Wie bei Kindern im ganzen Süden wurden seine natürliche Offenheit, seine Lebensfreude und seine Zuneigung zu anderen erstickt.
Da er verletzt war, schaltete sein Verstand ab, und im Laufe der Jahre verhärtete sich der sich anhäufende zusätzliche Schmerz zu chronischen Mustern der Not. Unaufhörlich musste er nun diese unheilbaren Noterfahrungen wie eine kaputte Schallplatte wiederholen: „Nigger, Nigger, Nigger“.
Als ich solchen Stimmen der Geschichte lauschte, wusste ich, dass die Bombardierung von Marys Haus die extreme, aber logische Folge dieser Unterdrückung war. Wäre er im Norden aufgewachsen, hätte er vielleicht nicht eine so verzerrte Denkweise entwickelt – und noch weniger im Dänemark meiner Jugend, vor dem Rassismus von heute.
Als ich ihm meine Fotos zeigte – Mary im Bett zum Beispiel –, wurde mir das Ausmaß meines „Verbrechens“ in den Augen eines weißen Südstaatlers gegen dieses Apartheid-System bewusst.
Als „neutraler“ Skandinavier fand ich Mary außerordentlich schön und attraktiv. Ich war daher schockiert über den Ekel, den dieser Mann bei dem Gedanken äußerte, ihrer „schmutzigen, dunklen, abstoßenden Haut“ nahe zu sein.
Nach und nach wurde mir klar, dass diese negative Sichtweise aus der Vorherrschaft der Weißen hervorgegangen war und sich zu einer verinnerlichten, tief verwurzelten Überzeugung verfestigt hatte, die nicht nur Weiße in ganz Amerika infizierte, sondern auch die Wahrnehmung dunkelhäutiger Schönheit durch die Schwarzen selbst.

„Niemand wird geboren, um einen anderen Menschen wegen seiner Hautfarbe, seiner Herkunft oder seiner Religion zu hassen. Menschen müssen hassen lernen, und wenn sie hassen lernen können, kann man ihnen auch beibringen zu lieben, denn Liebe ist dem menschlichen Herzen natürlicher als ihr Gegenteil.“ – Nelson Mandela

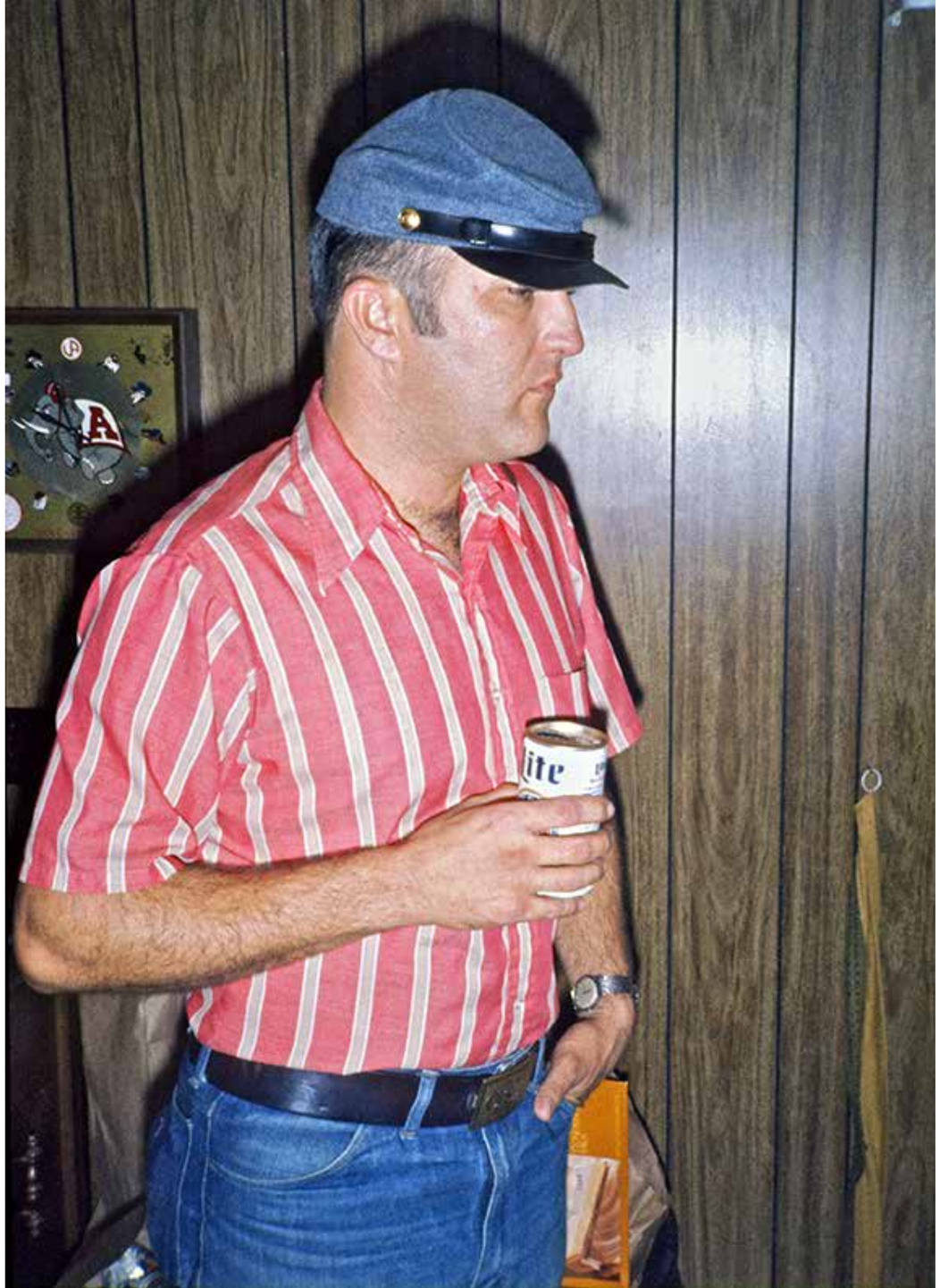


2003 - Angola, LA



1975 - Bullock County, AL

Links: Interview mit dem oben erwähnten Lkw-Fahrer – Rechts: Lied von Mary Clayton über „Southern Man“, illustriert in der Diashow



1974 -
Jackson, MS



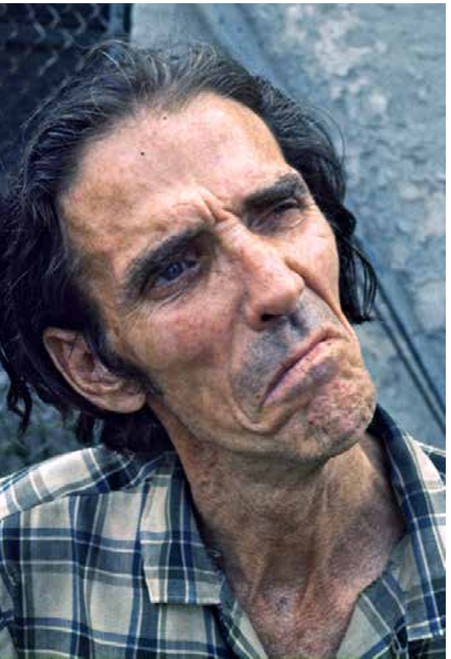
1974 - Troy, AL



1996 - Immokalee, FL - Unten 1973 - Baltimore



1975 - Meridian, MS - Unten 2003 - Philadelphia, MS



Die anderen Opfer: Arme Weiße in einem gespaltenen Amerika

„Der Auslöser für die Wut der Weißen ist unweigerlich der soziale Aufstieg der Schwarzen. Nicht die bloße Anwesenheit schwarzer Menschen ist das Problem, sondern vielmehr die Schwarzheit gepaart mit Ehrgeiz, Tatendrang, einem „ en“ Ziel, Bestrebungen und der Forderung nach voller und gleichberechtigter Staatsbürgerschaft.“ – Carol Anderson, White Rage: The Unspoken Truth of Our Racial Divide

Vagabunden und Schwarze haben eine besondere Beziehung zu armen Weißen. Mit Waffen, die als Symbole der Macht in ihren Pick-ups hängen, sind sie es, die spät am Freitagabend auf Anhalter schießen, an anderen Abenden Bierflaschen nach dir werfen und zu jeder Tages- und Nachtzeit versuchen, dich zu überfahren. Während wohlhabendere Weiße den Ton angeben, üben die Armen einen Großteil der direkten physischen Gewalt gegen Schwarze aus, die sie verächtlich als „armen weißen Abschaum“ bezeichnen. Ihnen wurden die brutalen und sadistischen Rollen der Sklavenaufseher und -fänger zugeteilt. Wie die armen Weißen heute fühlten sich diese Aufseher von der Plantagengesellschaft verachtet und ließen ihre Unsicherheit und Wut durch unerbittliche Grausamkeit an Schwarzen aus.
Demagogische, rassistische Politiker sprachen sie an. Doch als die Schwarzen das Wahlrecht erhielten und das politische Pendel in Richtung liberalerer Führer ausschlug, verloren die armen Weißen einen Großteil ihrer Ordnungsfunktion – und den kleinen Stolz, der damit einherging.

Wie die Schwarzen leiden sie unter Selbsthass und reagieren oft gewalttätig auf ihre Umgebung, indem sie zum Beispiel überall Müll herumwerfen.
Unterernährung und Vernachlässigung haben auch ihre Intelligenz beeinträchtigt, und sie können sogar noch ängstlicher sein als Schwarze. Weil ich selbst Angst vor ihnen hatte, verriet mich mein inneres Selbst, sodass ich die Botschaften der Liebe nicht senden konnte, die nötig waren, um sie zu öffnen. Wenn ich mich ihren Hütten näherte, rannten sie oft hinein und verriegelten die Türen. Als ich mit ihnen auf die Jagd ging und Zeuge ihrer Grausamkeit gegenüber Tieren wurde, erkannte ich, dass die Wurzel ihrer Gewalt und ihres missbräuchlichen Verhaltens in ihrer eigenen frühen Unterdrückung lag – als hilflose Kinder in eine gefühllose und repressive Rolle geschlagen.

Dieser Kreislauf der Misshandlung ähnelt dem, unter dem Schwarze leiden, die dazu neigen, ihre gewalttätigen Erfahrungen an ihresgleichen weiterzugeben. Arme Weiße haben nicht nur ihre eigenen Kinder, sondern auch Schwarze als schutzloses und gesellschaftlich sanktioniertes Ziel. Da ihnen immer gesagt wurde, dass Weiße überlegen seien, fühlen sie sich im Stich gelassen, wenn sie Schwarze mit besseren Jobs sehen. Sie sagen, dass „Nigger zu viele Rechte bekommen haben“ und dass „kein Nigger jemals den Status selbst des niedrigsten Weißen erreichen kann“. Wenn also viele Schwarze heute besser leben und bessere Jobs haben als sie selbst, empfinden sie das als persönlichen Niedergang.

Nach Jahren des Klassenkampfs in der Reagan-Ära schrumpfte ihre Hoffnung auf einen Mittelschichtstatus immer weiter, während sich Fentanyl in ihren Gemeinden ausbreitete. Doch ihr Anteil an der Gesellschaft und ihre tiefsitzenden Frustrationen bleiben unverändert.
Ich habe das Gefühl, dass dies auch der tiefere Grund ist, warum viele meiner alten armen weißen Freunde für Trump gestimmt haben, wie in der folgenden Geschichte.

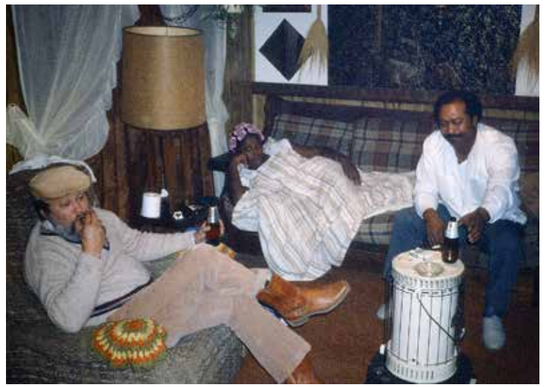


Von antirassistischen Hippies zu rassistischen Trump-Wählern

– Neues von Glynn und Vicky Queen



1985 – Glynn, Vicky und ihre Kinder im Jahr 1985



1987 – Es gelang mir, den mittlerweile widerstrebenden Glynn zu einem Besuch bei Lep und Gertrude zu überreden

Das Konzept der Zeit ist Teil meiner Definition des „guten Vagabunden“: den Menschen zu folgen, denen ich einst begegnet bin, und zu sehen, wer aus ihnen später geworden ist – und vielleicht die tiefere Wahrheit zu entdecken, die ihr Leben verkörperte.

Da meine Fotografien uns fast symbiotisch miteinander verbanden, gab mir die einfache Tatsache, dass sie in meiner Arbeit auftauchten, immer einen Grund, zurückzukehren.

Einmal nahm mich das Hippie-Paar Glynn und Vicky Queen in ihrem VW-Bus vor den Toren von Raleigh mit. Das war 1973, in den Jahren, als ein VW-Bus am Horizont fast schon eine Mitfahrgelegenheit garantierte. Es gab nicht mehr viele Hippies, aber hier im Süden verlief der Fortschritt langsamer.

Sie waren in Virginia in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, hatten sich aber wegen des Rassismus von ihren Familien losgesagt. Nun hatten sie keine weißen Freunde mehr, weil sie angefangen hatten, mit den Schwarzen abzuhängen. Sie luden mich in ihr kleines Bauernhaus ein, das der langhaarige Glynn von einem Onkel gemietet und mit ein paar Hippie-Hütten versehen hatte. Es wurde für mich zu einem fotografischen Durchbruch.

Ich war per Anhalter nach Süden gefahren, um die Tabakernte unter den ärmsten Arbeitern im Osten von North Carolina zu dokumentieren, war aber in Greensboro abgelenkt worden, wo mein neuer Freund Tony mir so viele spannende, gebildete schwarze Mittelschichtfamilien vorstellte, dass ich Monate zu spät zur Ernte kam – typisch für mich, wenn ich ein klares Ziel hatte.

Doch ich sollte es nicht bereuen, denn Tony, mit seinem tiefen Einblick in die Psychologie von Schwarzen und Weißen, wurde mein lebenslanger Wegbegleiter als Dozent.

Dennoch hätte ich es ohne den weißen Hippie Glynn vielleicht auch nie „geschafft“.

Denn jeden Abend versammelten sich seine armen Freunde, die in der Tabakindustrie arbeiteten, im Bauernhaus, um Bier zu trinken, und durch sie erhielt ich Zugang zu den abgelegenen Nebenstraßen des Black Belt – Orte, an denen Trampen fast unmöglich war. Durch diese Kontakte entstanden viele meiner wichtigsten Fotografien.

Hier traf ich Lep Whitley (zu sehen in Glynns Wohnzimmer auf Seite 449) und seine Familie (Lefus und Mosel, Seite 121–123).

Damals waren Glynn und Vicky Vegetarier und streng linksgerichtet. Doch jedes Mal, wenn ich zurückkehrte, hatte sich etwas verändert. Schon bei meiner ersten Rückkehr 1978, als ich denjenigen, die ich fotografiert hatte, mein Buch überreichte, fiel mir auf, dass es ihnen besser ging, und Glynn fuhr nun einen Eiswagen, mit dem er Leckereien an arme schwarze Kinder verkaufte.

Als ich 1985 mit meiner Frau und unserem fünfjährigen Sohn Daniel bei ihnen wohnte, hatten sie drei Kinder, mit denen er spielen konnte. Nun waren die Veränderungen deutlicher. Glynns lange Haare waren verschwunden, weil er eine feste Anstellung hatte, und meine vegetarische Frau war enttäuscht, dass nun Fleisch auf dem Tisch stand.

Durch sie fand ich weiterhin meine schwarzen Freunde, die über das Waldgebiet verstreut waren, in dem sie ständig von einer verlassenen Hütte zur nächsten zogen, wenn die alten nach Schornsteinbränden niederbrannten.



1994 – Lep, immer noch rüstig in seinem Wohnwagen



2007 – Lep ohne Haare und ohne seine geliebte Gertrude, die inzwischen an Krebs gestorben war

Ich war also schockiert, als ich feststellte, dass ihre schwarzen Freunde überhaupt nicht mehr zu ihnen nach Hause kamen. „Die haben uns die Nigger auf den Hals gehetzt!“, antwortete Glynn zögernd, da er wusste, dass ich diese Ausdrucksweise nicht mochte.

Es habe damit angefangen, erklärte er, als einer ihrer engsten Freunde – Hugh, den ich auf Seite 348 im Bett fotografiert hatte – sie um alles beraubt habe. Hugh verbüßte später 25 Jahre im Zentralgefängnis in Raleigh, wo ich es nie schaffte, ihn zu besuchen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mein eigenes Auto und brauchte Glynn nicht mehr, um meine schwarzen Freunde zu finden, die ich noch heute besuche. In der Zwischenzeit wurden Glynn und Vicky immer reicher. Ihr verfallendes Bauernhaus verwandelte sich langsam in ein kleines Schloss, während Lefus und die anderen schwarzen Familien in der Gegend immer ärmer wurden.

Warum? Weil, wie Glynn uns beiläufig erzählte, als ich 1995 mit einem dänischen Reisenden zurückkehrte, er nun – wie die anderen Weißen – nur noch Mexikaner einstellte. Auch die Schwarzen auf den Tabakfeldern waren alle durch Latinos ersetzt worden.

Und nun, da er nur noch weiße Freunde und ein wachsendes Waffenarsenal hatte, war er zu einem Spiegelbild jenes furchterregenden Rassismus geworden, gegen den er einst als Hippie rebelliert hatte.

Er war nun der lokale Parteivorsitzende der Republikaner und schleppte uns zu Grillpartys mit seinen republikanischen Freunden, wo er sich über Steuern und „all die Sozialhilfe, die die Schwarzen bekommen“ beschwerte – obwohl er und seine Arbeitgeberfreunde ihnen keine Arbeit mehr gaben.

Dennoch tat es mir gut, wieder mit Glynn zusammenzuleben, denn im vergangenen Jahr hatte ich gegen die Republikaner gewütet, weil sie Clintons Politik behinderten, als wären sie gesichtslose Feinde. Doch weil ich Glynn liebte und mir seine Freunde am Herzen lagen, war ich gezwungen, den Menschen hinter dem Beginn ihrer spaltenden Politik zu sehen.

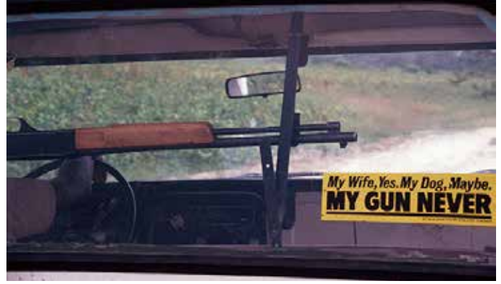
Die Wandlung, die ich bei Glynn und Vicky – und bei so vielen anderen meiner Generation – beobachtete, spiegelte den historischen Wandel des weißen Amerikas selbst wider, bis hin zu Trumps MAGA-Bewegung.

Glynn starb 2012 an Hepatitis C – der alten „Hippie-Krankheit“.

Nach der Wahl 2016 erzählte mir Vicky, dass sie für Trump gestimmt hatte, genau wie Glynn es getan hätte. Und so trugen sie erneut dazu bei, die wirtschaftliche Kluft zwischen Schwarzen und Weißen zu vergrößern, die seit der relativen Gleichheit meiner Vagabundenjahre explodiert war.

Diese Kluft wurde mir am deutlichsten bewusst, als ich weiterhin Glynns alten schwarzen Freund Lep in seinem Wohnwagen besuchte; er wusste nicht einmal, dass Glynn immer noch nur eine halbe Meile entfernt wohnte.

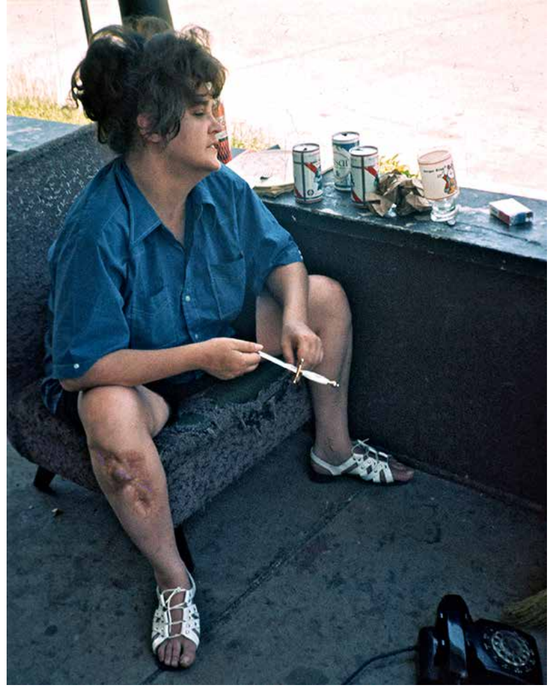
In diesem kleinen Dorf war ich, ohne es zu planen, wahrhaftig zu einem Boten zwischen dem schwarzen und dem weißen Amerika geworden – eine Reise, die ich als Vagabund begonnen hatte, deren tiefere Bedeutung sich jedoch erst mit der Zeit offenbart.



1986 – irgendwo - Unten Historisches Foto



1974 - NYC



1972 - Jackson, MI



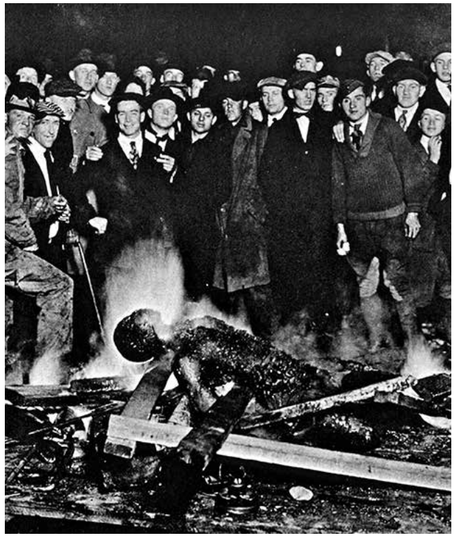
1974 - Kinston, NC

Zwischen Verachtung und Grausamkeit: Die Rolle der armen Weißen bei der Unterdrückung

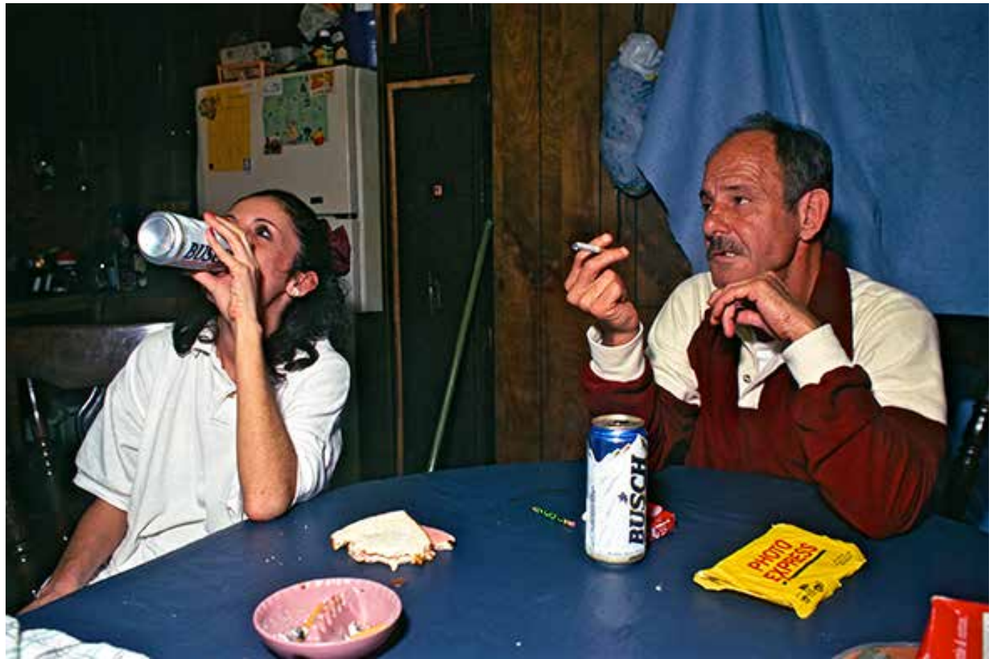
„Rassismus als eine Form der Hautkultverehrung und als Krankheit und pathologische Angst für Amerika ist so groß, dass die armen Weißen – anstatt für Arbeitsplätze oder Bildung zu kämpfen – dafür kämpfen, rosa zu bleiben und dafür kämpfen, weiß zu bleiben. Und deshalb können sie keine Allianz mit Menschen sehen, die sie als von Natur aus minderwertig empfinden." – Jesse Jackson

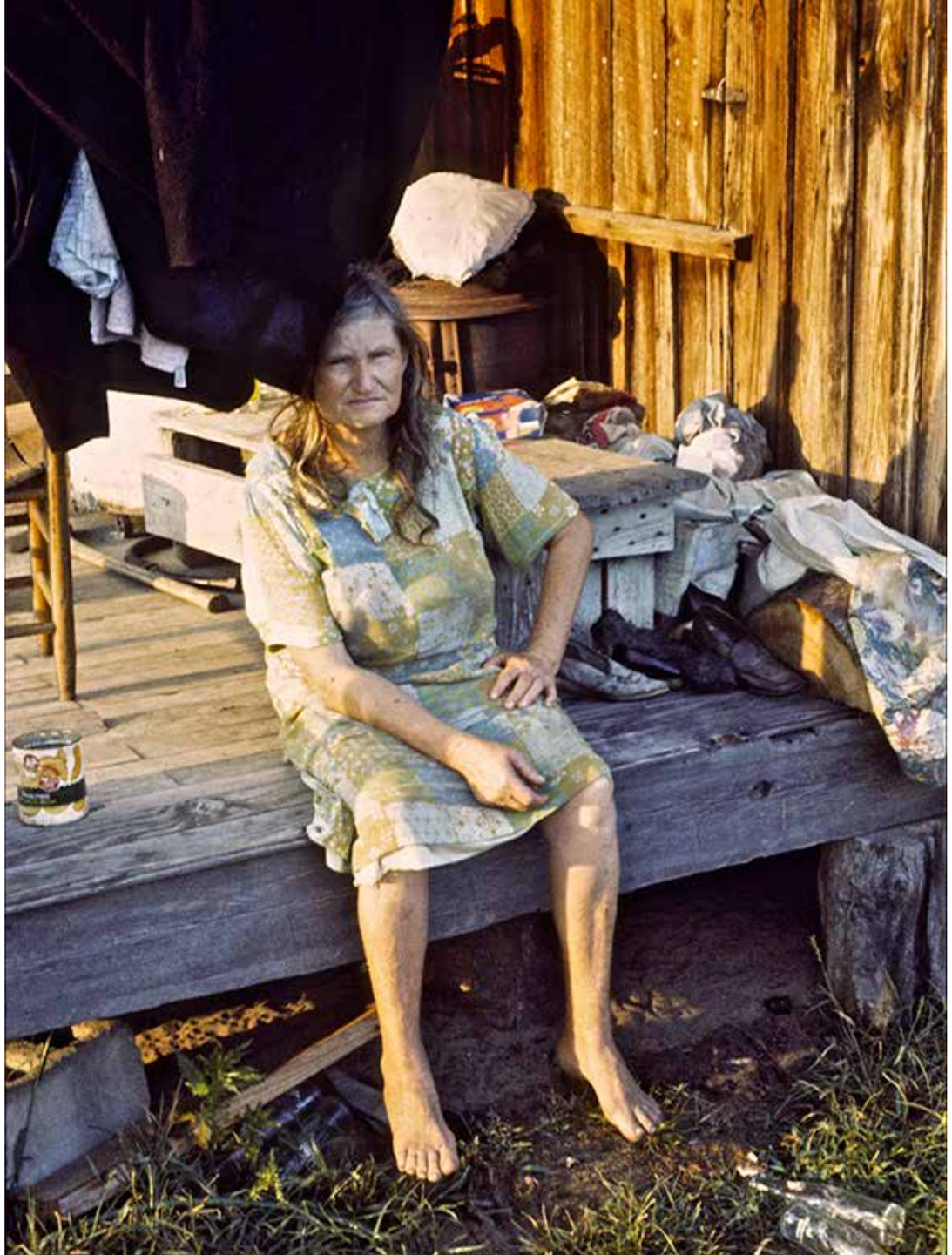
Die Armen verstehen die inneren Zusammenhänge unseres Systems nicht, das sie oft arbeitslos macht, und geben stattdessen jemandem die Schuld, der ein wenig anders ist – so wie ähnliche Gruppen in Europa muslimische Einwanderer zum Sündenbock machen, irische Protestanten Katholiken beschuldigen, Israelis Palästinenser beschuldigen, Japaner Koreaner beschuldigen, Inder und Afrikaner niedrigere Kasten und Stämme beschuldigen und alle von „den Juden" halluzinieren, besonders dort, wo es gar keine Juden gibt!

Da keine Gesellschaft jemals frei von Unterdrückung war, muss jede Generation lernen, sich ihren Mustern der Wut zu stellen und sie zu heilen, bevor sie sich aufstauen und als Völkermord ausbrechen. Wenn wir es nicht wagen, uns den dunklen Seiten unserer selbst zu stellen, handeln wir allzu leicht aus verlagertem Zorn heraus.
Da es in Amerika keine Absicherung vom Wiegenbett bis zur Bahre gibt, sind die Armen besonders schutzlos. Ihr Rassismus, ihre schlechte Bildung und unsere eigenen unsensiblen Verleumdungskampagnen, in denen wir sie als „Rednecks" und „Crackers" bezeichnen, treiben sie weiter nach rechts als die meisten Amerikaner und wenden sie gegen jedes soziale Sicherheitsnetz, von dem auch Schwarze profitieren würden ( ). Da sie die wahren Ursachen ihrer Frustration nicht bekämpfen können, schlägt die Wut der Weißen oft in rassistische Gewalt um.
Diese Verbitterung führte dazu, dass arme Weiße fast 5.000 Schwarze lynchten.



1996 - Mississippi







1975 - San Francisco

Links 1974 - Elizabethtown, NC - Unten 1974 - Jacksonville, FL





1974 - Little Italy, NY

„Strange Fruit“ in neuen Gewändern

„Hitler studierte Amerika aus der Ferne .... und schrieb dessen Errungenschaften dem arischen Volk zu. Als Hitler an die Macht kam, waren die Vereinigten Staaten ... die führende rassistische Nation – so sehr, dass sogar Nazideutschland sich von Amerika inspirieren ließ.“ – Isabel Wilkerson

Die Lynchmorde gehen weiter – nur in anderer Form. Derrick Johnson war gerade einmal 15 Jahre alt, als er sich in ein armes weißes Viertel in New York verirrte. Weiße vermitteln ihren Kindern Rassismus normalerweise auf subtilere Weise, doch hier standen sie in den Türöffnungen und stachelten sie mit Rufen wie „Tötet den Nigger“ und „Tötet den Bastard“ an. Die Kinder griffen Derrick am helllichten Tag mit Baseballschlägern an, während sich später keiner der Erwachsenen bereit erklärte, mit der Polizei zu sprechen.
In Europa wissen wir, wie totalitäre Kräfte solche armen, verbitterten Weißen zu explosivem Hass auf Minderheiten manipulieren können. Dort führte dies zum Faschismus. In den USA nimmt dies oft die Form ungestrafter Mobgewalt an. Was diese Fälle gemeinsam haben, ist, dass sich diese „Volkswut“ selten gegen die Machthaber richtet, sondern nach unten – gegen diejenigen, die ohnehin schon an den Rand gedrängt sind.



Teenagers Kill Black, 15

Continued From Page 8

Two other residents confirmed this part of her statement.

"They were encouraging the kids to attack them," said woman. "They were shouting 'get the nigger' and 'kill the bastard.'"

Several members of the social club, which is just north of the park where Johnson was found and across the street from where Sanders was beaten have

r the others.
ng better.

denied seeing the attack or taking any part in it.

Police have canvassed buildings in the predominately Italian neighborhood searching for witnesses with no success.

A Post reporter also interviewed dozens of people in the area without finding any witnesses to the attack other than the woman mentioned. She asked to remain anonymous because she feared possible reprisals against her family. But he indicated she would talk to police.

Many members of the community said they'd heard about the incident but none admitted to actually seeing the attack or knowing anyone who did. Neither of the youths beat-

an officer close to the investigation, "because no one is talking to us. But since no white kids were hurt and around it isn't likely that we didn't find any weapons the black kids were using the attacking."

Several incidents with racial overtones have erupted in recent months between local whites and black teenagers attending nearby Chelsea JHS and Food and Maritime Trade HS. Community and religious leaders have insisted that those incidents were not racially motivated but were caused by a natural conflict of interests over the use of a local gymnasium.



1974 - Little Italy, NY - Derrick Johnson





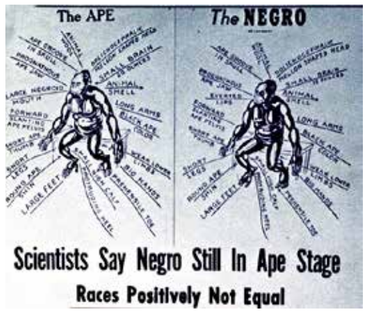
1972 - Miami, FL

Als die USA Hitler inspirierten

„Die Nazis waren beeindruckt von dem amerikanischen Brauch, die untergeordnete Kaste der Afroamerikaner zu lynchen, nachdem sie von den rituellen Folterungen und Verstümmelungen erfahren hatten, die damit typischerweise einhergingen. Hitler bewunderte besonders das amerikanische „Geschick, nach dem Massensterben eine Atmosphäre robuster Unschuld aufrechtzuerhalten.“ – Isabel Wilkerson, Caste: The Origins of Our Discontents

Mein Nazi-Freund in Baltimore war zunächst Kommunist gewesen, doch als er erkannte, dass diese für die Gleichberechtigung mit Schwarzen kämpften, wechselte er zu den Nazis, die glaubten, dass Weiße überlegen seien und dass „alle Nigger nach Afrika zurückgeschickt werden sollten“. Die Nazis im Norden teilten den Wunsch vieler weißer Europäer von heute, die Ausgestoßenen aus dem Blickfeld zu halten – ein *verschleierter Rassismus*, der sich der Integration verweigert.

Der Klan im Süden wollte sie nicht vertreiben, sondern nur durch *dominanten Rassismus*, oft gestützt durch Drohungen und die stillschweigende Duldung des Gesetzes, *unterdrücken* und *an ihrem Platz halten*. Ich sah, wie die Polizei bei Klan-Versammlungen die örtlichen Schwarzen entwaffnete,



während sie dem Klan erlaubte, sogar Maschinenpistolen zu tragen. Eines Nachts schlich ich mich, in eine weiße Robe gekleidet, in eine ihrer Kreuzverbrennungen und nahm diese Rede auf:





1973 - Baltimore



1978 - Gadsden, AL





1974 - Gainesville, AL

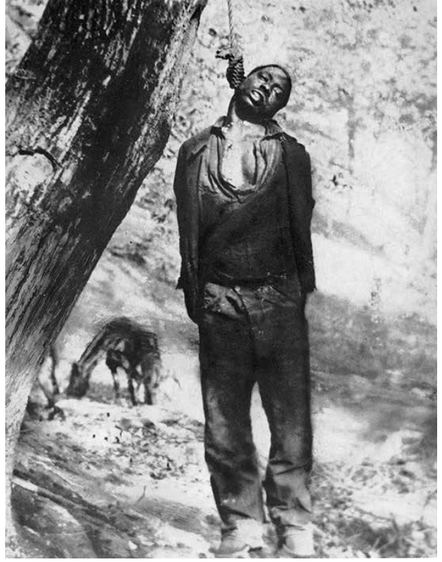


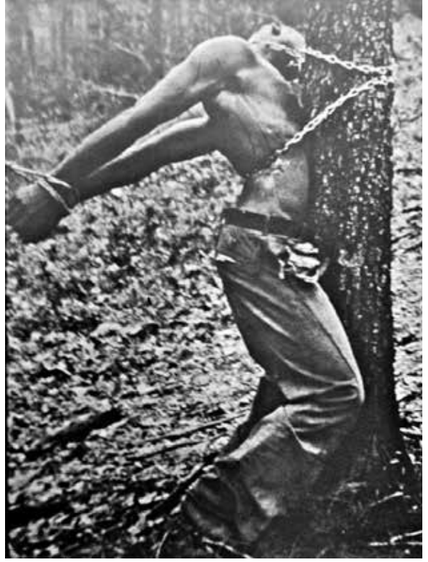
1973 - Louisiana

1975 - Tarboro,NC









„Ich vermute, einer der Gründe, warum Menschen so hartnäckig an ihrem Hass festhalten, ist, dass sie spüren: Sobald der Hass verschwunden ist, werden sie gezwungen sein, sich mit dem Schmerz auseinander-zusetzen.“ – James Baldwin

Historische Fotos von Lynchmorden

Die tiefere Ursache des Hasses der Weißen

„Ja, die Verschwörung gibt uns viel zu denken ... und die meisten von euch denken nur an diese Affen, die herumrennen und sich am eigenen Schwanz ziehen. Ihr seid immer noch verärgert und aufgebracht über all diese kleinen Affen, die herumrennen und schreien: ‚Ich werde diskriminiert, ich will, dass dieser Polizist gefeuert wird‘, und all diesen Unsinn. Und das stachelt euch an, etwas tun zu wollen. Aber Freunde, die Verschwörung geht tiefer als ein Haufen wilder, dschungelverseuchter Nigger mit Ubangi-Lippen. Und es gibt drei Dinge, die ihr ihnen nicht geben könnt! Absolut nur drei Dinge: Ihr könnt einem Nigger keine geschwollene Lippe, kein blaues Auge und keinen Job geben! (Beifall) ... Bei einer anderen Gelegenheit haben wir diese vier Nigger aufgespürt und waren bereit, sie... sie... (deutet auf Lynchjustiz mit dem Seil) (Beifall)... und gerade als wir bereit waren, unsere Geschosse auf ihre Klettenköpfe abzufeuern, sagte jemand: „Halt, wir haben sie und danken euch, dass ihr sie gefangen habt.“ Also holten sie sie herunter und sperrten sie ein. Und am nächsten Morgen sagte der Bürgermeister zu unserem Beamten: „Sir, es tut uns leid, aber wir mussten sie freilassen, denn ich will nicht, dass meine Stadt in Aufruhr gerät.“ Und diese Nigger sprangen auf und lachten hysterisch „Ha, Ha, Ha“, wie Affen, die herumhüpfen und sich an den Schwänzen ziehen. (Gelächter)
Freunde, vor einigen Jahren wurde der Klan nach Washington vorgeladen, um vor dem Untersuchungsausschuss zu erscheinen – ob ihr es glaubt oder nicht – wegen der Ermordung von King. Sie übergaben diesen Ausschuss an zwei – keine Schwarzen. Ich werde sie als Nigger bezeichnen, weil sie fünf Millionen eurer hart verdienten Steuergelder verschwendet haben, um eine Antwort auf die Ermordung von King zu finden! Nun, zunächst einmal: Man kann keinen Nigger ermorden! (Beifall) Man kann nur einen Staatsmann oder einen Mann von anerkanntem Charakter und Können ermorden. Man ermordet keinen Abschaum!“

„Einzeln betrachtet hatten diese einsamen und verzweifelten Verlierer oft genauso viel Angst vor mir wie ich vor ihnen. Trotz all meiner Vorurteile konnte ich nicht anders, als sie als Individuen zu mögen. Menschen, die bereit sind, das zu ermorden, was sie „Abschaum“ nennen, sind Menschen, denen die Gesellschaft ständig das grundlegende Gefühl eingeimpft hat, dass sie selbst Abschaum sind. Ihre Unsicherheit und Selbstverachtung geben ihnen ein seltsames, kategorisches Bedürfnis, andere zu hassen.“

Ja, das habe ich 1984 in meinem Buch geschrieben, als ich versuchte, den Klan zu verstehen, nachdem ich auf meiner Vortragsreise einen armen Anhalter mitgenommen hatte. Während unserer langen Fahrt erzählte er mir Dinge, die mich vermuten ließen, dass er Opfer von Inzest geworden war. Also fragte ich ihn behutsam nach seiner Kindheit, und tatsächlich schüttete er mir sein Herz aus und erzählte, wie sein Vater ihn immer wieder vergewaltigt hatte. Dennoch versuchte er immer noch, ihn zu verteidigen, was meiner Erfahrung nach dazu führt, dass solche Opfer beginnen, ihre Wut umzulenken und andere zu Sündenböcken zu machen.
Mir wurde auch klar, dass er, wie die meisten missbrauchten Kinder, die ich kenne, nie Hilfe erhalten hatte. Wir, denen es besser geht, neigen dazu, vor den misstrauischen Signalen dieser Kinder des Schmerzes zurückzuschrecken und unsere Liebe denen vorzubehalten, die in der Lage sind, die Liebe auszustrahlen, von der sie selbst geprägt wurden. Und nirgendwo hat man mehr Zeit, ihnen emotionale Therapie zu geben, als auf Amerikas endlosen Highways.

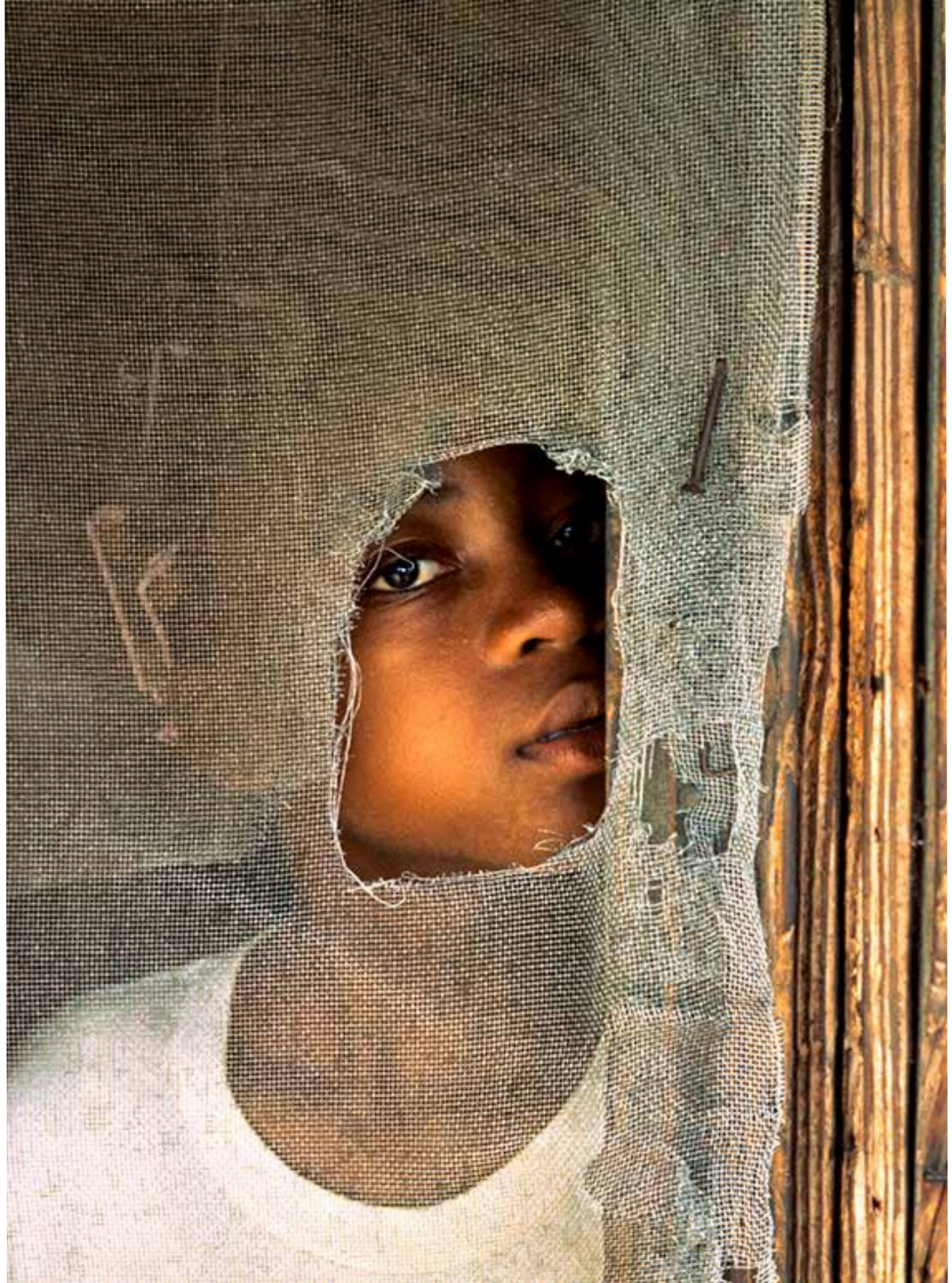
Illustrierte Aufnahme der Rede

Sie sind fast immer zutiefst dankbar und würden danach alles für einen tun.
Und so, nachdem ich ihm mein Buch gezeigt hatte, flehte er mich an, mit ihm zu diesem Klan zu kommen Versammlung – zunächst das öffentliche Rekrutierungstreffen am Tag, bei dem ich nicht umhin kam, Mitleid mit den armen weißen Sympathisanten zu empfinden, die oben zu sehen sind.
Bevor wir zum geheimen Kreuzverbrennen (nur für Mitglieder) weitergingen, kaufte ich ihm etwas zu essen und ließ ihn mit meiner Telefonkarte seine Mutter anrufen. Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht vor Wut und Schmerz, als seine Mutter ihm erzählte, dass zwei Schwarze gerade seinen Onkel getötet hätten. Er hatte versprochen, mich zu beschützen und mich unter einer Kapuze zu verstecken, aber würde ich es jetzt wagen, mit ihm und fünfzig bewaffneten Klanmitgliedern tief in einen dunklen Wald zu gehen, da er wusste, dass ich Antirassist („Nigger-Liebhaber“) war? Würde er mich verraten? Ich hatte solche Angst, dass ich meine Familie in Dänemark anrief: „Wenn ich vor Mitternacht nicht zurückrufe, alarmiert die Polizei.“ Wie naiv. Ich hatte bereits gesehen, wie eng der Klan mit der Polizei zusammenarbeitete.
Aber er hat mich nie verraten, was mir einmal mehr eine der wichtigsten Lektionen meines Lebens gelehrt hat:
ALLE Menschen, die leiden – und er litt nun sowohl unter Missbrauch als auch unter dem Mord an seinem geliebten Onkel –, brauchen UNSERE Liebe mehr, als ihren Schmerz und ihre Wut durch Hass und Gewalt auszudrücken.



Der Lynchmord an Michael Donald im Jahr 1981 in Mobile, Alabama. Mitglieder des Ku-Klux-Klans entführten mit einer Pistole einen zufällig ausgewählten 19-jährigen Studenten auf einer Straße der Stadt, „um die Macht des Klans in Alabama zu demonstrieren“ . Am nächsten Morgen wurde seine Leiche in einem schwarzen Viertel erhängt aufgefunden. Einer der Klanmitglieder, James Knowles, wurde später auf den elektrischen Stuhl geschickt. Das Publikum weinte, als der geständige Lynchmörder erzählte, wie Michael um sein Leben flehte, während die Klanmitglieder die Schlinge um seinen Hals anlegten. Polizeifoto 1978 - Gadsden, AL





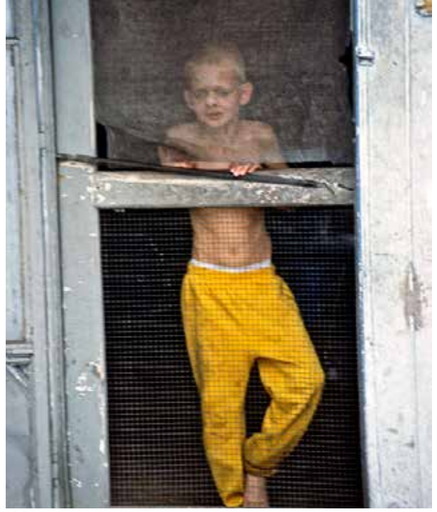
1975 -
Waynesboro,
GA



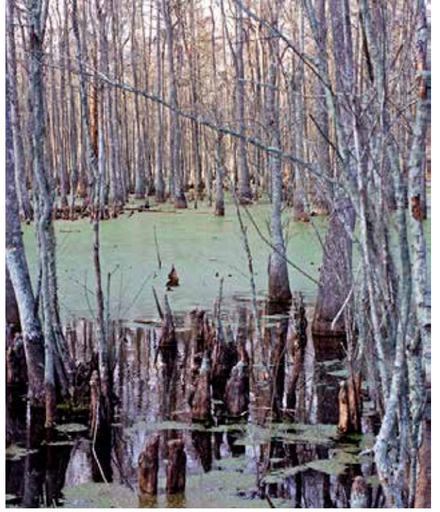
1978 -
Gadsden, AL



1991 – Woody an dem Abend, als ich ihn als Anhalter mitnahm


1996 - Immokalee, FL


1975 - Waynesboro, GA


1996 - swamps, LA

Den Schmerz hinter gewalttätigem Hass aufdecken

„Weiße brauchen den ‚Nigger', denn es ist der ‚Nigger' in ihnen selbst, den sie nicht akzeptieren können." – James Baldwin

In meinen Vagabundenjahren in den 70er Jahren schienen die meisten Amerikaner mit sich selbst im Reinen zu sein, und ich stieß kaum auf Aktivitäten des Klans. Doch die zunehmende Misshandlung von Kindern, die ich seitdem beobachtet habe, scheint Hand in Hand zu gehen mit dem Wachstum des Klans und weißer suprematistischer Gruppen unter den Präsidenten Obama und Trump. So kam ich in eine Familie, die später zu Trump-Anhängern wurde. Eines Nachts im Jahr 1991 nahm ich Woody mit, einen bettelarmen Anhalter in Mississippi, der mir erzählte, dass er und seine beiden Brüder persönlich so viele Schwarze getötet hätten, dass sie den Überblick verloren hätten.

– Ich weiß nicht, ob er die ersten beiden getötet hat. Ich hatte Blut an mir, ich weiß, dass er sich den Kopf richtig schlimm aufgeschlagen hat.

– Hmm

– John hat sich den Kopf richtig, richtig schlimm aufgeschlagen ... Ein großes Stück ist aus seinem Kopf herausgeflogen – und da ist Blut auf mich gespritzt. Das lag daran, dass ich den Kerl festhielt. Jedes Mal, wenn sein Herz schlug, spritzte das Blut etwa 1,5 bis 2 Meter weit, Mann. Der Typ rannte etwa zehn Schritte, dann fiel er einfach – mit dem Gesicht voran. Ich bringe dich heute Abend sogar zur alten Post und zeige es dir, genau dort, wo es passiert ist. Dann haben sie ein großes Schild mit der Aufschrift „No Niggers Allowed", wenn man von der Autobahn dort hineinfährt.

– Immer noch? In welchem Jahr sind wir denn?

– Wir haben jetzt 1991, bald 1992, und da steht ein Schild mit der Aufschrift „Nigger haben keinen Zutritt".

– Als du losgegangen bist, um sie zu töten, hat er vorher den ganzen Tag davon geredet, oder hast du einfach zufällig...?

- Nein, es ist einfach passiert. Es war einfach so eine Sache. Er ging die Straße entlang und hatte einfach Lust dazu. Er hatte sie gesehen, also hat er es getan...

- Genau hier ist der Typ hingefallen, nachdem mein Bruder

. Das sind vielleicht die Bullen. Genau hier ist er hingefallen. Ich zeige dir, wo er erstochen wurde. Er wurde direkt auf der anderen Seite dieses Telefonmasts erstochen, genau hier. Und dann rannte er drei Meter weit und fiel hin. Lass uns gehen, bevor die Bullen kommen, denn die sind hier nachts böse.

- Was hat er eigentlich gesagt?

- Er hat tatsächlich gesagt: „Ich bringe heute Nacht einen Nigger um." Er hat das den ganzen Tag lang gesagt, und als wir von jenseits der Gleise zurückkamen, sagte Sammy zu ihm: „Ich wette, du bringst den da drüben nicht um." Und das war ein großer Nigger, weißt du. Und John sagt: „Wette!" Und Sammy sagt: ‚Ich wette mit dir.' Und er sagt: ‚Vergiss die Wette.' Er ging hinüber und sagte: ‚Hey, hast du deinen Schöpfer schon getroffen?' und er stach auf ihn ein. Die Augen des Kerls rollten nach hinten, und John drehte das Messer und zog es dann heraus. Das Blut, als es herausspritzte, spritzte auf mich und Sammy.

- Wie ist das passiert, als ...?

- Er geht raus und tötet Nigger zum Spaß. Er sagt mir, er mag es, die Angst in ihren Gesichtern zu sehen, wenn sie sterben. Es war so, als wir die River Road entlangfuhren und ich dir davon erzählte, wie Sammy einen zum Auto herüberrief und John herausprang und ihn erschoss. Nun, zwei von ihnen rannten weg, und einer blieb dort stehen, weißt du, er flippte total aus. Ich schätze, er war jung oder so, weißt du. Sammy fing an, ihm mit einer Flasche, die er dabei hatte, auf den Kopf zu schlagen. Und dann fing John an, ihn zu treten und so – und als sie ihn blutend am Boden hatten und er sich nicht mehr bewegen konnte, hat John einfach auf ihn eingetreten, bis er starb. Das Einzige, was ich John nie habe tun sehen, war, rauszugehen und die Nigger, die er früher überfahren hat. Aber ich habe Blut am Auto gesehen und ... wie gesagt, ich habe T-Shirts und Hemden und so was unter dem Auto hervorgeholt, nachdem er sie überfahren hatte. Ich habe gesehen, wie er viele, viele Nigger oft zusammengeschlagen und sie dem Tod überlassen hat.

– Wie viele würden Sie sagen?

– Wie viele? Mehr, als ich an meinen Fingern und Zehen abzählen kann.

Wie immer bei gewalttätigen Menschen fragte ich nach seiner Kindheit. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als er beschrieb, wie die drei Brüder ständig von ihren schwer alkoholkranken Eltern geschlagen und misshandelt worden waren.

– Seit ich mich erinnern kann, habe ich von meiner Mutter Schläge abbekommen. Sie kam immer betrunken herein ... Sie schlug dich, wo immer sie dich treffen konnte. Wenn sie dich mit einem Brett schlägt und du dich bewegst und es dich woanders trifft, hättest du dich nicht bewegen sollen....

Es ist wichtig, solchen Kindern des Schmerzes stets all die Liebe und Zuneigung zu geben, die wir aufbringen können. Auf meinen Reisen hat es mich oft erstaunt, wie wenig Fürsorge nötig ist, damit diese verschlossenen und entmutigten Menschen den Kopf heben und sich besser fühlen. Menschen, die sich selbst wohlfühlen, verletzen andere nicht absichtlich und denken auch nicht schlecht über sie. Nur Menschen, die leiden, wollen Schaden anrichten. Alle gewalttätigen Rassisten, denen ich heutzutage begegne, wurden ausnahmslos in ihrer Kindheit misshandelt oder gedemütigt.

Ihre Kreuzverbrennungen und Hakenkreuze sind lediglich ein ungeschickter Schrei nach Hilfe und Aufmerksamkeit, und es braucht überraschend wenig Fürsorge, um sie aus ihren destruktiven Mustern herauszuführen.

Fünf Jahre später fand ich einige von Woodys Opfern, wie zum Beispiel Sarahs Familie, die er im Schlaf erstochen hatte (siehe Seite 213, was später geschah). Ihr zerbrochenes Leben brauchte dieselbe Fürsorge, damit sie nicht von lähmender Angst und unversöhnlichem Hass zerfressen würden. Unser Wissen darüber, wie solcher Hass endlos weiterbestehen kann, veranlasste die südafrikanische Regierung dazu, alle Täter von während der Apartheid begangenen Rassenverbrechen klugerweise zu begnadigen.

Mein Freund Woody hatte allmählich verstanden, dass er, weil ihm niemand geholfen hatte, seinen Schmerz zu heilen, diesen unbewusst auf schreckliche Weise nach außen gegen Schwarze gerichtet hatte: Er beschrieb, wie sie nach langwieriger Folter jeden einzelnen ermordeten und ihre Leichen in die Flüsse und Sümpfe von Mississippi warfen.

– Habt ihr sie normalerweise losgeworden, indem ihr sie in Flüsse und Sümpfe geworfen habt?

– Oh ja, oft haben wir sie in den Sümpfen entsorgt...

Auf den Bundesstaat Mississippi,
denn innerhalb ihrer Grenzen
zieht der Teufel keine Grenze.
Wenn du ihre schlammigen Flüsse
durchsuchst,
wirst du namenlose Leichen finden.
Oh, die Fabriken der Wälder
haben tausend Verbrechen verborgen.
Der Kalender lügt,
, wenn er die Gegenwart anzeigt.
Oh, auf das Land
, dem du das Herz herausgerissen hast:
Mississippi, finde dich selbst
ein anderes Land, zu dem du gehören kannst!

Ein Lied von meinem Freund Phil Ochs. 1971 habe ich ihn jeden Abend im „The Gaslight" in New York auf der Bühne angekündigt. Er wiederum hat mir den Hass des Südens nähergebracht, noch bevor ich mich dorthin gewagt hatte.

Meine Aufnahme von Woodys hasserfüllter Rede, gefolgt von Phil Ochs' Lied





1975 - Washington, GA

Der „White Savior Complex“: Über paternalistischen Rassismus



„Rassismus unterdrückt seine Opfer, bindet aber auch die Unterdrücker, die ihr Gewissen mit immer mehr Lügen verbrennen, bis sie zu Gefangenen dieser Lügen werden. Sie können sich der Wahrheit der Gleichheit aller Menschen nicht stellen, weil sie das Grauen der von ihnen begangenen Ungerechtigkeiten offenbart.“ – Alvin Poussaint, Why Blacks Kill Blacks

IIn Georgia, wo ich mit der Familie Barnett in einem alten Plantagenhaus lebte, begegnete ich einer Art von Rassismus, der nicht auf Hass beruhte, sondern auf einer historisch bedingten paternalistischen „Liebe“ zu Schwarzen. Mrs. Barnett verbrachte Tage damit, mich zu Familien zu führen, die einst ihren Verwandten gehört hatten – offenbar erst vor kurzer Zeit, so ihre Vorstellung (und, wie ich feststellte, auch im Bewusstsein der Schwarzen).

Mrs. Barnett: T*Das ist der Kaufvertrag, den Mr. Cadman meinem Urgroßvater für Lucinda, ihre Kinder und ihren Nachkommen auf ewig ausgestellt hat. Der Preis betrug 1.400 Dollar.*
Mrs. Hill (ihre Freundin aus einem anderen Plantagenhaus):

Aber wissen Sie, als sie hierherkamen, waren sie Wilde, und ich finde, anstatt den Süden zu beschuldigen, so wie der Norden uns beschuldigt hat, verdienen wir ein bisschen Anerkennung. Sie haben sie an uns verkauft und wussten, dass sie uns Wilde verkauften. Aber sie haben sie einfach weiter geschickt. Und dann fingen sie an, über unsere „ “harte Behandlung zu reden, aber wissen Sie, wenn man Leute hatte, die für einen arbeiteten, tat man alles für sie, fütterte sie, gab ihnen Kleidung und Unterkunft und kümmerte sich um sie.

Mrs. Barnett: *Die Weißen würden alles für die Nigger tun, außer ihnen vom Hals zu bleiben, wie man so sagt. (Gelächter) Eines ist sicher. Wir vermissen sie immer noch.*

Mrs. Hill: *Ja, wir vermissen sie wirklich.*

Als ein „Haussklave“ mit dem Nachmittagstee hereinkam, wandte sich das Gespräch – wie so oft in der südlichen Aristokratie – den Torheiten ihrer Bediensteten zu, eine weitere Möglichkeit, ihre paternalistische Haltung gegenüber Schwarzen aufrechtzuerhalten und die soziale Distinktion früherer Zeiten wiederherzustellen.

Mein Interview mit Frau Barnett und Frau Hills: Fünf Jahre später, als ich ihnen das Buch schenkte, lachten sie, als ich ihnen erzählte, wie die Europäer sie ausgelacht hatten, weil sie die Sklaven vermissten.





1975 - Tupper Plantation home, Washington, GA

Der Rassismus der Fürsorge: Lieben wir die Versklavten mehr als die Freien?



„Die Vorstellung vom weißen Retter ist eigentlich das Gegenstück zur weißen Vorherrschaft. Wenn die weiße Hautfarbe oberste Priorität hat, wenn alle Macht bei den Weißen liegt, dann liegt auch die Macht zu retten bei den Weißen.“ – Honorée Fanonne Jeffers

Was Mrs. Barnett vermisst, sind nicht Sklaven als Arbeitskräfte oder Eigentum, sondern die frühere symbiotische Abhängigkeit zwischen Sklave und Herr. Die Tatsache, dass man einen Sklaven im Wert von mehr als 1.400 Dollar durch Krankheit verlieren konnte, weckte in der weißen Oberschicht eine väterliche Sorge und ein Verantwortungsgefühl für ihre Sklaven.
Bei Frau Barnett zeigte sich diese „Liebe“ in ihrer Arbeit für Schwarze, die lebenslange Haftstrafen verbüßen – mit anderen Worten, in dem Bedürfnis, Fürsorge für eine Gruppe zum Ausdruck zu bringen, die wie die Sklaven nicht frei ist.

War es diese Art von herablassendem Rassismus, die ich selbst in Amerika allmählich zu verinnerlichen begann? Wie lange konnte ich noch an dem naiven Glauben festhalten, dass ich mich als Ausländerin in einem Meer aus Rassismus über Wasser halten könnte, in dem alle anderen ertrunken waren?





1973 – Natchez, MS – Links: Emely Kelleys Tochter Jane



1975 – Philadelphia, MS. – Polly in ihrer Hütte
Unten 1975 – Philadelphia, MS. Carl (rechts) wurde Pfarrer, sein Bruder saß eine lebenslange Haftstrafe ab





Wie Paternalismus die Autonomie der Schwarzen untergrub

„Die Südstaaten-Schönheit ist ein Mythos, ein Produkt romantischer Fantasie. Sie ist nicht real. Sie ist eine Schöpfung des weißen Südens, um dessen Ausbeutung schwarzer Frauen zu rechtfertigen.“ – bell hooks

Im Süden begegnete ich zwei gegensätzlichen Reaktionen der Weißen gegenüber den Unterdrückten: Hass und Liebe. Je mehr ich diese eigentümlichen Muster der Not als Produkte eines jahrhundertealten Systems erkannte, desto mehr lösten sich Werturteile wie Gut und Böse auf. Trotz ihrer Spur der Verwüstung konnte ich diese Weißen nicht länger einfach nur hassen.
Von dem Moment an, als ich ihnen Respekt und Verständnis entgegenbrachte, öffneten sich überall Türen – die Türen der südstaatlichen Gastfreundschaft.
Später, als ich unter weißen Südafrikanern reiste, begegnete ich einer noch überwältigenderen Gastfreundschaft, die scheinbar proportional zur größeren Klassenkluft zwischen Schwarzen und Weißen war. Anders als in Europa ist die untergeordnete Kaste im Süden und in Südafrika Gegenstand traditioneller Freundlichkeit, solange sie den Status der Unterschicht hat.
Sie werden weniger für ihre Arbeit bezahlt als für ihre Unterwürfigkeit – dafür, dass sie „ihren Platz“ kennen und abhängig bleiben. Ihr passiver Widerstand wird als „Verantwortungslosigkeit“ oder „Faulheit“ abgestempelt, was wiederum die „Notwendigkeit“ der väterlichen Beziehung rechtfertigt und den Status der Weißen erhöht. Dieser künstlich aufgeblasene Status schafft eine Art psychischen Überschuss, der sich in überschwänglicher Herzlichkeit und Freundlichkeit gegenüber dem Einzelnen äußert – aber niemals gegenüber der Gruppe: „Negern“, „Yankees“ oder „Kommunisten“.
In einem Plantagenhaus kam ich mit meiner Kurzhaarperücke an, doch die Gastgeberin, Emely Kelley, verliebte sich immer mehr in mich, und eines Abends überraschte ich die Dinnergäste, indem ich mein echtes Haar enthüllte. Emely rief aus: „Ich weiß, dass du Kommunistin bist, aber ich mag dich trotzdem.“
Diese gastfreundliche Klasse mag sich zwar nicht an terroristischen Handlungen der Weißen beteiligen, profitiert aber direkt von solchen Polizeimaßnahmen. Keines der Plantagenhäuser, in denen ich wohnte, war verschlossen, obwohl sie voller Gold, Silber und teurer Gemälde waren – direkt neben einigen der ärmsten Menschen der Welt, die ich oft dabei beobachtete, wie sie gewalttätige Verbrechen gegeneinander begingen.
Ein Grund, warum ich mich selbst in den gewalttätigsten Ghettos des Südens ohne Angst bewegen konnte, war meine Erkenntnis, dass die Sklaverei der 1970er Jahre überall ihren schützenden Schirm über mich hielt. Wenn man einem System gegenübersteht, das so tief verwurzelt ist, dass selbst der eigene „skandinavische blauäugige Idealismus“ nicht verstanden wird, ist es leicht, aufzugeben und sich anzupassen. Bald lernte ich die selbstzerstörerische, unangenehme Kunst, mir von schwarzen Dienstmädchen das Frühstück im Himmelbett servieren zu lassen – wobei ich darauf achtete, nicht das „Verbrechen“ zu begehen, es selbst zuzubereiten. In Mississippi sah ich zu, wie Bedienstete tagelang die weißen „Belles“ in Kleidern aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg einkleideten, damit wir die alten Bälle der Konföderierten fortsetzen konnten, auf denen Schwarze nur als weiße Frauen mit schwarz geschminkten Gesichtern auftraten, die die „Mammy“ spielten. Ich liebte diese scheinbar unnahbaren und doch herzlichen, offenen und charmanten „Southern Belles“, deren unantastbare „weiße Weiblichkeit“ als eine der vorgetäuschten Ausreden diente, um Tausende schwarzer Männer in einem Terror zu töten, der einzig und allein der Erhaltung der weißen Vorherrschaft diente.
Als ich jedoch 1978 nach Natchez zurückkehrte und feststellte, dass die Stadt empört war über einen Artikel in der New York Times, in dem die Plantagenhäuser als „dekadent und promiskuitiv“ bezeichnet wurden, musste ich lachen – genau das hatte ich selbst erlebt.



1975 – Phil, MS. Rachel wurde hier im Alter von 14 Jahren vergewaltigt und ermordet

1973 - Natchez, MS



Über das Ja-Sagen

„Die Familie ist wie der Wald: Wenn man draußen steht, wirkt er dicht; wenn man drinnen ist, sieht man, dass jeder Baum seinen eigenen Platz hat“, Yaa Gyasi in „Homegoing“

Die größte Freiheit, die ich kenne, ist, Ja sagen zu können; die Freiheit, sich in die Arme jedes einzelnen Menschen zu werfen, dem man begegnet. Als Vagabund hat man die Freiheit, die Energie und die Zeit, jedem, dem man begegnet, gegenüber ganz Mensch zu sein. Die fantastischste Lotterie, die ich mir vorstellen kann, ist das Trampen. Es gibt jedes Mal einen Gewinn. Jeder Mensch kann einem etwas beibringen.
Ich habe noch nie eine Mitfahrgelegenheit abgelehnt – selbst wenn Pistolen auf dem Beifahrersitz lagen oder vier finster aussehende Männer mit Sonnenbrillen im Auto saßen. Jeder Mensch ist wie ein Fenster, durch das man einen Blick auf die Gesellschaft als Ganzes erhaschen kann.

Ein Mann in New York bat mich, einen U-Haul-Anhänger nach Florida zu fahren. Er wollte nicht sagen, was darin war. Wir vereinbarten, dass ich sechzig Dollar bekommen würde, aber ich habe das Geld nie gesehen. Später erfuhr ich, dass ich für die Mafia gearbeitet hatte – sie zogen es vor, einen naiven Ausländer für illegale Transporte von Drogen usw. einzusetzen. Oder vielleicht Waffen für die kubanischen Exilanten in Miami?
Ein anderes Mal, in Alabama, bat mich eine 87-jährige arme Frau, sie nach Phoenix zu fahren. Sie wollte dorthin, um zu sterben. Ich half ihr, die Fenster ihrer baufälligen Hütte außerhalb von Notasulga mit Brettern zu vernageln. Obwohl sie wusste, dass sie nie zurückkehren würde, wollte sie dennoch nicht, dass die örtlichen Schwarzen dort einziehen. Den ganzen Weg über saß sie mit einer Pistole in der Hand da. Sie hatte wegen meiner langen Haare und meines Bartes schreckliche Angst vor mir, hatte aber keine andere Möglichkeit, nach Arizona zu kommen. Sie war so schwach, dass ich sie tragen musste, wann immer sie aus dem Auto stieg, aber sie klammerte sich die ganze Zeit an die Waffe.
Das Auto war so alt, dass wir nur dreißig Meilen pro Stunde fahren konnten, sodass die Reise vier Tage dauerte. Sie hatte jahrelang für Benzin gespart, hatte aber kein Geld für Essen, also stahl ich Karotten und alles andere, was ich am Straßenrand finden konnte. Die meiste Zeit der Reise sprach sie über Gouverneur Wallace und wie sehr sie hoffte, dass er noch vor ihrem Tod Präsident werden würde. Auf dieser Reise lernte ich mehr über Alabama, als ich es in einem ganzen Leben des Lesens hätte tun können.

In Florida nahmen mich zwei junge Frauen mit und boten mir einen Brownie an. Da ich hungrig war und auf dem Rücksitz saß, nutzte ich die Gelegenheit und aß vier ganze Brownies. Ich esse immer, was mir die Leute geben – Pillen, Dreck, was auch immer – und jedes Mal gibt mir das einen Einblick in die Gesellschaft. Und so stellte sich an diesem Tag heraus, dass es Hasch-Brownies waren. Ich war total high und konnte an diesem Tag nicht mehr per Anhalter fahren, da ich unfähig war, mit den Fahrern zu kommunizieren.
Ich lief nach Jacksonville und setzte mich in einen Park, um darauf zu warten, dass der Rausch nachließ. Zwei harmlose Penner setzten sich neben mich, aber plötzlich hatte ich enorme Angst vor ihnen und stürzte in den Busbahnhof. Ich traute mich nicht, draußen zu bleiben, selbst bei Tageslicht nicht. Das Haschisch machte mich paranoid, und genau dann, wenn man Angststrahlen an andere Menschen aussendet, wird man überfallen.

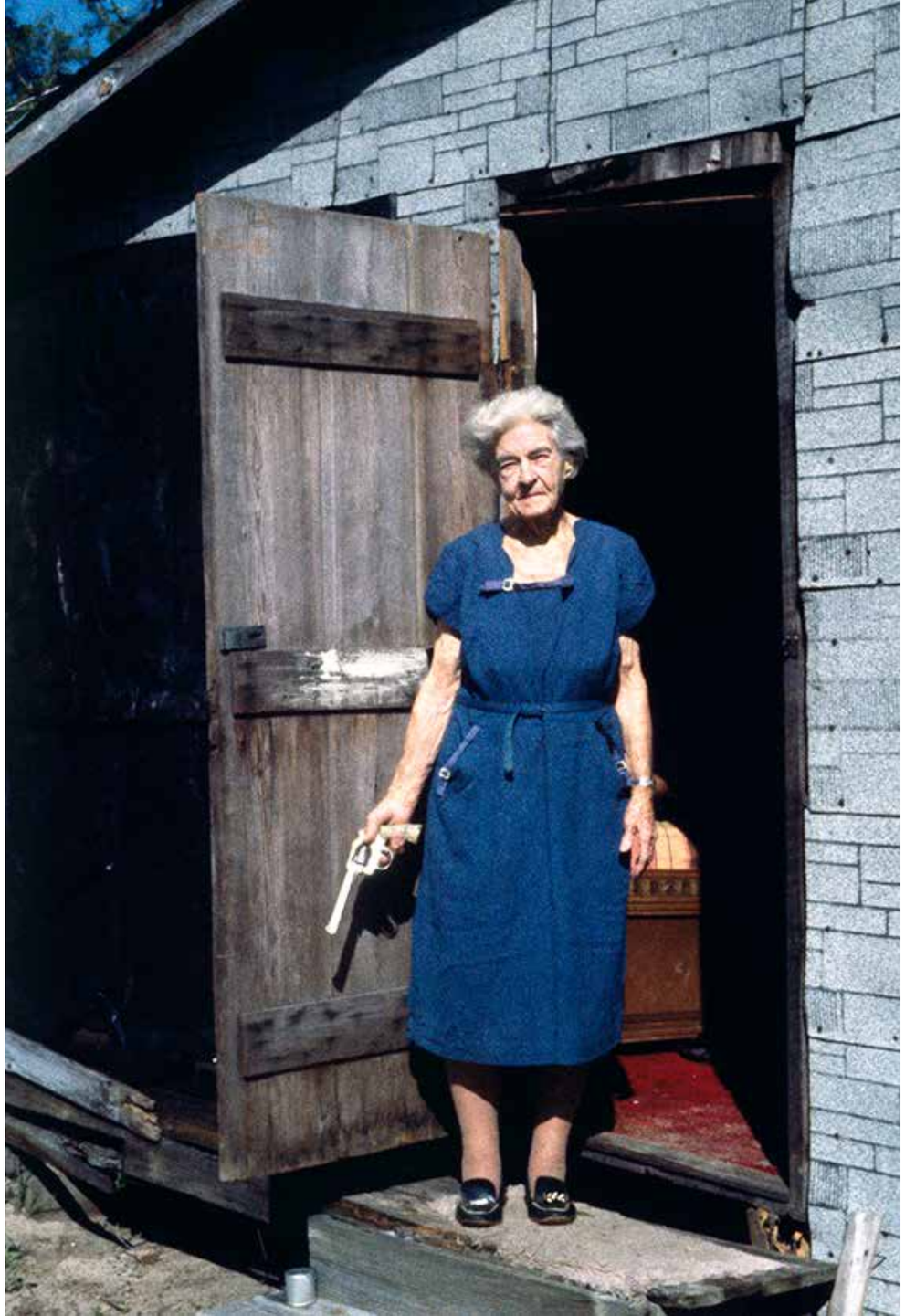
An diesem Tag verstand ich die quälende Angst, die viele Amerikaner in sich tragen und gegen die sie nichts tun können. Seitdem habe ich mehr Verständnis für ihre Reaktionen. Manchmal habe auch ich Angst vor anderen.

Eines Nachts in New York rief mich eine Stimme aus einer dunklen Gasse in der Nähe der Ninth Avenue. Ich war mir sicher, dass ich angegriffen werden würde, wenn ich in die Gasse ginge. Aber ich hatte noch mehr Angst, dass es einen Präzedenzfall schaffen würde, wenn ich es nicht täte, und ich wie so viele andere gelähmt sein würde. Also zwang ich mich, hinzugehen. Natürlich stellte sich heraus, dass es nur eine abgehalfterte Fünf-Dollar-Straßenprostituierte war. Ich gewann Einblick in eine Art von Leid, das ich zuvor nie gekannt hatte, und wurde einmal mehr daran erinnert, dass es nie schadet, Ja zu sagen. In der Regel wird man dafür direkt belohnt.

In Detroit bat mich ein fünfjähriger Junge beharrlich, mit ihm nach Hause zu gehen und ein paar Fotos von seiner Mutter zu machen. Ich hatte an diesem Tag keine Zeit, beschloss aber, trotzdem mit ihm zu gehen. Als wir ankamen, war seine Mutter krank, und vier seiner sieben Geschwister hatten große Rattenbisse auf dem Rücken und an den Beinen.

Anfangs empfand ich meine Unfähigkeit, Nein zu sagen, als Schwäche, da ich schon immer sehr nachgiebig war. Aber inzwischen sehe ich darin eine Stärke und habe es mir zur Gewohnheit gemacht, wo immer ich auch hingehe. Fast jeden Tag, wenn ich per Anhalter unterwegs bin, lädt mich ein Fahrer in ein Restaurant ein. Ich bekomme die Speisekarte, aber es fällt mir unmöglich, mich zu entscheiden. Nach einer unangenehmen Pause schlägt der Fahrer etwas vor, und ich sage sofort Ja. Es ist mir völlig egal, was serviert wird. Essen ist nur ein Mittel, um weiterzukommen.

Ich habe entdeckt, dass selbst die Unfähigkeit, sich zu entscheiden, auf Reisen ihre Vorteile hat. Nachdem ich in New Orleans Blut gespendet und mich mit vielen „ “ Schwulen durch die „Gay Wall“ aus der Stadt gekämpft hatte, bekam ich auf meinem Weg hinauf zum Mississippi-Delta, um mir die Überschwemmungen anzusehen, eine Mitfahrgelegenheit bei einem dicken Antiquitätenhändler. Er drängte mich immer wieder, ihm in den dunklen Wald zu folgen, und versprach: „Ich bringe dich danach bei einer reichen weißen Dame unter.“



1975 – Notasulga, AL – Die besagte Frau, die später die niederländische Sängerin Marike Jager zu ihrer Platte „Celia Trigger“ inspirierte



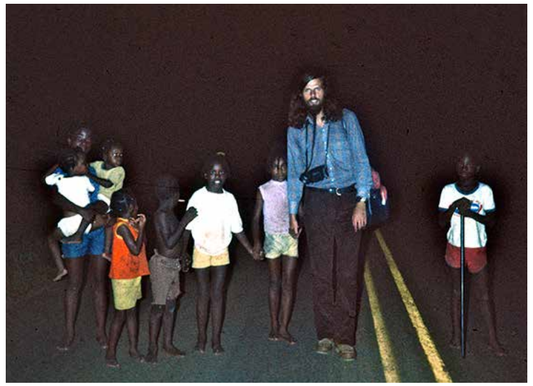
1974 – Harlem, NY
– „JA, okay“, sagte ich, als diese Kinder mich baten, ein Foto mit mir zu machen – und dann rannten sie plötzlich mit meiner Kamera davon, was zu einer langen nächtlichen Verfolgungsjagd durch Harlem führte.
Aber JA, schließlich wurden wir Freunde.



1974 – New York, NY mit meinem Freund Lee



1973 - Natchez, MS



1975 - Meridian, MS

1973 - Boston, MA

1974 - Norfolk, VA





Ich wollte keine Zeit mit einem weiteren „schmutzigen alten Mann“ verschwenden, aber es widersprach meiner Überzeugung, direkt Nein zu sagen. Also ließ ich ihn schließlich seinen Gelüsten im Wald nachgehen, und tatsächlich fuhr er mich danach zu einem der großen Plantagenhäuser in Natchez, wo seine Freundin, die Besitzerin Emely Kelley, mich sofort zu ebenso intimen Erlebnissen einlud. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man ohne ein Ja zu ein wenig Schmerz nicht in den Himmel kommt. Nach wochenlangem Hunger fühlte es sich wahrhaftig wie der Himmel an, wenn schwarze Bedienstete uns in den Himmelbetten auf Silbertabletts bedienten.

Doch es ist wichtig, wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzukommen, also verließ ich nach zwei Wochen die Villa und landete noch am selben Abend bei einem schwarzen Zuhälter in Greenville, im von Armut geplagten Delta. Wir wurden gute Freunde, und aufgrund unserer Freundschaft bot er mir eine seiner Prostituierten an. Ich sagte nichts. Er brachte mich in eine Bar, wo vier seiner „Mädchen“ warteten. „Such dir aus, welche Muschi du willst. Du kannst sie umsonst haben“, sagte er.
Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich habe solche schwarzen Prostituierten wegen ihrer fantastischen Mischung aus gewalttätiger Brutalität und intensiver Zärtlichkeit lieben gelernt. Von einer Prostituierten kann man an einem Tag mehr über die Gesellschaft lernen als in zehn Vorlesungen an der Universität. Aber es war mir einfach unmöglich, mich zu entscheiden.*
Also brachte mich Ed, wie er genannt wurde, wieder nach Hause.
Von da an taute er auf. Es stellte sich heraus, dass er mich auf die Probe gestellt hatte. Er war sehr interessiert an dem, was ich ihm erzählt hatte, hatte aber noch nie einen weißen Mann getroffen, dem er vertrauen konnte, und wollte sehen, ob ich wie die anderen in Mississippi war. Diese Nacht wurde zu einer der intensivsten Erfahrungen meines Lebens. Wir lagen in dem Bett, das er normalerweise für seine Geschäfte benutzte, und die ganze Nacht erzählte er mir von seiner Kindheit. Das alles war für mich eine Offenbarung.

Es war mein erster Besuch in Mississippi, und es hatte eine besonders starke Wirkung auf mich, direkt nach zwei Wochen in riesigen Plantagenhäusern voller Antebellum-Kleider, Gold und Glitzer. Er erzählte mir vom Hunger, davon, wie er seit seinem fünften Lebensjahr für zwei Dollar am Tag Baumwolle pflücken musste, warum er kaum zur Schule gegangen war und von den endlosen Demütigungen, die er von den Weißen erdulden musste. Dann konnte er es einfach nicht mehr ertragen.
„Auf keinen Fall“, wiederholte er immer wieder. Er wollte raus aus dieser Baumwollhölle.
Also wurde er Zuhälter. Sowohl er als auch seine Mädchen waren sich einig, dass es besser war, sich auf diese Weise zu prostituieren als auf den Baumwollfeldern. Der weiße Mann profitierte so oder so, aber hier verdienten sie weitaus mehr – fünfzehn Dollar pro Nacht und Mädchen.
Er hatte den Weißen sein ganzes Leben lang studiert, jede einzelne Geste und jeden Gedanken. Er hatte das Gefühl, ihn besser zu kennen als sich selbst – und verstand ihn dennoch nicht. Doch seine Erfahrungen hatten ihn zu einem guten Zuhälter gemacht, obwohl er erst neunzehn Jahre alt war. Er wusste genau, wie er weiße Männer mit seinen Mädchen zusammenbringen musste.
Aber es tat ihm weh, das zu tun. Es hinterließ eine tiefe Wunde. Er hatte das Gefühl, sowohl seine Rasse als auch seinen Stolz zu verkaufen; aber er hatte keine Wahl. Er hasste den Weißen von ganzem Herzen, wagte es aber nie, es zu zeigen.

In dieser Nacht wurde mir klar, dass, wenn viele Schwarze in Mississippi so empfanden wie Ed, der Tag kommen würde, an dem es für die Weißen nicht gut aussehen würde. Ich war nach dieser Nacht so erschüttert, dass ich den Weißen in den nächsten Tagen nicht in die Augen sehen konnte.
Glücklicherweise hatte mir an jenem Tag jemand Batterien für mein Tonbandgerät gegeben, sodass ich vieles von dem, was er sagte, aufzeichnen konnte. Wenn ich heute bei Weißen in Mississippi zu Gast bin, spiele ich mir oft nachts diese Aufnahme vor, um mich nicht zu sehr mit ihrer Sichtweise zu identifizieren. Mit ihren charmanten Akzenten und ihrer großen menschlichen Wärme – da lässt man sich leicht verführen. Die Kunst besteht darin, im brodelnden Hexenkessel des Südens einen kühlen Kopf zu bewahren.
Damals hielt ich es für einen Zufall, dass Ed sich mir gegenüber öffnete; eigentlich wollte ich viel lieber bei den Prostituierten sein. Aber mittlerweile glaube ich, dass es gar kein Zufall war. Es ist, als würde mich immer wieder etwas in die richtigen Situationen führen.

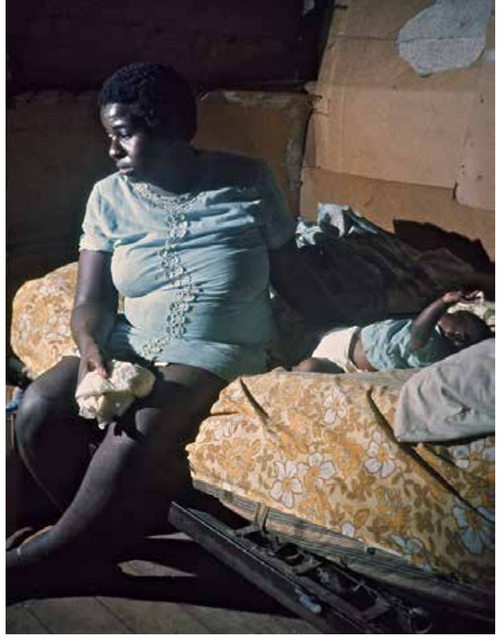
Brief an einen amerikanischen Freund

** Später erfuhr ich, dass diese frühen, unreflektierten Zeilen aus diesem ursprünglichen Brief über meine Liebe zu Prostituierten als unterdrückte Gruppe in den USA und Großbritannien oft eher in einem sexuellen als in einem politischen Sinn missverstanden werden. Zur Klarstellung siehe Seite 409.*

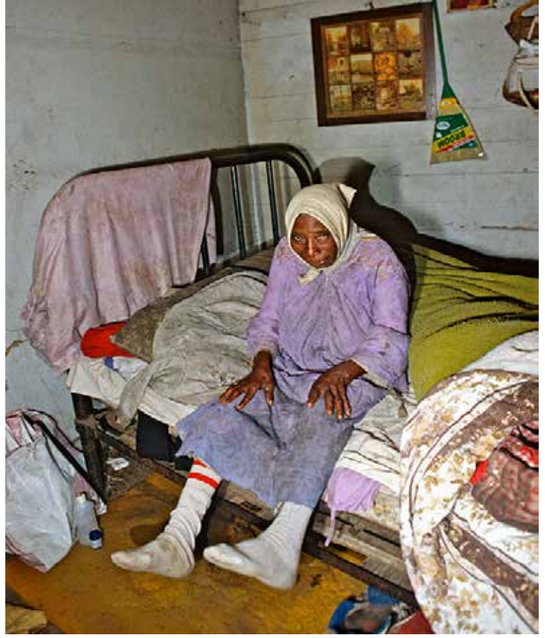


1973 - Natchez,

MS - Emely Kelley



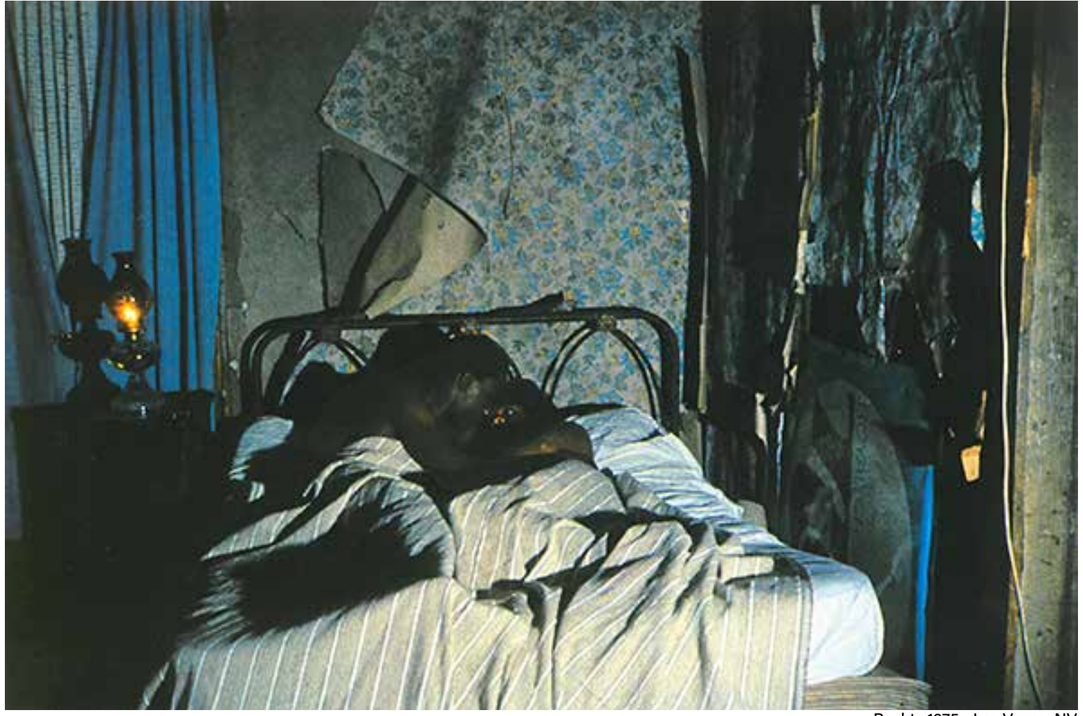
1975 - Philadelphia, MS - Helen Wilson



1996 - Bullock County, AL - Ida Ford

1975 – Philadelphia, MS – Polly Jones, die 1996 immer noch ohne Strom lebte





1974 - Tarboro, NC



1974 - Greenville, NC

Der Sockel der weißen Frau – das Kreuz der schwarzen Frau

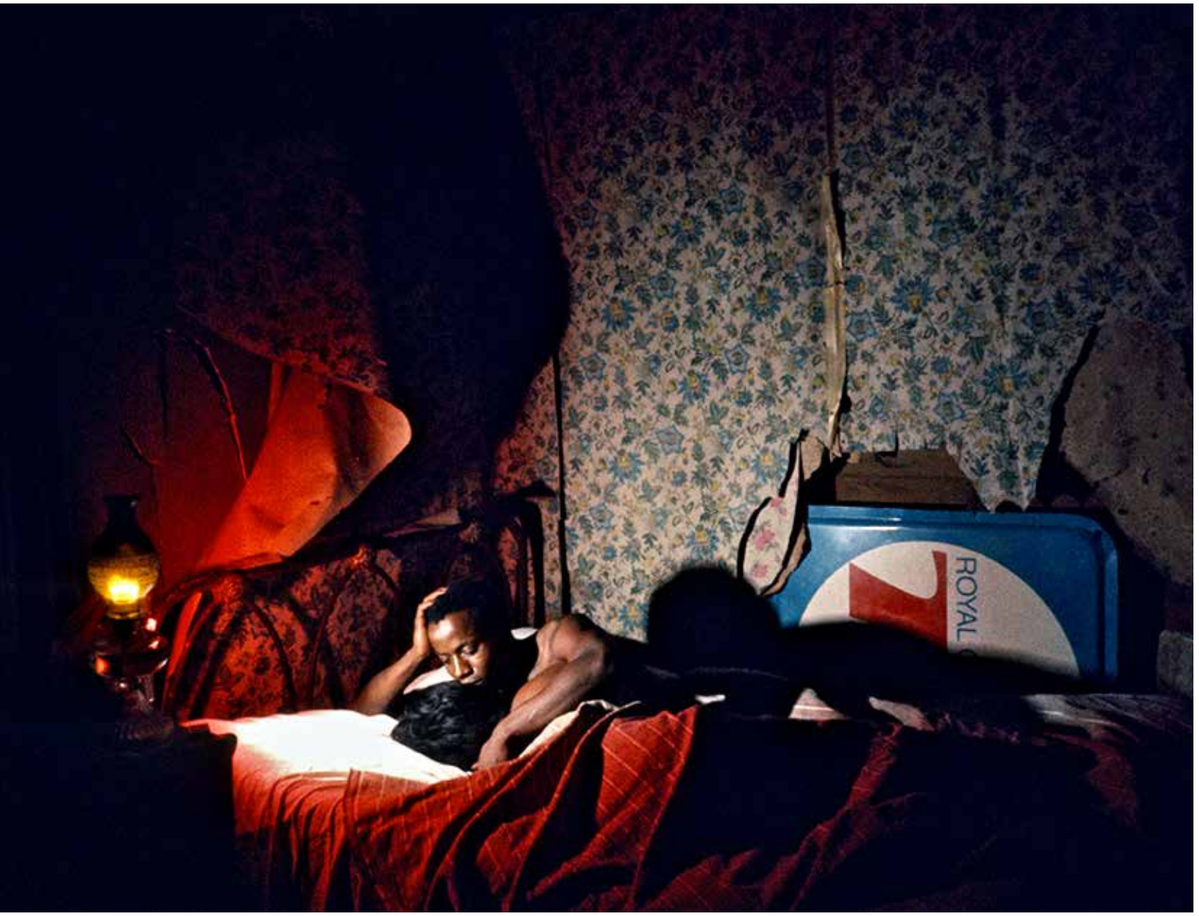
„Der Appell an die Ritterlichkeit des weißen Mannes ist eine leere Verhöhnung, denn er bedeutet nur die Bewahrung der weißen Weiblichkeit als Symbol der rassischen Reinheit und die Rechtfertigung von Lynchmorden."
– Ida B. Wells, frühe Bürgerrechtlerin

„Der weiße Mann ist der Herrscher über alles. So wie die weiße Frau beschützt und verehrt wird – so ist die schwarze Frau das Arbeitstier der Welt." – Zora Neale Hurston, Their Eyes Were Watching God

Einer der merkwürdigsten Aspekte der südstaatlichen Gastfreundschaft ist der Drang, einem männlichen Besucher sofort ein attraktives „Mädchen" zu „besorgen". Nicht nur unter der alten Aristokratie, sondern auch unter den „aufstrebenden" Millionären. Selten verging mehr als ein Tag, bevor sie mir ein „Date" aus derselben Gesellschaftsschicht (oder, häufiger, jemanden, der danach strebte, ihr beizutreten) vermittelten, oft ohne mich überhaupt zu fragen.
Als ich in Mississippi bei Verwandten von John C. Stennis, einem erzkonservativen US-Senator, lebte, wurde mir eine Liste mit möglichen Schönheiten zur Auswahl gereicht. Jack Ray, der Bankier aus Alabama, bestand sogar darauf, mir Senator Allans persönliche Sekretärin für die Nacht zu geben. Ihre Haltung gegenüber der „weißen Weiblichkeit" schien kaum besser zu sein als ihre historische Behandlung der schwarzen Weiblichkeit. Dennoch wird diese heilige weiße Weiblichkeit immer noch als Vorwand für die gewaltsame Unterdrückung von „ " Schwarzen und zur Schürung von Angst bei Weißen benutzt. In einer solchen Atmosphäre mag es für echte Liebe unter Kristallkronleuchtern genauso schwer sein zu gedeihen wie im Schein einer Petroleumlampe unter denen, die gezwungen sind, „zusammenzuziehen".



Rechts 1975 - Las Vegas, NV

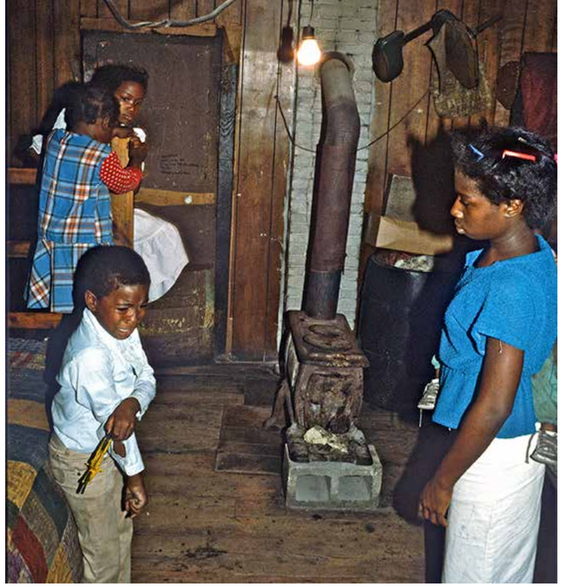


1974 - Tarboro, NC

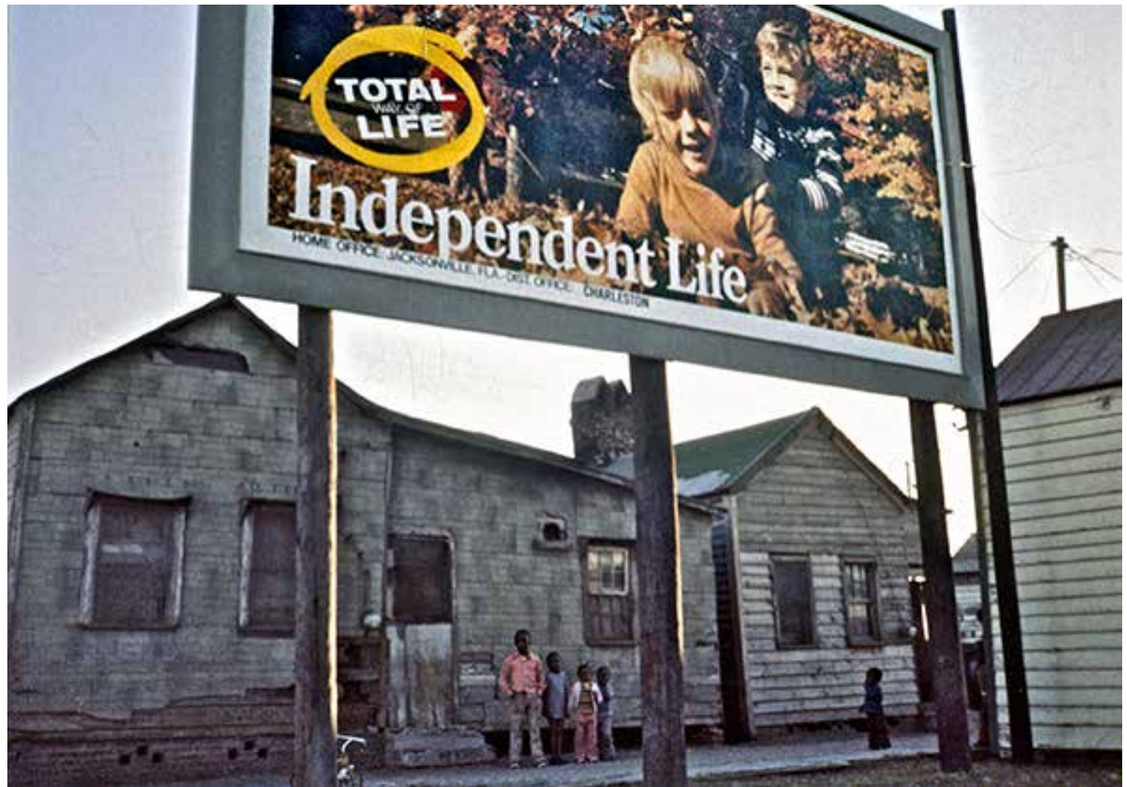
Rechts 1974 – Verwöhnte Studenten aus dem Norden bei ihrem jährlichen „Spring Break“ in Fort Lauderdale, FL



1989 - Bullock County, AL



1990 - Burke County, GA



1973 - Charleston, SC

Die Aufrechterhaltung der Unterdrückung:

Die Last der Selbstbeschuldigung

„Die mächtigste Waffe in den Händen des Unterdrückers ist der Geist des Unterdrückten.“ – Steve Biko

„Die größte Waffe, die gegen uns eingesetzt wird, ist unser Selbstzweifel. Es ist die heimtückischste, zerstörerischste Waffe von allen.“ – Nikki Giovanni

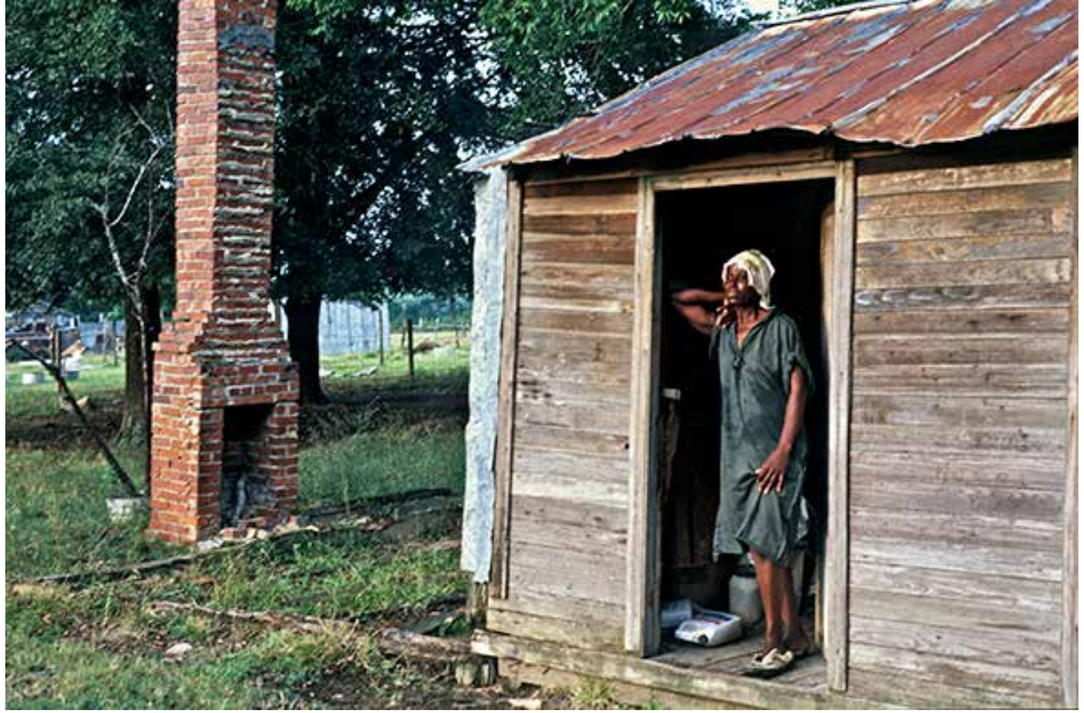
Ich glaube, kein Weißer kann den enormen psychologischen Druck, unter dem Schwarze leben, vollständig nachvollziehen – ständig bombardiert mit der Botschaft, dass sie weniger wert sind als Weiße.

Der schlimmste Schaden entsteht, wenn das Opfer beginnt, die Vorurteile des Unterdrückers zu glauben. Ich höre oft, wie „ “ grausame Abwertungen – „Du bist ein Stück Scheiße, Nigger“ – in Familien der Unterschicht widerhallen. Am Ende vermitteln sie einander genau jene rassistische Verachtung, die wir auf sie projizieren, zusammen mit der düsteren Aussicht, für immer in den Schatten der weißen Gesellschaft verbannt zu sein.
Die Hoffnung, die ich in den 70er Jahren unter Schwarzen fand, sehe ich heute fast überall durch Selbstvorwürfe ersetzt.



1996 - Tunica, MS - Unten 1990 - Burke County, GA





1991 - Montgomery County, AL



1992 – Cecil, AL – Seht euch unten mein Live-Interview mit Wilma an



Der demoralisierende Spiegel:

„Ich habe gelernt, dass Selbstzweifel ein Dieb der Chancen und ein Dieb des Glaubens sind. Sie töten Träume und schüren Angst. Sie sind eine Last, die erst dann abfällt, wenn wir uns entscheiden, an uns selbst und unsere Fähigkeiten zu glauben." – Oprah Winfrey

Zwischen den Vorlesungen auf dem Campus in den 90er Jahren liebte ich die nächtlichen Diskussionen über Rassenfragen, die ich mit Wilma in ihrer kleinen Hütte führte. Sie war gut ausgebildet, drückte aber in unverblümten schwarzen Worten aus, was mein weißes Publikum dachte, aber nicht zu sagen wagte:

– Meine eigenen Leute halten mich klein. Ich habe Angst vor ihnen. Mein Leben wird von meinen eigenen Leuten gefährdet.
– Hast du das Vertrauen in Schwarze verloren?
– Ja, das habe ich, wegen der Art, wie sie mich behandelt haben.
– Haben dir Weiße nie etwas zuleide getan?
– Niemals, weder in Alabama noch in New York habe ich jemals Ärger mit Weißen gehabt. Immer nur mit meinen eigenen Leuten.
- Nehmen Sie ihnen das übel?
- Ja, das tue ich.
- Aber ich habe dir doch schon gesagt, dass du niemals das Wahre vergessen darfst …
- Ja, du nennst es verinnerlichte Unterdrückung, richtig? Aber ich sehe das nicht so. Ich glaube, es liegt einfach in ihrer Natur, so zu sein …
- Nein, nein, nein!
- Ich glaube nicht, dass es verinnerlichte Unterdrückung ist.
- Aber du darfst niemals den Glauben an die Menschen verlieren.
- Ich habe den Glauben an sie verloren, ja, das habe ich.

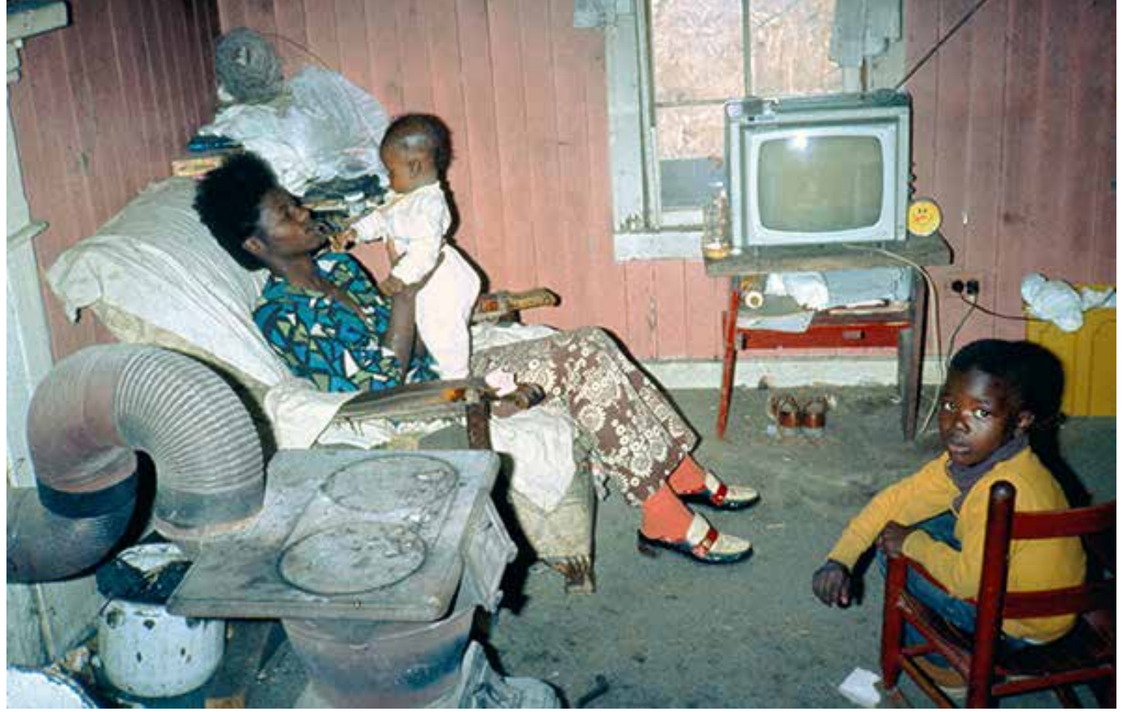
Sich selbst mit den Augen des Unterdrückers sehen

- Aber das alles kommt von hier oben, es kommt vom Rassismus. Wenn Menschen so verletzt sind – und du weißt, dass Schwarze verletzt sind –, lassen sie es aneinander aus. Wenn man Menschen in einem Land lange genug erniedrigt und demütigt, richten sie ihre Wut irgendwann gegeneinander.
- Ja, aber wovon du sprichst, ist vor 100 Jahren passiert. Ich weiß, dass das, was du sagst, wahr ist, aber wir haben seitdem einen langen Weg zurückgelegt. Uns haben sich Türen geöffnet. Aber wir halten uns gegenseitig mit Hass, Egoismus und was weiß ich noch alles zurück. Es sind nicht die Weißen, die uns jetzt zurückhalten, wir halten uns gegenseitig zurück.
- Wilma, du redest jetzt den Quatsch der Weißen. Das ist es, was sie sagen. Wer sind die Arbeitgeber in diesem Land? Es sind Weiße, und wem geben sie keine Arbeit?
- Ich weiß, ich weiß, aber ich kann nur von dem sprechen, was ich durchmache. Sie halten mich klein. Meine eigenen Leute halten mich zurück.
- So fühlen sich heutzutage alle Schwarzen, und deshalb fügen sie sich gegenseitig am Ende noch mehr Schaden zu. Wenn Menschen sich selbst hassen, lassen sie all das aneinander aus…
- Ich weiß. Ich will einfach nur weg von ihnen.
- Wohin willst du gehen?
- Ich weiß es noch nicht, aber ich arbeite daran …

„Die amerikanische Vergangenheit ist kein abgeschlossenes Kapitel. Sie ist eine unerbittliche Präsenz in der Gegenwart, die nach wie vor die Gedanken und das Leben unserer Bürger, ob schwarz oder weiß, prägt." – James Baldwin



Das oben gezeigte Live-Gespräch mit Wilma für einen dänischen Fernsehfilm aus dem Jahr 1992



1973 - Wendell, NC

Die unsichtbare Narbe: Das Trauma des Rassismus in Körper und Seele

„Rassismus ist ein viel heimlicheres, viel versteckteres Phänomen, aber gleichzeitig ist er vielleicht weitaus schrecklicher als je zuvor.“ – Angela Davis

Nach der Hoffnung und dem Optimismus der 70er Jahre hätte ich mir nie vorstellen können, dass sich der Rassismus so weit verschlimmern könnte, dass ich eines Tages dastehen und die Opfer gegeneinander verteidigen müsste. Menschen können Unterdrückung überstehen, wenn sie ihren Unterdrücker klar identifizieren können und so Selbstvorwürfe vermeiden. In der Vergangenheit ermöglichte dieses Verständnis den Schwarzen, Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Vor hundert Jahren lebten Weiße und Schwarze in unmittelbarer räumlicher Nähe. Doch heute sind wir so voneinander isoliert, dass Schwarze – die wir unerbittlich mit TV-Fantasien darüber bombardieren, wie frei sie sind – vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte Schwierigkeiten haben, ihren Unterdrücker zu identifizieren. Stattdessen suchen sie die Ursache für ihre wachsende Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht in sich selbst, was oft zu Depressionen führt. Moderne Forschungen in der Epigenetik legen sogar nahe, dass durch Rassismus verursachte Traumata biologisch über Generationen hinweg weitergegeben werden können. Und sobald es uns gelingt, die Unterdrückten davon zu überzeugen, dass sie ihr schlimmster Feind sind, bricht alles zusammen. Weder ihr Einkommen noch ihr Selbstwertgefühl sind stark genug, um die Kernfamilie zu erhalten, die wir ständig als Ideal hochhalten. Hoffnungslosigkeit und Versagen zerreißen Familien. Niemand, der sich wirklich wohlfühlt, würde andere so verheerend unterdrücken, wie wir es heute tun. Und die Opfer sind nicht nur die ausgegrenzten Familien, sondern zunehmend auch die Kinder.



1990 - Burke County, GA



1975 – Bullock County, AL – Sehen Sie Bessie auf dem Foto hier, 30 Jahre nach dem Video

Wie wir Weißen mit freundlichem Gesicht zermalmen

„Es gibt keine unschuldigen Zuschauer im Theater der Unterdrückung.“ – Audre Lorde

Wir Weißen reden gerne davon, „hier einen schwarzen Freund“ und „dort einen muslimischen Freund“ zu haben – als ob uns das moralischen Status und Anerkennung seitens unserer Opfer einbringen würde. Wir verurteilen eifrig den primitiveren Rassismus anderer, vergessen dabei aber, dass Fanatiker wie der KKK oder die Nazis selbst so traumatisiert und ausgegrenzt sind, dass sie kaum wirkliche Macht haben, die allgemeinen Lebensbedingungen von Schwarzen in den USA oder von Muslimen in Europa zu beeinflussen.

Nein – unsere Opfer wissen ganz genau, dass wir es sind, die „guten“, gesetzestreuen Bürger, die stillschweigend Millionen unserer Ausgestoßenen in Ghettos, psychologische Isolation und Verzweiflung drängen.

In unserer weißen Schuld, weil wir unseren hohen liberalen und christlichen Idealen nicht gerecht werden, flüchten wir uns in eskapistische schwarze Fernsehsendungen, um unsere eigene Rolle bei der Zerstörung der schwarzen Familie zu verschleiern.

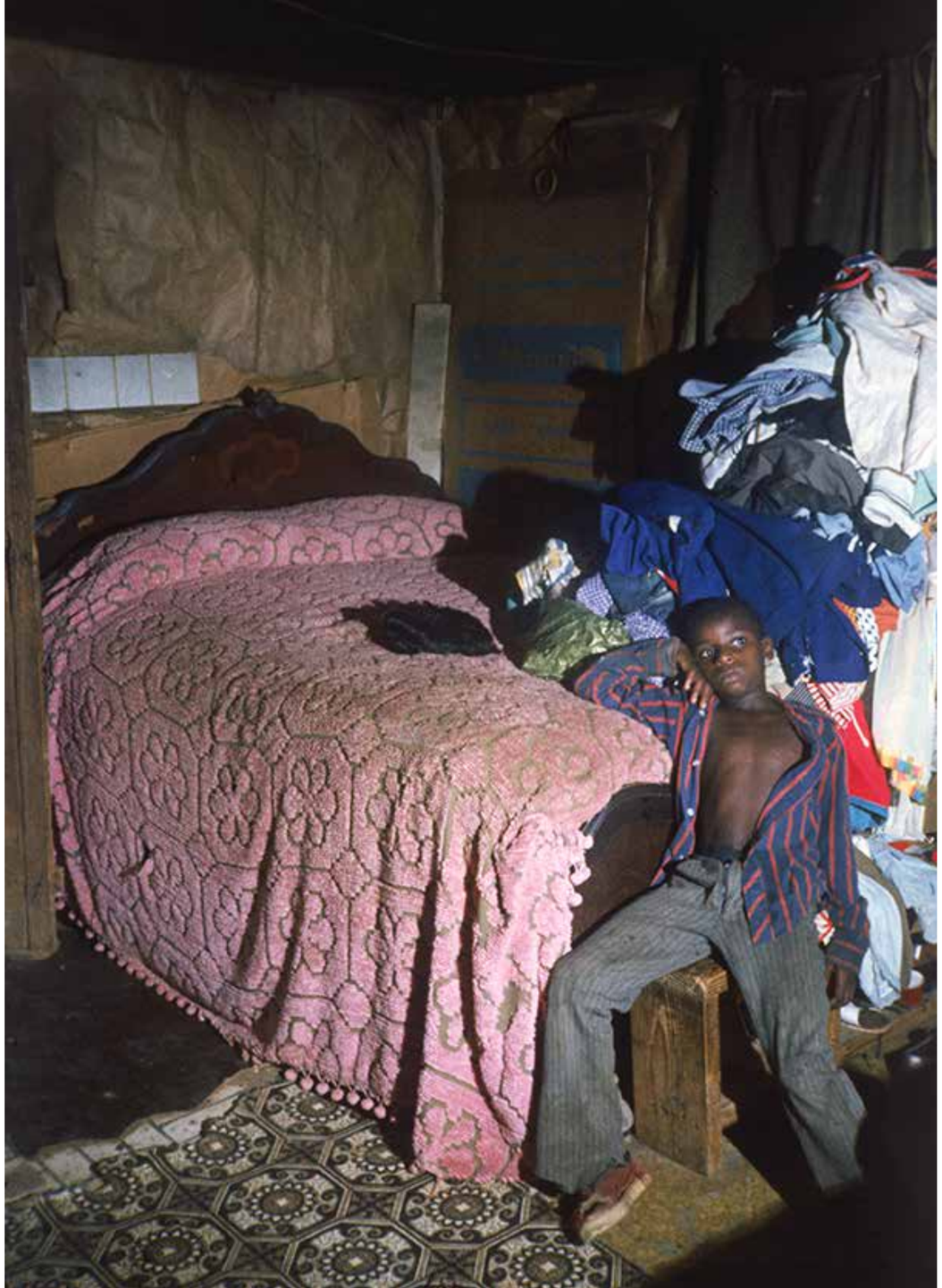
Heute wachsen mehr als 70 Prozent der schwarzen Kinder ohne Vater auf, und jedes zehnte ohne beide Elternteile – doppelt so viele wie zu der Zeit, als ich zum ersten Mal nach Amerika kam, und dreimal so viele wie zu Zeiten der Sklaverei.

„Der weiße Liberale ist der schlimmste Feind des schwarzen Mannes. Er ist schlimmer als der Klan-Anhänger, denn der Klan-Anhänger ist ehrlich in Bezug auf seine Absichten. Der weiße Liberale ist gefährlicher, weil er hinterlistiger ist.“ – James Baldwin

Die oben gezeigte Bessie Christian spricht 30 Jahre später über ihren gewalttätigen Ehemann, der ihren Vater getötet hat. Unsere Freundschaft dauerte bis zu ihrem Tod im Jahr 2024



1998 - Natchez, MS



1975 -
Philadelphia,
MS



1990 -
Georgetown
County, SC

Matriarchinnen der Resilienz:

Das Vermächtnis der schwarzen Großmutter

„Großmütter sind die Hüterinnen unserer Geschichte und Kultur. Sie sind es, die unsere Traditionen und Werte von Generation zu Generation weitergeben.“ – First Lady Michelle Obama

Wenn ich darüber nachdenken möchte, was das Richtige, das Gerechte, das Kluge wäre, muss ich nur an meine Großmutter denken. Ich höre sie immer sagen: „Nun, Schwester, du weißt, was richtig ist. Tu einfach das Richtige!“ – Maya Angelou

Grandma's Hands von Bill Withers, vorgetragen in meiner Show mit Großmüttern

Die Großmutter wird daher zu der Person, die sich um sie kümmert. Schwarze Schüler, denen es trotz der schlimmsten Unterdrückung seit den Sklavenauktionen gelingt, erfolgreich zu sein, erzählen mir oft, dass eine Großmutter ihr rettender Engel war.

Omas Hände
klatschten am Sonntagmorgen in der Kirche.
Omas Hände
spielten so gut Tamburin.
Omas Hände gaben früher eine Warnung,
sie sagte: „Billy, lauf nicht so schnell,
du könntest auf ein Stück Glas fallen –
vielleicht sind Schlangen in dem Gras.“
Omas Hände
trösteten die unverheirateten Mütter aus der Gegend...



1974 - Washington, NC



1973 - Greensboro, NC



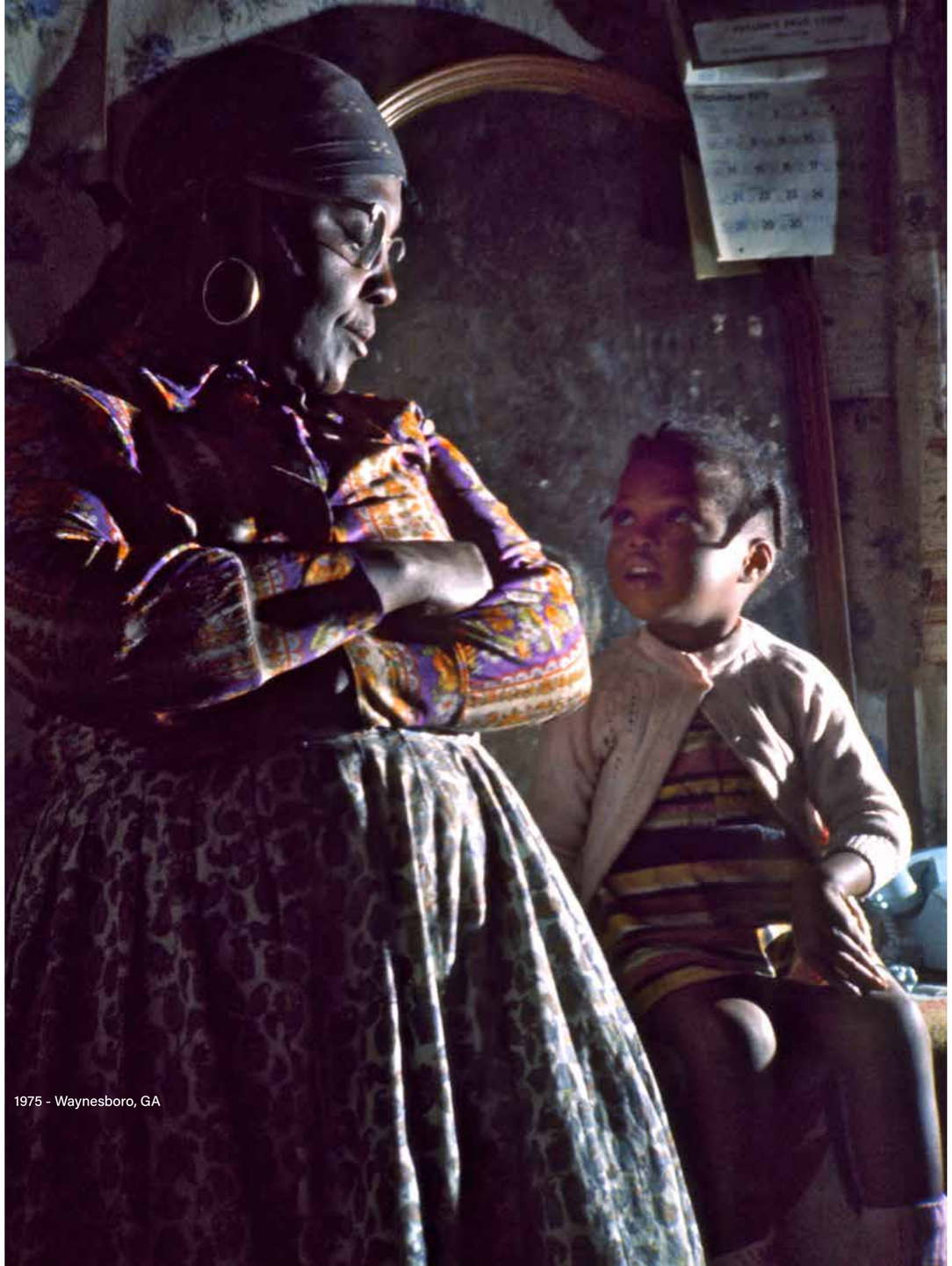
1974 - Jersey City, NJ

1973 - Wendell, NC - Links 1975 - Notasulga, AL- 1974 - Norfolk, VA









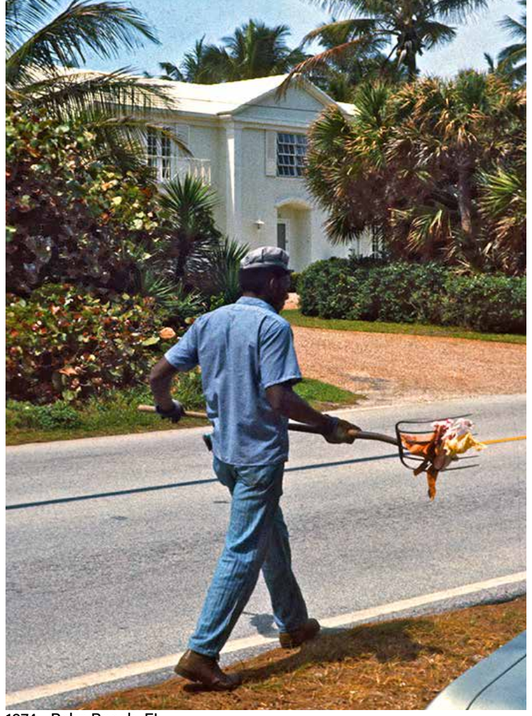
1975 - Waynesboro, GA





1974 - Palm Beach, FL


Häftlingstransport 1974 – und bis heute, FL


1974 - Palm Beach, FL

1973 – Angola-Gefängnis in Tunica, LA



Von den Fesseln zum Überleben:

Die Rolle der Großfamilie im schwarzen Amerika

„Die schwarze Großfamilie ist ein Netzwerk aus Unterstützung und Liebe, das uns geholfen hat, Jahrhunderte der Unterdrückung zu überstehen.“ – Dorothy Height, einflussreiche Bürgerrechts- und Frauenrechtsaktivistin, über 40 Jahre lang Präsidentin des National Council of Negro Women.

„Die schwarze Großfamilie ist ein Beweis für die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Geistes. Sie ist ein Symbol für unsere Fähigkeit, Widrigkeiten zu überwinden und trotz Herausforderungen zu gedeihen.“ – Angela Davis

Selbst unter der hoffnungslosesten Unterdrückung besitzen Menschen einen unbesiegbaren Überlebenswillen. Die Großfamilie wird daher oft zum letzten verzweifelten Mittel der schwarzen Familie, um den Auswirkungen einer brutalen Gesellschaft standzuhalten. Doch während dieses Konzept in Afrika eine eng verbundene Familie bedeutete, die im selben Dorf lebte, bedeutete es in Amerika Entwurzelung und erzwungene Trennung von Familien über große Entfernungen hinweg.

Wenn Liberale die Zerstörung der schwarzen Familie damit entschuldigen, dass sie sie als „Erbe der Sklaverei“ bezeichnen – als ob die Familie allein, ohne Grund, dieses Erbe von Generation zu Generation weitergegeben hätte –, ermöglicht es ihnen, einem bösen System die Schuld zu geben, das vor einem Jahrhundert endete, und sich von jeder Verantwortung freizusprechen.

Was ich immer wieder sah, war kein schwarzes Erbe der Sklaverei, sondern vielmehr das gesellschaftliche Erbe der Sklaverei. Wenn das gesamte System, in dem sie leben, kaum von Sklaverei zu unterscheiden ist – und oft auch als solche wahrgenommen wird –, wird dieses „Erbe“ der schwarzen Familie eindeutig aufgezwungen.
Viele der abwesenden Väter haben in Kettensträflingen die Autobahnen des Südens gebaut. Heute gibt es keine Ketten mehr; Bluthunde und Maschinenpistolen sind weitaus effektiver.
Als ich Gefangenentransportern folgte, stellte ich fest, dass Häftlinge dazu eingesetzt werden, die Anwesen und Privatstrände einiger der reichsten Menschen der Welt in Palm Beach zu säubern. Diese Fotos stammen vom South Ocean Boulevard vor Mar-a-Lago, das Donald Trump gehört. Als Präsident setzte er die größte Steuersenkung in der Geschichte der USA durch und verhalf Milliardären dazu, insgesamt weniger Steuern zu zahlen als viele Arbeiter.
Die Arbeit hier unter den Waffen weißer Wachen kann vom schwarzen Bewusstsein kaum als etwas anderes wahrgenommen werden als eine Fortsetzung der Sklavenarbeit, die einst rund um die großen weißen Plantagenhäuser verrichtet wurde. Im Jahr 2022 legten Abgeordnete des Bundesstaates Gesetzesentwürfe vor, um diese „Sklaverei oder unfreiwillige Knechtschaft“ aus der Verfassung Floridas zu streichen, doch der Versuch scheiterte.


1974 - Palm Beach, FL

So wie versklavte Menschen einst stahlen, um die ihnen auferlegten Entbehrungen zu überstehen, rechtfertigen viele Gefangene heute Verbrechen als notwendig, um die Armut zu überleben, die diese weißen Millionäre ihnen aktiv auferlegt haben.
Denn der umgekehrte Klassenkampf der Reichen verlagerte das Geld stetig von den Armen zu den Reichen und löschte die relative wirtschaftliche Gleichheit aus, die ich in den 70er Jahren in „ “ erlebt hatte.
Wenn Schwarze überall für ähnliche Vergehen längere Strafen erhalten als Weiße, wird die Wahrnehmung von Sklaverei zur konkreten Realität. Viele erhalten lebenslange Haftstrafen für Taten, von denen Weiße freigesprochen würden.
Die Tausenden, die unter diesem erzwungenen Erbe der Sklaverei leben, können in gewisser Weise als politische Gefangene bezeichnet werden.



Historisches Foto von gefesselten Häftlingen





1974 - Palm Beach, FL



1974 – Palm Beach, FL – Ein Bettler unter Milliardären





1974 - La Crosse, FL

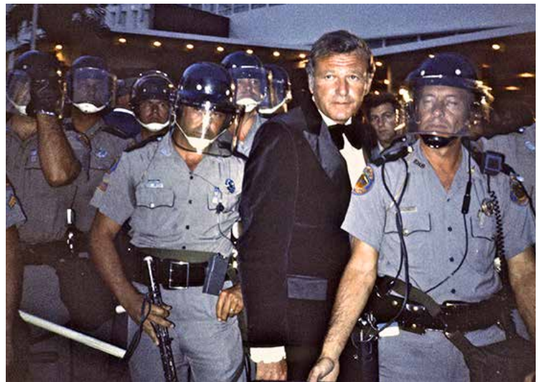
Die Kluft wird größer: Der 50-jährige Marsch der Ungleichheit

„Die sich vergrößernde Kluft zwischen Arm und Reich ist kein Zufall; sie ist das Ergebnis bewusster politischer Entscheidungen." – Isabel Wilkerson, „Caste: The Origins of Our Discontents"

„Sie reden von Trickle-down-Ökonomie, aber es sickert nie nach unten / Ich sehe nur Villen, während die Menschen am Boden feststecken" – Jay-Z, Rapper

Ich stelle fest, dass es den meisten meiner Freunde in diesem Buch heute relativ schlechter geht als damals, als ich sie kennenlernte. Doch hier in Palm Beach und Miami Beach, inmitten der reichsten Familien Amerikas, leben Menschen, die durch die Steuersenkungen von Reagan, Bush und Trump noch reicher geworden sind.
Bis vor wenigen Jahren durften Schwarze – abgesehen von Bediensteten – hier keinen Fuß hineinsetzen, und selbst heute werden sie oft angehalten oder verhaftet. Gelegentlich schlüpft ein Bettler durch und bekommt einen Penny von den Multimillionären. Hier spielen auch Amerikas Präsidenten auf einigen der besten Golfplätze der Welt – und beschäftigen schwarze Caddies, die, wie ich sah, fünf oder sechs Dollar pro Stunde verdienten. Und hier können diese schwarzen Sklavenarbeiter zusehen, wie weiße Millionäre in ihren Rolls-Royces sitzen und die neuesten Zahlen von der Wall Street checken. Doch ich fand auch einen linken Millionär, Bill Gandall, der mir ein paar fröhliche Tage bescherte und mir seinen Mercedes lieh, damit ich den Gefängnissklaven durch diese Geldhölle folgen konnte. Wenn man Häftlinge für sich arbeiten lässt, muss man natürlich auch die Polizei an seiner Seite haben. Wenn man Liebe und Vertrauen in der Gesellschaft zerstört hat, reichen alle Überwachungskameras der Welt nicht aus. Aus Angst, dass die eigenen Kinder entführt werden könnten, ist es besser, sie in einer kalten, isolierten Welt einzusperren – wie Tania und ihre kleine Schwester hier – und sie bei einer kubanischen Nanny zu lassen. Und für vielbeschäftigte berufstätige Eltern ist es einfacher, ihre Kinder zu Sklaven digitaler Geräte zu machen, als sie die Welt draußen sehen zu lassen, wo nur wenige Kilometer entfernt Linda und ihre Familie lebten.

1972 - Miami Beach, FL

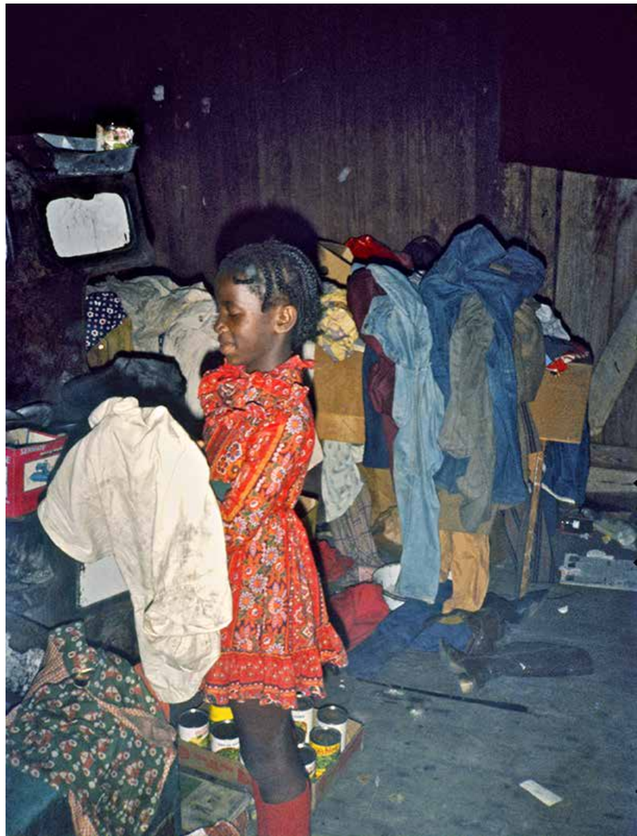


1974 - Palm Beach, FL mit Bill Gandall



1974 - Miami Beach, FL





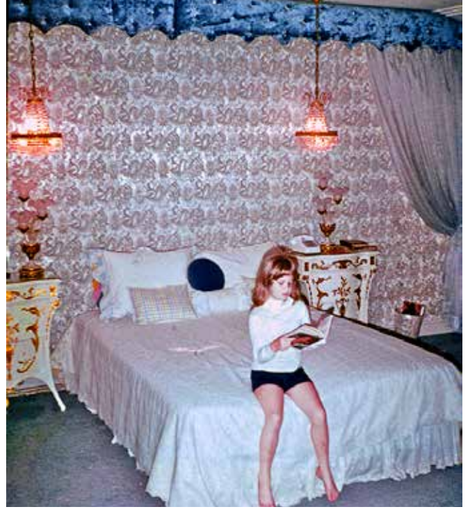




Oben und links - 1974 - Miami Beach, FL

1974 - La Crosse, FL

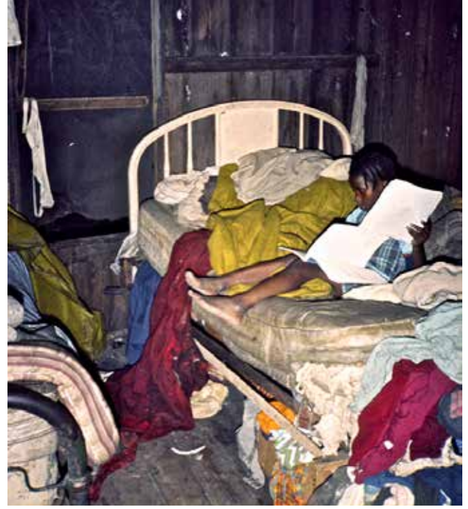






1974 - Miami Beach, FL





1974 - La Crosse, FL



Die Flamme der schwarzen Widerstandskraft:

„Halte an deinen Träumen fest, Denn wenn Träume sterben, ist das Leben ein Vogel mit gebrochenen Flügeln. Der nicht fliegen kann.“ —Langston Hughes

Linda wohnte nicht weit von Disney World entfernt, obwohl ich das nicht zu laut sagen sollte, da sie nie das Geld hatte, dorthin zu fahren. So arm waren sie bei Linda, dass sie selten Licht hatten, bevor ich bei ihnen einzog.



Ich hatte zufällig ein bisschen „Millionärsgeld“, genug, um Kerosin für ihre alte Lampe zu kaufen. Es war ein Tag der Freude für die Familie.
Lindas Vater arbeitete von früh morgens bis spät abends als Kuhhirte für einen weißen Landbesitzer und kam nach einem fünf Kilometer langen Fußmarsch – oft barfuß – erst nach zehn Uhr nach Hause. Aber an diesem Abend wollten wir ihn mit einer Überraschung erfreuen, und als wir ihn in der Dunkelheit kommen sahen, rannte Linda hinaus, sprang ihm in die Arme und rief: „Papa, Papa, wir haben ein Geschenk ... siehst du? Siehst du? Licht! Wir haben Licht!“ Danach tanzten Linda und ihr Bruder draußen im Schein der Lampe. Ihre Freude über diese kleine Flamme wärmte mich zutiefst, besonders kurz nach meiner Erfahrung mit einer Reihe kalter Millionärs -Häuser. Ansonsten fand ich nicht viel, worüber ich mich freuen konnte. Das Essen wurde immer über einem Feuer im Freien zubereitet, und Lindas Mutter konnte den ganzen Tag nur regungslos dasitzen, weil sie an einer schmerzhaften Krankheit litt. Linda musste ihre Hausaufgaben vor Sonnenuntergang fertig haben, doch manchmal sah ich sie im Mondlicht lesen. Oft verbrachte sie Stunden damit, mir auf dem Bett vorzulesen.

- eine Geschichte der Hoffnung

„Hoffnung ist das, was dich weitermachen lässt, wenn alles um dich herum dir sagt, du sollst aufgeben.“ – Jacqueline Woodson, „Brown Girl Dreaming“

Für mich war Linda ohne Zweifel meine schönste und ermutigendste Erfahrung in Amerika. Ich kam zutiefst entmutigt zu ihrer Familie, nachdem ich monatelang durch die Armut des schwarzen Südens gereist war – eine Armut, die ich als zerstörerischer und entmenschlichender empfand als alles, was ich zuvor gesehen hatte.

Ich sah Linda an und fragte mich, warum sie nicht wie so viele andere arme schwarze Kinder, die ich in den unteren sozialen Schichten kennengelernt hatte, an Geist und Körper gebrochen war. Was war es, das es ihrer Familie ermöglichte, inmitten dieses unmenschlichen Daseins zusammenzuhalten? Und warum verband sie eine tiefere Liebe zueinander, als ich sie in jedem anderen Zuhause gefunden hatte, das ich in Amerika besucht hatte?

In Lindas Zuhause zu sein, war, als würde man in einen Hollywoodfilm eintreten, der die Armut romantisiert.

Während Armut überall in Amerika abscheulich ist und sowohl den Menschen als auch ihrer Umgebung ein abstoßendes Gesicht verleiht, hatte sie hier die Liebe überleben lassen. Diese Erfahrung, Liebe inmitten einer Welt der Hässlichkeit zu finden, war so unbeschreiblich und schockierend, dass ich völlig überwältigt war.



1974 - Miami Beach, FL

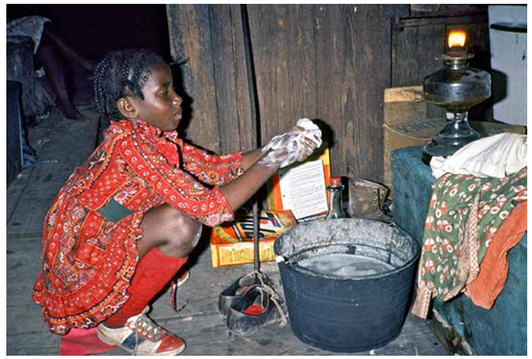


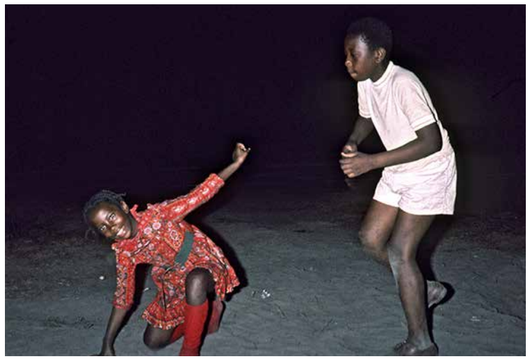




1974 - Miami Beach, FL







Nun, da wir die Liebe gefunden haben,
was machen wir nun damit?
Geben wir ihr eine Chance
und lassen wir sie unser Schicksal
bestimmen.
Das sind wir uns selbst schuldig
für immer glücklich zu leben.

Oh, Liebe ist das, worauf wir gehofft haben,
und Liebe ist das, wonach wir gesucht haben.
Jetzt, wo ich sie hier in meiner Hand halte,
werde ich sie über das ganze Land
verbreiten.

Jetzt, wo wir die Liebe gefunden haben
was machen wir nun damit?
Vergeben und vergessen wir
lass keinen Gedanken dein Feind sein.
Ich habe mich noch nie so gut gefühlt,
ich bin so glücklich, glücklich, glücklich,
wie ein Mensch nur sein kann.

Liebe ist das, worauf wir gewartet haben,
Liebe ist das, worauf wir gehofft haben.
Jetzt, wo ich sie hier in meiner Hand halte,
werde ich sie über das ganze Land
verbreiten...



Der Song von The O'Jays, illustriert
mit weiteren Fotos von Linda.
Siehe Update zu Linda auf Seite 362


PRAY
FOR
AMERICA



„Wenn man wirklich erfolgreich sein will, jemanden an einen bestimmten Ort zu führen, muss man zuallererst darauf achten, ihn dort zu finden, wo er ist, und dort anzufangen. Das ist das Geheimnis der gesamten Kunst des Helfens. Wer dazu nicht in der Lage ist, täuscht sich selbst, wenn er glaubt, er könne einem anderen helfen. Um einem anderen wirklich helfen zu können, muss ich mehr verstehen als er – aber vor allem muss ich verstehen, was er versteht. Wenn ich das nicht tue, hilft ihm mein größeres Verständnis überhaupt nicht. Wenn ich dennoch mein größeres Verständnis durchsetzen will, dann liegt das daran, dass ich eitel oder stolz bin. Aber jede wahre Hilfe beginnt mit Demut."
Søren Kierkegaard in „Über meine Werke als Autor" 1859

„Ich debattiere nicht. Ich gehe auf andere zu. Ich debattiere nicht über Hass; ich entwaffne ihn. Wenn man mit gezückten Waffen auftritt, bekommt man nur, dass die andere Seite mit gezückten Waffen zurückschlägt. Aber wenn man mit offenem Geist und der Bereitschaft zuzuhören auftritt, fühlen sie sich bestätigt. Es geht nicht darum, die Welt zu verändern. Es geht darum, ein Herz nach dem anderen zu verändern." – Daryl Davis, ein Schwarzer, der sich mit dem KKK anfreundete und dessen Mitglieder veränderte, aus seinem Buch „Klan-destine Relationships – a Black Man's Odyssey in the Ku Klux Klan"

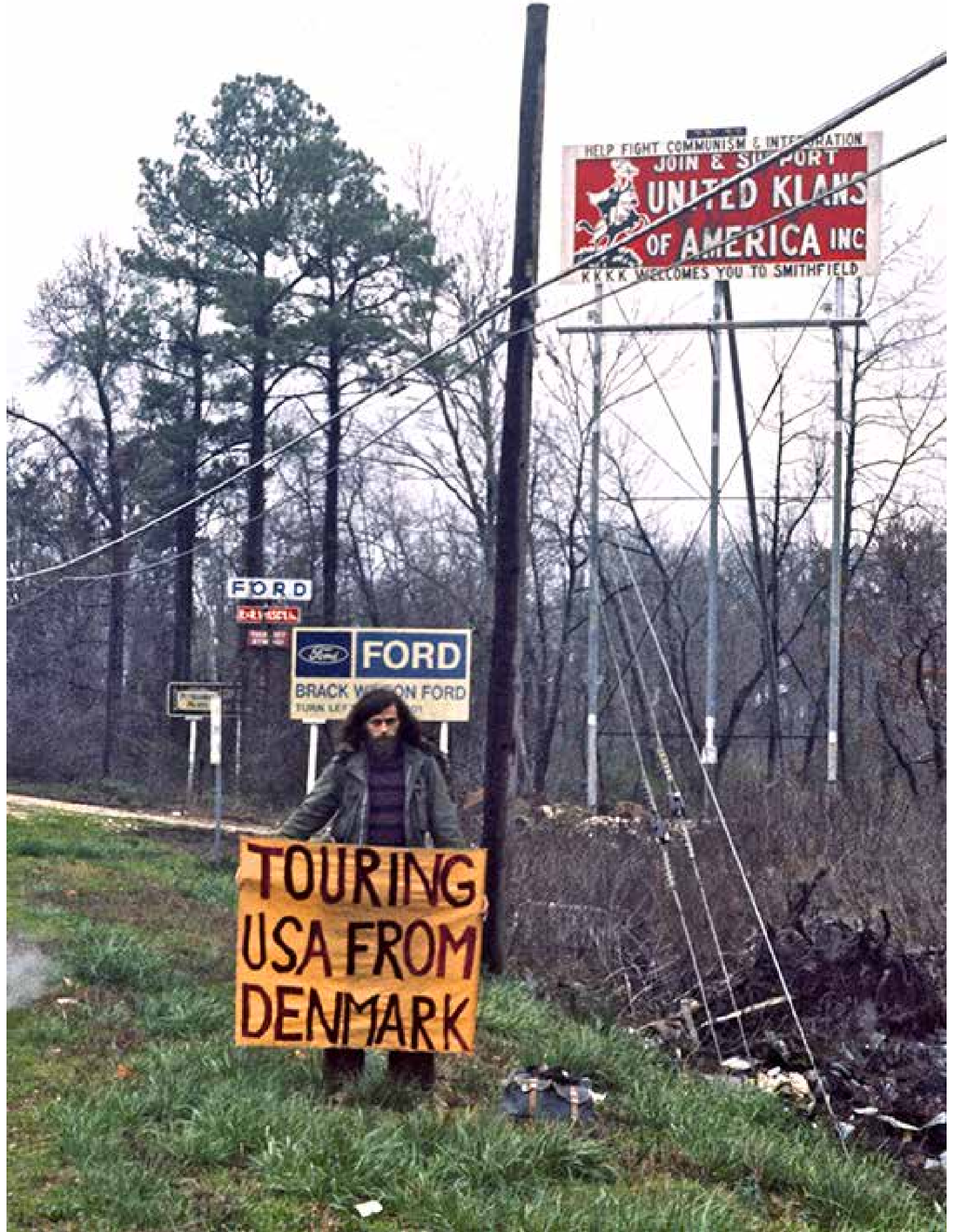
Intermedium

Verstehen...

Die Wurzeln des weißen Hasses

In meinen Vagabundenjahren konnte ich den Hass der Weißen nicht verstehen – ich konnte ihn kaum wahrnehmen. Dennoch sah und fotografierte ich überall seine Spur der Zerstörung. Genau aus diesem Grund blieb meine Einstellung gegenüber „hasserfüllten Weißen" wie dem Ku-Klux-Klan überwiegend negativ – und so öffneten sie sich mir nie. Alles, was ich sehen konnte, waren ihre Plakatwände, hoch auf Stahlmasten angebracht, weil Schwarze immer wieder versuchten, sie niederzubrennen.
Doch gestärkt durch die Liebe, die mir meine Schüler in über 30 Jahren Workshops entgegengebracht hatten – in denen ich ihnen zeigte, welche Zerstörung ihr eigener „unschuldiger" Rassismus anrichten konnte, und sie mir im Gegenzug ihre Herzen öffneten und mir den Schmerz dahinter offenbarten –, begann sich etwas zu verändern.
Nach den Anschlägen vom 11. September änderte sich plötzlich meine Beziehung zu einer Gruppe, die mir zuvor unsichtbar gewesen war. Sie tauchten plötzlich überall auf und nahmen mich bei der Hand – nicht, um mir ihren Hass zu zeigen, sondern ihre Welt voller Schmerz. Hier sind die Geschichten einiger meiner neuen Freunde –
und die weisen Worte meines Vorbilds:

„Dunkelheit kann Dunkelheit nicht vertreiben; nur Licht kann das. Hass kann Hass nicht vertreiben; nur Liebe kann das."
– Martin Luther King



1974 - Smitfield, NC

Die Wurzeln des weißen Hasses verstehen: Können wir den Ku-Klux-Klan lieben?

„Niemand wird geboren und hasst einen anderen Menschen wegen seiner Hautfarbe, seiner Herkunft oder seiner Religion. Menschen müssen hassen lernen, und wenn sie hassen lernen können, kann man ihnen auch beibringen zu lieben, denn Liebe ist dem menschlichen Herzen natürlicher als ihr Gegenteil." – Nelson Mandela

„Die Fokussierung auf den Klan trug auch dazu bei, Rassismus als individuelle Verirrung darzustellen und nicht als etwas Systemisches, Institutionelles und Allgegenwärtiges."
- Carol Anderson, White Rage

Sie lieben? 25 Jahre lang habe ich an amerikanischen Universitäten rhetorische Reden darüber gehalten, den Klan zu umarmen – was für schwarze und jüdische Studierende nicht immer einfach war –, aber ich habe nie ernsthaft in Erwägung gezogen, Worte in Taten umzusetzen, „meinen Worten Taten folgen zu lassen". Wie immer brauchen wir eine helfende Hand, um uns mit denen zu integrieren, die wir fürchten oder verachten. Denn wie könnte ich „akzeptieren", ohne beizutreten? Oder, wie ich in meinen Vorträgen scherzhaft sage: „Wie ich ein registriertes Mitglied des Klans wurde."

So geschah für einen erklärten Antirassisten das Unvorstellbare. Das dänische Fernsehen wollte einen Film über meine Arbeit in Amerika drehen und kam auf die verrückte Idee, mich Jeff Berry gegenüberzustellen, einem der hasserfülltesten Klan-Führer Amerikas. „Von mir aus, solange ich nicht auf Vortragsreise bin. Ich habe es mit vielen rassistischen Studenten zu tun gehabt; ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Klan-Führer schlimmer ist", sagte ich. Doch an dem Tag, an dem wir zum Klan-Hauptquartier in Indiana fliegen sollten, wurde ein Vortrag in Maine wegen Schnee verschoben. Also stellten sie stattdessen die Kamera in New York auf und sagten: „Sag dem Klan-Führer etwas, das wir ihm zeigen können."

Was sagt man zu einem Klan-Führer, wenn man in New York von Schwarzen und Juden umgeben ist? Ich sprach über die armen weißen „Kinder des Leids", die ich im Laufe der Jahre unterwegs aufgelesen hatte und die von endlosen Schlägen und sexuellem Missbrauch erzählten, und darüber, wie sie aufgewachsen waren und dem Klan oder ähnlichen
Gruppen beigetreten waren – Geschichten, die dem ähnelten, was ich von vielen Schwarzen aus den unteren Schichten gehört hatte. Um ihn zu necken, verglich ich sogar wütende Schwarze aus dem Ghetto mit dem Klan und sagte: „Deshalb empfinde ich für euch im Klan dasselbe Mitgefühl wie für meine schwarzen Freunde." Als er das Video sah, war er so bewegt, dass er mir eine offene Einladung schickte. (Seine Frau erzählte mir später, ich hätte die tiefsten Schichten des Schmerzes aus seiner missbrauchten Kindheit berührt.)

Normalerweise hielt ich jeden Tag Vorträge und hatte keine Zeit, ihn zu treffen. Aber im nächsten Jahr schuldete mir mein Vortragsagent Muwwakkil so viel Geld, dass ich ihn (für eine Weile) entließ, und er sagte aus Rache 41 Vorträge ab. Ich war erleichtert, Zeit zu haben, echte Menschen zu treffen, anstatt nur Vorträge über sie zu halten. Ich rief Muwwakkil an, der schwarz ist, und neckte ihn: „Okay, dann trete ich dem Klan bei, damit du endlich bezahlst."

In der Zwischenzeit war Jeff Berry (zunächst) zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Wie sollte ich da einen sinnvollen Urlaub machen? Ich zog bei seiner Frau Pamela ein, die nun die Klan-Führerin war. Ihr Bett war genauso unordentlich wie das anderer armer Weißer – überall lagen Mitgliedskarten verstreut. Ich half ihr beim Aufräumen und scherzte: „Wenn ich meinen Namen auf eine dieser Karten schreibe, werde ich dann Mitglied im Klan?" Zu meiner Überraschung platzte sie heraus: „Ja, bitte tu das. Wir hatten noch nie einen Antirassisten als Mitglied. Das würde uns so viel bedeuten."





2002 – Mein erstes Sonntagsessen mit Grand Dragon Jean und Dennis

Am nächsten Tag rief sie stolz ihren Mann an, um ihm zu sagen, dass sie einen rekrutiert hätten. Wieder lernte ich, wie einfach es ist, einer Gruppe beizutreten oder sich in sie zu integrieren, wenn man ihr mit Empathie statt mit Feindseligkeit begegnet. Aber konnte ich sie ändern, jetzt, wo ich nicht mehr nur ein passiver Fotograf, sondern ein engagierter Antirassist war?

Was ich in den folgenden Jahren im Zusammenleben mit dem Klan gelernt habe, gehört in ein anderes Buch. Hier sind ein paar Höhepunkte. Ich führte lange Interviews mit Pamela über den sexuellen Missbrauch, den sie als Kind erlitten hatte, und sie beschrieb, wie Jeff in seiner „dysfunktionalen Familie" so brutal geschlagen wurde, dass er weglief und auf der Straße als „Stricher" überlebte. Im Gefängnis erzählte mir Jeff, dass er von seiner Mutter, einer heroinabhängigen Sexarbeiterin, vernachlässigt und nicht geliebt worden sei. „Aber heute ist sie eine vornehme Dame, nachdem ein schwarzer Kunde sie geheiratet und gerettet hat. Dafür liebe ich meinen Stiefvater."

Pamela beharrte darauf, dass in Jeff kein Hass stecke – „er hat viele schwarze Freunde ... Ich mag es nur nicht, wenn er in unseren Treffen so hasserfüllt über ‚Schwuchteln' redet. Ich fühle mich immer noch zutiefst verletzt, weil ich meine beste Freundin, eine schwarze Frau, verloren habe, als ich dem Klan beitrat."

Alle im Klan liebten mich und luden Grand Dragons aus anderen Bundesstaaten zum Sonntagsessen mit „unserem neuen antirassistischen Mitglied" ein. Als ich sie interviewte, fand ich immer dasselbe Muster: schwerwiegender Missbrauch in der Kindheit. Ein Jahr nach dem Essen mit Grand Dragon Jean und ihrem Ehemann Dennis, der ihr Leibwächter war, besuchte ich sie in ihrem bescheidenen Zuhause in Illinois. Sie rannte mir entgegen, um mich zu umarmen: „Jacob, ich bin so froh, dich zu sehen. Dennis ist gerade an einem Herzinfarkt gestorben. Ich bin jetzt eine freie Frau." Sie zog mich ins Schlafzimmer und zog sich aus. Zwar hatte sie mich einmal fotografiert, als ich auf den Knien Pamela einen Heiratsantrag machte – in Klan-Roben mit roten Rosen, womit ich meine Vorstellung davon, „mit dem Feind ins Bett zu gehen", darstellte –, aber ich war dennoch schockiert.

Zum Glück wollte Jean nur zeigen, dass ihre Brüste und Genitalien nun mit Tattoos bedeckt waren. Für sie bedeutete das, „eine freie Frau zu sein". Warum? Dennis' gewalttätiger, trunksüchtiger Stiefvater war mit Tattoos übersät gewesen, und sein tätowierter Arm, mit dem er ihn geschlagen hatte, hatte ihn so sehr verfolgt, dass er Jean verboten hatte, sich tätowieren zu lassen. „Aber du verstehst doch, Jacob, man ist keine echte Klan-Frau, wenn man nicht stolz das Klan-Abzeichen an seinen intimsten Stellen trägt", sagte sie.

Sie war die Schneiderin des Klans und bot mir an, mir eine Robe zu nähen – „für nur 80

Links 2002 – Butler, IN. Ich helfe Pamela dabei, das unordentliche Schlafzimmer aufzuräumen



Der Enkel des Klanführers, eingehüllt in Symbole des Hasses



2003 – Liebe zwischen einem Nazi und einem KKK-Mitglied

Dollar, wegen unserer langen Freundschaft". Ich nannte sie „Clownanzüge", was sie immer zum Lachen brachte. Sie wussten, dass der KKK für den Rest von uns heute meist nur noch Clowns sind – gekleidet in historischen Kostümen in einem verzweifelten Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen.

Dass sie sich in die geliehenen Federn des Hasses kleideten, spürte ich auch, als ihre beiden Papageien mich mit ihren „White Power!"-Rufen wach hielten. Ich hörte darin keinen Rassismus, sondern den Schrei zweier unterdrückter Vögel, die ihr ganzes Leben lang auf dem Anrufbeantworter gesessen



Papageien, die die schmutzige Sprache des Hasses sprechen

und dessen Botschaft verinnerlicht hatten – was ich bald als „Poor White Trash Power" verstand: ein Hilferuf von ausgegrenzten Weißen, die sich nie als Teil der weißen Machtstruktur gefühlt hatten, von der andere profitieren. Als ich später sah, wie meine naiven Klan-Freunde dazu verleitet wurden zu glauben, dass Donald Trump, ein Milliardär, sie retten würde, verstand ich, wie missbraucht und ausgebeutet sie waren.

Ich sah viele Beispiele dafür, wie verletzt und verwirrt sie sich fühlten, wenn wir sie als „hasserfüllt" bezeichneten. Sie warnten mich immer wieder davor, Wally zu besuchen, einen Nazi, der die Tochter des Klan-Führers, Tania, geheiratet hatte – „die Nazis sind voller Hass" (im Gegensatz zu uns). Wieder sah ich unser menschliches Bedürfnis, andere als schlechter als uns selbst anzusehen, um unseren eigenen „unschuldigen" Rassismus zu rechtfertigen.

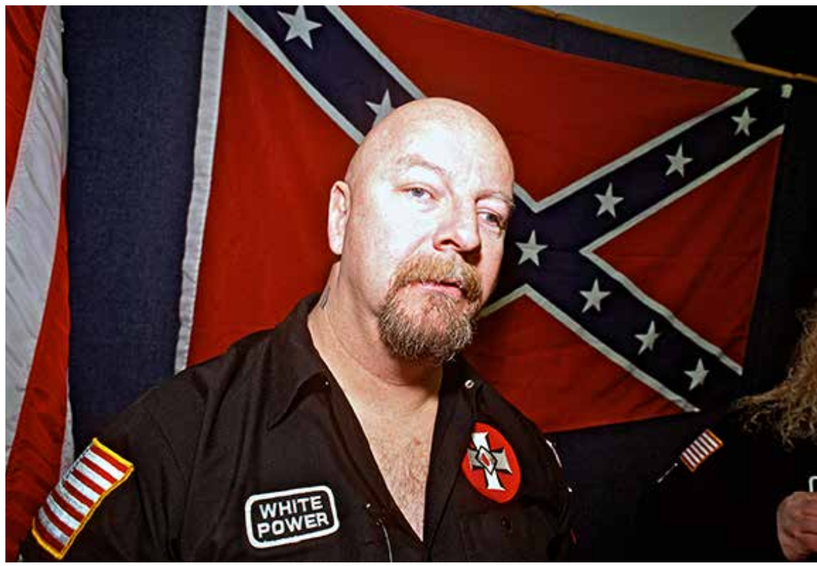
Doch nach einer Nacht mit Wally erkannte ich den Schmerz in seinem Leben. Er hatte in New York glücklich verheiratet gelebt, bis seine Frau und seine Tochter durch Querschläger im Kreuzfeuer zwischen schwarzen Straßenbanden getötet wurden. Daraufhin drehte er durch und schloss sich den Nazis an. Später sah er den Klan-Anführer und dessen Tochter in der Jerry Springer Show, verliebte sich und fuhr nach Indiana, um ihr einen Heiratsantrag zu machen. „So kam ein dreckiger Nazi in unseren stolzen Klan", sagten meine Freunde beschämt. Jeff erzählte mir im Gefängnis, wie wütend er war, dass Wally und Tania den Radiosender des Klans übernommen hatten, „sodass nun alle Amerikaner denken, es ginge uns um Hass, nicht um Gerechtigkeit und Bürgerrechte für Weiße."

Ich machte viele Fotos von Wally, wie er mit seiner Tochter Kathrin den Hitlergruß machte, aber ich machte mir keine Sorgen, dass sie rassistisch werden könnte, weil sie so sehr von elterlicher Liebe umgeben war.

Wally hatte solche Angst, sie zu verlieren, dass er sich weigerte zu arbeiten und seine ganze Zeit damit verbrachte, ihr Kinderbücher vorzulesen. Im Laufe der Jahre sah ich zu, wie sie zu einer warmherzigen, gesunden Frau heranwuchs – im Gegensatz zu vielen im Klan, die missbraucht oder ungeliebt worden waren.

Meine langjährige Freundschaft mit dem Klan ermöglichte es uns, uns gegenseitig auf die Probe zu stellen. Ich befragte sie zu Schwarzen, Einwanderern, Muslimen, Homosexuellen und Juden. Muslime: „Gute, gottesfürchtige Menschen." Nur Homosexuelle wurden von einigen, wie Jeff, verunglimpft, aber wenn ich fragte: „Was wäre, wenn dein eigenes Kind schwul wäre?", sagten sie meist: „Dann würde ich es genauso lieben wie meine anderen Kinder" – eine Antwort, die ich damals von vielen Republikanern nicht hörte. Bei manchen Themen, wie der Todesstrafe, standen sie weiter links als die meisten Amerikaner. Die antisemitischste Bemerkung, die ich hörte, kam von Jean, die mich fragte, ob ich an den Holocaust glaube. Ich spürte, dass sie im Internet Leugner gelesen hatte, und hielt ihr einen langen Vortrag. Sie schien erleichtert, und seitdem nannten sie mich – einen Schulabbrecher – „den Professor".

Als ich später in Dänemark einen Vortrag hielt, in dem ich sagte, ich sehe weniger Hass im Ku-Klux-Klan als bei den Dänen in ihrer Haltung gegenüber Einwanderern, stand



2003 – Wally, der zu Jeffs Ärger den KKK-Radiosender übernommen hatte, um Hass zu verbreiten



2002 – Der Enkel des Klanführers bekommt Hausaufgabenhilfe



2003 – Schwarz-weiße Liebe im Ku-Klux-Klan





Jeff ist der einzige KKK-Führer, der in Manhattan marschiert ist, wie hier zu sehen ist. … Warum also nicht versuchen, einen so provokanten Klanführer zu besänftigen?

eine wütende schwarze Frau auf: „Jacob, meine Mutter nahm mich mit ins Kino, um ‚American Pictures' zu sehen, als ich 14 war, und du warst mein Held. Ich trug ein T-Shirt mit der Aufschrift ‚Bomb the Klan'. Aber jetzt bist du völlig von Sinnen." Zu ihr, Rikke Marrot, heute 34, sagte ich: „Wenn du Vorurteile gegen jemanden hast, gibt es nur eines zu tun: Zieh bei ihm ein und sieh ihn als Menschen. Komm mit mir nach Amerika und zieh beim Klan ein. Dann kannst du sie bombardieren, so viel du willst – ich werde es fotografieren."

Rikke nahm sich eine Auszeit von ihrem Modeljob und kam mit mir. Ich wusste, was passieren würde: Am Ende liebten sie sich, und sie schrieb später ein Buch darüber, wie sie als schwarze Frau im Klan weniger Hass vorfand – zumindest im Vergleich zu Dänemark. Ich liebte es, zu filmen, wie sie den Klan unterhielt, indem sie sagte, ihre „schwarze Familie habe Hunderte von Weißen getötet". Sie meinte damit ihren Maasai-Stamm während des Mau-Mau-Aufstands, aber der ungebildete Klan hörte das nur im Rahmen des amerikanischen Schwarz-Weiß-Denkens und saß voller Ehrfurcht vor der mutigen schwarzen Kriegerin, die in ihr Leben getreten war.

„Ich möchte unser neues schwarzes Mitglied kennenlernen, damit ich die 5.000 Schwarzen beeindrucken kann, von denen ich hier im Gefängnis umgeben bin", sagte Jeff. Also fuhren wir elf Stunden – nur um zu erfahren, dass sie Rikke nicht hereinlassen würden. Pam und Rikke umarmten sich unter Tränen. Als Rikke die Liebe zwischen Pam und Jeff sah, beschloss sie, mit mir zusammenzuarbeiten.

Deshalb ist es wichtig, bei denen einzuziehen, gegen die man Vorurteile hat. Hätte ich nicht mit Pamela zusammengelebt, hätte ich kein Gespräch mit einem Nachbarn mitgehört und erkannt, dass Jeff unschuldig war an dem Verbrechen, für das er inhaftiert war. Es war tatsächlich sein gewalttätiger Sohn – der ständig in Kneipenschlägereien verwickelt war –, der jemanden mit einer Waffe bedroht hatte, während er sich mit feindseligen Journalisten stritt. Nichts wäre passiert, wenn meine Freunde vom Southern Poverty Law Center nicht davon erfahren hätten. Sie leisten bewundernswerte Arbeit bei der Aufspürung von Hassgruppen des „ ", eine Aufgabe, die ich schon lange unterstützt habe. Sie klagten Jeffs Sohn wegen versuchter Entführung an, aber Jeff konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sein Sohn ins Gefängnis muss, also gestand er. Und wenn man in Amerika ein Klan-Anführer ist, kann man leicht dreißig Jahre bekommen – selbst ohne Zeugen, ohne Verletzte und ohne frühere Verurteilungen wegen Gewalttaten.

Als Rikke Marrot und ich erkannten, dass er aus Liebe und nicht aus Hass im Gefängnis saß, starteten wir – zusammen mit seinem schwarzen Anwalt – eine massive Verteidigungskampagne. Wir rannten zu Anwälten, Richtern und lokalen Zeitungen, und ich schrieb Online-Appelle, von denen ich einen „Romeo und Julia in Klan-Kapuzen" nannte. Ich neckte Rikke: „Ich dachte, du wärst gekommen, um den Klan zu bombardieren, nicht um seinen Anführer zu befreien."

Unsere Bemühungen hatten Erfolg, und Jeff wurde freigelassen. Voller Dankbarkeit führte er mich herum, um mir seine armen Freunde aus der Gegend vorzustellen. Er hatte seinen Job verloren, und da ich ihm erzählt hatte, wie ich schwarze Dealer in den Ghettos mein Buch statt Drogen verkaufen ließ, sagte er: „Jacob, kann ich dein Buch nicht auch verkaufen?" Und so kam es, dass Amerikas größter Klan-Anführer schließlich herumfuhr und mein antirassistisches Buch verkaufte. Wir lachten beide über die Ironie.

Als ich sah, wie vernachlässigt die primitive Website des Klans während Jeffs Abwesenheit geworden war, erhielt ich die Erlaubnis, ihr Webmaster mit freier Hand zu werden. Zu meiner Überraschung fand ich fast keinen Hass, den ich löschen musste (nur gegen Pädophile). Ich verstand warum und ließ es stehen; wir alle brauchen etwas, das wir hassen können, wenn wir leiden. Wie ich meinen schwarzen und jüdischen Freunden sagte: „Jetzt habt ihr mich als eure Garantie, dass nichts Rassistisches oder Antisemitisches auf der Website des Klans erscheinen wird. Diese Macht erlangt ihr nur, indem ihr sie mit Liebe stärkt . Wenn ihr sie mit Hass angreift, werden sie nur noch schlimmer, um der Rolle der ‚Bösen' gerecht zu werden – der negativen Aufmerksamkeit, die sie in ihrem Selbsthass schon immer gesucht haben."

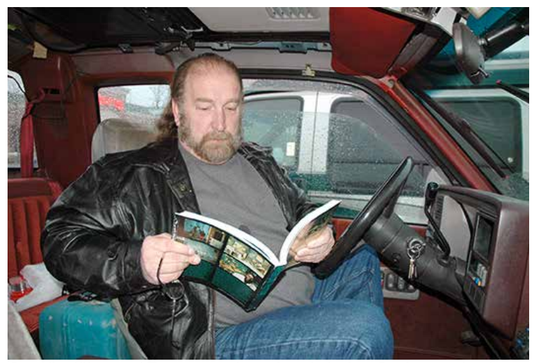
Es fühlte sich an, als könnte ich nichts falsch machen. Der Klan begann, wilde Partys zu veranstalten, wann immer ich auf meiner Vortragsreise vorbeikam – oft brachte ich hochgebildete antirassistische Aktivisten mit, um ihnen aus ihrem blinden Hass auf den KKK herauszuhelfen. Das war nicht schwer, wenn wir manchmal mit den Worten begrüßt wurden: „Oh, verdammt, Jacob, warum bist du so spät gekommen? Die Party gestern Abend hätte dir gefallen. Wir hatten so viele deiner schwarzen und mexikanischen Freunde hier – sogar ein paar Amische aus der Gegend …"

Schließlich wollte ich Jeff dank unserer langen Freundschaft auf die ultimative Probe stellen, indem ich ihn quer durch Amerika mitnahm, um meine alten schwarzen Freunde aus diesem Buch zu treffen. Ich lud den dänischen Fernsehjournalisten Mads Ellesøe als Zeugen ein – und damit er dänischen Schulkindern helfen sollte, aufzuhören, „den Teufel anzubeten", und anzufangen, Verantwortung für den Rassismus in sich selbst zu übernehmen.

Ein Problem hatte ich nicht vorausgesehen. Im Privaten hatte ich bei Jeff Berry nie tiefen Rassismus festgestellt, aber er wusste, wie alle Klanmitglieder, dass niemand sie weiterhin als „die bösen Leute" darstellen würde, wenn sie einfach sie selbst wären – die einzige Rolle, die ihnen Aufmerksamkeit verschaffte. Also stürzte sich Jeff, sobald die Kamera auf ihn gerichtet war, in übertriebene Klan-Rhetorik. Das schockierte mich; privat hatte er nie so gesprochen. Schlimmer noch, er drängte mich in die gegenteilige Rolle – den großen Antirassisten –, damit keiner von uns vor den Fernsehzuschauern



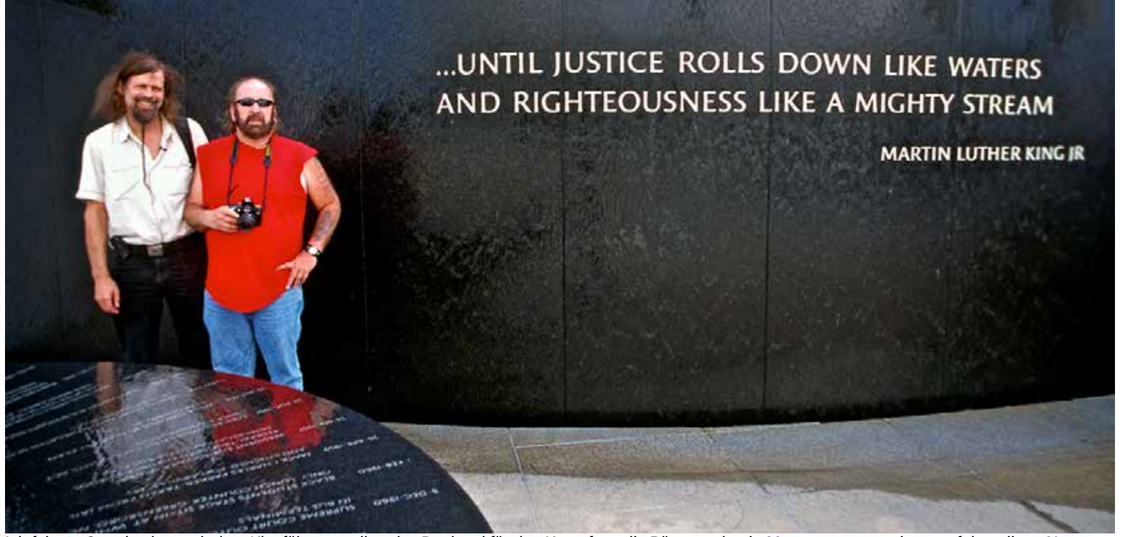
Ein Beispiel aus meiner Zeit als offizieller Webdesigner für den Ku-Klux-Klan



Der Klanführer auf Tour, um mein antirassistisches Buch zu verkaufen



Wir besuchen Jeff im Gefängnis, wo der Klanführer seine vielen neuen schwarzen Freunde mit „meinem neuen schwarzen Mitglied“ beeindrucken wollte – Foto von Rikke.



Ich fuhr 24 Stunden lang mit dem Klanführer, um ihm das Denkmal für den Kampf um die Bürgerrechte in Montgomery zu zeigen, auf dem die 41 Namen der Menschen stehen, die durch die Gewalt des Klans ums Leben kamen

das Gesicht verlieren würde. Am Ende hassten wir beide die Medien dafür, dass sie Hass schürten und unsere Freundschaft fast zerstört hätten. Privat liebte Jeff es, meine schwarzen Freunde kennenzulernen – Mary [S. 152], deren Haus von Rassisten mit Brandbomben angegriffen worden war; Virginia Pate [S. 58], die Witwe, bei der ich in den Sümpfen gewohnt hatte. Der Respekt war gegenseitig.

Als wir zu Virginia Honore [S. 53] kamen, die ich seit ihrem 16. Lebensjahr kannte und die nun mit Howard, einem Wärter im Angola-Gefängnis, verheiratet war, war Jeff im Auto eingeschlafen. Ich saß auf der Veranda und sagte: „Ich habe dich immer als fürsorgliche Christin gekannt, die jedem vergeben kann. Aber was wäre, wenn ich einen Anführer des Ku-Klux-Klans mitbringen würde?“ Sie antwortete: „Du weißt, dass ich ihn lieben werde wie Gottes andere Kinder. Es war nie wichtig, wen du zu meiner Hütte mitgebracht hast – Multimillionäre wie Anita Roddick oder die ärmsten Landstreicher.“

„Nun, dieses Mal habe ich Amerikas meistgehassten Klan-Anführer mitgebracht.“

Ich weckte Jeff, und ohne zu zögern ging Virginia hinein, um ihm etwas zu essen und zu trinken zu holen. Es wurde ein unvergesslicher Abend voller Lachen und langer Gespräche, an dem sie sich in moralischen Fragen in fast allem einig waren – sogar in ihrer Ablehnung von Mischehen. „Jenny“, rief Virginia, „komm und hör dir von einem Klan-Mitglied selbst an, dass es falsch ist, mit deinem weißen Freund zusammen zu sein. Es wird den Kindern wehtun, als Mulatten aufzuwachsen.“ Beide glaubten auch, dass weder das Gefängnis noch die Todesstrafe etwas Gutes bewirken. Virginia und Howard hatten einst einen 16-jährigen Jungen adoptiert, um ihn vor der Kriminalität zu bewahren, doch er beging einen brutalen Mord, und nun war es Howards Aufgabe, seinen Adoptivsohn zur Hinrichtung zu führen. (Er trat auch als Double in „Dead Man Walking“ auf.)

Jeff wurde von all meinen schwarzen Freunden mit Liebe und Vergebung empfangen – sogar in der Hüttenkirche meines Ex-Schwiegervaters in Philadelphia, Mississippi, die berüchtigt ist für den Mord des Klans an drei Bürgerrechtlern, der später in „Mississippi Burning“ dargestellt wurde. Ich habe immer daran geglaubt, dass das Zusammenbringen von Menschen der beste Weg ist, um Angst und Dämonisierung zu überwinden.

Nein, Jeff hatte keine Probleme mit meinen schwarzen Freunden – nur mit den aggressiven Fragen von Mads Ellesøe, der gutes Fernsehen wollte. Das hätte unsere Freundschaft beinahe zerstört. Ein echter Dialog sollte immer unter vier Augen stattfinden, nicht vor laufenden Kameras. Nach ein paar Tagen war die Atmosphäre so vergiftet, dass sie sich kein Zimmer mehr teilen konnten. Mads sah Jeff als widerwärtigen Manipulator; Jeff sah Mads als erbärmlichen liberalen Snob. Wir konnten uns nur ein Motelzimmer leisten, also schlief Jeff in meinem Auto, und ich hatte Angst, er könnte mit meiner gesamten Ausrüstung davonfahren. Ich zwang mich zu sagen: Du musst an das Beste im Menschen glauben, sonst übernimmt das Schlimmste die Oberhand.

Eines Nachts explodierte der wütende Klan-Anführer. Wir schrien auf einem Platz in Alabama so laut, dass der ganze Staat es hören konnte. Als Jeff nach Hause gehen wollte, hielt ich ihn auf. Er hob die Fäuste – aber ich trat näher und sagte ruhig: „Jeff, du bist nicht gewalttätig. Ich weiß, dass du im Herzen gut bist.“ Mads sah mich an, als wäre ich verrückt. Aber ich wusste es. Ich hatte dieselbe Wut bei vielen schwarzen Freunden im Ghetto gesehen. Hinter dem Hass steckte immer eine Wunde. Wenn man lange genug bleibt, kann man sie erreichen. Jeff kam zu uns zurück. Und an diesem Abend passierte etwas, das ich nicht hätte planen können.

Als ich vor dem Motel stand und nach Luft schnappte, rief eine Frau aus der Dunkelheit: „Na – hast du Ärger?“ „Ja – und ich höre, du auch.“

Ihr Name war Cristy Warren, eine arme weiße, drogenabhängige Sexarbeiterin. Bald fand ich mich mit ihr und einer Flasche Wodka im Bett wieder, nachdem sie sich heftig mit einem schwarzen Kunden zerstritten hatte. Sie rollte sich immer wieder schützend zusammen wie Jodie Foster in „Nell“. (Jodie Foster hatte 1981 meine Show in Yale gesehen und mein Buch gekauft). Als ich den Film erwähnte, der Cristy tief bewegt hatte, öffnete sie sich. Sie stammte aus einer Klan-Familie und war seit ihrem dritten Lebensjahr von den meisten Männern sexuell missbraucht worden. Mit vierzehn lief sie von zu Hause weg, wurde drogenabhängig und Sexarbeiterin, wurde aber später von einer liebevollen schwarzen Familie aufge-





Der Klanführer mit Virginia und Howard, bekannt aus dem Film „Dead Man Walking“



Cristy während ihrer nächtlichen Nell-Séance

Links: Jeff trifft Virginia und Howard im Fernsehfilm „Jacob und der Klan“
Rechts: Sehen Sie sich den ganzen Film an





Jeff bei Cristys mittellosem Vater, Bob Warren, und mit Cristy auf dem Schoß bei seinen Freunden, wie dieser Frau, die nie lesen gelernt hatte

nommen und war nun das einzige weiße Mitglied der gewalttätigen Gang „The Crips“. Gerührt hörte ich ihr die ganze Nacht zu, während sie redete, weinte, lachte und gestikulierte wie Nell. Als die Sonne aufging, dachte ich: Diese Frau kann unser Filmprojekt retten.

Am nächsten Morgen nahm sie uns mit zu ihrem Klan-Vater in einen schäbigen Wohnwagen – drei Hunde, überall Müll, ein wilder Blick in seinen Augen. Als ich hörte, wie er das N-Wort für „minderwertige“ Menschen benutzte, die nehmen, ohne etwas zurückzugeben – sowohl Weiße als auch Schwarze –, strahlte Jeff Berry. Das waren „meine Leute“, wie er immer sagte, wobei er dasselbe N-Wort für arme Weiße benutzte. Er wollte nun Cristys krankem Vater in seinem Schwarz-Weiß-Ghetto helfen, und ich spürte, wie sich etwas in ihm zu verändern begann.

Doch der eigentliche Wendepunkt kam am nächsten Tag. Ich bat Mads Ellesøe, die Kamera und reichlich Bier in den Wald mitzubringen, wo wir Decken ausbreiteten. Ich setzte Jeff Cristy gegenüber und sagte: „Jetzt erzähle ich dir ihre Geschichte. Hör zu – mit all deinem Mitgefühl.“ Ich sprach von dem Missbrauch, dem Schmerz, den Selbstmordversuchen. Meine Stimme brach. Cristy weinte, und schließlich rollten Tränen über Jeffs verhärtete Wangen, obwohl er sich bemühte, seine Fassade aufrechtzuerhalten. Dann stand er auf und ging tief in den Wald hinein. Ich dachte, er wäre weg. Aber er kam zurück. Als er sich wieder hinsetzte, sagte ich: „Jeff, du weißt, dass das auch deine Geschichte ist. Vielleicht nicht sexuell – aber dieselben Schläge und Demütigungen als Kind. Deine drogenabhängige Mutter, die dich nie sah, während ihre Männer dich schlugen. All die Dinge, über die du nie sprichst – der Schmerz, den du immer noch trägst. Du versteckst dich im Klan, während Cristy sich in Amerikas gewalttätigster schwarzer Gang versteckt.“ Er sagte nichts, aber ich konnte sehen, dass es ihn erreicht hatte. Der Rest des Tages wurde zu einer langen gemeinsamen Katharsis – als hätten beide ein Leben lang darauf gewartet, gesehen und gehört zu werden.

Ironischerweise wurde auch ich „gerettet“. In Cristys Motel tauchte ein schwarzer Gangsterfreund auf, um ihr Heroin zu verkaufen. Er wurde paranoid und war überzeugt, ich sei ein Polizist, weil ich noch ein Mikrofon in meinem Hemd hatte. Während ich im Auto schlief , saß er drinnen bei Jeff und Cristy, wurde noch paranoider, als sie Heroin kochten, und drohte, hinauszugehen und mich zu erschießen. Jeff rettete mich, indem er ihm mein Buch „American Pictures“ zeigte, das voller Fotos von mir mit schwarzen Kriminellen war. „Schau, Jacob ist kein Polizist“, sagte er. „Er ist einer von euch.“

Am nächsten Morgen servierte er mir im Auto Kaffee und sagte stolz: „Ich habe dir gerade das Leben gerettet, Bruder. Dafür ist der Klan da.“

Und ich dachte: Das ist verdammt noch mal Brückenbau auf höchstem Niveau. :-)

Wandel

Zwei Jahre später hatte Cristy ihre schwarze Gang unter Polizeischutz verlassen, ihren Namen geändert, ihre Sucht überwunden – und als ich 2011 das letzte Mal bei ihr wohnte, hatte sie gerade einen Preis als beste Studentin an ihrer Universität gewonnen.

Und Jeff? Ich hatte nicht erwartet, dass es so einfach sein würde, einem Anführer aus dem Klan zu helfen (obwohl das nie mein Ziel war), doch kurz nach unserer Reise löste er seine gesamte Gruppe auf. Er war sein ganzes Leben lang im KKK gewesen; es war seine Identität und sein einziger Anspruch auf Ruhm, aber es ergab keinen Sinn mehr. Was dann geschah, schockierte mich. Einige Mit-



Frühstück im Bett von meinem stolzen Retter

Jeff Berry

From Wikipedia, the free encyclopedia

Jeff Berry, former leader of the American Knights of the Ku Klux Klan in Butler, Indiana, was sentenced to seven years in prison on December 4, 2001 for conspiracy to commit criminal confinement with a deadly weapon. The charges stemmed from a 1999 incident in which Berry refused to allow a local reporter and a photographer to leave his home following an interview.[1]

In an interview, Berry identified himself as the Klan's "national imperial wizard.[2] In a book written by his former assistant and now former Klansman, Brad Thompson, Berry's Klan is described as "a gigantic financial rip-off designed to line the pockets of its top leadership."[3] He later left the Klan 6 months after Jacob Holdt, a Danish Photographer, made a documentary with him about racism. [1] After leaving the Klan, Berry was assaulted physically by other Klan members which resulted in him becomming blind and invalid.

Wikipedia über den Überfall auf Jeff



Als ich bei dem mittlerweile blinden Jeff wohnte, mit den Krücken im Hintergrund

glieder, darunter sein eigener Sohn – den er vor dem Gefängnis bewahrt hatte –, waren so wütend, dass sie versuchten, ihn zu töten. Er wurde so schwer zusammengeschlagen, dass er zwei Monate lang im Koma lag, und die Ärzte bezweifelten, dass er überleben würde. Als er aufwachte, war er blind und dauerhaft behindert. Doch als ich ihn und Pamela besuchte, waren sie so glücklich, dass sie mir ihr eigenes Bett überließen. Nun predigte er Liebe in einer Kirche statt Hass im Wald. Ich sah keinen wirklichen Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Jeff – nur, dass es für ihn endlich Sinn ergab, die Aufmerksamkeit, nach der er sich sehnte, durch das Licht statt durch die Dunkelheit zu suchen: das heilige Kreuz statt des brennenden Kreuzes. Die tiefe Liebe in ihm, seit dem Missbrauch in seiner Kindheit verkrüppelt und gefangen, war so verborgen gewesen, dass wir, die wir von außen hinschauten, sie für Hass gehalten hatten.

Coda: Der Tropfen, der Wellen auslöste

Zurück in Dänemark sah ich eine schwarze Dänin, Naval, in den sozialen Medien, die ständig alle als Rassisten bezeichnete – mich eingeschlossen. Ich dachte: Diese Wut – die kenne ich. Also lud ich sie zu meiner Diashow „American Pictures“ an einer weit entfernten Universität ein. Sie schrie und gestikulierte die ganze Fahrt über, aber während des Vortrags saß sie fünf Stunden lang vollkommen still da. Am nächsten Tag lud ich sie zu meinem anderen Vortrag ein, „Can We Love the Ku Klux Klan?“, der von Charlotte Borg für dänische Fernsehmitarbeiter organisiert wurde; sie war es, die mich als junge Filmemacherin mit Jeff Berry zusammengebracht und diese ganze Geschichte ins Rollen gebracht hatte.

Es war nur ein Zimmer verfügbar, also sagte ich nervös: „Wir müssen uns das Bett teilen.“

Zu meiner Überraschung antwortete Naval – eine muslimische Frau aus Somalia –: „Das ist kein Problem.“

Ich hätte wissen müssen, dass das bedeutete: kein Schlaf. Sie trank und feierte die ganze Nacht mit dem Fernsehteam, während ich versuchte, mich auszuruhen. Aber am nächsten Morgen saß sie still während meines dreistündigen Vortrags da – und danach, im Auto, kam die Offenbarung.

Sie erzählte mir, dass sie als Kind in Somalia wiederholt von Männern in ihrer Familie sexuell missbraucht worden war – bis sie mit acht Jahren beschnitten wurde und die Familie nach Dänemark floh. Ihr ganzes Erwachsenenleben lang war sie alkohol- und drogenabhängig gewesen, sogar ein Jahr lang in der St. Hans-Psychiatrie eingesperrt, ohne dass ihr jemand helfen konnte oder sie verstand, warum. Bis sie mich über das Leiden des Klan-Führers sprechen hörte – und darüber, wie irrationale Wut oft getarnte Trauer ist.

„Ich dachte, ich wäre wütend auf alle anderen, weil sie Rassisten sind“, sagte sie. „Aber ich war wütend auf meine eigenen Dämonen.“

Ich sah diese Dämonen im Chaos ihrer Wohnung. Später half sie mir, bei meinen Vorträgen Bücher zu verkaufen. Sie war nun gut gekleidet, nüchtern – und hatte ihr Leben im Griff. Als mein Sohn sie besuchte, sagte er erstaunt: „Papa, ihre Wohnung war völlig sauber und aufgeräumt.“ Da wusste ich, dass sie befreit worden war.

Das ist es, was ich mit dieser Geschichte sagen möchte: Beim Brückenbau geht es nicht nur **darum, miteinander zu reden** – es geht **darum, einander zu befreien**. Und das – ja, manchmal „grenzüberschreitend“ – ist ansteckend und befreiend über Ländergrenzen hinweg.

Wie wir in meinen Workshops zwischen Schwarzen und Weißen an US-amerikanischen Universitäten immer sagten:

„Wenn dich ein Leidensmuster angreift – und nur ein Leidensmuster würde das tun – ist Hilfe immer zur Stelle: von der Person, die darin gefangen ist, die darauf wartet, befreit zu werden.“

Denn hinter jedem Schrei, jeder Anschuldigung, jeder Mauer aus Hass verbirgt sich fast immer ein alter Schmerz, der darum bittet, gehört zu werden. Wenn wir es wagen, lange genug zuzuhören – wenn wir es wagen, zu bleiben –, dann geschieht etwas Bemerkenswertes: Der andere erweist sich als weitaus ähnlicher als wir dachten.

Der Feind wird zum Menschen –

vor allem, wie ich immer sage, wenn man den Sprung wagt und „mit dem Feind schläft“. :-)

Die Wurzeln des Hasses der Weißen verstehen: Als Hass getarnte Liebe – I.

.....or why the KKK is so easy to dismantle

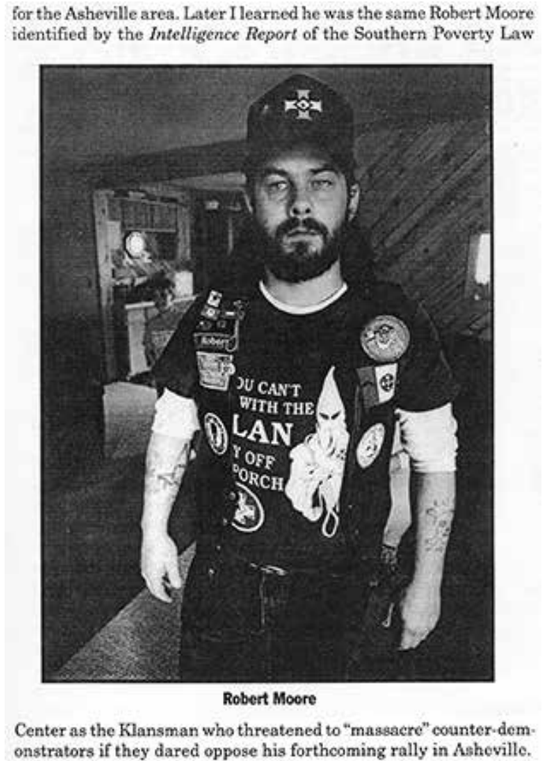
„Das Erbe des Klans ist noch immer lebendig. Wir müssen es zerschlagen, nicht nur verurteilen." – Killer Mike, Rapper

„Wir können die Vorherrschaft der Weißen nicht zerschlagen, ohne den KKK zu zerschlagen, sowohl in seiner physischen als auch in seiner ideologischen Form." – Ibram X. Kendi

In Büchern über den KKK wird Robert Moore als einer der gefährlichsten Grand Dragons in den USA beschrieben. Er drohte, dass „seine Klanmitglieder das Feuer eröffnen würden, um Gegendemonstranten zu massakrieren, sollten sie es wagen, sich seinen Kundgebungen zu widersetzen" – „und Gott bewahre, dass dort Kinder sind." Solche Worte können für schwache Seelen gefährlich sein, und als ich Robert auf einer Party im Klan-Hauptquartier traf, war ich neugierig, wie er wirklich tickt.
Sicher, dieser kleine, dicke, schüchterne, wortkarge Mann konnte mit all seinen hasserfüllten Tattoos furchterregend wirken, aber ich dachte mir: Urteile niemals nach dem Äußeren – schau, was die Menschen in ihren Herzen tragen (Bierbauch hin oder her). Die Gelegenheit bot sich, während wir tranken. Er fragte immer wieder, ob er mit mir nach Mississippi fahren könne, da ich ja nach New Orleans unterwegs war.
„Warum willst du dorthin?", fragte ich. Ich war überrascht – er lebte in North Carolina und konnte sich nicht einmal eine Busfahrkarte nach Hause leisten. Vor den anderen wollte er nicht antworten. (Im Klan prahlt man nicht mit Taten der Liebe.) Aber nach genug Bier taute er auf und erzählte mir leise seine Geschichte.
Hier ist die Kurzfassung. Als ehemaliger Lkw-Fahrer war er sein ganzes Leben lang im Klan gewesen. Vor kurzem hatte er mehrere schwere Herzoperationen hinter sich, und die Ärzte hatten ihm verboten, jemals wieder zu arbeiten. Er ging in die Invalidität, die in den USA fast nichts einbringt. Nun war er also bettelarm in Lexington, North Carolina, und schlief auf der Couch seiner ersten Ex-Frau (er hatte vier).

Eines Tages sah er im Fernsehen, wie Tausende von Schwarzen während des Hurrikans Katrina ertrunken waren. Er war so bewegt, dass er sich Geld für eine Busfahrkarte nach Mississippi lieh. Zwei Monate lang half er beim Wiederaufbau von Häusern, beim Zerkleinern umgestürzter Bäume und beim Beseitigen von Trümmern. Die Arbeit war körperlich so anstrengend, dass der Klan-Anführer ihn in die nationale Zentrale einlud – wo wir uns trafen –, um sich zu erholen.
Doch nun wollte er zurückkehren und die Arbeit fortsetzen – oder, wie er es in der Rhetorik des Klans schüchtern formulierte: „um meine Habseligkeiten, wie meine Robe, zurückzuholen, damit ich sie meinem 17-jährigen Sohn zeigen kann, der gerade aus dem Gefängnis entlassen wurde."
Trotz der Warnungen der Ärzte, dass körperliche Arbeit ihn umbringen könnte, hatte dieser Klan-Anhänger Schwarzen geholfen, ihr Leben wieder aufzubauen. Geschichten wie diese haben mich schon immer inspiriert. Sie erinnern mich daran, dass unter der verhärteten Fassade, die viele von uns nach schweren Zeiten annehmen, – wenn man nur tief genug gräbt – ein Herz schlummert, das noch zu Güte und Liebe fähig ist.

Ich war so bewegt, dass ich ihn immer wieder umarmen musste, obwohl es schwierig war, meinen Arm um diesen Bierbauch zu


for the Asheville area. Later I learned he was the same Robert Moore identified by the *Intelligence Report* of the Southern Poverty Law

Robert Moore

Center as the Klansman who threatened to "massacre" counter-demonstrators if they dared oppose his forthcoming rally in Asheville.

Die Art und Weise, wie Robert Moore in Büchern über den KKK auftritt



Äußerlich beängstigend, aber schau immer darauf, was Menschen im Herzen tragen

Robert Moore bei unserer Feier zur Entlassung der beiden Klanmitglieder nach ihrer fünfjährigen Haftstrafe wegen Drogenbesitzes.

.

Rechts: Manchmal fällt es mir ein wenig schwer, meine neuen Freunde zu akzeptieren....

.

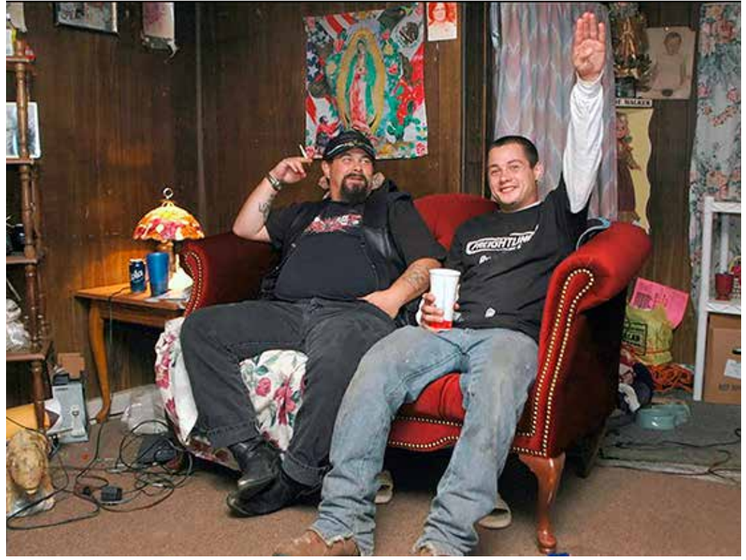




legen. Inspiriert ernannte ich ihn zu meinem offiziellen Fahrer in Amerika.
Wozu haben wir den Klan, wenn nicht, um ihn in konstruktive antirassistische Arbeit einzubinden? Robert war stolz darauf, mit mir an elitäre Universitäten zu kommen – Orte, zu denen er als armer White-Trash-Typ nie Zugang gehabt hatte. Und einen besseren Fahrer als einen Klan-Mitglied findet man kaum. An den meisten Wochenenden, von Freitag bis Montag, war er quer durch Amerika gefahren, um an diesen lächerlichen Kundgebungen teilzunehmen – 30 machtlose Mitglieder im Wald, während ihre schwarzen Freunde aus der Gegend dastanden und sie auslachten (am nächsten Tag gingen sie wie immer gemeinsam auf die Jagd). Er konnte 24 Stunden ohne Schlaf



Nancy, nachdem sie abgenommen hatte



Rechts: Justin bewundert seinen Vater mit „Heil“-Grüßen

fahren, während ich im Bett im hinteren Teil meines Vans ein Nickerchen machte und las.

Robert hat mich so sehr bewegt, dass ich ihn später zu Hause besucht habe. Er war einer der wenigen im Klan, die noch das „N-Wort“ und leere Phrasen wie „Ich setze mich für meine Rasse ein!“ benutzten.
„Warum liegst du dann auf dieser Couch, während deine Ex-Frau im Nebenzimmer mit einem Mexikaner schläft?“, neckte ich ihn, wohl wissend, dass Mexikaner in der Denkweise des Klans noch tiefer standen, da sie ihnen die Arbeitsplätze wegnahmen.
„Dieser Illegale“, antwortete er, „war all die Jahre, in denen ich meine Söhne vernachlässigt habe, ein guter Stiefvater für sie.“
Zu Nancy, seiner Ex-Frau, sagte er: „Er hat dich und deine 600 Pfund nur ertragen, um seine Green Card zu bekommen.“ Beide lachten. Nancy behauptete, sie habe 400 Pfund abgenommen, sodass nun alle drei zusammen auf der Couch sitzen könnten.
In den nächsten Tagen bestätigte sie in einem Videointerview, was Robert mir erzählt hatte. Als Kind wurde er von seinem betrunkenen Stiefvater brutal geschlagen. Mit 14 schnitt er seinem Stiefvater im Schlaf mit einem Rasiermesser in den Bauch und saß fünf Jahre wegen versuchten Mordes ein. Als er entlassen wurde, heiratete er Nancy, aber sie waren so arm, dass sie sich die Einzimmerhütte des Stiefvaters teilen mussten.
„Robert war völlig außer Rand und Band“, sagte Nancy. Beide waren drogenabhängig, und ihre beiden Söhne wurden vom Jugendamt in Ob . Die meisten ihrer Freunde waren Schwarze, und Nancy hörte Robert nie schlecht über sie reden – ebenso wenig verstand sie, warum er dem Klan beitrat. Obwohl der KKK ihm half, von den Drogen loszukommen, wollte sie nun nichts mehr mit ihm zu tun haben und hatte seitdem nur noch schwarze und mexikanische Freunde.

Roberts Schwester hatte ähnlichen Missbrauch erlitten. Mit 12 nahm sie ein Küchenmesser und schnitt ihrem Stiefvater die Kehle durch. Er überlebte, und sie wurde aus der Familie genommen.
Doch am meisten beeindruckte mich der älteste Bruder. Als Einsiedler, der sich tief im Wald versteckte, war er überrascht, dass ich ihn gefunden hatte, weigerte sich jedoch, sich fotografieren zu lassen. Er hatte sein Leben damit verbracht, wegen Brandstiftung immer wieder ins Gefängnis zu kommen – er brannte Häuser nieder, unabhängig von der Hautfarbe der Besitzer. Pyromane zu sein war seine Art, Kreuze zu verbrennen ... oder vielleicht seinen Schmerz wegzubrennen.

Denn misshandelte Kinder auf der ganzen Welt enden natürlich nicht alle als Klanmitglieder, Nazis, Islamisten oder Gangmitglieder. Es gibt unzählige Wege, wie sie ihre Wut und ihre unheilbaren Wunden ausleben. Wenn sie nicht körperlich misshandelt werden, geschieht dies oft psychisch. Wie Hitler sagte, war das Schlimmste nicht die Schläge seines Vaters, sondern die öffentliche Demütigung durch ihn. Und da der kleine Adolf keine liebevolle Großmutter oder keinen rettenden Engel hatte, ließ er seine Wut an Millionen von Menschen aus. Deshalb ist es wichtig, dass diejenigen von uns mit „Überschüssen“ lernen, rettende Engel für diejenigen mit „Defiziten“ zu sein, wie zum Beispiel das misshandelte Kind unseres Nachbarn.

Nehmen wir die beiden ungeliebten Söhne von Robert und Nancy, die nun von Nancy und ihrem mexikanischen Ehemann aufgezogen werden. Der Älteste, Thomas, sitzt wegen Hausbombenanschlägen im Gefängnis, während Justin, der kürzlich entlassen wurde, ein Jahr wegen Raubüberfällen auf „ “-Filialen verbüßte, die er mit seinen schwarzen Freunden begangen hatte.
„Er hätte länger im Gefängnis bleiben sollen“, sagte Robert über seinen geistig behinderten Sohn.
Justin war 17, als ich ihn traf, und es war offensichtlich, dass er sich nach der Liebe seines Vaters sehnte. Er sah ihn zum ersten Mal – den zurückgekehrten Klan-Anführer, den er sein ganzes Leben lang bewundert und vermisst hatte. Robert erzählte ihm Geschichten über seine „gewaltigen Schlachten“ als „gepanzerter Kreuzritter“, und Justin träumte davon, ein großer Klan-Mitglied zu werden. Er übertraf seinen Vater sogar im „N-Wort-Geschwätz“ und in rassistischer Sprache – in einem Maße, das Robert unangenehm war, da er erkannte, dass sein naiver Sohn das ernst nahm.
Justin lief nun in der Schule herum und prahlte damit, er würde ein Klanführer wie sein Vater werden. Das trug nicht gerade zu seiner Beliebtheit bei: Er war das einzige weiße Kind in einer Schule im Ghetto. Tatsächlich hatte dieser Sohn eines Klanmitglieds noch nie einen weißen Freund gehabt. Ich hatte das im Süden oft beobachtet – viele Klanmitglieder haben Schulen besucht, die zu 95 % von Schwarzen besucht wurden. Als „arme weiße Unterschicht“ sind sie oft die einzigen Weißen, die es sich nicht leisten können, wegzuziehen oder eine andere Schule zu wählen.
Das erklärt einen weiteren Widerspruch. Menschen auf der ganzen Welt neigen dazu, ihre Schulfreundschaften zu pflegen, sodass viele Klanmitglieder am Ende mehr schwarze Freunde haben als die meisten Weißen. Wie Barack Obama geschrieben hat, haben die meisten Weißen in Amerika keinen einzigen engen schwarzen Freund. Doch der Klan spricht nicht von solchen Freundschaften, denn dann könnte die Gesellschaft sie nicht als Bösewichte darstellen – die Rolle des „Bösewichts“, die sie in Schmerz und Selbsthass annehmen. Wenn man stigmatisiert in den Armenvierteln aufwächst, oft nach jahrelangen Schlägen durch betrunkene Stiefväter, entsteht ein tiefes Bedürfnis zu schreien: „Wir sind genauso gut wie ihr Weißen da draußen in den Vororten!“ Und sie benutzen die einzige Sprache, von der sie wissen, dass sie uns zum Zuhören bringt – vulgäre, rassistische Sprache.
Es war traurig, mit den dreien in Nancys baufälliger Hütte „jenseits der Gleise“ zu sitzen, umgeben von ausschließlich schwarzen Nachbarn. Sie konnten sich kein Kerosin für den Ofen leisten, also hielten sie sich in ihren Mänteln warm – und in der Liebe, die durch die wiedervereinigte Familie strömte und sich oft darin äußerte, dass die beiden Jungen Nancy wegen ihres Liebeslebens mit ihrem mexikanischen Freund Pedro neckten, den Robert widerwillig zugab, zu lieben.
„Selig sind die Sanftmütigen“, dachte ich oft, wenn ich beim Klan war, „denn sie werden die Erde erben.“
Ich verfolgte Roberts Leben über die Jahre hinweg und glaubte, alles über ihn zu wissen. Ich lachte, als ich ihn in der Jerry Springer Show sah, wie er die Rolle des „Bösewichts“ spielte, die er so gut gelernt hatte. Vor Hunderten von johlenden Zuschauern verprügelte er Justin, weil dieser eine schwarze Freundin hatte, während Justin – der nicht besonders kluge Sohn – seine Halbschwester Tania angriff, weil sie ein „Wetback-Baby“ bekommen hatte. Sie weinte auf der Bühne: „Aber du liebst sowohl ihn als auch deinen eigenen mexikanischen Stiefvater – du benimmst dich nur so, um die Liebe deines Vaters zu bekommen.“



2015 – Zehn Jahre später heiratete ich Robert mit seiner fünften Ehefrau, in Anwesenheit eingeladener Klan-Sympathisanten. Sehen Sie sich unten das Video mit Robert und mir an.

Sie alle waren bezahlt worden, wurden in Limousinen chauffiert, in edlen Hotels untergebracht – manipuliert und choreografiert, um die Welt glauben zu machen, sie hassten Mexikaner und Schwarze, in einer Gladiatorenshow für uns, die wahren Hasser.

Zehn Jahre später bat Robert mich, seine fünfte Frau, Peggy, zu trauen, „eine gute Christin", die Tochter eines Pastors aus dem Norden, die versuchte, sein rettender Engel zu sein. Also fuhr ich mit einem dänischen Fernsehteam nach Arkansas. Ich hatte muslimische und jüdische Paare getraut, daher fühlte es sich fast natürlich an, ein christlich-Klan-Paar zu trauen.
Hier ist ein Auszug aus meiner Hochzeitsrede, gefilmt vor Roberts überraschten Klan-Freunden:

„Lieber Robert und liebe Peggy,
heute sind wir hier versammelt, um eure Ehe zu besiegeln. [...] Für euch beide war es ein langer, steiniger Weg, bis ihr einander gefunden – und in gewisser Weise gerettet – habt.
Als ich euch im Klan traf, erwartete ich Hass, fand aber etwas anderes: Menschen, die in ihrer Kindheit sehr wenig Liebe erfahren hatten. [...] Ich hoffe, es macht euch nichts aus, wenn ich hier sage, dass du im Alter von vier Jahren von deinem gewalttätigen Stiefvater brutal geschlagen wurdest ... und mit 14 hast du ihm mit einem Rasiermesser den Bauch aufgeschlitzt und fünf Jahre im Gefängnis verbracht. Und dann fingen die Probleme wieder an. Eines Tages hast du einen Schwarzen gelyncht ..."
Hier verschlug es mir buchstäblich die Sprache vor Schmerz. Am selben Morgen war ich beim Joggen gestürzt, hatte mir eine Rippe gebrochen und war ins Krankenhaus gekommen. Als ich später mit dem Filmteam vorbeikam, um Robert zu sagen, dass ich es vielleicht nicht zur Hochzeit schaffen würde, sah er meine bandagierten Wunden und sagte, er müsse mir etwas gestehen – etwas, das er mir noch nie zuvor erzählt hatte.
„Nun, Jacob, ich muss mir das von der Seele reden und dir als Erstes sagen, dass ich einmal einen Schwarzen gelyncht habe. Es begann in North Carolina, als er ein kleines Mädchen missbrauchte, vier Jahre alt. Der Vater des Mädchens war ein Freund eines unserer Mitglieder. Also holten wir ihn eines Nachts ab, als wir auf einer Party waren und viel Bier tranken ... genau wie wir es heute hier tun. Wir brachten ihn in die Berge, legten ihm ein Seil um den Hals und fragten ihn, ob er noch etwas zu sagen habe. Er sagte: ‚Möge Gott meiner Seele gnädig sein.' Da habe ich ihn erhängt. Er fiel herunter. Und dann habe ich ihm die Kehle durchgeschnitten, um sicherzugehen, dass er tot war."
Robert war, genau wie ich, sichtlich erschüttert. „Ich habe Albträume." Ich war völlig geschockt. „Wirklich?"
„Ja, manchmal, wenn ich die Augen schließe, sehe ich diesen Nigger dort baumeln. Ja, jemand, der sagt, er könne jemanden töten, und es stört ihn nicht, nun, der redet nur Scheiße. Nach all den Jahren wache ich immer noch auf, als hätte mir jemand Wasser über den Kopf gegossen. Das ist etwas, worüber ich mit Peggy reden muss, weil es mich belastet. Die Albträume kommen immer wieder und immer wieder. Für mich ist das eine nie endende Sache."

Ich war sprachlos. Obwohl ich in dieser Nacht in Roberts unordentlichem Haus hätte bleiben sollen, kehrte ich mit dem Filmteam ins Hotel zurück, um zu überlegen, ob ich die Zeremonie an diesem Abend noch durchführen konnte. Ich beschloss, dass ich ihn nicht im Stich lassen konnte – auch wenn wir beide Schmerzen hatten. Ich musste mit meiner gebrochenen Rippe schreiend aus dem Bett gehoben werden.
Hier sind also Auszüge aus dem Rest meiner Hochzeitsrede:
„... eines Tages, Robert, hast du im Fernsehen gesehen, wie der Hurrikan Katrina Mississippi und Louisiana verwüstete und Tausende ertrinken ließ. Du warst so bewegt, dass du dorthin gingst, um den Menschen beim Wiederaufbau ihrer Häuser zu helfen ... harte körperliche Arbeit ... und ich sah, wie du dein eigenes Leben riskiert hast, um schwarzen Menschen zu helfen. Das nenne ich ‚Liebe, getarnt als Hass', und deshalb sind es Menschen wie du, Robert, die meinem Leben Inspiration geben ...
Und so schließe ich mit den Worten des heiligen Paulus: ‚Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig. Sie neidet nicht, sie prahlt nicht, sie ist nicht stolz ... Die Liebe freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie hält allem stand.'
Ich frage dich, Robert: Willst du Peggy zur Frau nehmen?"
Meine Rede löste Freude, Überraschung und Erleichterung unter den feiernden Klan-Mitgliedern aus, die sagten, sie hätten viel über sich selbst gelernt. Seitdem habe ich meine Gespräche mit Robert über den Lynchmord fortgesetzt.
„Hättest du das auch mit einem weißen Pädophilen gemacht?"
„Ja, Jacob, du weißt, dass ich nicht nach Hautfarben unterscheide."

In der Tat eine bemerkenswerte Antwort von einem überzeugten Klan-Mitglied. Da ich den intensiven Hass des Klans auf Pädophile kannte – der ironischerweise mit den allgemeinen gesellschaftlichen Normen übereinstimmt –, verstand ich seine Logik. Robert beging die Tat 1985, vier Jahre nach dem Lynchmord an Michael Donald, dem letzten offiziell dokumentierten Fall. Dieser Mord brachte einen Klan-Anhänger auf den elektrischen Stuhl, während mein alter Freund Morris Dees 7 Millionen Dollar für Donalds Mutter erstritt und damit die United Klans of America buchstäblich in den Ruin trieb.
Robert erhielt nur zehn Jahre Gefängnis, da es nicht als Hassverbrechen, sondern als Mord an einem Pädophilen gewertet wurde. Als er 1995 freigelassen wurde, setzte sich seine Strafe in Albträumen fort, die Psychologen heute als klassisches PTBS erkennen würden.
Dies führt mich zu zwei Schlussfolgerungen.

Als ich ihn 2005 traf, schämte er sich zu sehr für sein Verbrechen, um mir davon zu erzählen, obwohl er ansonsten offen war. Im Klan war es nicht mehr akzeptabel, Schwarze zu lynchen oder ihnen Schaden zuzufügen – sondern nur noch, „gleiche Gerechtigkeit für alle" zu fordern, indem man sich gegen Förderprogramme für benachteiligte Gruppen aussprach. Wie sie mir immer scherzhaft sagten: „Die Leute denken, wir hängen immer noch Schwarze an Bäumen auf."



Als Robert mir gestand, dass er einen schwarzen Mann gelyncht hatte

Als Katrina 2005, zehn Jahre nach seiner Entlassung, zuschlug, war Robert noch immer von Schuldgefühlen und PTBS-Alpträumen belastet. Möglicherweise hatte er das Gefühl, dass er sich nur dadurch rehabilitieren konnte, sein eigenes Leben zu riskieren, um das Leben von Schwarzen zu retten – das Leben zurückzugeben, das er genommen hatte. Etwa zur gleichen Zeit erzählte er mir, wie er sich mit seinem gewalttätigen Stiefvater versöhnt hatte, den er sein ganzes Leben lang gehasst hatte. Er war weit gefahren, um ihn auf seinem Sterbebett zu sehen, und empfand Erleichterung, als er ihn endlich sagen hörte: „Es tut mir leid."
In Gesprächen mit ihm und Nancy sah ich, wie er eine Verbindung herstellte zwischen seiner gewalttätigen Kindheit und der Wut, die ihn zu Drogen führte, zu Freundschaften mit schwarzen Gleichaltrigen, dann zur Ablehnung sowohl ihrer als auch von Nancy – und schließlich zum Lynchmord.

Wenn man in Angst aufwächst, ist man nie ganz frei. Wenn die Gefühle abgetötet werden, verliert man den Bezug zur Realität. Kein Wunder, dass ich jetzt sehe, wie Robert auf Facebook häufig über Jesus postet.
In gewisser Weise sehe ich ihn das Kreuz seines erlösenden Erlösers tragen – zusammen mit denen der beiden gekreuzigten Sünder neben ihm.

Roberts' Hochzeit mit seinem Geständnis, einen schwarzen Mann gelyncht zu haben

Der Versuch, die Wurzeln des Hasses der Weißen zu verstehen: Als Hass getarnte Liebe – II.

„Der Klan ist lebendig und wohlauf, und er versteckt sich nicht nur im Schatten. Er ist in den Polizeibehörden, er ist in den Gerichtssälen, er ist in der Regierung."
Opal Tometi, Mitbegründerin von Black Lives Matter

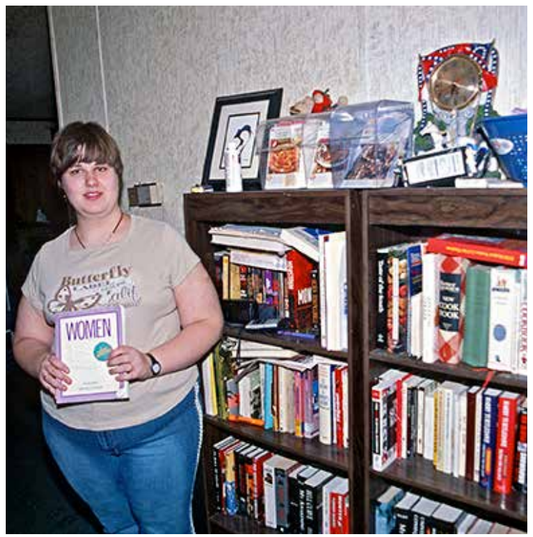
Während meiner langjährigen Arbeit mit dem Klan habe ich nie gesehen, dass sie Gewalt gegen Schwarze ausübten, aber ich habe viel davon unter ihnen selbst gesehen. Raine, die einer anderen Klan-Gruppe angehörte, hatte auf meiner Website gelesen, was ich über den Ku-Klux-Klan geschrieben hatte, und lud mich zu sich nach Hause in North Carolina ein. „Ich habe einen Universitätsabschluss in Soziologie", sagte sie, „und habe unsere Mitglieder untersucht und bin zu demselben Schluss gekommen wie Sie, was ihre missbrauchte Kindheit angeht."
Als sie mir den Morgenkaffee ans Bett brachte, erzählte sie mir von ihren beiden Gefängnisstrafen. „Wofür?", fragte ich.

„Wusstest du nicht, dass ich eine Doppelmörderin bin?"
Als ich das von der süßen 20-jährigen Frau neben mir hörte, hätte ich fast den Kaffee ausgespuckt.
Sie erzählte mir, wie sie mit 14 vor ihrem gewalttätigen, rassistischen Vater weglief, eine antirassistische Skinhead wurde und in Los Angeles mit einigen mexikanischen Mädchen in einer Garage lebte. Eines Tages tötete sie in Notwehr einen eindringenden mexikanischen Drogengangster. Nach zwei Jahren im Gefängnis und mit dem Gefühl, von den Latinos betrogen worden zu sein, kehrte sie nach Hause zurück und wurde, nun 17 Jahre alt, Neonazi und erschoss einen weißen antirassistischen Demonstranten – „ebenfalls in Notwehr".
Dann griffen „gute christliche Klan-Leute" ein und „lehrten mich, dass es im Leben darauf ankam, Gutes zu tun, statt zu töten". Sie schickten sie für ein halbes Jahr auf Missionsarbeit nach Afrika.

Raine liebte Afrika und war beeindruckt, als sie zum ersten Mal sah, wie diszipliniert und lernbegierig die schwarzen Kinder waren.
„Es war das genaue Gegenteil der wilden Ghetto-Kinder, mit denen ich in den USA zur Schule gegangen war."
Zurück zu Hause war ihr Aufstieg im Klan kometenhaft, und sie machte sich daran, Amerikas erste weibliche Klan-Führerin zu werden. Sie wurde Redenschreiberin und Strategin für den Anführer Virgil Griffin und war das einzige gebildete Klan-Mitglied, das ich kennengelernt habe. Als bekennende Feministin und pro-homosexuelle Aktivistin sagte sie: „Es gibt zu viel Homophobie und Sexismus im Klan."
Raine lud mich zu einer Herbstkundgebung des Klans im Wald ein, doch als ich sie später bat, meine Fotos veröffentlichen zu dürfen, flehte sie mich an, zu warten. Der Klan liebt normalerweise die Öffentlichkeit – darum geht es ja bei der Mitgliedschaft –, doch sie



Im Bett mit dem Klan bei Raine im Jahr 2005



KKK-Mitglied mit Büchern über Feminismus und LGBTQ-Emanzipation



Raine und Billy zeigen ihre schwarz-weiße Harmonie, aber es war ihnen peinlich, mich heimlich in ein chinesisches Restaurant mitzunehmen, wo es ihr Lieblingsessen gab.

war gerade dabei, sich bei der „ " für „den Traumjob meines Lebens als Betreuerin für [schwarze] Straftäter in unserem örtlichen Gefängnis" zu bewerben. „Aber man kann in North Carolina nicht für den Staat arbeiten, wenn man Mitglied des KKK ist."

Was steckte also hinter ihrem Wunsch, Schwarzen „Gutes zu tun"? Wie bei vielen Klan-Mitgliedern ging es auf eine Kindheitsverletzung zurück. Raine war als armes weißes Mädchen im Ghetto aufgewachsen, und ihre Schulfreunde waren fast ausschließlich schwarz. Doch wegen des Rassismus ihres Vaters durfte sie sie nie mit nach Hause bringen:
„Das sind alles Kriminelle und Drogenabhängige", sagte er.
Er hatte nicht ganz Unrecht. Kinder aus Ghettos benehmen sich selten wie Heilige. Von Kindheit an hatte Raine daher davon geträumt, ihren Freunden zu helfen, „bessere Menschen" zu werden. In Afrika begann sie zu verstehen, wie die Ghettoisierung in Amerika – und nicht die Rasse – ihr Verhalten prägte, sodass es ihren Vater abstieß.
Sie begann, den amerikanischen Rassismus zu dekonstruieren, der Schwarze mit Kriminalität gleichsetzt.
Nach einem kurzen College-Studium hatte sie nun die Chance, ihnen im Gefängnis zu helfen, wo viele ihrer ehemaligen Freunde gelandet waren. Sah sie darin einen Widerspruch? Nein. „Wenn Schwarze ‚gute Menschen' wie wir werden", argumentierte sie, „wird es keinen Grund mehr für den Ku-Klux-Klan geben, die weiße Rasse vor ihren Verbrechen und Drogen zu schützen." Eine logische
– und auf ihre Weise liebevolle – Schlussfolgerung.
Kurz darauf rief sie mich in Dänemark an, ganz aufgeregt:
„Jacob, ich habe meinen Traumjob bekommen – jetzt kannst du deine Bilder im Internet veröffentlichen."
Ein halbes Jahr später sah ich überall im Internet Artikel über Raines „brutale Vergewaltigung und Ermordung". Geschockt rief ich ihren Ehemann Billy an. Er erzählte mir, dass sie nach vielen Bluttransfusionen das Attentat zweier Klan-Mitglieder, David Laceter und Scott Belk, auf wundersame Weise überlebt hatte. Die Klan-Gruppe hatte nichts dagegen, dass sie Schwarze im Gefängnis betreute, aber sie hatte mich vor Belk gewarnt, den ich kurz außerhalb des Gefängnisses getroffen hatte. Er war extrem gefährlich – ein Mitglied der Gefängnisgang „Aryan Brotherhood", die es ablehnte, dass sie sich auf die Seite schwarzer Gangs stellte, mit denen sie in blutigen Konflikten standen.
Kurz nachdem ich Scott fotografiert hatte, brachen er und David in Raines Haus ein, vergewaltigten sie und schossen mit einer Maschinenpistole auf sie. Später zeigte sie mir die Einschusswunden. David wurde als derjenige inhaftiert, der „Raine mit Kugeln durchbohrt" hatte, und wurde später im Gefängnis ermordet.



Scot Belk, als ich ihn beim Klan-Treffen traf

Während ihres langen Krankenhausaufenthalts und ihres Prozesses konnte Raine ihre KKK-Mitgliedschaft nicht länger verbergen und wurde gemäß staatlichem Recht entlassen. Doch damit war die Geschichte noch nicht zu Ende.

Die schwarzen Häftlinge revoltierten und zwangen das Gefängnis, ihre beliebteste Sozialarbeiterin wieder einzustellen.
Wussten sie nicht, dass sie KKK-Mitglied war, fragte das Gefängnis? Doch – die Schwarzen hatten es die ganze Zeit gewusst. Denn Gefängnisse haben „Gang-Aufklärungsprogramme“, um Insassen dabei zu helfen, nach ihrer Entlassung nicht wieder in Gangs zurückzufallen, auch wenn das unter dem starken sozialen Druck im Inneren schwierig ist. In Gefängnissen im Süden wird der Klan oft als eine weitere Gang armer Weiße angesehen – was er in vielerlei Hinsicht auch ist. Als den Insassen also ein Video der örtlichen Klan-Gruppe gezeigt wurde, erkannten sie Raine sofort. Das steigerte ihre Beliebtheit nur noch mehr: „Wow – sie ist ein Gangmitglied, genau wie wir.“
Obwohl ihre Klan-Kollegen ihre Arbeit tolerierten, wusste sie, dass sie in Gefahr war, als Belk Gerüchte verbreitete, sie würde für den Staat „petzen“. Dennoch setzte sie ihre idealistische Arbeit der „ “ zur „Verbesserung“ der Schwarzen fort, wohl wissend, dass sie ihr Leben riskierte. Das nenne ich Liebe, getarnt als Hass – eine Klan-Frau, die bereit war, alles zu riskieren, um denen zu helfen, gegen die sie eigentlich kämpfen sollte.
Ich kann einem kaltblütigen Mörder wie Scottland „Scott“ Kevin Belk nicht begegnen, ohne zu versuchen, den Menschen dahinter zu verstehen. Seine späteren Verbrechen verrieten viel. Er war von einer alleinerziehenden Mutter schwer misshandelt worden, die ihn, um ihn ruhig zu halten, mit acht Jahren zum Drogenabhängigen machte.
Als Erwachsener blieb er drogenabhängig und raubte 1998 mit einer Freundin, die er ebenfalls süchtig gemacht hatte, eine Bank aus. Während er Sex mit seiner schwarzen Dealerin hatte, erzählte er ihr von dem Raubüberfall. Sie verriet ihn an die Polizei, um selbst dem Gefängnis zu entgehen, und Scott verbrachte einige Jahre hinter Gittern. Dort schloss er sich aus Rache an seiner schwarzen Verräterin der Aryan Brotherhood an.
Als ich ihn 2003 bei einer KKK-Kundgebung traf, gerade aus dem Gefängnis entlassen, versuchte er, sein Leben neu aufzubauen – er schloss sich einer relativ friedlichen Klan-Gruppe an und arbeitete als Lkw-Fahrer. Scott war damals mit Rhonda Belk verheiratet.
Leider zog seine crackabhängige Mutter, Margarette Kalinosky, bei ihnen ein und zog beide zurück in die Sucht. Ihr Leben verschlechterte sich schnell wieder. Zwei Jahre später, während eines Streits um Drogengeld, geriet er in Verzweiflung, schlug seine Mutter mit einem Baseballschläger und erwürgte sie.
Er und Rhonda flohen in einem der Lastwagen seines Arbeitgebers und fuhren während des Hurrikans Katrina in Richtung New Orleans. Er gab vor, ein Priester zu sein, malte Hilfsparolen auf den Lastwagen und fuhr



Der Film über Scot Belk

weiter nach Texas, wo er sich als Katrina-Flüchtling ausgab. Eine Kirche half ihnen, nach Seattle zu gelangen, wo sie eine Wohnung mieteten, bis ein Vermieter sie auf einem FBI-Steckbrief erkannte.
Im Jahr 2007 wurde Belk wegen des Mordes an seiner Mutter, die ihn misshandelt und zum Drogenabhängigen gemacht hatte, zu 15 Jahren Haft verurteilt, während Rhonda fünf Jahre erhielt. Ironischerweise inspirierte sein Leben eine Hollywood-Fernsehserie: I (Almost) Got Away with It, Got to Pose as Katrina Refugees, was ihm den „Moment des Ruhms“ bescherte, von dem alle Klanmitglieder träumen. Nicht nur wurde seine Geschichte von berühmten Schauspielern auf den Bildschirm gebracht, sondern er durfte auch selbst in der Serie mitwirken und aus dem Gefängnis über das Drama seines Lebens berichten.
Raines anderer potenzieller Mörder, David Laceter, hatte einen ähnlichen Hintergrund – Drogenabhängigkeit, Gang-Leben und Mitgliedschaft sowohl in der Aryan Brotherhood als auch in der World Church of the Creator, einer Nazi-Gruppe, bis zu seinem Mord im Jahr 2003.
Weißer Hass hat immer tiefe Wurzeln.
Die Tatsache, dass solche hartgesottenen Mörder und Hasser während ihrer von Missbrauch geprägten Kindheit nie Hilfe erhielten, hat mich immer wieder in meiner Überzeugung bestärkt, dass es nie zu spät ist, sie zu erreichen – und sei es nur, um uns selbst und die Gesellschaft vor ihrer Wut zu schützen. Meine Chance kam, als Raine ein Treffen mit dem „Imperial Wizard“ ihrer Klan-Gruppe, Virgil Griffin, arrangierte, einem der berüchtigtsten und hasserfülltesten Klan-Führer.



Nach dem Mordversuch war Raine aus Angst vor neuen Angriffen schwer bewaffnet



.....aber sie ist stolz darauf, ihren Job zurückzubekommen – die Arbeit, den Schwarzen im Gefängnis zu helfen.

Das war eine harte Probe, da ich ihm gegenüber tief verwurzelte Vorurteile hegte. Er war der Klan-Anführer hinter dem Massaker von Greensboro im Jahr 1979, bei dem fünf Anti-Klan-Demonstranten getötet wurden. Eine meiner alten Freundinnen, Willena Cannon, hatte bei der Organisation der Demonstration mitgeholfen. Eines Tages, als ich mit ihr und ihrem vierjährigen Sohn Kwame in ihrer Küche in der S. Eugene Street saß, erzählte sie mir, warum sie im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung mit Jesse Jackson zusammengearbeitet hatte, um die Geschäfte in Greensboro zu integrieren. Mit neun Jahren hatte sie miterlebt, wie ein schwarzer Mann in einer Scheune lebendig verbrannt wurde – sein „Verbrechen“ war, dass er eine weiße Frau liebte. Seine Schreie erfüllten die Nacht, und sie vergaß sie nie.
Dreißig Jahre später wurden sowohl sie als auch ihr Sohn Kwame, mittlerweile 10 Jahre alt, vom Ku-Klux-Klan fast getötet. Unter den Toten war Sandy Smith, die Ex-Freundin meines Kollegen Tony Harris. Ich hatte Zeit mit ihnen am Bennett College verbracht, einer Hochschule für schwarze Frauen, wo Sandy Studentenpräsidentin war. Ich war mit ihrer Freundin Alfrida zusammen, die genauso stolz auf ihren Afro war wie Sandy auf ihren.
Obwohl Tony mich drängte, „den ersten Schritt zu machen“, hatten diese gut ausgebildeten Frauen strenge gesellschaftliche Normen, die es verbaten, „mit einem Weißen zusammen zu sein“. Also half ich Alfrida meistens die ganze Nacht dabei, Hausarbeiten zu schreiben, während Tony mit Sandy schlief. Wir waren jung und frei und dachten, die Gesellschaft würde sich in Richtung größerer Rassengleichheit bewegen.
Niemand war also schockierter als Tony, als er nur sechs Jahre später – während einer Tournee mit American Pictures – im norwegischen Fernsehen mitansehen musste, wie der Klan seine Waffen zückte und seine Ex-Freundin in seiner Heimatstadt ermordete.
Tony und die anderen schwarzen Mitglieder unseres Kopenhagener Kollektivs hatten sich zuvor gewehrt, als ich Bilder des Klans in meine Diashow aufgenommen hatte: „Wir kämpfen heute gegen Rassismus. Der Klan gehört der Vergangenheit an – das lässt deine Show altmodisch wirken.“
Nun bestanden sie darauf, dass ich sie in die Show aufnehme.
Ich war ebenso erschüttert, da sich das Massaker von Greensboro direkt vor den Morningside Homes ereignete, wo ich mit Baggie gelebt hatte – zu sehen mit Nixon auf meinem „Die Schöne und das Biest“-Foto (S. 312).
Unsere Empörung vertiefte sich, als die Klanmitglieder von einer ausschließlich aus Weißen bestehenden Jury freigesprochen wurden – obwohl die ganze Welt die Morde miterlebt hatte. Mit anderen Worten: Der KKK war 1979 immer noch „politisch korrekt“. Die Polizei hatte sie sogar über die Demonstration informiert, beobachtet, wie sie Waffen in ihre Autos luden, und sich dann ferngehalten, während sie das Feuer eröffneten – auf Tonys und meine Freunde, von denen viele Kinder waren.
Doch als eines dieser Kinder, Kwame Cannon, 17 Jahre alt wurde, wurde er wegen gewaltfreier Einbrüche verhaftet und zu zwei aufeinanderfolgenden lebenslangen Haftstrafen verurteilt. Zum Teil, weil Tonys Onkel, Pinckney Moses – mit dem ich während meines Jurastudiums oft Zeit verbracht hatte – zu betrunken war, um ihn angemessen zu verteidigen. Aber auch, weil seine Mutter, Willena, vom Richter gewarnt wurde, dass es aufgrund ihres gesellschaftlichen Engagements schlimme Konsequenzen geben würde, sollte Kwame einen Strafrabatt nicht akzeptieren.
Nun, die Zeiten ändern sich. Im Jahr 2020 entschuldigte sich die Stadt Greensboro offiziell für das Massaker des Ku-Klux-Klans und errichtete ein Denkmal für die Opfer.
Als ich endlich die Gelegenheit hatte, Virgil Griffin, den Drahtzieher der Tragödie, zu treffen, beschloss ich, ihm nichts von meinen negativen Gefühlen anmerken zu lassen.
Tony Harris wollte jedoch, dass ich ihn zur Rede stelle: „Frag ihn, warum er die Morde angeordnet hat.“



Virgil L. Griffin (C), seen here at a 1982 rally in front of the Raleigh, North Carolina state house, was among nine persons indicted by a Federal Grand Jury 4/21/1983 on charges of conspiring to disrupt an anti-Klan rally which resulted in the deaths of five members of the Communists Workers Party. Griffin was the Grand Dragon or head of the North Carolina chapter of the Invisible Empire, Knights of the Ku Klux Klan.

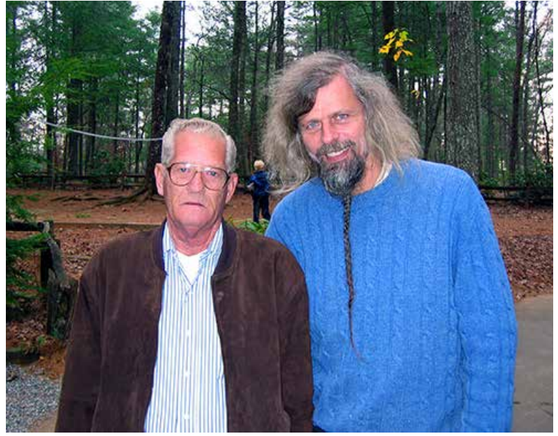
Virgil Griffin 1982 bei einem Klan-Treffen



Virgil Griffin, als ich ihn 2005 traf



Meine Verabredung Alfrida – eine Freundin von Sandy –, die von Virgil Griffins Klan-Gruppe ermordet wurde



Mein Spaziergang mit Virgil Griffin, bei dem er mir sein Herz öffnete

„Das werde ich“, sagte ich. „Aber ich werde nicht zulassen, dass die Vergangenheit die Chance zunichte macht, ihn zu erreichen – und ihm zu helfen, seine aufgestaute Wut loszuwerden.“

Während der langen Fahrt von Atlanta, mit Tonys gemischtrassigem Sohn neben mir, wiederholte ich mir immer wieder:

Liebe ihn. Lächle ihn an. Liebe ihn – damit er es wirklich spüren kann.

Ich wusste, dass ich nur einen Tag Zeit hatte, um gewaltfreie Kommunikation mit Virgil zu üben, also würde es ein oberflächliches Experiment darüber sein, wie sehr Menschen davon beeinflusst werden, was wir über sie denken. Zugegebenermaßen war es nicht einfach. Als ich Virgil und seine Klan-Gruppe eines Morgens in einem abgelegenen Wald traf, war ich überwältigt von ihren feindseligen Blicken – von dem, was sie meiner Vorstellung nach von mir dachten (Raine hatte ihnen gesagt, dass sie eine Antirassistin mitbringen würde).

Ich begann mit Tonys schwieriger Frage. Der große Imperial Wizard gab dieselbe Antwort, die ihn vor Gericht freigesprochen hatte: „Wir haben in Vietnam Kommunisten erschossen. Warum sollten wir sie also nicht auch hier zu Hause bekämpfen?“

Ach ja – die Demonstration war von der örtlichen Textilarbeitergewerkschaft organisiert worden, die schon allein vom Namen her als ziemlich „kommunistisch“ galt. Wie hätte ich also einer ausschließlich aus Weißen bestehenden Jury widersprechen können, dass sein Handeln „politisch korrekt“ war, besonders in diesem reaktionären Südstaat so kurz nach dem Vietnamkrieg?

Da Griffin keinen Unterschied zwischen „Kommunisten“ und „Antirassisten“ sah, wusste ich, dass Anschuldigungen über seine Vergangenheit zu nichts führen würden. Stattdessen zwang ich mich den Rest des Tages, ihm meine liebevollsten Gedanken und ein Lächeln zu senden – indem ich die verbindende „Giraffen“-Sprache gegen ihre spaltende „Schakal“-Sprache einsetzte.

Natürlich hatte ich auch egoistische Gründe – das ist verständlich, wenn man allein inmitten von 50 rasenden, schwer bewaffneten Klanmitgliedern in einem abgelegenen Wald ist.

Oh nein – Versprecher! Bezeichne diese „Kinder des Schmerzes“ nicht als verrückt. Sie sind Opfer, deren Leben durch unsere Distanziertheit oder hasserfüllten Gedanken geprägt wurde. Sie haben selten unsere Liebe gespürt, sondern nur kontraproduktive Parolen wie „Tod dem Klan“-Drohungen – dieselben, die in Greensboro gerufen wurden, mit tödlichen Folgen für die Demonstranten.

Ich wusste, dass sie sich in ihrem Verlangen nach Liebe nicht von den Bewohnern der Ghettos unterschieden und dass es nie zu spät ist, ihnen ein wenig von unserer sogenannten Menschlichkeit zu zeigen.

Dennoch muss ein Klanführer – wie ein schwarzer Bandenführer – vor seinen Mitgliedern hart auftreten. Also mied Virgil mich lange Zeit oder griff auf Klan-Rhetorik zurück, wenn andere in der Nähe waren. Ich nutzte diese Zeit, um still und leise kleine Bündnisse mit den Mitgliedern zu schmieden.

Im Laufe des Tages wurde Griffin zunehmend von meinen „liebevollen“ Gedanken beeinflusst (obwohl Liebe mehr ist als das). Zunächst erwiderte er mein Lächeln nervös, doch am Nachmittag wirkte er fast schon kokett. Das entspannte auch mich – da ich denselben Wunsch teile, gemocht zu werden.

Spät am Tag fragte er mich plötzlich, ob ich mit ihm in den Wald gehen wolle, „um unter vier Augen zu reden“. Ich willigte ein.

Sein erstes Anliegen war es, mich davon zu überzeugen, dass er keine schwarzen Kirchen niedergebrannt hatte. Zwei seiner Tankstellen waren beschlagnahmt worden, nachdem mein Klan-jagender Freund Morris Dees ihn verklagt hatte, als die Polizei bei einem Brandstifter eine alte Mitgliedskarte von Griffins Gruppe gefunden hatte.

„Du musst mir glauben, Jacob. Ich bin ein zutiefst gläubiger Mann. Ich würde niemals im Leben daran denken, eine Kirche niederzubrennen.“

Es war ihm sehr wichtig, dass ich ihm glaubte – und dadurch gewann ich sein Vertrauen. Und es fiel mir nicht schwer, ihm zu glauben. Ich wusste von Jeff Berry, dass Klanführer oft gut davon lebten, Mitgliedskarten an unsichere junge Männer zu verkaufen, die mit ihren Karten herumprahlen, aber die Führer sehen diese Männer nie im Klan. Diese Karten sind riskant: Wenn die Polizei eine bei jemandem findet, der ein Hassverbrechen begeht, wird der Klanführer heute zur Verantwortung gezogen, egal ob er an dem Verbrechen beteiligt ist oder nicht.

Um eine Gefängnisstrafe zu vermeiden, sind die Anführer daher vorsichtig bei der Aufnahme gewalttätiger Personen. Wie Jeff mir einmal sagte: „Ich kann 80 % der Bewerber nicht gebrauchen. Die sind verrückt.“

Ich verstand, was er meinte – ich hatte selbst viele dieser verlorenen „Verrückten“ auf den Autobahnen aufgelesen.

Ob Sie es glauben oder nicht, so wurde der Klan wieder „politisch korrekt“ – und versteckt sich heute bei kleinen, gemütlichen Bierfesten im Wald.

Dann kam Donald Trump, der noch einen drauf setzte und signalisierte, dass es „akzeptabel“ sei, aus dem Wald herauszutreten und sich seiner weißen Bewegung an Orten wie Charlottesville anzuschließen – sogar mit Waffen und Gewalt.

Griffin verwechselte mein Insiderwissen (das ich jedoch nicht aussprach) über den Klan wahrscheinlich mit liebevoller Vergebung – etwas, das er nie erfahren hatte, sich aber offensichtlich sehnlichst wünschte. Nun öffnete er sich mir wirklich und erzählte mir die lange Geschichte, wie er dem Klan beigetreten war, seit er als 19-Jähriger während der Bürgerrechtsbewegung mit der Baumwollernte begonnen hatte, „die viel zu schnell viel zu weit ging“.

Er hatte ein langes, schwieriges Leben hinter sich, doch es neigte sich dem Ende zu. Vor kurzem hatte er drei Bypass-Operationen hinter sich gebracht. „Ich weiß, dass ich bald sterben werde“, sagte er. „Aber im Februar werde ich 60, und es würde mir so viel bedeuten, wenn du zu meinem Geburtstag kommen könntest. Bitte – versprichst du es mir?“

Ich war so überrascht und bewegt, dass ich versprach, es zu versuchen. Als der Tag zu Ende ging, verabschiedete ich mich von all meinen neuen Freunden: „Also sehen wir uns bald wieder bei Virgils Geburtstag.“

„Was?“, fragten sie erstaunt. Plötzlich wurde mir klar, dass keiner von ihnen eingeladen worden war. Aufgrund des unter Klan-Mitgliedern so verbreiteten Selbsthasses fühlen sie sich oft abgestoßen von dem, was sie ineinander sehen – ihrem gemeinsamen Schmerz und Unglück –, weshalb Griffin kein Interesse daran hatte, seinesgleichen einzuladen. Was diese „defizitären“ Menschen sich sehnlichst wünschen, ist Liebe von denen außerhalb ihrer Welt – von denen, die einen Überschuss haben. Von denen außerhalb ihres Ghettos. Sie sehnen sich nach menschlicher Wärme, die sie innerhalb des Klans nicht leicht finden oder ausdrücken können, dessen emotional verkümmerte Mitglieder ich immer einsam bei Kundgebungen stehen sah. Im Laufe der Jahre, in denen ich mit verschiedenen Gruppen arbeitete, war ich oft ihr dienstältestes „Mitglied“. Nach weniger als einem Jahr sah ich viele aussteigen und sich den Anonymen Alkoholikern, den Anonymen Drogenabhängigen oder kirchlichen Gruppen anschließen – überall dort, wo sie ein wenig von der Liebe finden konnten, die die Ideologie des Klans niemals wachsen ließ.

Deshalb war mein kleines Experiment in gewaltfreier Kommunikation – obwohl ich nur einen Tag Zeit hatte – sogar bei Griffin erfolgreich, einem der gefürchtetsten Klan-Führer seit den 1960er Jahren. Nur wenige Monate später verließ er die Cleveland Knights of the KKK, die er fast sein ganzes Leben lang angeführt hatte, und die Gruppe zerfiel.

Ich behaupte nicht, dass dies allein auf mein Zutun zurückzuführen war – Veränderungen werden immer von vielen Faktoren geprägt. Aber für einen Mann, der sein Leben lang in der Defensive verbracht hatte, selbst angesichts hasserfüllter Menschenmengen, die „Tod dem Klan“ skandierten, kann es einen Unterschied machen, plötzlich auf etwas zu stoßen, das er als echte Liebe empfand. Besonders in einem verletzlichen Moment – wenn, wie er es ausdrückte, „ein guter Christ seinem Schöpfer begegnen muss“.

Ich sage meinen Schülern immer: „Probiert diese liebevolle Methode bei eurem schlimmsten Lehrer aus – und seht, wie schnell sich eure Noten verbessern.“

Bei zwei der berüchtigtsten Klan-Führer Amerikas hat es eindeutig funktioniert.

Mehr noch: Meine Jahre unter gewalttätigen Menschen haben mich davon überzeugt, dass positives Denken über andere bei jedem wirkt – und dass es sowohl in unserem eigenen Interesse als auch im Interesse der Gesellschaft liegt, dass wir aufrichtig versuchen, unsere Mitmenschen zu lieben.

Die Wurzeln des weißen Hasses verstehen: Zum Leid von Serienmördern

Fortsetzung von Seite 182

„Kein ‚Wir' sollte als selbstverständlich angesehen werden, wenn es darum geht, das Leid anderer Menschen zu betrachten ..Mitgefühl ist ein unbeständiges Gefühl. Es muss in Taten umgesetzt werden, sonst verkümmert es ... Eine Hölle zu benennen, sagt nichts darüber aus, wie man Menschen aus dieser Hölle befreien kann, wie man die Flammen der Hölle mildern kann ..Fotografien vom Leiden und Martyrium eines Volkes oder von Kindern verwandeln diese Ereignisse in etwas Schönes. Die grausamen Grausamkeiten und die unglaubliche Rücksichtslosigkeit der gezeigten Taten werden ebenfalls dargestellt ... Erzählungen können uns helfen zu verstehen. Fotografien bewirken etwas anderes: Sie verfolgen uns." – Susan Sontag in „Über den Schmerz anderer"

Als ich 1991 eines Nachts mit dem Auto unterwegs war, sah ich eine ältere weiße Frau unter den Autobahnpfeilern und nahm sie mit. Sie war von schwarzen Schlägern angegriffen worden und blutete so stark, dass ich sie ins Krankenhaus bringen musste . Eine Stunde später entdeckte ich einen weißen Mann am Straßenrand. Wütend und angespannt – er war ohne Lohn von einem Shrimpkutter im Golf entlassen worden und hatte drei Tage lang auf eine Mitfahrgelegenheit gewartet.
Angesichts der Verzweiflung in Woodys Augen hätte ich leicht Gewalt in ihm auslösen können, indem ich Angst und Misstrauen zeigte. Als ich ihm von der weißen Frau erzählte, die gerade von ihren schwarzen Angreifern dem Tod überlassen worden war, begann Woody, sich zu öffnen. (Ich hatte damals keine Ahnung, wie tief ich in seine Familie verwickelt werden würde.) Er sagte, er sei noch nie von Schwarzen angegriffen worden, weil er „sie immer zuerst angegriffen habe". Nach und nach erzählte er mir, wie er und seine beiden Brüder so viele „Nigger" getötet hätten, dass ich sie nicht an meinen Fingern und Zehen abzählen könne.
Jetzt war ich hellwach. Zuerst dachte ich, er würde prahlen, aber es gab zu viele Details und Orte in seinen Geschichten. Als er auch von seiner eigenen Misshandlung als Kind sprach, schloss ich einen Deal mit ihm: Ich würde ihn nach Hause fahren, vier Stunden Umweg, wenn er mir seine Geschichten erzählen und mich sie auf Tonband aufnehmen lassen würde.
„Aber ich werde dir nicht sagen, wo ich wohne. Lass mich einfach irgendwo in meiner Stadt aussteigen." Er wusste, dass ich mit meiner Aufnahme direkt zur Polizei gehen könnte.

In meiner Sendung, die um Woody und seine Familie ergänzt wurde, schockierte seine Stimme die Studenten. Einige Jahre später, nachdem ich mir diese albtraumhafte Stimme Nacht für Nacht angehört hatte, wollte ich wissen, was aus ihm geworden war. Als ich im Frühjahr 1996 endlich die Gelegenheit dazu hatte, lud ich Eli Saeter, den norwegischen Verleger von Toni Morrisons Büchern, ein, mich als Zeuge zu begleiten.
Was ihr am meisten Angst machte, war, dass jeder, den wir trafen, wegen Mordes oder Vergewaltigung im Gefängnis gesessen hatte.
„Sie erinnern mich an die Männer in dem Film ‚Deliverance'", sagte sie.
Als wir ankamen, lag dichter Nebel über dem Ort. Das verlieh unserer Jagd nach einem Serienmörder in dieser sumpfigen Landschaft, in der wir keine zwei Meter weit sehen konnten, eine unheimliche und unwirkliche Atmosphäre.
Nach drei Tagen fanden wir Woodys Cousin.
„Es stimmt, wie du sagst, Woody war vor fünf Jahren hier", sagte er. „Er und sein Freund Bobby brachen in ein Haus ein, und Woody erstach ein sechzehnjähriges Mädchen, während sie schlief. Er bekam fünfundzwanzig Jahre Gefängnis. Während des Prozesses benahm er sich wie ein Idiot. Er machte Lärm, lachte den Richter aus und verspottete alle. Ich habe versucht, ihn zu beruhigen, aber es hat nichts genützt. Er hat sich alles selbst ruiniert."
Wir fanden Woodys Opfer, Sarah, die uns von dieser schrecklichen Nacht erzählte. Woody hatte sie aus dem Bett gezerrt und ihr mit einem langen Messer Bauch und Lunge aufgerissen. Sie überlebte nach mehreren teuren Krankenhausaufenthalten, aber niemand hatte dieser armen Familie geholfen, das Trauma zu bewältigen.
Es war erst ein paar Tage, nachdem ich Woody abgesetzt hatte, passiert. Das machte mich traurig. Während unserer gemeinsamen Nacht hatte ich geglaubt, ich hätte ihm geholfen, sich mit dem Schmerz und der Wut in seinem Inneren auseinanderzusetzen. Ich versuchte, Sarah zu erklären, dass Woody mein Freund gewesen war, doch meine Stimme brach vor Schuld und Reue, als ich die Angst in ihren Augen sah. Sie konnte ihn nur als blutrünstiges Monster sehen und erzählte, wie er sich während des Prozesses wie ein „Tier" verhalten hatte, indem er „Eines Tages werde ich dich kriegen!" geschrien hatte, bevor er in Ketten aus dem Gerichtssaal gezerrt wurde. Seitdem litt sie unter Albträumen, in denen er zurückkehrte.
Es war wichtig, Sarah zu verstehen, das Opfer des Möchtegern-Henker, denn so viele Jahre lang hatte ich mich hauptsächlich mit dem Opfer im Henker beschäftigt.
Als wir zu Woodys Haus gingen, öffnete eine Frau die Fliegengittertür und sagte:
„Ich weiß, wer Sie sind. Woody kam vor fünf Jahren voller Hochstimmung nach Hause. Er sagte, er sei von einem fremden Mann mitgenommen worden, der ihn dazu gebracht habe, alles über sich selbst zu erzählen. Ich fragte mich, wer das sein könnte, denn Woody ist der verschlossenste Mensch, den ich kenne."
Adeline, die Mutter von Bobby, Woodys Komplizen, lebte dort zusammen mit Rose, der Mutter von Woody und seinen beiden älteren Brüdern, Sammy und John.

„Oh ja, das ist schrecklich. Es sieht Woody gar nicht ähnlich, so etwas zu tun, aber er war verzweifelt, als du ihn nach Monaten unbezahlter Arbeit am Golf nach Hause gebracht hast. Er und Bobby hatten getrunken und Drogen genommen, und ich glaube, Bobby war derjenige, der damit angefangen hat. Sie kamen um zwei Uhr morgens nach Hause gerannt, hämmerten an die Tür und schrien: ‚Mama! Mama! Wir haben etwas Schreckliches getan!' Dann fielen sie auf dem Rasen in Ohnmacht, wo die Polizei sie schlafend fand."



Woody an jenem Abend, als ich ihn 1991 nach meinem Vortrag an der Universität von Houston abholte

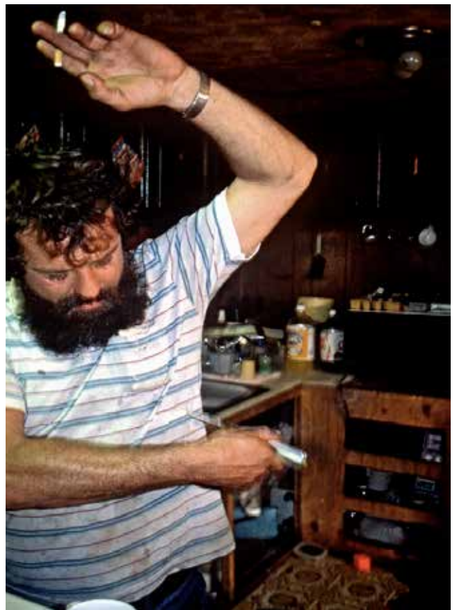
Ich war erleichtert, dass in Sarahs Haus nichts Kalkuliertes vorgefallen war, sondern nur der Schmerz und die Wut, die ich bei Woody gespürt hatte. Unter Drogen hatten er und Bobby vor Sarahs Haus ein Fahrrad gestohlen und begannen, sich darum zu streiten. Woody brach in das Haus ein, um sich ein Küchenmesser zu schnappen, das er gegen seinen Halbbruder einsetzen wollte, der floh. In einem Rausch der Blutgier trat Woody dann die Türen ein und griff die schlafende Familie an.
Was Woodys „tierisches" Verhalten während des Prozesses anging, sagte Adeline, er habe Angst gehabt, seine Beine hätten unter ihm gezittert, als ihm klar wurde, dass sein Leben vorbei war. Die Armen ruinieren sich ständig selbst, dachte ich, denn sein Verhalten hatte das Gericht davon überzeugt, dass er niemals freigelassen werden sollte, was seine Strafe um zehn Jahre verlängerte.
Was Adeline und mich verband, war die Liebe, die wir beide für Woody empfanden. Es beeindruckte mich, wie klar sie verstand, dass der Missbrauch in seiner Kindheit zu seiner Gewalt geführt hatte.
Und seine Brüder? Woody hatte gesagt, sie hätten ihn auf ihre Mordtouren mitgenommen, bei denen sie Schwarze ohne Grund ermordeten. „Könnte das wahr sein?"
„Oh ja", sagte Adeline. Sie hatte sie oft über solche Morde reden hören, fügte jedoch hinzu, dass ihr Vater Vincent noch schlimmer gewesen sei und der Großvater noch schlimmer. „So etwas haben wir hier unten früher einfach gemacht." Es klang fast wie eine Entschuldigung.
„Sammy ist wie sein Vater. Ein schrecklicher Mann. Eine Organisation hat ihn schließlich gestoppt. Lebenslänglich. Er kommt nie wieder raus." Verärgert sagte sie, dass Sammy nur wegen seines letzten Mordes ins Gefängnis gekommen sei, weil die NAACP es als Hassverbrechen bezeichnet habe. Früher sei nach solchen Morden nichts passiert.
Sie fügte hinzu, dass Sammy im Gefängnis weiterhin Schwarze ermordete. Als ein schwarzer Mitgefangener ihm sagte, er würde bald entlassen werden, antwortete Sammy: „Nein, wirst du nicht!" In der Nacht vor der Entlassung des Mannes übergoss Sammy ihn mit Benzin und zündete ihn an, wodurch er zu einer verkohlten Leiche wurde. Woody hatte mir erzählt, dass Sammy die arische Gang des Gefängnisses anführte.
Da er keine richtige Mutter hatte, nannte Woody Adeline „Mom" und rief sie wöchentlich aus dem Gefängnis an. Die Angelegenheit wurde noch komplizierter, weil er mit ihrer drogenabhängigen Tochter Dawn zusammen war, für die sie, genau wie für ihren Sohn Bobby, offenbar wenig Zuneigung empfand.
Und John, der mittlere Bruder? War er ebenfalls an den Morden beteiligt?
„Ich weiß nicht, wie viele Menschen er getötet hat, aber ich weiß, dass er einmal einen Mann getötet hat. Dafür bekam er nur drei Jahre."
Später fuhren wir trotz Adelines strenger Warnungen in die Sümpfe, um John zu finden.
„Versteht ihr das nicht? Er ist der Schlimmste von allen. Er ist kalt, hart und wird niemals mit euch reden."
Ihre Beschreibung erschreckte Eli, der inzwischen mehr als genug von Gewalt gehört hatte, und er bestand darauf, dass wir weiterfuhren, bevor es dunkel wurde. Aber jetzt, da ich endlich den Mann finden konnte, der Woodys Geschichte bestätigen konnte, weigerte ich mich aufzugeben.



Angel winkt uns vom Wohnwagen aus zum Abschied zu

Als wir durch den endlosen Sumpf fuhren, wo kahle Bäume wie skelettartige Finger unter gespenstischem Spanischem Moos standen, wurde Eli immer blasser.
„Bist du nicht gekommen, um Amerika zu erleben?“, fragte ich und versuchte, sie aufzumuntern, amüsiert darüber, dass die Realität sich die schlimmsten Spezialeffekte aus Hollywood ausgeliehen zu haben schien, mit dichtem Nebel über dem schwarzen, von Krokodilen wimmelnden Wasser. „Warum schauen sich die Leute solche Filme an, wenn die Realität doch viel spannender ist?“, fragte ich Eli.

Tief im Sumpf, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, fand ich einen verfallenen Wohnwagen mit Plastikfolie über den Fenstern. Rostige Boote und Autowracks lagen verstreut herum. Als ich zwei schmutzige, zottelige und barfüßige weiße Mädchen mit laufenden Nasen sah, wusste ich, dass es Johns Kinder sein mussten.
Eli hatte solche Angst, dass sie die Autotüren verriegelte und sich weigerte, auszusteigen. Für sie sah die Szene aus wie eine Szene aus „Deliverance“ (in Norwegen hieß der Film „Ausflug mit dem Tod“). Sie befürchtete, dass, falls John auf uns schießen würde, niemand unsere Leichen jemals in diesen Sümpfen finden würde. Ich erinnerte mich an Woodys detaillierte Beschreibung, wie ihre Gesichter erstarrt waren, als sie einmal die aufgelöste Leiche eines ihrer Opfer aus einem Flusskrebsnetz gezogen hatten.
Dennoch zeigte ich weder Mut noch Naivität, als ich John aufsuchte. In diesem dunklen Sumpfgebiet fühlte ich mich auf völlig festem Boden. Ich war fast euphorisch, denn eines der großen Rätsel des Lebens schien endlich in greifbarer Nähe zu sein. Dieser Geisteszustand war entscheidend. Als John sich, wie ich vorausgesagt hatte, genau gegenteilig zu dem verhielt, was man von einem furchterregenden Psychopathen erwarten würde – wie seine Familie behauptet hatte –, lag das genau daran, dass ich mir diesen verzweifelten Mann in meiner Vorstellung als denjenigen ausgemalt hatte, der die Antwort auf das Rätsel des Lebens besaß. So konnte ich ihm jene unvorstellbaren Kräfte verleihen, die Menschen erlangen, wenn man ihnen Vertrauen und tiefes menschliches Interesse entgegenbringt: Er fühlte sich akzeptiert und geliebt.
Sicherlich war er isoliert, feindselig und, ja, beeindruckend. Er kam mit einer Waffe an die Tür, sein Bart war wild und sein Körper mit brutalen Tattoos übersät. Doch als ich ihm sagte, ich sei Woodys Freund, taute er sofort auf. Die Waffe wurde weggeräumt und durch Tassen mit frischem Kaffee ersetzt.
Bald spürte ich so viel Herzlichkeit von John und seiner Frau Connie, dass ich Eli überredete, hereinzukommen. John war in der Tat dasselbe blutbefleckte „Monster“, das Woody in seinem Interview beschrieben und mir während meiner Vorlesungen fünf Jahre lang ins Bewusstsein gehämmert hatte.
Aber gleichzeitig – da stimmte Eli zu – war er auch ein eingeschüchtertes, kleines Kind, das man einfach umarmen wollte.
Wenn man bedenkt, dass ich ohne Weiteres ein gewiefter Polizeispitzel hätte sein können, war es erstaunlich, wie wenig nötig war, um sie zum Reden zu bringen und sie dazu zu bewegen, eifrig über sich selbst zu erzählen. Genau in diesem Gespräch, in der langsamen Aufarbeitung des Schmerzes, lag die Antwort auf jegliche Gewalt. Doch Regierungen auf der ganzen Welt sind blind vor ihrer veralteten „Auge um Auge“-Rhetorik und ihren rückfälligen, repressiven Reflexen, die direkt aus Luzifers rechter Festung stammen.
Den Rest des Tages erzählten John und Connie von der Gewalt, die in ihrer Familie herrschte. „Schau dir nur Angel an“, sagte Connie und hob ihre misshandelte zweieinhalbjährige Tochter hoch. „Sie ist voller Gewalt gegenüber ihrer Schwester. Sie ist die Böse!“
Eli und ich dachten sofort, dass das genau der Grund war, warum das Kind „böse“ werden würde: weil es von Geburt an zu hören bekam, dass es nicht gut genug sei. Ihre Mutter versetzte ihr wiederholt



John demonstriert, wie er das Messer in dem schwarzen Mann herumgedreht hat



John bringt der 7-jährigen Natasha den Umgang mit Waffen bei und zeigt mir einen Teil seiner Waffensammlung auf dem Bett der Kinder

Schläge, doch sie weinte fast nie. Ihr rotgeränderte Gesicht zeigte nur einen Ausdruck von Demütigung und Groll.
Beide Eltern gaben zu, dass sie nur gewalttätig wurden, wenn sie betrunken waren, und man konnte sich leicht vorstellen, wie das Leben für die beiden Mädchen sein musste. Sie nannten endlose Beispiele für die Gewalt, in die sie verwickelt gewesen waren. Ich brauchte kaum nach den Morden an Schwarzen zu fragen; ihre beiläufigen, blutigen Bemerkungen passten perfekt zu Woodys Beschreibungen.

Als ich darum bat, die bei den Morden verwendeten Waffen zu sehen, holte John sieben Gewehre und drei Pistolen hervor, Waffen, deren Gebrauch er den kleinen Mädchen bereits beigebracht hatte. Er demonstrierte sogar mit einem Messer, wie er einen schwarzen Vater vor den Augen seiner Familie erstochen hatte.
Ich fotografierte ihn unter einem Porträt seines eigenen Vaters, dem Mann, der all diese Gewalt weitergegeben hatte. Das Porträt hing in einem goldenen Rahmen und strahlte eine unheimliche Boshaftigkeit aus, die keine Studio-Pose und keine Sonntagskleidung verbergen konnte.

John wollte, dass wir über Nacht blieben und am nächsten Morgen auf Alligatorjagd gingen. Er lebte vom illegalen Wildern von Alligatoren und hatte den Kühlschrank mit ihrem Fleisch gefüllt. Ich war versucht, aber Eli hatte Einwände dagegen, „mit einem Serienmörder im Nebel im Sumpf auf Alligatorjagd zu gehen“. Also fuhren wir nach einem herzlichen Abschied durch die Dunkelheit davon. Auf dem Rückweg waren wir entsetzt und konnten an nichts anderes mehr denken.





Familienfoto von Johns Eltern, Rose und Vincent



Die von Krokodilen bevölkerten Sümpfe, in denen John und Connie lebten

Herbstreise 1996

In jenem Herbst kehrte ich mit der dänischen Fernsehjournalistin Helle Vibeke Risgaard zurück, um die traumatisierte Familie zu filmen. John war auf einer Offshore-Bohrinsel im Einsatz, sodass Connie offener über ihn sprach. Drei Tage lang hörten wir von einem Mord nach dem anderen – diesmal vor laufender Betacam-Kamera. Die Geschichten kamen in einem so chaotischen Strom, dass uns schon bald schwindelig wurde. Nach ein paar Stunden konnten wir uns kaum noch an all die Morde erinnern, von denen wir gehört hatten, geschweige denn, dass sie uns noch interessierten.
Connie war eine seltsame Mischung. Sie wirkte rational und gefasst, doch Rose und Adeline beharrten darauf, dass sie noch gewalttätiger sei als John, den sie als ihr Opfer betrachteten. Immer wieder sagte sie, wenn da nicht ihre Religion und die Kinder wären, hätte sie ihn schon längst verlassen. Doch bald zweifelten wir daran. Ohne die Kinder – wen hätte sie dann noch schlagen können? Nachdem John weg war, trauten wir uns, mit Connie zu trinken, oft bis vier Uhr morgens, und wir sahen viel deutlicher, wie sie die Kinder behandelte. In einem Moment war sie liebevoll, im nächsten explodierte sie vor Wut und peitschte die dreijährige Angel mit einem Ledergürtel aus.
Das führte zu einem Konflikt zwischen Helle und mir. Helle versuchte instinktiv, das Kind zu beschützen, was mich wahnsinnig machte, da es mich daran hinderte, den Missbrauch zu fotografieren.
Verständlicherweise schrie sie: „Was für ein böser Mensch du bist!“ und ähnliches.
„Wenn du mehr Zeit in schwarzen Ghettos verbracht und diese Art von Misshandlung jeden Tag gesehen hättest“, antwortete ich wütend, „wüsstest du, dass es nicht deine Aufgabe ist, jedes Kind aus einer Laune heraus zu retten. Deine Aufgabe ist es, Eltern zu befähigen, sich selbst zu lieben und dadurch auch ihre Kinder zu lieben. Doch um den Anblick von Gewalt und misshandelten Kindern zu vermeiden, fliehen wir aus dem Ghetto. Letztendlich werden wir so zur direkten Ursache für die misshandelten Kinder dort.“
Ich wusste, dass ich Connie keine Predigt darüber halten musste, wie falsch es ist, Kinder zu schlagen. Das wissen die Leute bereits. Hätte ich moralisiert, hätte sie sich nur noch schlechter gefühlt.
Mein nüchternerer Urteilsvermögen sagte mir auch, dass ein Eingreifen in diesem Moment unnötig war, weil das Kind die Schläge erwartete. Sie weinte nicht einmal. Aus Trotz setzte sie das Verhalten fort, das ihre Mutter in den Wahnsinn getrieben hatte.
Dennoch machte es mir keinen Spaß, den Missbrauch für eine Reportage über arme Weiße zu fotografieren. Immer wieder fragte ich mich, wo die Grenze lag. Ab wann sollte ich eingreifen?
Im Gegensatz zu der oft unkontrollierteren Gewalt, die ich unter armen Schwarzen gesehen hatte, dämpfte die Anwesenheit eines Fremden meist die Aggression armer weißer Eltern. Allein dadurch, dass ich Connie fotografierte, zeigte ich ihr, dass ihr Verhalten inakzeptabel war – aber sanfter, als wenn wir sie offen verurteilt hätten. Ihr zu sagen, sie sei „ein schlechter Mensch“, hätte nur wiederholt, was sie dem Kind ohnehin schon antat.
Einige Leser werden sich zweifellos daran stören. Doch dieselben Leute haben selten etwas gegen die Gewalt einzuwenden, wenn sie sie in meiner Ausstellung sehen. In den 1990er Jahren, als die Ausstellung ein Comeback erlebte, hatte ich das Gefühl, dass sie die zunehmende Gewalt in der Gesellschaft aufgrund steigender Kindesmisshandlung widerspiegelte. Sie weckte auch ein größeres Interesse an dem, was ich als „Pädagogik der Unterdrückung“ bezeichne – zu verstehen, wie Gewalt fortbesteht, ist der Schlüssel zum Schutz von Kindern.
Dennoch kann ich die gegenteilige Ansicht leicht verteidigen: dass es immer notwendig ist, Gewalt gegen Kinder und Frauen zu stoppen, selbst wenn dies bedeutet, wichtige fotografische Beweise dafür zu verlieren. Denn wenn diejenigen von uns, die diese Ausgestoßenen aufspüren, sie nur dokumentieren (ausbeuten?) und niemals eingreifen, wer dann? Was auch immer unser Ziel sein mag, der barmherzige Samariter kann nicht einfach seine Linse öffnen und vorbeigehen.



Connie schlug die zweijährige Angel



Die misshandelte Angel. War sie auf der Suche nach Hilfe?



Connie peitschte die Kinder aus

Das Schlimmste war nicht der ethische Konflikt, der Dostojewski würdig gewesen wäre, sondern das, was Helle und ich allmählich gegenüber dem misshandelten Kind empfanden. Als wir dieses durchnässte Wespennest zum ersten Mal betraten, galt unser ganzes Mitgefühl den beiden geschundenen Kindern mit den schwarzen Ringen unter den Augen. Bald würden wir spüren, wie „wir“ letztendlich immer dazu beitragen, solche Opfer in die Rolle des Unterdrückers zu drängen – der Teufelskreis.

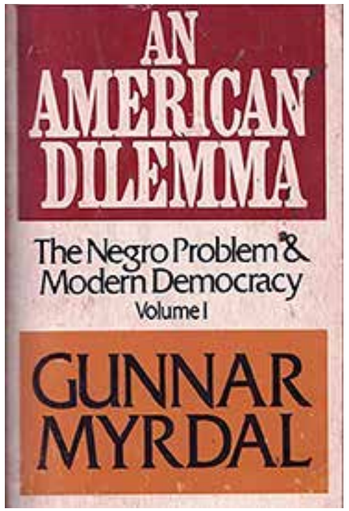
Nie zuvor hatte ich so deutlich wie bei der dreijährigen Angel gesehen, wie Misshandlung in Bosheit umschlagen kann. Jede ihrer Reaktionen schien von Groll getrieben zu sein. Zunächst möchte man ein solches Kind auf den Arm nehmen und trösten. Doch das Kind beißt schnell in die ausgestreckte Hand und zerstört all die Liebe und Geduld, die man aufbringen kann.
Von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens zerstörte dieser „böse“ kleine „Angel“ fast alle unsere Kameras, Mikrofone, Kabel und Bänder. Allmählich spürten wir, wie die Gewalt in uns aufstieg, bis sogar wir den Drang verspürten, sie anzuschreien, zu schlagen, über den Boden zu werfen.
So verletzen wir überall auf der Welt die Verletzten.
Nachdem ich jahrelang Studenten über den Teufelskreis der Unterdrückung unterrichtet hatte, war es eine beunruhigende Lektion zu spüren, wie schnell ich selbst Teil davon werden konnte. Wie schnell Helle und ich zu Connies Koalition der Willigen werden konnten, die mit ihr dort draußen in diesen Sümpfen versanken.

Am erschreckendsten war die enge Verbindung zwischen Missbrauch und Rassismus. Als wir Angel fragten, was sie von Schwarzen halte, sah sie völlig verwirrt aus. „Was meinst du mit Schwarzen? Nigger? Wir erschießen Nigger doch, oder, Mama?“

Wenn die Kamera lief und Connie nüchtern war, korrigierte sie sie manchmal und benutzte das Wort „Schwarz“ vor dem Kind. Das war interessant, weil es zeigte, dass Gunnar Myrdals Argumentation in *An American Dilemma* selbst in den untersten Schichten der Gesellschaft Gültigkeit hatte.



Die 7-jährige Natasha an dem Tag, an dem sie stolz gestand, einem schwarzen Jungen den Kopf blutig geschlagen zu haben



„Die Bibel der Rassismusforschung", die Johnson zu seinen Bürgerrechtsgesetzen inspirierte



Angel mit ihrem geliebten neuen Spielkameraden

Mit anderen Worten: Es besteht ein Konflikt zwischen den höheren Idealen der Gesellschaft, wie etwa „wir sind alle gleich", und den völlig anderen Botschaften, die Eltern in ihrem „Bauchgefühl" über „Untermenschen" hegen und die schließlich in das Unterbewusstsein ihrer Kinder sickern.

Noch deutlicher wurde dies bei der siebenjährigen Natasha. Connie akzeptierte, dass Natasha in der Schule Ärger verursacht hatte, weil, wie Natasha erklärte, „der Nigger, der vor mir saß, stank". Aber Connie wurde wütend, als Natasha von der Schule verwiesen wurde, weil sie mit vier anderen Mädchen eine Bande gegründet hatte.

Ich spürte, dass mehr dahintersteckte, und fragte, ob die Bande es auf Schwarze abgesehen hatte. Zunächst zögerte Natasha. Mein Wort „schwarz" selbst verriet ihr, dass ich auf der Seite des N-Wortes stand, daher fiel ihr die Antwort diesmal nicht so leicht wie damals, als sie rhetorisch wiederholt hatte: „Nigger stinken!"
Später gab sie jedoch zu, dass die Mädchen einen schwarzen Jungen in den Wald gelockt und ihm mit einem Stein auf den Kopf geschlagen hatten, bis Blut herausfloss.
Sie hatte sichtlich Freude daran, diesen schrecklichen Übergriff in drastischer, blutiger Sprache zu beschreiben. Warum hatte sie das getan? Weil ihre Mutter ihr eines Tages, in einem Anfall von politischer Korrektheit, gesagt hatte: „Nigger bluten genauso rot wie wir." Es war Connies Art, ihr (wenn sie nüchtern war) zu sagen: „Wir sind alle gleich, also sprich nett über deine Schulfreunde." Aber Natasha glaubte diese Botschaft nicht. Sie widersprach allem anderen, was sie zu Hause über das „Töten von Niggern" gelernt hatte. Also gründete sie eine Bande und verletzte einen Jungen, um zu testen, ob es stimmte.
Darauf antwortete Connie einfach: „Das war nicht nett von dir, Natasha." Aber wir hatten alle getrunken, und Connie sagte es mit einem breiten Lächeln. Sie war offensichtlich stolz. So erhielt Natasha die Botschaft, dass es akzeptabel war, einem Jungen den Schädel einzuschlagen, nur um herauszufinden, ob Schwarze rot bluten.

Selten habe ich eine so klassische Lektion in der Pädagogik des Rassismus gesehen. Das ist das vernichtende, zweischneidige Schwert der doppelten Botschaft, die von der großen Mehrheit – also uns gewöhnlichen, rechtschaffenen, „liberalen" Menschen – praktiziert wird, die unseren Kindern ständig das amerikanische Credo „Wir sind alle gleich" und die „christliche Nächstenliebe" einhämmern. Doch wenn es um Menschen in „den Innenstädten" geht, um Schwarze, Homosexuelle, Juden und Muslime, ziehen wir unbewusst die Augenbrauen hoch oder ändern unseren Tonfall und vermitteln damit die Botschaft, dass jemand „nicht ganz gleichwertig" ist. Kinder können eine solche doppelte Botschaft mit ihrer versteckten Unterdrückung nicht verarbeiten und verhalten sich während ihres Heranwachsens aus Verletztheit und Verwirrung heraus in verschiedenen rassistischen Mustern.

Doch Connie gab mir auch Hoffnung. Wie ich es bei Gewaltverbrechern und Mitgliedern des Ku-Klux-Klans erlebt hatte; wie Ivan in „Die Brüder Karamasow" betont, muss man einem Erwachsenen wie Connie nichts über Recht und Unrecht beibringen. Jeder weiß, dass Töten, Hassen und das Zufügen von Schmerz falsch sind. Doch während sie in ihrem eigenen qualvollen Schmerz gefangen sind, können sie ihren höheren Idealen nicht immer gerecht werden.

Connie brachte unsere tiefere gemeinsame Menschlichkeit besser zum Ausdruck als jeder andere, sodass ich nicht anders konnte, als in ihrer Nähe immer mehr Zuneigung (und Freude) zu empfinden. Sie war ein riesiger Ball aus explosiver Gewalt und Hass, gepaart mit einer „ "-artigen seltsamen Mischung aus gesundem Menschenverstand, Zärtlichkeit und Liebe. Dennoch hatte sie den tiefen Wunsch, die besten Ideale zum Ausdruck zu bringen.

Ich war froh, diese intensive Anziehungskraft zu Connie zu spüren, denn sie erinnerte mich an meine Gefühle für Schwarze als Opfer. Es wurde klar, dass sie selbst ein Opfer war, als wir Connies verzweifelt alkoholkranken und halbverrückten Vater kennenlernten, obwohl Connie behauptete, dass es nie eine direkt inzestuöse Beziehung zwischen ihnen gegeben habe.

Erst nach ein paar Tagen in den Sümpfen wurde uns klar, wie sehr unser eigenes moralisches Empfinden nachgelassen hatte. In jenem Sommer hatte John einen Waschbären gefangen, der zum Haustier der Familie wurde. Die Kinder schliefen mit ihm und fütterten ihn mit Crackern. Ich genoss es sogar, in dem schmutzigen „Badezimmer" zu baden, weil der Waschbär – auf Dänisch ein „Waschbär" – mir mit seinem großen Schwanz half, mich in der Wanne zu waschen. Es war so bezaubernd, dass Helle eine Kindersendung über die vernachlässigten Kinder drehen wollte, die mit ihm spielten. Aber ihr waren die Videokassetten ausgegangen. Bevor wir ankamen, hatte ich sie gewarnt: „Diese Familie ist so verstört, dass du sie nicht direkt zu ihrer Gewalt befragen kannst. Lass einfach die ganze Zeit die Kamera laufen, besonders wenn sie betrunken sind, und du wirst wirklich schockierende Aufnahmen davon machen, wie sie ganz beiläufig über ihre Morde sprechen."

Während unserer Nächte voller Alkohol und Geschichten über Amokläufe gingen uns die Kassetten aus. Helle schlug vor, die alten Kassetten zu überspielen. Zu diesem Zeitpunkt war Mord bereits so alltäglich geworden, so eine „Banalität des Bösen", dass ich Helle sagte, es sei in Ordnung, obwohl genau diese Aufnahmen der Grund gewesen waren, warum ich sie mitgenommen hatte. Erst als wir später auf der Autobahn fuhren, wurde uns klar, dass wir einen Großteil der Beweise in einer – selbst nach amerikanischen Maßstäben – außergewöhnlichen Serienmordgeschichte gelöscht hatten, um eine belanglose Kindersendung zu produzieren.

Es war ein schreckliches Beispiel dafür, wie schnell wir von Connies verdrehter Logik einer Gehirnwäsche unterzogen worden waren. Sie selbst brachte es perfekt auf den Punkt, als sie plötzlich fragte: „Schreibst du ein Buch über uns?"
Verlegen antwortete ich ehrlich, dass ich das vielleicht eines Tages tun würde, obwohl ich darauf achten würde, sie (vor rechtlichen Schritten) zu schützen. „Darüber musst du dir keine Sorgen machen", erwiderte Connie. „Das Einzige, was du nicht erwähnen sollst, ist die Nacht, in der Woody und ich in ein Restaurant eingebrochen sind und Meeresfrüchte gestohlen haben, weil wir Hunger hatten."
Sie wusste, dass Einbruch illegal war. Sie hatte eine starke Meinung dazu, weil ein schwarzer Nachbar ihr einmal ihre Hühner



Angel wurde von Connie misshandelt, die selbst von ihrem Vater misshandelt worden war (rechts)

gestohlen hatte. Aber wenn sie betrunken war, sah sie den Mord an Schwarzen weder als illegal noch als falsch an.

Und nach kurzer Zeit taten wir das auch nicht mehr. Das war eine weitere Lektion, die Connie mir beigebracht hatte. Gewalttätige Mörder entstehen nicht nur durch Schläge in der Kindheit. Selbst die Besten und Rechtschaffensten unter uns können schnell in solche Rollen hineingezwängt werden, wie wir von Soldaten, Folterern und Polizisten auf der ganzen Welt wissen, wie zum Beispiel dem Mörder von George Floyd.

Nach herzlichen Umarmungen verabschiedeten wir uns vor dem baufälligen Wohnwagen mit seinen mit Plastikfolie abgedeckten Fenstern. Ich wusste, dass ich Connie vermissen würde – oder zumindest den Kontakt zu der gewalttätigen Seite meiner selbst, die sie mir offenbart hatte.
Ein weiterer Grund für die Abreise war Connies gestörter Vater, dessen sexuelle Fantasien über Helle jedes Gespräch ruinierten. „Kann man wirklich mit so einer sexy Blondine im Auto schlafen, ohne Sex zu haben?“, fragte er immer wieder.
Betrunken und wahnsinnig sprach er aus, was viele Amerikaner still dachten, wenn ich dänische Frauen auf meine Reisen einlud.

Ihre Anwesenheit hindert mich auch daran, der Verliebtheit zu erliegen, die ich unweigerlich für meine Fotomodelle entwickle – und sie für mich –, wie im Fall von Connie.

Später im Jahr 1996

Nachdem ich Woody mehrere Jahre lang geschrieben hatte, erhielt ich endlich die Erlaubnis, ihn im Gefängnis zu besuchen. Nach fast zwanzig Stunden Fahrt kam ich in dem Hochsicherheitsgefängnis an, das an einem abgelegenen Ort versteckt lag, den sich nur wenige Familien leisten konnten, zu erreichen.
Woody hatte seit fünf Jahren keinen Besuch mehr gehabt und freute sich genauso sehr darauf, mich zu sehen, wie ich mich darauf freute, ihn zu sehen. Doch das Treffen war schockierend.
Nach endlosen Sicherheitskontrollen betrat Woody den Besuchsraum in Ketten an Händen und Füßen, mit noch schwereren Ketten um den Körper gewickelt. Diesen Eisenmann zu umarmen, fühlte sich an, als würde man eine seltsame Kreatur umarmen.
Das schöne, unschuldige Gesicht, an das ich mich erinnerte, das lange blonde Haar und das jungenhafte Aussehen waren verschwunden. Mit kurzgeschnittenem Haar, Tätowierungen, fehlenden Zähnen und Narben auf den Armen sah er aus wie eine groteske Version von Sean Penn in „Dead Man Walking“ – nur viel, viel schlimmer.



Fünf Jahre später war von diesem schönen jungen Mann im Gefängnis nichts mehr übrig

Fünf Jahre zuvor hatte ich seine Mordgeschichten angezweifelt. Jetzt glaubte ich alles.
Er war in diesem Gefängnis, das weitaus schlimmer zu sein schien als Angola, grausam misshandelt worden.
Er hatte die Hälfte seiner Zeit wegen ständiger Disziplinarverstöße in der Dunkelheit der Einzelhaft verbracht. „Wie viele Kämpfe?“, fragte ich. Er zählte zwölf mit schwarzen Häftlingen und drei mit weißen Häftlingen – allesamt Kämpfe auf Leben und Tod. Seine 25-jährige Haftstrafe war jedes Mal verlängert worden. Doch da er nun fast ausschließlich unter Schwarzen lebte, hatte er auch einen widerwilligen Respekt vor ihnen gewonnen.

„Die können sich wehren“, sagte er.
Er erzählte mir, dass er, bevor ich ihn 1991 abholte, einmal eine Zelle mit einem Schwarzen geteilt hatte. Wütend ließ er sich eine Waffe einschmuggeln und schoss auf ihn. „Nicht, um den Nigger zu töten“, denn das hätte eine zusätzliche Haftstrafe zur Folge gehabt. Er schoss ihm ins Bein, um ihn aus seiner Zelle zu vertreiben.

Das war in diesem „Hightech“-Gefängnis unmöglich. Hier hatte er gelernt, mit seinem schwarzen Zellengenossen zu leben. „Er legt sich nicht mit mir an und ich lege mich nicht mit ihm an.“
Sie sprachen nie über Rassenfragen, und keiner von beiden wusste überhaupt, wofür der andere einsass.

Sarah war das einzige Opfer von Woody, das ich kannte, daher fühlte ich mich als ihr Bote verantwortlich. Da Woody sich an nichts von der Nacht erinnerte, in der er sie angegriffen hatte, bat er mich, ihm genau zu erzählen, was passiert war. „Das arme Mädchen“, sagte er mehrmals.
Über sein „tierisches“ Verhalten vor Gericht, als er Sarah bedroht hatte, sagte er nur, dass er „ein Arschloch“ gewesen sei. Er hatte gar nicht bemerkt, dass sie da war. Ich erzählte ihm, wie sehr der Brief, in dem er sie um Vergebung gebeten hatte, Sarah bewegt hatte, und ich fragte ihn, ob er bereit sei für ein Opfer-Täter-Gespräch mit ihr, um zu versuchen, die Wunden zu heilen. Nach langem Überlegen sagte er nein.
Dann beging ich einen schrecklichen Fehler. Ich sagte ihm, dass Sarah vielleicht verständnisvoller gewesen sei, als ich erwartet hatte, weil ihr eigener Bruder im Gefängnis saß.
Woodys Versuche, mitfühlend zu denken, verschwanden augenblicklich, und sein Killerinstinkt übernahm die Oberhand. „Du musst mir seinen Namen sagen“, verlangte er. „Ich habe gehört, dass es hier jemanden gibt, der mich umbringen will. Im Gefängnis tötest du oder wirst getötet.“
Ich wusste, dass er wahrscheinlich von Sarahs Bruder sprach. Während meiner Gespräche mit ihrer Familie hatte ihr anderer Bruder oft gesagt: „Wenn ich ihn jemals in die Finger bekomme …“

Plötzlich befand ich mich in einer Situation auf Leben und Tod und erkannte, dass es vielleicht nicht so einfach sein würde, wie ich mir vorgestellt hatte, ein Bote, ein Brückenbauer oder ein Mann der Versöhnung zu sein. Wie unser Herr selbst musste ich entscheiden, wer sterben würde! Wenn ich den Namen nicht preisgab, würde es Woody sein, mein Freund, dem wahrscheinlich eines Tages die Kehle durchgeschnitten würde. Ich wusste, dass ich Woody den Namen nicht verraten würde, aber ich wusste auch, dass er mich von sich stoßen würde, wenn ich mich weiterhin weigerte.

Woody wiederzusehen zwang mich dazu, vieles von dem, was ich in meinen Vorträgen über ihn gesagt hatte, neu zu bewerten. Ich konnte immer noch das verletzte Kind in ihm erahnen, aber es wurde immer schwieriger, ihn nicht durch die wertenden Augen der Gesellschaft zu sehen.

Ich wusste, dass ich es nicht wagen würde, diesen Mann so, wie er war, in die Welt hinauszulassen. Doch ich wusste auch – und erinnerte mich immer wieder daran –, dass dieser Zustand durch unsere wertende, wegwerfende Gesellschaft verursacht worden war. Ganz zu schweigen davon, dass das Gefängnis ihn noch mehr brutalisiert hatte.

Es fiel mir schwer, den Namen von Sarahs Bruder zurückzuhalten, aber fast genauso schwer war es, Woody nichts von Dawn zu erzählen, der Liebe seines Lebens. Ich hatte Dawns Mutter, Adeline, noch am selben Morgen angerufen. Sie stand unter Schock. Dawn hatte in der Nacht zuvor versucht, sich das Leben zu nehmen, und war halbtot in einem Gasofen gefunden worden. Adeline hatte mich angefleht, es ihm nicht zu sagen, aber Woody fragte immer wieder nach ihr. Und es kam noch mehr. Dawn hatte ein Kind mit Woodys bestem Freund. Ich wusste, dass Woody ihn ebenfalls umbringen wollen würde, wenn er davon erfuhr.

In diesem kurzen Bericht habe ich nur angedeutet, welche unlösbaren Probleme auftraten, als ich versuchte, in einer von Gewalt beherrschten Unterwelt allen gegenüber loyal zu bleiben.
Während der dreitägigen Rückfahrt nach New York, durch einen deprimierenden Regen, der die ganze Zeit anhielt, konnte ich nur an eines denken: MEIN amerikanisches Dilemma.

1998

Fast zwei Jahre nach meinem Besuch bei Woody erhielt ich einen überraschenden Weihnachtsbrief. Er stammte vom schlimmsten der drei Serienmörder – Woodys ältestem Bruder, Sammy.
Ich hatte 1996 versucht, ihn im Gefängnis zu besuchen. Als Anführer einer arischen Gang hatte er auch hinter Gittern weiterhin Schwarze ermordet und einmal einen schlafenden Häftling mit Benzin übergossen und angezündet.
Nun entschuldigte er sich dafür, dass er meinen früheren Brief nicht beantwortet hatte. Er sei rechtlich daran gehindert gewesen, sagte er, da er zwei Jahre im „Loch“ verbracht habe, weil er einen schwarzen Häftling erstochen hatte.

Aber jetzt, schrieb er, wolle er etwas Kreativeres tun. Würden einige meiner Freunde seine Brieffreunde werden?
Mehrere meiner schwarzen Freunde in der Gegend arbeiteten als Gefängniswärter. Mit ihnen als Referenz und nach mehreren Jahren des Wartens erhielt ich schließlich die Erlaubnis, Sammy zu besuchen. Der Gefängnisdirektor, ein Christ, glaubte an Vergebung.
Leider stellte ich nach einer fast einwöchigen Autofahrt fest, dass das Gefängnis wegen einer Schweinegrippe-Ansteckung abgeriegelt war.

Mit einer schwarzen Frau im Jahr 2003
2003 beschloss ich, mit einer schwarzen Frau zurückzukehren, um zu sehen, wie die Familie reagieren würde. „Ich will wissen, ob sie dich auch umbringen“, scherzte ich mit Rikke Marott, einem dänischen Model.
„Jacob“, antwortete sie nervös, „ich bin eine junge schwarze Frau. Du bist ein weißer Mann mittleren Alters. Die Hälfte der Männer hier unten sitzt im Gefängnis, weil sie Schwarze getötet oder vergewaltigt haben.“
„Die töten auch Weiße“, erwiderte ich.
„Das macht es nicht besser.“

Zuerst besuchten wir Rose, die Mutter von Sammy und John. Ich wollte mehr über ihren Hintergrund erfahren.
„Ich bin tief in den Sümpfen aufgewachsen, ohne andere Verwandte in der Nähe“, sagte sie. „Wir waren zu neunt in einem Zimmer. Wir waren so arm, dass wir alle arbeiten mussten. Wir fischten Garnelen in den Sümpfen. Erst als ich 13 war, fanden uns die Behörden und schickten uns zur Schule, aber ich ging nach der fünften Klasse wieder weg, weil meine Eltern mich brauchten. Ich habe nie lesen oder schreiben gelernt.“

Rikke zeigte auf ein Foto eines schönen jungen Mädchens an der Wand.
„Meine Tochter dort ist 1967 verschwunden“, sagte Rose. „Sie war sechzehn. Ich erhielt einen anonymen Anruf, in dem mir mitgeteilt wurde, sie sei im Hafen ertrunken.“
„Wer hat angerufen?“, fragte Rikke.
„Vielleicht der Mörder. Niemand sonst wusste, wo sie war.“
Ihre Stimme zitterte und ihre Augen füllten sich mit Tränen.
„Sie wurde nie gefunden. Das ist jetzt 35 Jahre her, aber ich habe die Hoffnung nie aufgegeben, dass sie eines Tages zurückkommen wird.“
„Unsere Familie ist verflucht“, fuhr sie fort. „Es gab so viele Morde und Unfälle. Mein Stiefsohn sitzt wegen versuchten Mordes im Gefängnis – er hat einem jungen Mädchen den Bauch aufgeschlitzt. Sie hat überlebt, aber sie wird nie Kinder bekommen können.“



Angel mit Briefen an seine Mutter, in denen er verspricht, ein besseres Kind zu sein

Als ich Rose darüber befragte, wie Woodys Vater Vincent ihr die Gebärmutter herausgerissen hatte, brach sie in Tränen aus, weil es ihr peinlich war, dass ich davon wusste. Sie schämte sich so sehr dafür, keine Gebärmutter mehr zu haben, dass sie einen Monat lang nicht ins Krankenhaus ging. Selbst dann ging sie nur hin, weil die Blutung so stark war. In den Augenblicken vor der Tragödie schrie Vincent, der stark getrunken hatte: „Ich sorge dafür, dass du niemals Kinder mit einem anderen Mann haben kannst!“

Rose sagte, sie habe ihn verlassen wollen, doch bevor ich die Kamera ausschaltete, gestand sie mir, dass sie ihren Mann mit einer Axt getötet hatte. Er war nicht „aus dem Bett gefallen“, wie mir alle erzählt hatten.

Immer emotionaler werdend, sprach sie über den Mord an Woodys ältester Schwester. Im Frühjahr hatte Adeline mir erzählt, dass ihre Tochter im Alter von 16 Jahren Selbstmord begangen hatte, nach einer langen inzestuösen Beziehung zu ihrem Vater. Doch nun sagte Rose, dass Adeline in Wirklichkeit ermordet worden war.

Betäubt von den vielen Geschichten vergaßen wir zu fragen, von wem, als sie schnell fortfuhr.
„Ich habe noch einen Sohn, der wegen Mordes im Gefängnis sitzt. Er hat wahllos Menschen getötet.“ Sie beschrieb detailliert (und auf Video) alle Morde, versäumte es jedoch zu erwähnen, dass die Opfer alle schwarz waren. Später sagte Rikke: „Sie hat versucht, mich zu beschützen, weil ich schwarz bin. Aber das hätte sie nicht tun müssen. Ich spürte, dass ihr meine Hautfarbe egal war. Was ihr wichtig war, war, dass es einen anderen Menschen gab, der versuchte zu verstehen, woher sie kam.“

Als wir uns zum Aufbruch bereit machten, sagte ich, dass wir zu John fahren würden.
„Johns Frau ist tot“, antwortete Rose. „Connie wurde letztes Jahr nach einem ihrer Streitereien im Alkoholrausch getötet. Sie fuhr los und verunglückte mit dem Auto. John ist jetzt tagelang weg und arbeitet auf einem Boot.“

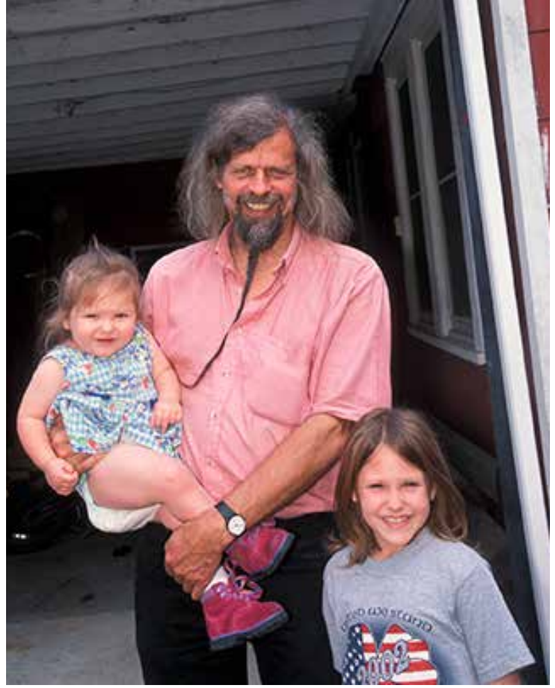
„Was ist mit den Kindern?“, fragte ich.
„Sie wurden vom Jugendamt in Obhut genommen“, sagte Rose. „Meine christliche Tochter hat die beiden Jüngsten. Die Älteste, die 17 ist, lebt bei John und seiner neuen Freundin.“

Ich war schockiert, aber nicht überrascht. Connies Tod schien das unvermeidliche Ergebnis der gefährlichen Mischung aus Kokain, Alkohol und einem Leben voller Wut zu sein.
Ich hatte mich so sehr danach gesehnt, sie wiederzusehen, und war auf der langen Fahrt zu ihren Kindern in Tränen aufgelöst. Würden sie sich nach sieben Jahren noch an mich erinnern?
Ich war erleichtert, als wir zu ihrem neuen Zuhause bei einer „guten christlichen Familie“ vorfuhren. Als wäre ich ein lieber Onkel, kam Angel herausgerannt und sprang mir vor unbändiger Freude in die Arme.

Man sagt, dass Kinder sich an nichts erinnern, was vor ihrem zweiten oder dritten Lebensjahr geschah, aber Angel erinnerte sich ganz klar an mich. Ich kam mit meiner eigenen Scham an, weil ich sie als Kleinkind einmal schlagen wollte. Glücklicherweise war dies nicht ihre bleibende Erinnerung an mich. Da ihre Familie eine war, vor der sowohl Weiße als auch Schwarze aus den Sümpfen geflohen waren, erinnerte sie sich wahrscheinlich an mich als die einzige „vernünftige“ Außenstehende in ihrer Kindheit, die miterlebt hatte, wie tief sie traumatisiert war.

Obwohl ich Angel 1996 nur kurz gekannt hatte, konnte ich nun erkennen, wie viel ihr diese kurzen Begegnungen bedeutet hatten, bevor sie drei Jahre alt wurde. Als Neunjährige zog sie mich an der Hand herein, um mir ihre neue Familie, ihre kleine Schwester und einen Brief zu zeigen, den sie an ihre verstorbene Mutter geschrieben hatte und in dem sie versprach, nun „ein braves Kind“ zu werden.

Natasha, mittlerweile siebzehn, freute sich ebenso sehr, uns zu sehen. Sie, die einen schwarzen Jungen fast mit Steinen getötet hätte und seitdem wegen anderer Verbrechen zwei Jahre im Gefängnis verbracht hatte.



Der 9-jährige Angel mit seiner neuen Schwester Sally im Jahr 2003



Rose zeigt Rikke Marott das Foto ihres Sohnes Sammy im Gefängnis



Die 16-jährige Natasha liebte Rikke Marott



Mit Natasha im Jahr 2003, kurz bevor sie vor ihrem Vater floh



John zeigt, wie sich der Rasen im Jahr 2009 rot mit Blut färbte



John mit seinem Stiefsohn und seiner Enkelin Connie, die die Waffen zeigt, die er am Abend zuvor für den Mord benutzt hatte

Sie war besonders von Rikke fasziniert und wollte immer wieder mit ihr fotografiert werden.
Die Kinder waren dazu erzogen worden, „Nigger zu töten". Doch ihr Schmerz machte keinen Unterschied hinsichtlich der Hautfarbe der Frau, die ihnen Zuneigung entgegenbrachte.
Rikke wurde von einer liebevollen dänischen Familie adoptiert und brachte den Überschuss an Liebe mit, nach dem sich diese liebeentbehrten Kinder sehnten.
In den folgenden Jahren fragten sie mich oft, warum ich „diese liebevolle farbige Frau" nicht wieder mitgebracht hatte.

2009

Doch der Familienfluch verfolgte die Kinder weiterhin. John holte sie schließlich zurück. Da er auf einer Bohrinsel arbeitete, sah ich ihn erst 2009 wieder, als er in einem weiteren Wohnwagen mit einem Stück Land drumherum lebte. Inzwischen hatte ich gelernt, von einem Serienmörder das Unerwartete zu erwarten. Als ich ihn fragte, warum sein Hof voller Blut war, antwortete er mit der rauen Stimme eines alternden Mannes: „Nun, Jacob, du weißt ja, wir haben immer verrückte Sachen gemacht, wenn wir betrunken waren. Letzte Nacht war ich so betrunken, dass ich angefangen habe, auf meine einzige Kuh zu schießen. Sie hat sich so erschreckt, dass sie über den Zaun sprang und weglief. Ich stieg auf mein Pferd, jagte sie durch die Stadt, und nach einem wilden Mitternachtsritt habe ich das verdammte Mistvieh fünf Meilen hinter der Stadt erlegt. Heute Morgen haben mein fünfzehnjähriger Stiefsohn und ich sie mit dem Pick-up zurückgebracht. Wir haben es gerade hier auf dem blutigen Rasen zerlegt."
„Na ja, wenigstens bringst du keine Schwarzen mehr um", erwiderte ich.
„Nein", antwortete er. „Wir werden alle ruhiger, je älter wir werden. Ich glaube, damit habe ich aufgehört, als ich dich kennengelernt habe."

Ich war so erleichtert, dass seine jugendliche Mordlust offenbar nachgelassen hatte, dass ich sogar mit ihm in den Sümpfen Garnelen fischen ging. Zum ersten Mal hatten wir die Gelegenheit, in Ruhe über sein Leben und über die heftigen Auseinandersetzungen mit Connie zu sprechen, die ihr schließlich das Leben gekostet hatten. Was mich am meisten betrübte, war, dass seine beiden Töchter verschwunden waren.

Natasha war etwa zu der Zeit geflohen, als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, und hatte nun selbst zwei Kinder, die sie bei John zurückgelassen hatte. Er hatte keine Ahnung, wo sie war.
„Wahrscheinlich wieder im Gefängnis", vermutete er.
Und Angel war ebenfalls im Gefängnis. Nach sechzehn Jahren war Woody auf Bewährung entlassen worden und bei John eingezogen. Dort vergewaltigte er die dreizehnjährige Angel und machte sie drogenabhängig. Wütend zeigte John seinen Bruder an, der wegen Verstoßes gegen die Bewährungsauflagen zurück ins Gefängnis geschickt wurde – diesmal auf Lebenszeit.

Angel war auch keine Heilige. Mit dreizehn stahl sie ein Auto, um ihre Freunde zu McDonald's zu fahren, und wurde in eine Jugendstrafanstalt geschickt. Ein Jahr später floh sie, indem sie einen der gelben Schulbusse der Anstalt stahl. Ich habe keine Ahnung, wie jemand, der so klein war, überhaupt an die Pedale herankommen konnte. Vielleicht konnte sie es gar nicht, denn sie verunglückte und zerstörte den Bus. Nun verbüßte auch sie eine lange Haftstrafe in einem Gefängnis, das so weit entfernt war, dass John es sich nicht leisten konnte, sie zu besuchen.



John mit Natashas jüngstem hinterbliebenen Kind



Die zweijährige Angel mit ihrem Onkel Woody, der sie später vergewaltigte

Dennoch hatte ich das Gefühl, dass John zusammen mit seiner neuen Frau aufrichtig versuchte, seine beiden Enkelinnen besser zu erziehen, als er seine eigenen Töchter erzogen hatte. Eine von ihnen war nach ihrer verstorbenen Großmutter Connie benannt worden. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass John sich vielleicht in die richtige Richtung bewegte. Es waren Angel und Natasha, die mir jetzt Sorgen bereiteten.

2012

Ich traf Natasha erst 2012 wieder. Sie kontaktierte mich, weil sie meine Hilfe brauchte, um ihren Vater ins Gefängnis zu bringen. Rose, ihre Großmutter, hatte ihr erzählt, dass es eigentlich John – und nicht Sammy – war, der den Mord auf dem Marktplatz begangen hatte, für den ihr Onkel Sammy eine lebenslange Haftstrafe verbüßte.
Obwohl Natasha Sammy nie begegnet war, hielt sie es für empörend, dass er eingesperrt war, wo sie doch wusste, dass ihr eigener Vater viel mehr Schwarze getötet hatte.
Das hatte mich schon lange verwirrt. Auf meiner Aufnahme mit Woody, die zwanzig Jahre zuvor entstanden war, sagt er ganz klar, dass John den schwarzen Vater vor den Augen seiner Familie getötet hatte. John selbst hatte mir sogar gezeigt, wie er das Messer im Herzen des Mannes gedreht hatte.
Laut Natasha schlossen die Brüder unmittelbar nach der Tat einen Pakt, weil es so viele Zeugen gab. Sammy erklärte sich bereit, die Schuld auf sich zu nehmen, weil John Kinder hatte und Sammy wegen so vieler anderer Dinge gesucht wurde, dass er ohnehin im Gefängnis landen würde. „Wow", dachte ich. Wegen dieser bizarr ehrenhaften Vereinbarung, die getroffen wurde, um zu verhindern, dass sie vaterlos blieb, wollte Natasha nun, dass ihr Vater im Gefängnis saß.

Sie war dreiundzwanzig. Ich beschloss, dass es endlich an der Zeit war, sie zu fragen, wie viel sie von den Morden in ihrer Kindheit noch in Erinnerung hatte. Wir saßen hinter der Hütte, in der sie lebte, mit einer Videokamera vor uns. Sie bestand darauf, dass wir zuerst eine Flasche Whisky kauften: „Ich habe euch so viel zu erzählen."
Zunächst kamen die Erinnerungen nur langsam, als wären sie zu lange vergraben gewesen. Doch nach ein paar Stunden kam mir die Idee, einen Tonausschnitt aus Woodys Interview abzuspielen, das zwanzig Jahre zuvor aufgenommen worden war. Da brach Natasha in Tränen aus und begann in meinen Armen heftig zu zittern. Es war, als hätte das Band die Wunden ihrer Kindheit wieder aufgerissen.
Sie erzählte mir von einigen der Morde, mit denen er vor ihr geprahlt hatte, und davon, wie oft sie geholfen hatte, das Blut aus dem Auto zu waschen, nachdem John unterwegs gewesen war, um „Nigger zu töten". Sie hatte sogar einen der Morde miterlebt.
„Wir waren auf der Straße, und dieser Schwarze in einem kleinen Honda schnitt Dad den Weg ab. Dad hat ihn verfolgt und gerammt. Ich habe gesehen, wie dieser Nigger verdammt noch mal in den Graben gestürzt ist – Dad hat ihn buchstäblich mit 80 km/h gerammt. Dad saß einfach da und lachte und sagte, dass diese verdammte Schlampe niemanden mehr den Weg abschneiden würde. Einen Tag später kam dann im Radio die Meldung, dass sich Zeugen melden sollten. Es gab eine Belohnung und alles."
„Du hast es also im Radio gehört und wusstest, dass es dein Vater war."
„Ja, ich war mit ihm dort."
„Und dann hast du Reue empfunden. War das das erste Mal, dass du gespürt hast, dass etwas nicht stimmte?"
„Ja, das war so ziemlich das einzige Mal, dass ich dachte, irgendetwas sei falsch – weil ich es mit eigenen Augen gesehen habe."
„Nur weil er deswegen gesucht wurde?"
„Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass er deswegen gesucht wurde, aber ich war dabei und habe alles gesehen. Ich bin kein gewalttätiger Mensch. Versteh mich nicht



Mit Natasha während unseres therapeutischen Gesprächs im Jahr 2012



Natasha mit ihren verrückten Meth-Freunden im „Loch“ am selben Abend



Natasha und Angel auf einem Familienfoto

falsch. Ich habe große Probleme mit meiner Wut, und wenn mich jemand wütend macht, bekommt er das Schlimmste von mir zu spüren, aber ich bin kein kaltblütiger Mörder. Dad schaut dir verdammt noch mal in die Augen und ersticht dich – nur weil du da stehst. Er hat kein Schuldgefühl, keine Reue.“
„Aber wusstest du nicht, dass es falsch ist, Menschen zu töten?“
„Nein, wir wurden verdammt noch mal dazu erzogen, *N-Wort*s zu töten, wie hätte ich das also wissen sollen? Erst als ich etwa 14 war und das im Radio hörte, fing ich an, mich gegen meinen Vater zu wenden. Und kurz nachdem ich dich und die nette farbige Dame das letzte Mal gesehen hatte, bin ich von zu Hause weggelaufen.“

Ich fühlte mich schuldig, weil sie meine Aufnahme von Woody als Beweismittel gegen ihren eigenen Vater vor Gericht verwenden wollte. Sie liebte ihn, aber sie sah ihn nun als einen reuelosen Mörder. John hingegen war im Laufe der Jahre zu meinem vertrauten Freund geworden. Er erzählte mir alles, aber ich dachte oder hoffte immer, er würde nur prahlen. Außerdem sah ich ihn immer als Opfer.
Der Whiskey und die schrecklichen, blutigen Details begeisterten uns beide. Sie saß neben mir vor der Kamera und begann, mich zu küssen und zu umarmen (eifrig fotografiert von ihrem neuen Freund, der bald der Vater ihres dritten Kindes werden sollte). Sie tat dies immer öfter, als Reaktion auf die Freude, etwas loszulassen, das sie so lange unterdrückt hatte.

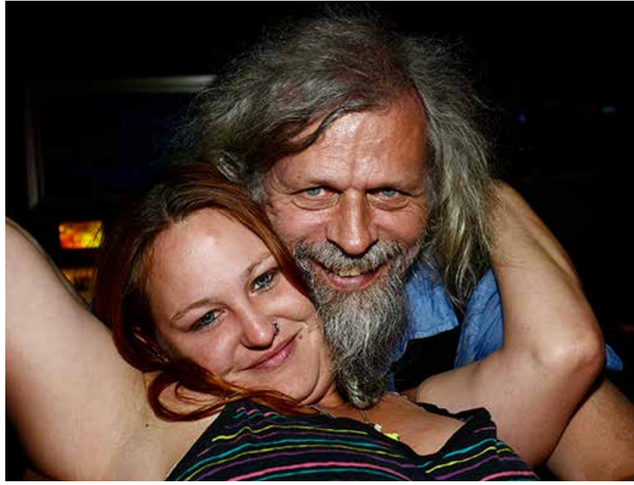
Selbst während sie ihren Vater verurteilte, verteidigte sie ihn weiterhin.
„Mein Vater wollte nicht von den Niggern verarscht werden“, sagte sie. Ich entnahm ihrer Sprache noch ein paar weitere Hinweise auf Johns Vergangenheit, aber sie war es selbst, die beiläufig seine Vergewaltigung erwähnte.
„Dein Vater wurde vergewaltigt? Von wem, seinem Vater?“
„Ja, er wurde als Kind vergewaltigt. Bevor er dreizehn war. Und Sammy auch. Die ganze Zeit.“
„Woher weißt du das?“
„Weil mein Vater es mir erzählt hat, als er betrunken war.“
„Wie hat er es dir erzählt?“
„Wir haben über viele Dinge gesprochen, und er sagte, er sei als Kind missbraucht worden. Ich fragte: ‚Was meinst du mit ‚missbraucht‘?‘ Einmal sagte er: ‚Baby, der Grund, warum ich dich so übermäßig beschützt habe, als du klein warst, war das, was mir als Kind widerfahren ist.‘ Er ging nicht ins Detail – warum sollte er auch? Er ist ein erwachsener Mann. Also habe ich nicht weiter nachgefragt. Bestimmte Dinge belasten mich und ihn. Als Vater und Tochter können wir uns gegenseitig beschimpfen, aber wenn es darauf ankommt, stehen wir Rücken an Rücken und kämpfen uns durch solche Dinge, ohne Gefühle zu zeigen.“

Später an diesem Abend sah ich, dass Menschen solche Gefühle auf unterschiedliche Weise ausleben. Nach diesen tagelangen Enthüllungen, in denen sie die grausamen Morde an Schwarzen bestätigt hatte, von denen Woody mir vor 20 Jahren erzählt hatte, waren wir beide emotional am Boden zerstört. Noch wichtiger war, dass sie mir auch eine tiefere Erklärung für all das gegeben hatte. Es wurzelte in tiefer, unheilbarer Wut, die aus der ständigen Vergewaltigung zweier kleiner Jungen herrührte.

Natasha spricht über die Morde ihres Vaters



Natasha und Freunde in der Nachtbar, wo Natasha „Tequila-Bodyshots“ austeilte



Am Ende des Tages waren wir erschöpft, aber Natasha bestand nun darauf, dass ich sie zum Spirituosengeschäft und dann „in das Loch“ fuhr, einem Treffpunkt für kriminelle Süchtige, von dem ich wusste, dass es der schlimmste Ort der Stadt war.
Dort stießen ihre Freunde zu uns, die wildesten Crack-Junkies und Meth-Köche, die ich je gesehen hatte. Da Natasha nun sichtlich außer sich war, drängte uns einer von ihnen in meinen Mietwagen (ich auf den Rücksitz und Natasha nach vorne). Die wildeste Fahrt meines Lebens stand kurz bevor. Wir rasten mit 100 Meilen pro Stunde durch die Straßen – gegen den Verkehr in Einbahnstraßen und durch dunkle Gassen, oft flogen Mülltonnen um uns herum, genau wie in einer Verfolgungsjagd aus Hollywood. Mehrmals versuchte Natasha, sich bei voller Geschwindigkeit aus der Tür zu stürzen. Zuerst bereute ich, keine Versicherung für das Auto abgeschlossen zu haben.

Später bereute ich, keine Lebensversicherung abgeschlossen zu haben. Bei einem so betrunkenen und zugedröhnten Fahrer war ich mir absolut sicher, dass mein Leben genauso enden würde wie das von Natashas Mutter. Nach einer rasanten Verfolgungsjagd à la „ “ durch viele Flüsse und Sümpfe spät in der Nacht landeten wir in einer leeren Bar, wo Natasha aufwachte. Sie holte ihr Messer heraus und verlangte Schnaps für uns alle. Sie bestand darauf, dass ich meinen aus einem Glas trinke, das sie zwischen ihren Brüsten einklemmte. „Lokale Tradition“, glaube ich, sagten sie. Ich fühlte mich inmitten ihrer Messer sicherer als auf der Fahrt mit ihnen, also verschob ich die Heimfahrt, bis Natasha ohnmächtig geworden war. Sie wirkte so „tot“, dass wir dachten, sie hätte einen Herzinfarkt gehabt. Wir trugen sie zum Auto und fuhren nach Hause. Um fünf Uhr morgens trugen wir ihren enorm schweren Körper ins Wohnzimmer. Mit all dem Gewicht, das sie inzwischen zugenommen hatte, ähnelte ihr Körper dem ihrer Mutter.
Erleichtert, am Leben zu sein, floh ich vom Tatort, aus Angst, die Polizei könnte auftauchen und die Beulen an meinem Auto mit dem vergleichen, was wir in dieser Nacht zerstört hatten. Wie sich herausstellte, war Natasha schwanger und brachte bald ein Kind zur Welt. Als sie wieder inhaftiert wurde, wurde ihr auch ihr Kind weggenommen.

Später am selben Tag war mir das Glück hold und ich fand Angel in einer anderen Stadt. Ich hatte sie fast zehn Jahre lang nicht gesehen. Sie war im Gefängnis gewesen, doch als sie mich sah, kam sie herausgerannt und umarmte mich genau so, wie sie es getan hatte, als sie neun war.
Jetzt war sie neunzehn und schwanger und mit einem rau aussehenden Mann verheiratet, der mich an den jungen, im Gefängnis



Tragen die bewusstlose Natasha um 5 Uhr morgens nach Hause

brutalisierten Woody erinnerte. Natasha hatte meine Ankunft nicht angekündigt, da die Schwestern nicht mehr miteinander sprachen.
Als ich erwähnte, dass Natasha ihren Vater im Gefängnis haben wollte, konnte Angel das nicht verstehen. Sie war zu jung gewesen, um all die Morde mitzuerleben. Mit zwei Jahren hatte sie nur die Worte gelernt, an die sie sich später als ihren ersten Satz erinnerte: „Wir töten Nigger.“ Sie hatte nicht gewusst, was sie bedeuteten.
Nachdem sie jahrelang die Wut ihrer Eltern ausgelebt hatte und als „die Böse“ behandelt worden war, hatte Angel das Gefängnis endlich verlassen und wollte nun eine eigene Familie gründen.



Angel, schwanger mit ihrem vorübergehenden Ehemann im Jahr 2012

Als ich dort saß und sie interviewte, fiel mir erneut auf, wie klein sie war. Sie blickte hoffnungsvoll in die Zukunft. Bevor ich ging, bat sie mich, sie mit dem Mann zu fotografieren, den sie in Johns Haus geheiratet hatte.

Obwohl sie nun relativ komfortabel bei den Eltern ihres gewalttätigen Mannes lebte, war klar, dass sie nicht wollte, dass ich ging. In den folgenden acht Jahren schickte mir Angel einen verzweifelten Brief nach dem anderen, obwohl sie kaum schreiben konnte. Zuerst schrieb sie von der Geburt ihrer beiden Kinder und notierte sorgfältig deren Gewicht und Größe.

Dann folgten Briefe darüber, wie ihr Mann sie verlassen hatte und wie sie allein mit den Kindern in einem Wohnwagen lebte, der genauso heruntergekommen war wie der, in dem sie aufgewachsen war – bettelarm und allein mit ihren beiden Kindern.

Danach folgten Hilferufe aus einem Gefängnis nach dem anderen, nachdem die Behörden ihr die Kinder weggenommen hatten. Wann immer ich nach Natasha fragte, wusste Angel nur, dass auch sie wieder im Gefängnis war.

Vor kurzem hat Angel ihre Strafe verbüßt, einen neuen Mann gefunden und ein weiteres Baby bekommen. Eine Zeit lang schien sie glücklicher zu sein.

Jetzt schickt sie mir Hilferufe, weil John, ihr Vater, nach jahrelangem Alkoholmissbrauch im Krankenhaus liegt. „Dad will dich sehen", schrieb sie kurz vor dem Tod ihres Vaters. „Bitte komm zurück, Jacob. Ich bezahle das Flugticket."
Sie hat keine Ahnung, wie weit Dänemark entfernt ist oder wie teuer ein solches Ticket wäre.

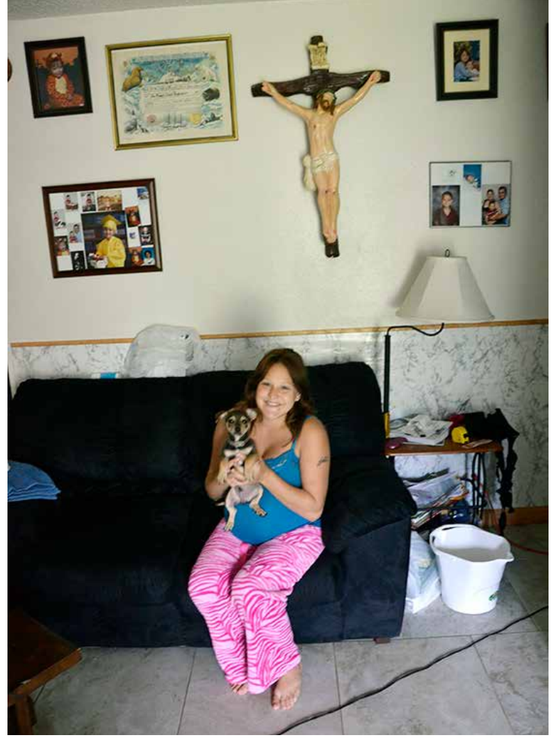
In den letzten Jahren war Präsident Trump die letzte Hoffnung der Familie. Angels neuer Ehemann (der sie ebenfalls verlassen hat) schrieb lange Facebook-Beiträge über „die unfaire Behandlung, die Trump nach allem, was er für uns arme Leute getan hat, erfahren hat".

Ich habe das Gefühl, dass diese Familie von uns allen, den Gewinnern der Gesellschaft, ungerecht behandelt wurde.

Meine 30-jährige Freundschaft mit dieser traumatisierten Familie hat mich gelehrt, wie wichtig es ist, als rettende Engel für die missbrauchten und vernachlässigten Kinder in unserer Umgebung einzutreten, ganz gleich, wie wenig Zeit uns neben unseren geschäftigen Karrieren noch bleibt.

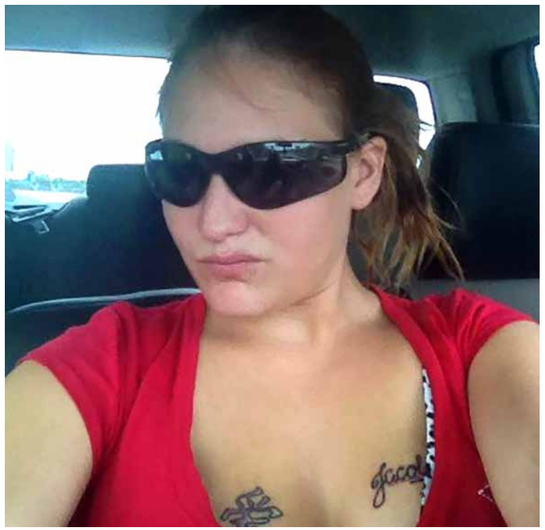


Connie verprügelte Angel – „die Böse" – im Jahr 1996



Die schwangere Angel glücklich im Haus ihrer Schwiegereltern im Jahr 2012

Obwohl ich nur ein paar Tage mit Angel verbrachte, als sie zwei und drei Jahre alt war, hat sie mich nie vergessen. Das zeigte sie mir, als sie neun war, und erneut, als sie neunzehn war. Bis heute schreibt und ruft sie mich ständig an und hat sich nun sogar meinen Namen auf die Brust tätowieren lassen (wie hier zu sehen).



Geschieden und allein mit zwei Kindern und einem Jacob-Tattoo im Jahr 2018

Teil Zwei

Was passiert mit einem aufgeschobenen Traum?
Vertrocknet er
wie eine Rosine in der Sonne?
Oder eitert er wie eine Wunde –
und dann aufbrechen?
Stinkt er wie verdorbenes Fleisch?
Oder verkrustet es und überzieht sich mit Zucker –
wie eine sirupartige Süßigkeit?
Vielleicht hängt es einfach
wie eine schwere Last.
Oder explodiert es?

Langston Hughes

Das Ghetto in unseren Herzen

Freiheit

Die Freiheit wird nicht kommen
Heute, in diesem Jahr
Noch jemals
Durch Kompromisse und Angst.

Ich habe genauso viel Recht
Wie der andere
Auf eigenen Beinen
Zu stehen
Und das Land zu besitzen.

Ich bin es so leid, die Leute sagen zu hören:
„Lasst die Dinge ihren Lauf nehmen."
Morgen ist ein neuer Tag.
Ich brauche meine Freiheit nicht, wenn ich tot bin.
Ich kann nicht vom Brot von morgen leben.
Freiheit
Ist ein starker Samen
Gepflanzt
In großer Not.
Auch ich lebe hier.
Ich will meine Freiheit
Genauso wie du.

Langston Hughes

Römer 7, 18–20

„Nicht alles, was man sich stellt, lässt sich ändern, aber nichts lässt sich ändern, bevor man sich ihm nicht gestellt hat.“ – James Baldwin

„Man muss die Angst überwinden, sich dem Schlimmsten in sich selbst zu stellen. Man sollte stattdessen unreflektierten Rassismus fürchten. Fürchte den Gedanken, dass du gerade jetzt zur Unterdrückung anderer beitragen könntest, ohne es zu wissen. Aber fürchte nicht diejenigen, die diese Unterdrückung ans Licht bringen. Fürchte nicht die Chance, es besser zu machen.“ – Ijeoma Oluo, So You Want to Talk About Race

„Das Problem ist, dass weiße Menschen Rassismus als bewussten Hass betrachten, dabei ist Rassismus viel mehr als das. Rassismus ist ein komplexes System aus sozialen und politischen Hebeln und Mechanismen, das vor Generationen eingerichtet wurde, um weiterhin zugunsten der Weißen auf Kosten anderer zu wirken, ob die Weißen das nun wissen oder mögen oder nicht. Rassismus ist eine heimtückische kulturelle Krankheit. Er ist so heimtückisch, dass es ihm egal ist, ob du ein Weißer bist, der Schwarze mag; er wird trotzdem einen Weg finden, deinen Umgang mit Menschen zu beeinflussen, die nicht so aussehen wie du.“ – Scott Woods, „The Problem with ‚Nice Racism‘“

„Wir können unterschiedlicher Meinung sein und uns trotzdem lieben, es sei denn, deine Meinungsverschiedenheit wurzelt in meiner Unterdrückung und der Leugnung meiner Menschlichkeit und meines Existenzrechts.....
...Ich glaube, dass es in der weißen amerikanischen Jugend eine enorme Kraft für das Gute gibt. Aber sie muss über die Geschichte des Rassismus in Amerika Bescheid wissen und darüber, wie er sich heute manifestiert.“ – James Baldwin

„Mit den Werkzeugen des Herrn wird man das Haus des Herrn niemals abreißen.“ – Audre Lorde



1987 – Ich halte einen Vortrag an der Tufts University, MA

Das Ghetto in unseren Herzen

Dreißig Jahre Rassismus-Workshops für amerikanische Schüler haben meinen Glauben an die grundsätzlich guten Absichten der Menschen bestätigt. Schüler sammeln Lebensmittel für die Armen oder bilden landesweit Menschenketten – Gesten, die zeigen, wie sehr wir daran glauben wollen, dass es beim Rassismus nicht mehr um Hautfarbe oder Religion geht.

Doch oft höre ich Weiße sagen, sie wünschten sich, sie könnten schwarze Kinder adoptieren, „damit sie genau wie wir werden“. Damit offenbaren wir, dass es ihr anderes Verhalten ist, das wir in unserem kastenhierarchischen Denken „verurteilen“ und von dem wir uns „distanzieren“

Doch Verhalten entsteht nicht im luftleeren Raum. Es spiegelt Jahrhunderte der Ausgrenzung wider: Schwarze Amerikaner, geprägt von Segregation und Terror; Roma durch Verfolgung; muslimische Einwanderer durch Diktaturen und patriarchalische Kulturen, lange bevor sie uns jemals begegnet sind.

Unser liberales Selbstbild bricht in dem Moment zusammen, in dem jemand von außerhalb unseres behaglichen „Territoriums“ mit Gewohnheiten ankommt, die wir nicht verstehen. Dann werden unsere Werte auf die Probe gestellt.

Hier in Teil 2 werden wir uns ansehen, wie wir reagieren, wenn Millionen armer schwarzer Migranten aus dem amerikanischen Süden – oder neu angekommene muslimische Flüchtlinge – nach Norden kommen, in der Hoffnung, endlich als Gleichberechtigte behandelt zu werden.
Werden wir unseren hohen Idealen gerecht? Oder flüchten wir in „ausweichenden Rassismus“ und drängen sie in Ghettos, die wir selbst geschaffen haben, ob äußerlich oder innerlich?

Die Antwort verrät mehr über „das Ghetto in unseren Herzen“ als über die Menschen, denen wir angeblich helfen wollen.



1986 – 5–6 Millionen Menschen halten sich im ganzen Land an den Händen als Teil der „We are the World“-Kampagne



1974 - Greenville, NC

„Sie waren bereit, alles, was sie jemals gekannt hatten, hinter sich zu lassen, auf der Suche nach etwas, das sie noch nie gesehen hatten.“ – Isabel Wilkerson,
Aus: The Warmth of Other Suns

„Ich verließ den Süden, um mich ins Unbekannte zu stürzen ..Ich nahm einen Teil des Südens mit, um ihn auf fremdem Boden zu verwurzeln.“
– Richard Wright, Black Boy

„Der Norden ist nicht das gelobte Land. Er ist nur eine weitere Station auf dem langen Weg.“
– Langston Hughes

„Der Norden war keine Erlösung. Er war einfach nur eine andere Form desselben Gefängnisses.“
– James Baldwin



1973 - Boston

1975 - Eastern SC



1974 - Queens, NYC



Ideologische Scheuklappen

Deuteronomium 15: 7-11

„Wahrer Aktivismus bedeutet nicht, die Stimme zu erheben. Es geht darum, die Welt zu verändern.“ – Amanda Gorman, Poetin bei der Amtseinführung

Wo immer ich hingehe, stoße ich auf eine schockierende Unfähigkeit, das Leid zu sehen, das sich direkt vor den Augen der Menschen abspielt. Die Menschen im Norden sprechen über die Armut im Süden, übersehen aber die Armut in ihren eigenen Ghettos. Die Menschen im Osten sprechen über die Armut der Inder im Westen, ohne die Armut der Schwarzen in ihrer eigenen Mitte zu sehen; die Menschen im Westen sprechen über die Armut der Schwarzen im Osten, während sie das Elend der Inder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ignorieren. Und im Süden spricht man überhaupt nicht über Armut.

Ein anschauliches Beispiel für diese Blindheit erlebte ich, als ich einmal in Mississippi bei einem eingefleischten Optimisten mitfuhr. Er rezitierte die üblichen Klischees: Amerika sei voller Möglichkeiten, jeder könne Erfolg haben, wenn man sich „am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht“, jeder könne innerhalb von zehn Jahren Millionär werden und so weiter.

Ich habe diesen Refrain so oft gehört, während wir an Hütten vorbeifuhren, dass ich ihn vielleicht ignoriert hätte – hätten wir an jenem Tag nicht durch einen überfluteten Abschnitt des Deltas gefahren, wo arme Pächter auf ihren Hütten mit Blechdächern saßen. Manchmal ragte nur ein Schornstein aus dem Wasser, während ihre Maultiere und Schweine ertrunken waren. Andere paddelten um ihre überfluteten Häuser herum und versuchten, ihr Vieh zu retten. Dennoch beharrte mein Fahrer darauf, dass alles möglich sei, „wenn man es nur versucht“.

Einen weiteren solchen Moment erlebte ich in Detroit. Ich ging mit einer schwarzen Frau spazieren, die mit sechzehn bei den Black Panthers gewesen war und nun eine trotzkistische Feministin war. Wir waren auf dem Weg zu einem trotzkistischen Treffen – natürlich an einem Freitag, an dem es kostenlosen Kaffee und Kuchen gab. (Kirchen geben Kaffee schneller, aber die Trotzkisten lassen einen wirklich durch die Hölle gehen mit einer dreistündigen Predigt über die Rettung „der Massen“, bevor sie die Belohnung in Form von Kuchen gewähren.)

Auf dem Weg zu unserem „Kuchen-für-die-Massen“-Treffen kamen wir an einem Bettler vorbei, der die Hand hinhielt. Zu meinem Entsetzen wies sie ihn ab. Ich fragte warum, da ich wusste, dass sie Geld hatte. „So ein Unsinn muss bis nach der Revolution warten“, sagte sie. Ich fragte: „Aber was, wenn die Revolution nicht mehr zu seinen Lebzeiten kommt?“ Sie antwortete nicht.

Im Gegensatz zu diesen Fällen aus der Mittelschicht kann die Oberschicht – wenn sie zufällig Leid sieht – auf rührende Weise hilfsbereit sein. In Gainesville, Florida, wohnte ich bei einem wohlhabenden Versicherungsmakler und half ihm eines Tages, mit seinem Hubschrauber das Maultier eines Pachtbauern aus einem Schlammloch zu hieven. Der Bauer stand bis zum Hals im Wasser und hielt den Kopf des Maultiers über



1974 - NYC



1973 - NYC



1973 – Überschwemmung im Delta um Greenwood, MS

Wasser. Die Szene sah aus wie aus einem kommunistischen Cartoon, aber weder der Proletarier noch der Kapitalist sahen den Humor darin. Es wäre lustig, wenn der Reiche selbst in das Schlammloch fallen würde, dachte ich.

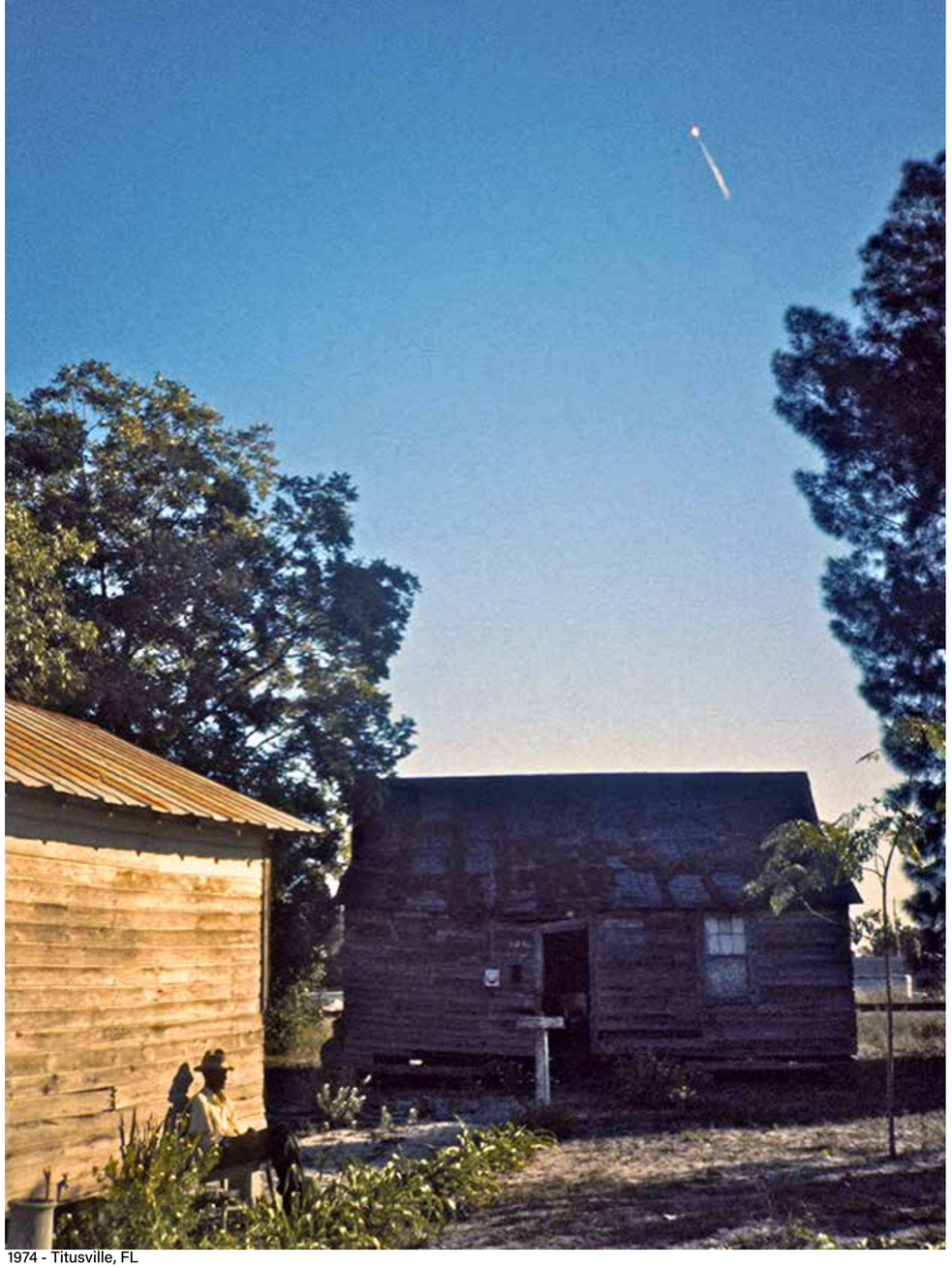
Mein frommer Wunsch ging in Erfüllung: Als er landete und sich dem Loch näherte, rutschte er aus und brach sich das Bein. Da er eine Zeit lang das Bett hüten musste, lieh ich mir seinen Mercedes und fand auf einer meiner Fahrten Lindas Hütte an einer abgelegenen Straße.

Dann war da noch Tommy Howard (Seite 170), ein Playboy-Millionär, der mich in seinem Jaguar mitnahm und mich in ein Skigebiet brachte, wo er ein Vermögen ausgab, um „Mädchen“ aufzureißen. Doch er war so beeindruckt von meinem Vagabunden-Motto „Sicherheit bedeutet, ohne Geld unterwegs zu sein“, dass er mir zunächst die Schlüssel zu seiner Villa gab und kurz darauf sein Unternehmen verkaufte, um „deine Vagabunden-Philosophie zu leben“.

Er verbrachte sieben Jahre damit, per Anhalter um die Welt zu reisen. In Afrika fand er seinen ersten schwarzen Freund – ironisch, da er in einer Stadt gelebt hatte, in der 50 % der Einwohner schwarz waren, aber nie einen Schwarzen in sein Haus eingeladen hatte, außer denen, mit denen ich per Anhalter gekommen war.

Ob man nichts oder zu viel hat, das Ergebnis kann dasselbe sein: eine arrogante Blindheit gegenüber denen, die in Obdachlosigkeit und Armut gezwungen sind. Dass Tommy später in einem riesigen Wohnmobil reiste und „The Freedom Machine“ schrieb, während ich in einem umgebauten Van herumfuhr und Vorträge über „die Freiheit, Ja zu sagen“ hielt, offenbarte erneut unser gemeinsames weißes Privileg in einer unfreien Gesellschaft.

Aus Briefen



1974 - Titusville, FL

Ich frage Charles Smith, einen ehemaligen Sklaven, ob er der Meinung ist, dass Schwarze seit der Abschaffung der Sklaverei frei sind



1974 - Greenville, NC

Himmlische Bestrebungen inmitten irdischer Trostlosigkeit

„Der Mond interessiert mich nicht. Mich interessieren die Menschen, die hier auf der Erde leiden. Der Mond wird unsere Probleme nicht lösen. Wir müssen in Bildung, Gesundheitsversorgung und soziale Gerechtigkeit investieren." – Kendrick Lamar

- Glaubst du, dass der schwarze Mann heute frei ist?
Der ehemalige Sklave Charles Smith:
– Nein, er war noch nie frei.

Als ältester Bürger Amerikas wurde Charles Smith als Ehrengast zu einem Mondraketenstart eingeladen.

Er lehnte ab; er weigerte sich schlichtweg zu glauben, dass ein Mensch jemals den Mond erreichen könnte. Eines Morgens, in der Gegend, in der ich noch immer auf Maultierkarren mitfuhr, beobachtete ich durch die Ritzen der Hütte, in der ich wohnte, wie eine Rakete über ihm in den Himmel stieg.

Aber dieser alte Mann – Cape Canaveral's nächster Nachbar – bemerkte nichts davon. Er hatte keinen Strom, kein Radio, keine Möglichkeit, von dem Milliardenprojekt zu erfahren, das sich über seinem Dach abspielte. Und selbst wenn ihm jemand davon erzählt hätte, war er zu unterernährt und zu krank, um den Kopf zu heben und nach oben zu schauen. Rakete.



Die beiden aus 1972 - Lower East Side, NYC









1974 - Bronx, NY

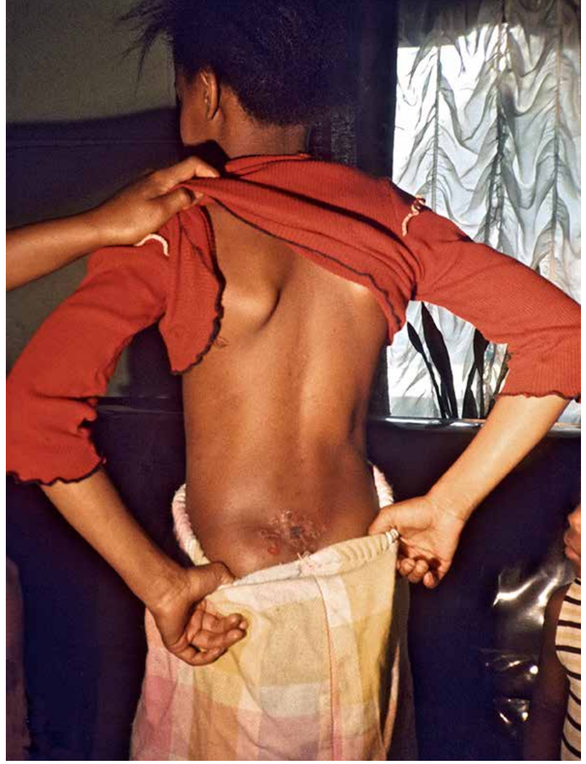
WHITEY AUF DEM MOND

Eine Ratte hat meine Schwester Nell gebissen
mit Whitey auf dem Mond
ihr Gesicht und ihre Arme begannen anzuschwellen
und Whitey ist auf dem Mond.
Ich kann keine Arztrechnungen bezahlen
wenn Whitey auf dem Mond ist
In zehn Jahren werde ich immer noch zahlen
während Whitey auf dem Mond ist,
Weißt du, der Vermieter hat mir gestern Abend
gerade die Miete erhöht
weil die Weißen auf dem Mond sind.
Kein warmes Wasser, keine Toilette, kein Licht
, weil der Weiße auf dem Mond ist.
Ich frage mich, warum er mir die Miete erhöht,
, weil die Weißen auf dem Mond sind?
Na ja, ich hab ihm schon 50 pro Woche gezahlt
und jetzt ist der Weiße auf dem Mond.
Die Steuern fressen meinen ganzen verdammten
Gehaltsscheck auf,
die Junkies machen mich fertig,
die Lebensmittelpreise steigen
und als ob all dieser Mist noch nicht genug wäre,
hat eine Ratte meine Schwester Nell gebissen
mit Whitey auf dem Mond,
ihr Gesicht und ihre Arme fingen an anzuschwellen
und Whitey ist auf dem Mond.
Mit all dem Geld, das ich letztes Jahr verdient habe
Wenn es für die Weißen auf dem Mond geht,
warum habe ich hier dann keinen?
Hm! Whitey ist auf dem Mond...
Weißt du, ich habe es langsam satt
von Whitey auf dem Mond,
ich glaube, ich schicke diese Arztrechnungen
per Luftpost ...
... an Whitey auf dem Mond!



1973 - East Detroit





1973 - East Detroit





1974 - Chicago

„Die Autobahnen waren ein Instrument der Segregation und Unterdrückung. Sie spalteten schwarze Gemeinden, erschwerten uns den Weg zur Arbeit und zur Schule und schufen eine physische Barriere, die die Rassentrennung in Amerika symbolisierte." – Ta-Nehisi Coates

Sechshundert schwarze Babys in Chicago starben an Rattenbissen und Unterernährung in dem Jahr, als Amerika eine Flagge auf dem Mond hisste. Als ich bei einer Familie in Detroit wohnte, wurden vier Kinder im Schlaf von Ratten gebissen. Ihre Schreie gingen im Verkehrslärm der Autobahn vor ihrem Haus unter.

Gefangen in unserem eigenen System rasen wir Weißen auf den Autobahnen von sicheren Vororten zu unseren Arbeitsplätzen in der Innenstadt, damit wir niemals mit den Ratten, dem Elend und der Gewalt in den Ghettos unter uns konfrontiert werden. Was hat unsere natürliche Liebe so vollständig abgestumpft, dass wir ohne einen zweiten Gedanken über das Leid hinwegfahren? (Jahre später tat ich als vielbeschäftigter Dozent dasselbe.)



LET'S GET RID OF RATS

EVERY TENANT MUST HELP

- Keep your house clean.
- Keep your food in covered jars or cans.
- Keep your garbage pail tightly covered.
- Do not throw garbage in the yard, hallway or dumbwaiter shaft.
- Keep your baby's crib clean.
- Wash your baby's face and body before putting him to bed. Rats follow the smell of milk.
- Watch your baby afterward.

Your landlord has been notified by the Health Department that he must exterminate the rats in your building. You can help get rid of rats in your own apartment. If we all cooperate, we can get rid of this nuisance.

DEPARTMENT OF HEALTH

Gil Scott-Herons Lied „Whitey on the Moon" – illustriert



1973 - Baton Rouge, LA



2009 - Baton Rouge, LA – dieselben Menschen aus den Hütten auf der linken Seite mit meinem Buch, 42 Jahre später

„Die Autobahnen wurden mitten durch das Herz der schwarzen Gemeinden gebaut und zerstörten alles, was ihnen im Weg stand. Unsere Häuser wurden abgerissen, unsere Geschäfte vertrieben und unsere Familien auseinandergerissen. Die Autobahnen waren ein Symbol für die Brutalität des Rassismus und die gefühllose Missachtung schwarzer Leben."
– Angela Davis

„Wir gestalten unsere Welt durch das, was wir sehen wollen. Rassismus überlebt, indem er Leid unsichtbar macht."
– Nikole Hannah-Jones

Die Straßen, die wir bauen: Von Träumen zu Albträumen

„SIE TÖTEN DEN AMERIKANISCHEN TRAUM"
„Über die Grenzen hinweg / Wer würde es wagen zu gehen / Unter der Brücke / Über die Gleise / Die Weiße von Schwarzen trennen."
– Tracy Chapman, die inspiriert wurde, diesen Song zu schreiben, nachdem sie American Pictures an der Harvard University gesehen hatte.

Wenn man als Vagabund unter Amerikas Autobahnen umherirrt, sieht man die Gesellschaft anders als die Autofahrer oben. Kommt man in einer eiskalten Nacht aus dem Süden, ist man schockiert von der Geschwindigkeit des Verkehrs. Autos rasen über die Hochstraßen, und man erkennt bald, dass die einzige Überlebenschance darin besteht, sich in dieser betäubenden Geschwindigkeit mitzubegeben. Man versucht, die vereisten Hänge hinaufzuklettern, rutscht aber immer wieder zurück. Der südstaatliche Traum, der „unerträglichen Hitze von Ungerechtigkeit und Unterdrückung" zu entfliehen, löst sich in Luft auf, wenn du entdeckst, dass diese Hänge nicht zu Dr. Kings „ebenen Tälern und abgeflachten Bergen" führen.

Schließlich gibst du deinen sisyphusartigen Aufstieg auf und irrst zwischen den Betonpfeilern unter den Autobahnen umher. Die Pfeiler erinnern an die griechischen Säulen alter Plantagenhäuser und könnten dich in einer neuen Art von Ghetto gefangen halten – doch du klammerst dich immer noch an die Hoffnung.

Du erkennst noch nicht, dass du eine gespaltene Welt betrittst, ein erschreckendes Echo von H. G. Wells' „Die Zeitmaschine": Die Eloi sind Geschöpfe des Lichts, für die das Leben mühelos ist – außer nachts, wenn sie die unterirdischen Morlocks fürchten.

Als Vagabund siehst du unsere ungleiche Gesellschaft als eine Dystopie, die Wirklichkeit geworden ist – die erzwungene Ghettoisierung von Millionen schwarzer Migranten, die voller Hoffnung nach Norden zogen, so wie die armen Einwanderer von heute nach Europa kommen, auf der Suche nach Gleichheit. Vielleicht siehst du das menschlicher als der Soziologe. Meine Freunde, die mein Buch „ " in den Händen halten, haben seit ich sie vor 42 Jahren kennengelernt habe keinen sozialen Aufstieg erlebt. Sie sitzen Generation für Generation in denselben Hütten fest – und werden buchstäblich von dröhnenden Lastwagen und eiligen Fahrern überrollt.

Diese Autobahnen symbolisieren nicht nur den Kampf armer Einwanderer gegen ein unmenschliches System, sondern auch unsere eigene Ohnmacht, während wir durch zunehmend menschenfeindliche Städte fahren. Unser Rassismus zerstörte blühende schwarze Geschäftsviertel, indem er Autobahnen quer durch sie hindurchbaute – damit wir bequem zwischen weißen Vororten und Arbeitsplätzen in der Innenstadt pendeln konnten.

Im Süden war es einfacher, die Schuld für die Unterdrückung „den anderen" zuzuschieben, aber im Norden sah ich die Betonbalken in meinem eigenen Auge. Nach meinen Vagabundenjahren wurde ich Dozent und fuhr bald selbst über „die anderen" hinweg, genau wie die Bewohner der Ghettos, um zur Arbeit zu gelangen. Oder ich flog quer durch das Land mit fast ausschließlich weißen Geschäftsleuten – die stolz von ihrem „besten schwarzen Freund" sprachen, während sie es mieden, in den Ghettos Geschäfte zu machen. Ich sah die Kastenhierarchie noch deutlicher, wenn mich uniformierte schwarze Fahrer in Stretchlimousinen abholten. Durch ihre getönten Scheiben beobachtete ich meine alten Freunde, die in den Vierteln standen, an denen wir vorbeiglitten. Bei jeder Unterdrückung geht es um Macht und Verantwortung, und im Laufe des Lebens tauschen wir ständig die Rollen – in einem Moment Unterdrücker, im nächsten Unterdrückter.



1974 - Miami



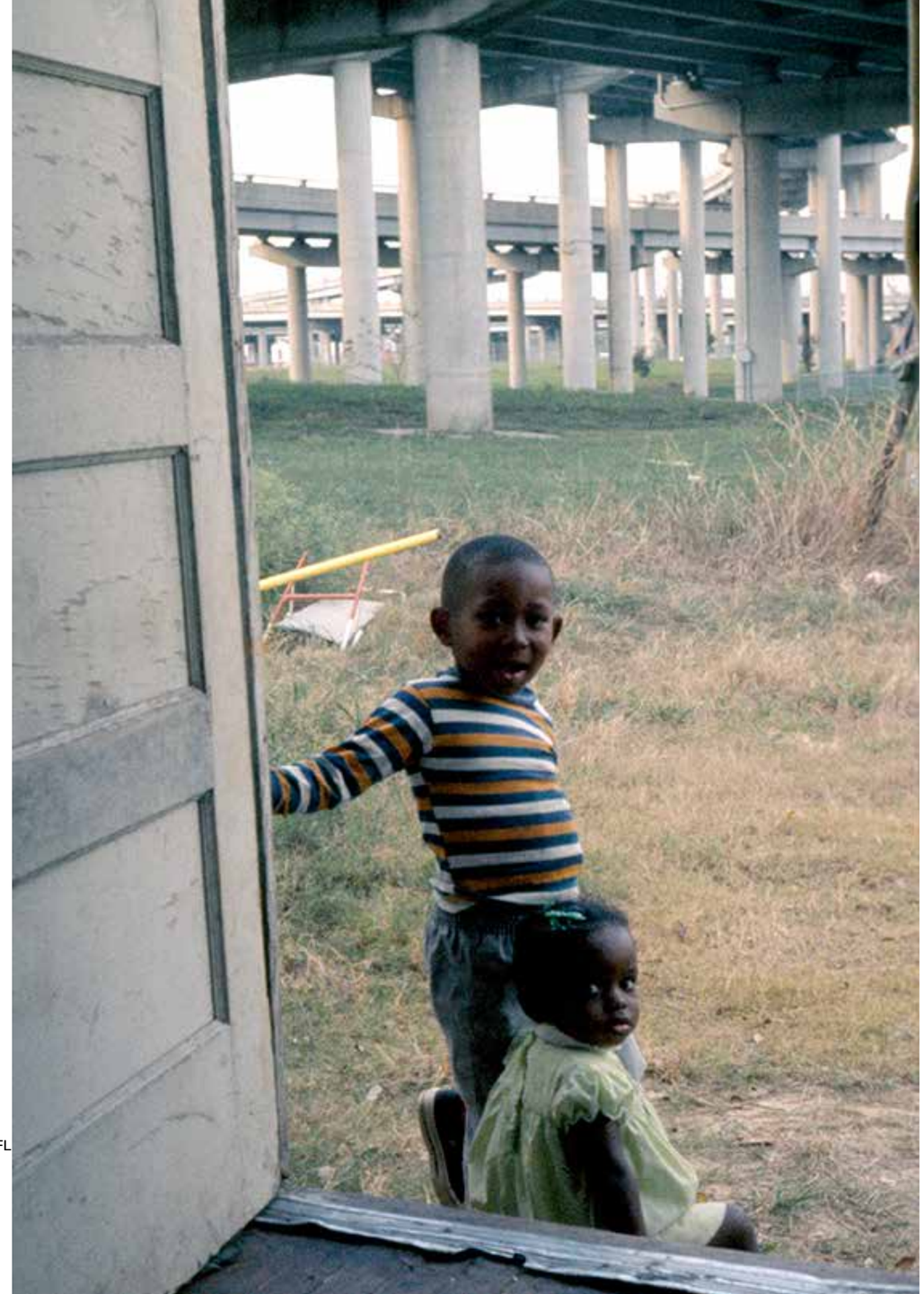
1973 - Boston

1973 - Baton Rouge, LA





1973 - Baton Rouge, LA



1972 - Miami, FL



1973 - New Orleans

1973 - Baton Rouge, LA





1970 - East St. Louis, IL



1973 - Baton Rouge, LA



1974 - Boone, NC - Unten 1974 - New Orleans



1973 - Baton Rouge, LA





Unsere zerstörerische Flucht – im In- und Ausland

„Menschen, die ihre Augen vor der Realität verschließen, laden einfach ihre eigene Zerstörung ein, und jeder, der darauf besteht, in einem Zustand der Unschuld zu verharren, lange nachdem diese Unschuld tot ist, verwandelt sich selbst in ein Monster." – James Baldwin

Der Planet kann unseren ungebremsten Konsum nicht länger verkraften. Wir befinden uns in einem Teufelskreis, in dem selbst „rationale" Entscheidungen – wie militärische Interventionen zur Sicherung von Öl – Symptome einer tieferen Sucht sind.

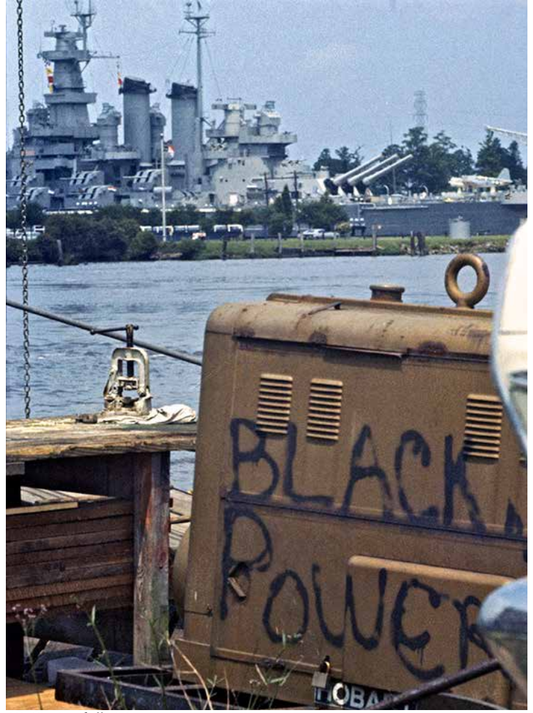
Wir weichen der einfachen Wahrheit aus: dass wir, ein kleiner Teil der Menschheit, in nur einem Jahrhundert katastrophale CO_2-Emissionen verursacht haben – größtenteils durch die Ausbeutung der billigsten Energiequellen der Erde.

Die Medien beschwichtigen uns mit Anzeigen, die uns dazu drängen, „dem Alltag zu entfliehen", und verschleiern damit unseren Umwelt- und Klimarassismus – die Realität, dass die am stärksten gefährdeten Gemeinschaften, meist Menschen mit dunkler Hautfarbe, die schwersten Folgen der Klimakrise tragen, während die am wenigsten Betroffenen weiterhin ungehindert konsumieren. Wir entziehen uns der Verantwortung und verraten die Zukunft brauner Kinder auf der ganzen Welt. Wir chauffieren unsere eigenen Kinder in klimaschädlichen SUVs zu weit entfernten Privatschulen – weg von schwarzen Kindern in den USA und von braunen Kindern in Europa. Ein Teufelskreis, der in unserer Flucht vor genau dem Leid begründet ist, das wir selbst verursacht haben.

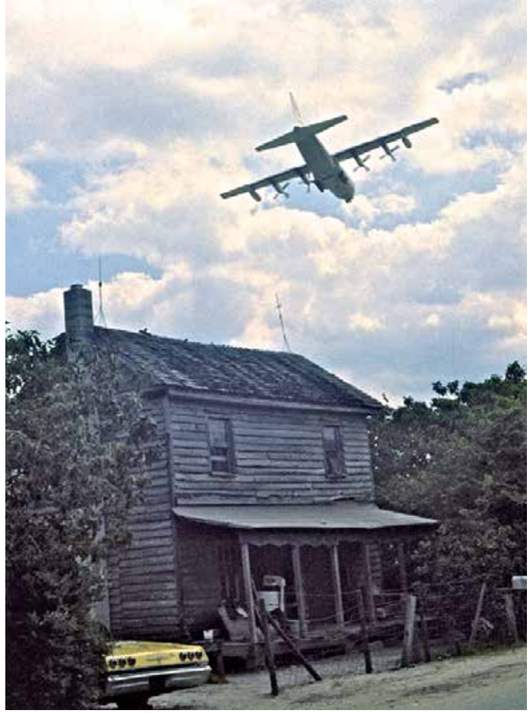
Es ist eine chaotische Flucht, übertönt vom Lärm der Werbung und der Musik, die uns „Bedürfnisse" verkaufen, die weiteren Konsum antreiben – und weitere Flucht. Fliehende Weiße geben für ein Skiwochenende mehr aus, als eine Familie aus der Unterschicht in einer Woche verdient. In diesem Sinne sind wir Unterdrücker – doch auch wir fühlen uns von demselben System gefangen und sind oft genauso unglücklich wie diejenigen, denen wir Schaden zufügen.

Um Gottes willen,
ihr müsst den Menschen mehr Macht geben!
Da oben gibt es einige Leute, die sich alles unter den Nagel reißen,
Lügen erzählen, Ausreden vorbringen
über das Geld und die Dinge des Volkes.
Und wenn sie es schon wegwerfen
könnten sie mir genauso gut etwas davon geben.
Die Armen interessieren sie nicht,
sie haben nie Elend erlebt.
Es gibt Menschen, die verhungern
, die sie nie kannten, von denen sie nur gehört haben,
und sie hatten nie auch nur halb so viel.
Wenn man nicht genug zu essen hat,
wie kannst du dann an Liebe denken?
Man hat keine Zeit, sich Gedanken darüber zu machen,
welcher Verbrechen du schuldig bist
Um Gottes willen,
warum gibst du den Menschen nicht mehr Macht?

Give more power to the people,
gesungen von *The Chi-Lites* –
illustriert



1973 - Norfolk, VA


1974 - New Bern, NC

Unser Klimarassismus und Militarismus untergraben echte Demokratie

„Es ist höchste Zeit, dass wir anfangen, die Umwelt zu respektieren. Wir sind alle miteinander verbunden. Die Entscheidungen, die wir heute treffen, werden künftige Generationen beeinflussen." – Janelle Monáe

„Es gibt keinen Kampf für ein einziges Thema, denn wir leben kein Leben, das sich auf ein einziges Thema beschränkt." – Audre Lorde

„Eine Nation, die Jahr für Jahr mehr Geld für die militärische Verteidigung ausgibt als für Programme zur sozialen Förderung, nähert sich dem geistigen Tod." – Martin Luther King Jr.

Unser Konsum hält uns in einem Teufelskreis erfundener Bedürfnisse gefangen.

Unser destruktives Verhalten verändert das Leben im Globalen Süden grundlegend, wo Dürren, Überschwemmungen und klimabedingte Konflikte um Land und Wasser Millionen Menschen an unsere Grenzen treiben. Wenn „"-Politiker in reichen Ländern nur an die kurzfristigen Wünsche der Wähler appellieren – statt an das langfristige Überleben des Planeten –, geraten unsere Demokratien ins Wanken.

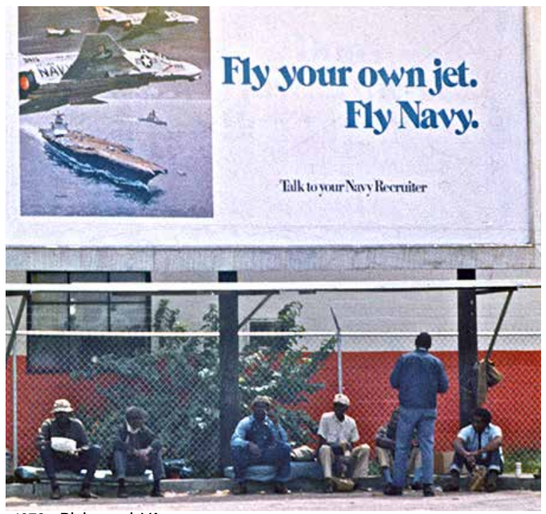
Es ist fast banal zu sagen, dass es nicht nur Politiker sind, die den Entwicklungsländern „heiße Luft" verkaufen. WIR wälzen die Kosten unseres Lebensstils auf unsere eigenen Kinder ab.

Welche Zukunft bereiten wir für sie vor, wenn wir ihnen langsam das Mitgefühl nehmen, während sie sich gezwungen sehen, Mauern zu errichten und Soldaten einzusetzen, um sowohl Klimaflüchtlinge als auch unsere eigenen verärgerten Minderheiten einzudämmen?

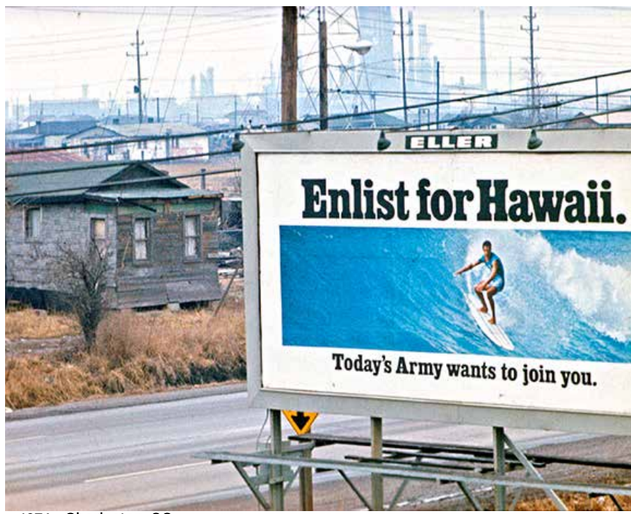
Während die Generation meiner Eltern das US-Militär für die Befreiung Europas feierte, sah meine Generation, wie die USA Diktaturen im gesamten Globalen Süden stützten. Mein Vorurteil hielt bis zu Clintons Interventionen in Haiti und im Kosovo an, als ich mich in das US-Militär „integrierte", in der Hoffnung, es könne wieder Demokratie und Freiheit verteidigen – wie wir es in der Ukraine bis zu Trumps Verrat sahen.



1973 - Virginia



1973 - Richmond, VA



1974 - Charleston, SC

Unser militärisch-industrieller Raub an den Armen

„Kriege werden um Öl geführt, aber die Armen ertrinken in den Überschwemmungen, die dadurch entstehen.“ – Nnimmo Bassey

Wann wird der Preis der nationalen Sicherheit zu einem Raub an den Menschen, die sie angeblich verteidigt?

In Norfolk, Virginia, einem der größten Marinehäfen der Welt, versuchte diese hungernde Frau, ins Krankenhaus zu gelangen, weil sie Brustschmerzen hatte, aber sie hatte kein Geld für einen Krankenwagen.

Jeden Morgen beobachtete sie durch schmutzige Fenster, wie milliardenschwere Kriegsschiffe aus den Trockendocks hoben. Sie hatte keinen Strom, kein Radio, keinen Fernseher – nur den Anblick eines Marineschiffs, das in einer Minute zwanzigmal mehr Energie verbrauchte (267 Gallonen) als ihre Öllampe in einem Jahr (12 Gallonen).

Wie Eisenhower uns warnte:

Jede Waffe, die hergestellt wird, jedes Kriegsschiff, das vom Stapel läuft, jede Rakete, die abgefeuert wird, bedeutet letztendlich einen Raub an denen, die hungern und nichts zu essen haben, an denen, die frieren und keine Kleidung haben.



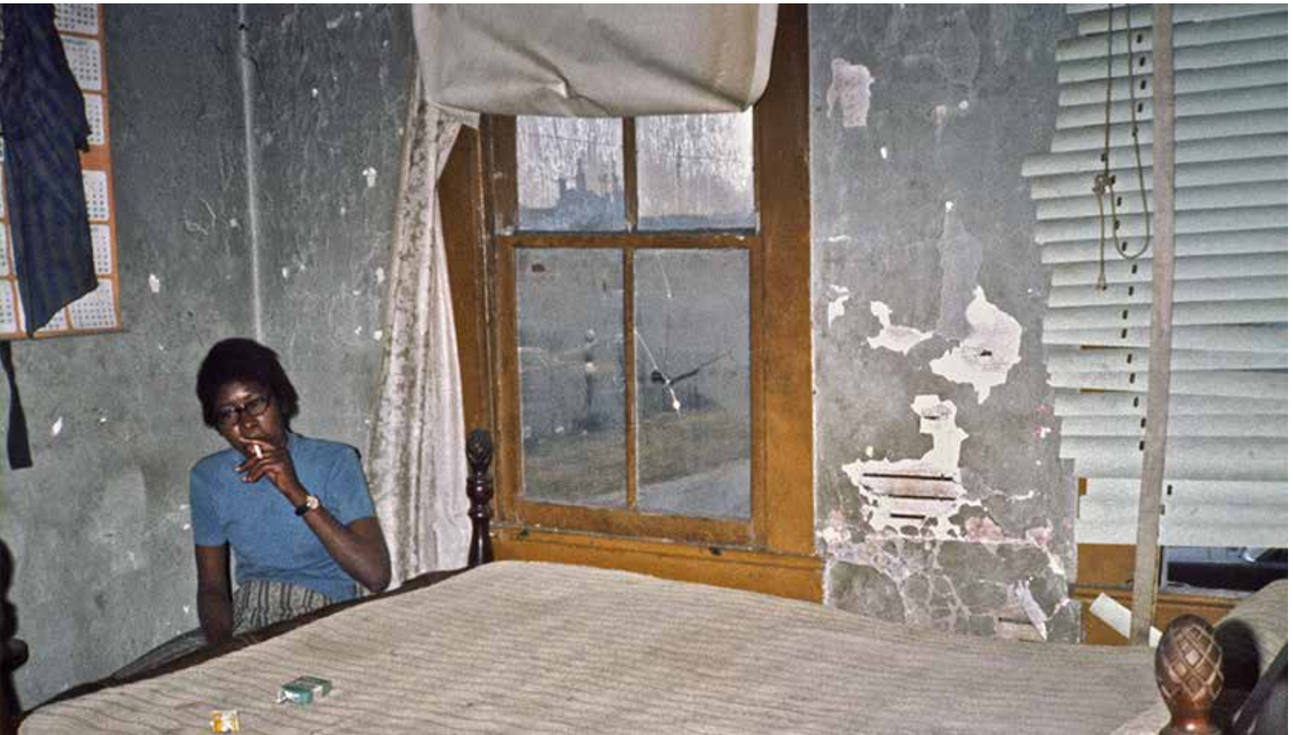
1973 - Norfolk, VA

Staatsmänner versuchen herauszufinden,
wer die Macht hat, die meisten zu töten.
Wenn sie der Macht überdrüssig sind
wird die Welt zu einem Geistort.
Sie wissen, dass wir nicht zufrieden sind
mit der Art, wie sie schreien und brüllen.
Sie geben uns ein Versprechen
und werfen noch ein paar Dollar drauf.
Glück hat keinen Preis,
es gibt keinen Preis für Liebe.
Die Lebenshaltungskosten steigen
und du bist wieder genau da, wo du warst.
Jetzt machen wir uns auf den Weg
und uns noch mehr davon holen.
Um Gottes willen, gebt den Menschen mehr Macht..

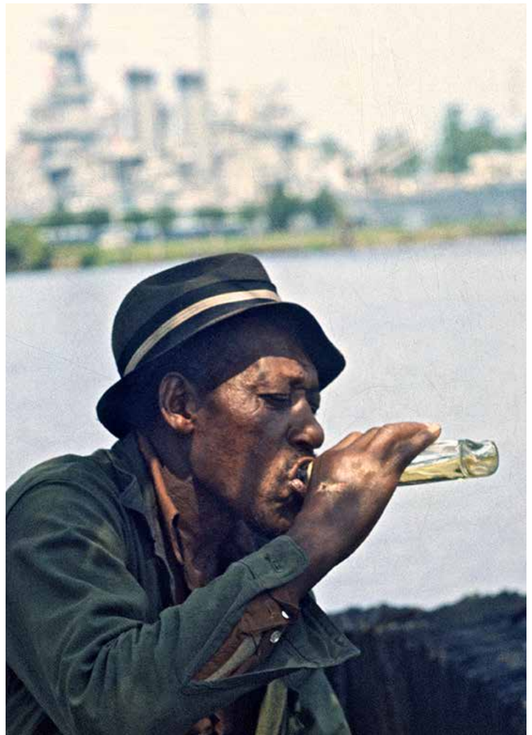


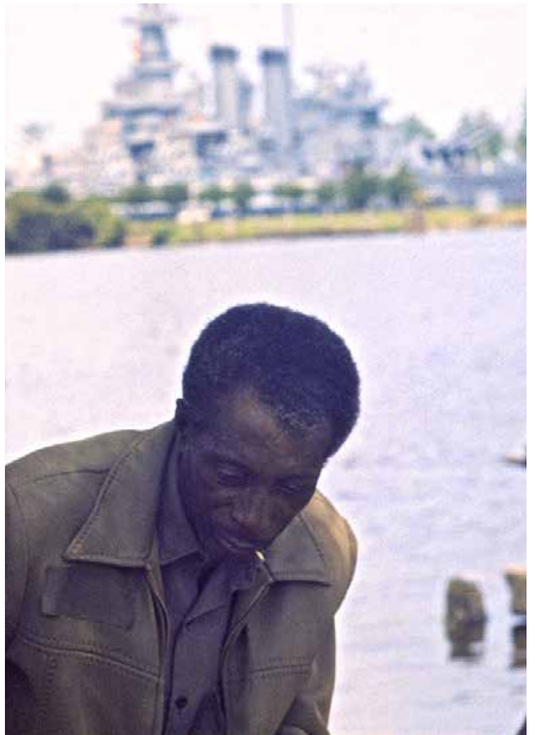


1985 - Buffalo, NY und 1973 - General Westmoreland in Charleston, SC



1973 - Norfolk, VA







1973 - NYC



1971 - NYC

Unsere verworfenen Träume spiegeln unsere Wegwerfgesellschaft wider

„Umweltverschmutzung ist Gewalt. Und das Schweigen darüber auch." – Majora Carter, Aktivistin für Umweltgerechtigkeit aus der South Bronx

Ich habe oft Weiße sagen hören, dass Schwarze aus den Ghettos ihren Müll in den Hinterhof werfen, weil sie es im Süden gewohnt waren, ihn aus dem Küchenfenster zu den Schweinen oder Ziegen zu werfen.
Ich sehe darin vielmehr einen stummen Protest gegen eine herrschende Kaste, die ihren Müll schon immer auf die Körper, Häuser und Zukunft der Armen abgeladen hat. Seit Generationen haben wir giftige Mülldeponien neben schwarzen Wohnvierteln angelegt – von der South Bronx bis nach East L.A., vom Südwesten Detroits bis zur „Cancer Alley" in Louisiana. Wir haben Ghettos mit Raffinerien und Chemiefabriken umzingelt und damit Kinder zu Asthma, Krebs, vergiftetem Grundwasser und Häusern verdammt, die weniger wert sind als der Boden, auf dem sie stehen. Oder wir haben die historischen schwarzen Viertel von Atlantas West End und Vine City, Alabamas North Birmingham oder, wie hier in South Chicago zu sehen, in Hinterhöfe verbannt.

Und die Geschichte wiederholt sich. Heute baut der reichste Mann der Welt, Elon Musk, einen der energiehungrigsten Supercomputer der Erde – mitten in einem historischen schwarzen Viertel in Memphis. Sein Unternehmen xAI betreibt ihn mit gasbefeuerten Turbinen, ohne die Zustimmung der Anwohner. Diese haben jahrzehntelang dafür gekämpft, alte giftige Fabriken zu beseitigen, und ersticken nun erneut – diesmal, um Musks Chatbot Grok zu trainieren.
Das ist Klimazerstörung, getarnt als Fortschritt. Während der Rest der Welt aufgefordert wird, Einsparungen vorzunehmen, pumpt Musk CO_2 in die Atmosphäre – denn künstliche Intelligenz erfordert offenbar echte Opfer.
Wieder einmal zahlen schwarze Kinder für weiße Ambitionen. Keine Rechenschaftspflicht. Nur ein weiterer mächtiger Mann, der Lärm, Hitze und Gift dort ablädt, wo er annimmt, dass niemand lebt, der zählt. Privilegierte Weiße entdecken ihren eigenen Umwelttrassismus oft erst, wenn sie durch Gentrifizierung Schwarze – wieder einmal – verdrängen und sich plötzlich in Müllbergen wiederfinden, wie in East Harlem und San Franciscos Bayview–Hunters Point.
Und unsere Müllablagerungen machen nicht an den Landesgrenzen Halt. Wir verschiffen Berge von Elektronikschrott – Blei, Cadmium, Quecksilber – nach Afrika. Wir verstreuen Plastik in ganz Asien und schicken asbestbelastete Schiffe an die Küsten von Bangladesch und Pakistan, wo sie ihr Ende finden.
Wir vergiften Mittelamerika mit medizinischen und radioaktiven Abfällen. Wir überschwemmen afrikanische Märkte mit unseren „Spenden" an Altkleidern, zerstören damit lokale Industrien und klopfen uns gleichzeitig für unser Recycling auf die Schulter.

Unsere Privilegien werden durch ein globales System gestützt, das die Nachbarschaften anderer Menschen – die Kinder anderer Menschen – dazu zwingt, das aufzunehmen, was wir nicht sehen wollen. Wir entsorgen nicht nur Gegenstände; wir entsorgen Leben. Und unser Müll wandert immer bergab.



1991 - Bronx, NY



1983 - Chicago



1974 - Interstate 95 in Virginia



1975 - Harlem, NY



1973 - NYC



1973 - NYC



1972 - NYC

2013 - 4th St, Los Angeles



Die Wegwerfgesellschaft hat das Beste in mir weggeworfen.
Sie hat die Aufrichtigkeit weggeworfen, den Grundpfeiler der Integrität.
Wegwerfbar, um weggeworfen zu werden, um an einem anderen Tag etwas Neues zu kaufen.
Es gibt nichts, was für die Ewigkeit gemacht ist.
Geplante Obsoleszenz wird dich teuer zu stehen kommen:
Pappteller, Pappskates, Plastikbesteck, Autos mit Einwegrädern,
Perücken statt Haaren, so ist es nun mal.
Wegwerfbar, so wie du es liebst, nicht ganz das, was du dir vorstellst.
Entsorge mich, wenn du fertig bist, aus Angst, dass ich dich entsorge.
Wegwerfbar, dein bester Freund, den du eigentlich bis zum Ende lieben solltest.
Dein starrer Verstand lässt dich nicht nachgeben.
Du bist weiter weg, als du vorgibst …

Disposable Society, gesungen von Esther Philips – illustriert

1978 - NYC



Weihnachten in New York

„New York ist der einsamste Ort der Welt, wenn man niemanden kennt.“ Nella Larsen aus der Harlem Renaissance nach ihrer Rückkehr aus Dänemark

New York ist eine unmenschliche, kalte Stadt. Man muss mit der Entfremdung leben oder wird zerstört. Auf meiner Reise versuche ich immer, den ganzen Weg mit Menschen zu gehen, an die ich mich binde, aber in New York muss ich mich immer wieder vorzeitig von Menschen trennen und so die menschliche Verbindung aufgeben, die sich zwischen uns entwickelt hat. Am stärksten habe ich das an diesem Weihnachten erlebt, das noch intensiver war als letztes Jahr, als ich an Heiligabend von drei Puertoricanern auf der Fourth Street aufgehalten wurde.

Dieses Jahr war ich gerade per Anhalter aus Alabama hergekommen, konnte aber keinen meiner Freunde finden und landete an Heiligabend auf der Straße unten in der Bowery. Ich kam ins Gespräch mit einem Penner, der ein Feuer angezündet hatte, um sich warm zu halten. Er musste schon lange ein Penner sein, denn sein lockiges Haar war voller Knoten, die sich unmöglich auskämmen ließen. Wir wurden bald gute Freunde. Er war einer dieser Obdachlosen, die reden können; am schlimmsten sind diejenigen, die sich nur mit den Augen verständigen können.
Als wir so dasaßen und redeten, fiel uns ein, dass Heiligabend war, und wir wurden immer sentimentaler. Als wir Erinnerungen an unsere Weihnachtsfeiern in der Kindheit austauschten, war es nicht nur der Rauch des Feuers, der uns Tränen in die Augen trieb. Er war verheiratet gewesen, hatte Kinder gehabt und war, wie er meinte, einst recht glücklich gewesen, war aber plötzlich arbeitslos geworden, woraufhin seine Familie zerbrach und er zum Alkoholiker wurde.
Wir teilten uns eine Flasche und wurden allmählich ziemlich betrunken. Ein Verrückter fing an, Flaschen nach uns zu werfen und sie an der Wand neben uns zerschmettern. Schließlich wurde es meinem Freund zu viel, und er nahm ein Stück brennendes Holz und schlug auf den Mann ein, bis dieser verschwand.
Das passierte in der Nähe der Delancey Street, wo immer ein Haufen Prostituierte an der Ecke steht. Penner haben, genau wie andere Menschen, das Bedürfnis, jemanden zu finden, der noch tiefer steht als sie selbst, und während unseres Gesprächs kam er immer wieder auf seine Empörung darüber zurück, dass diese Prostituierten sogar an Heiligabend draußen waren. Immer wenn ich mit Penner heftig getrunken habe, sind sie zuerst eingeschlafen, obwohl wir die gleiche Menge getrunken haben. Auch er schlief gegen zehn oder elf Uhr abends ein.
Ich fragte mich, ob ich bleiben und auf ihn aufpassen sollte, da wir gute Freunde geworden waren. Ich habe so oft arme schwarze und puertoricanische Hausfrauen mit Kindern und Einkaufstüten gesehen, die hinübergingen und sturzbetrunkene Obdachlose mit Füßen traten oder sie wegstießen und nach Hause zu den Töpfen und Pfannen eilten – ein typischer Ausdruck ihres mangelnden Selbstwertgefühls oder regelrechten Selbsthasses.
Da die Straßen an diesem Abend jedoch ziemlich leer waren, beschloss ich, ihn zurückzulassen, nachdem ich eine ordentliche Ladung Holzscheite ins Feuer geworfen hatte.
Ich schlenderte hinunter zu meinem Lieblingsviertel rund um die Avenue B, der „Free-Fire-Zone“, wo es ständig zu Schlägereien zwischen Puertoricanern und Schwarzen kommt, die ich aber mag, weil dort ein fast ausgeglichenes ethnisches Verhältnis zwischen Weißen, Braunen und Schwarzen herrscht.
Hier sah ich Larry in einem Hauseingang stehen.
Wir kamen ins Gespräch, und er erzählte mir, dass er gerade von seiner weißen Frau rausgeworfen worden war. Als wir merkten, dass wir im selben Boot saßen, beschlossen wir, gemeinsam eine Unterkunft zu suchen.
Zuerst kauften wir eine Flasche Wein. Dann versprachen wir uns gegenseitig, dass, falls einer von uns eine Unterkunft finden sollte, er sie nicht ohne den anderen nehmen würde. Larry war extrovertierter und redegewandter, aber ich war weiß, also dachten wir, wir könnten uns gegenseitig ergänzen.
Larry war der Typ, der mit jedem auf der Straße quatschen musste. Er hatte vier Jahre lang in einer respektablen Ehe gelebt, vertraute mir aber an, dass er sich die ganze Zeit über im Herzen eigentlich als Obdachloser gefühlt hatte. Wir waren noch nicht weit gegangen, da hatten wir schon eine ganze Schar von Straßenmenschen im Schlepptau; die meisten von ihnen waren Penner. Irgendwann waren es fünf, denen Larry versprochen hatte, eine Unterkunft und eine Flasche Wein zu besorgen. Zwei gingen an Krücken. Ein dritter fuchtelte mit den Armen, als würde er nach Mücken schlagen.

Ich war überzeugt, dass wir niemals einen Schlafplatz für diese ganze Meute finden würden, aber da sich in solchen Situationen oft etwas Unerwartetes ergab, sagte ich nichts. Wir fragten die wenigen Menschen, denen wir begegneten, ob sie eine Unterkunft wüssten, und konzentrierten uns dabei auf Juden, da die anderen Weihnachten feierten und wir annahmen, dass sie keinen Platz in ihren Herzen hätten. Außerdem sind Juden traditionell gastfreundlich. Da ich der einzige Weiße war, lag es an mir, mich um die Juden zu kümmern, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Ein Mann sagte, wenn es wirklich wahr sei, dass ich ein Ausländer sei, würde er mich gerne mit nach Hause nehmen, aber er traute sich nicht und gab mir stattdessen sechs Dollar für das YMCA. Natürlich kauften wir Apfelwein, und die Lage sah nun etwas besser aus. Aber wir fanden immer noch keinen Schlafplatz, und der Wein machte die Penner laut und aggressiv.

Fernsehfilm aus dem Jahr 1992 über meine anhaltende Freundschaft mit den Obdachlosen in New York



1972 - Bowary, NY



1974 - NYC

1972 - Bowary, NY





1971 - Bowery, NY



1978 – NYC. Wiederbesuch bei Marisol Escobar und ihren Fischen, um ihr mein Buch zu überreichen

Der Mann, der Mücken verscheuchte, fing an, Schattenboxen zu machen, und die Leute flohen.
Es war fast zwei Uhr, als ich in die Broome Street Bar geschickt wurde, um neue „Opfer“ zu finden. Als ich die Menge musterte, kam eine dunkelhaarige Frau auf mich zu und starrte mir auf seltsame Weise in die Augen. Dann sagte sie ganz langsam: „Du hast Fischaugen.“ Ich dachte, sie stünde unter Drogen und versuchte, wegzuschauen. Dann sagte sie: „Ich möchte, dass du zu mir kommst und bei mir wohnst.“ Ich fragte, ob ich ein paar meiner Freunde mitbringen könnte. Sie sagte nein. „Dann kann ich nicht mit dir kommen“, sagte ich, aber sie gab mir trotzdem ihre Adresse.
Ich blieb noch ein paar Stunden bei den anderen, konnte sie aber nicht aus meinen Gedanken verbannen. Die Situation sah völlig hoffnungslos aus. Wir waren mittlerweile sturzbetrunken. Drüben bei den Wellpappstapeln auf der Mercer Street verloren wir einen der Jungs auf Krücken aus den Augen, der eingeschlafen war. Es regnete stark, und ich war fast bewusstlos, also schlich ich mich gegen fünf davon. Ich war tagelang verlegen und schämte mich. Aber eine Woche später traf ich Larry am Washington Square.
Er erzählte mir, dass er die anderen ebenfalls verlassen hatte und eine riesige, dicke weiße Frau im West Village gefunden hatte, wo er jetzt lebte. Das tröstete mich, und wir blieben gute Freunde.
Ich kehrte zu der seltsamen Frau zurück. Sie wohnte in einem riesigen Loft in der Washington Street und hatte ein Atelier am Broadway, das so groß war wie ein Fußballfeld. Ihre Badewanne war ein palettenförmiger Swimmingpool. Alles, was sie wollte, war meine Gesellschaft. Drei Tage lang saßen wir von morgens bis abends da und starrten uns in die Augen. Überall hingen Gipsfische, die uns albern anstarren. Aber in ihnen steckte sicherlich mehr Leben als in ihr. Sie war 40 Jahre alt, im Meer geboren und konnte nur mit Fischen kommunizieren. Mehr hatte sie nicht zu sagen. Ich war neugierig herauszufinden, wer sie war, also durchsuchte ich eines Nachts, während sie schlief, einige ihrer Papiere und fand heraus, dass sie die weltberühmte Künstlerin Marisol Escobar war, die auf den Titelseiten von Time und Look gewesen war, obwohl ihre letzte Ausstellung mit Fischskulpturen schlechte Kritiken erhalten hatte.
Sie schwamm im Geld. Eines Tages musste ich als Zeuge einen Vertrag über mehrere tausend Dollar unterschreiben. Die Hälfte des Jahres verbrachte sie im Golf von Mexiko und tauchte zu ihren kleinen Freunden hinab.
Dennoch gab sie mir nie auch nur ein Stück Brot, und ich wurde vor Hunger immer verzweifelter. Morgens und abends musste ich ihr in Restaurants folgen und ihr gegenüber sitzen, während sie aß. Der Gedanke, mir etwas zu essen zu geben, kam ihr nie in den Sinn.
Da ich Menschen nie um Essen bitte, platzte es eines Tages aus mir heraus, und ich machte eine indirekte Andeutung: „Ist dir jemals in den Sinn gekommen, dass deine ganze Kunst ausschließlich für reiche Leute ist und armen Menschen überhaupt nichts nützt?“ Keine Antwort. Und immer noch kein Essen. Sie hatte einen Kühlschrank, also nahm ich mir eines Tages, während sie schlief, die Freiheit, nachzuschauen, ob etwas darin war. Ich bekam einen Schock, als mehrere große, gefrorene, kabeljauähnliche Fische herauspurzelten – und sonst nichts. Wäre ich nicht so hungrig gewesen, hätte ich mehr Geduld mit ihr gehabt.
Dann tauchte plötzlich meine Retterin auf. Es war Erica, die Marisol geholfen hatte, die Fischskulpturen zu polieren. Sie lachte und strahlte vor Lebensfreude, und es war wunderbar, wieder einen Menschen zu hören. Sie verstand meine Situation sofort und schob mir so elegant wie ein Fisch sieben Dollar in die Hand.
Später flüsterte sie mir zu, dass ich bei ihr einziehen könne. Als Marisol an diesem Abend einschlief, floh ich zu Erica, die in einer winzigen Wohnung über der Feuerleiter in der 11th Street wohnte. Erica, mit der ich jetzt zusammenlebe, ist ganz einfach ein Glücksgriff. Sie ist lesbisch, hat aber nicht diese Feindseligkeit gegenüber Männern, die so viele New Yorker Lesben auszeichnet. Es macht mich immer glücklich, wenn ich eine gute Beziehung zu einer Lesbe haben kann.
Erica kann, genau wie ich, die Notwendigkeit, Männer zu hassen, nicht nachvollziehen.
Es ist sicherlich wahr, dass sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle amerikanische Männer alarmierend aggressiv sind, aber



1978 NYC. Marisol stellte die Fische im Jahr 2025 im MoMA Louisiana aus



1991 – Obdachlose in der Lower East Side, NYC

man muss dennoch versuchen, die Unterdrückung und die Gesellschaft zu verstehen, die diese John-Wayne-Kultur hervorgebracht haben.
Ich glaube, dass insbesondere schwarze Männer unter dieser Kultur leiden. Ich wasche immer das Geschirr bei anderen zu Hause, aber in schwarzen Haushalten habe ich damit fast aufgehört, da es den Frauen dort oft peinlich ist: Sie wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen, wenn ein Mann den Abwasch macht. Ist es nicht unaufrichtig von mir, zu versuchen, ihre Kultur zu ändern, wenn sie immer noch mit der Unterdrückung leben müssen?
Letztendlich haben weiße Frauen die gleiche Einstellung. Immer wieder werde ich von alleinstehenden weißen Frauen nach Hause eingeladen, die im Gegensatz zu alleinstehenden Frauen in Europa fast immer ein Doppelbett haben und mich daher an ihre Seite legen. Schockierend ist, wie unfähig sie sind, mit einem nicht-aggressiven Mann umzugehen.
Nach zwei oder drei Tagen fragen sie meist: „Warst du schon immer schwul?“ oder, noch häufiger: „Lass uns ausgehen und uns betrinken.“
Zweifellos wäre es ihnen unangenehm, wenn ein Gast direkt zum Kühlschrank ginge und das ganze Fleisch aufessen würde, doch amerikanische Frauen scheinen sich ebenso unwohl zu fühlen, wenn ein Mann nicht direkt auf sie losgeht.
Im Umgang mit schwarzen Frauen sehe ich mich manchmal gezwungen, meine Grundregel, die Gastfreundschaft anderer nicht zu missbrauchen, durch eine Art „positive Diskriminierung“ zu ergänzen. Oft tun sie alles in ihrer Macht Stehende, um einen „sanften“ oder nicht aggressiven Mann zu demütigen, was jede Chance auf eine tiefere Beziehung im Keim erstickt.

Erica ist eine andere Frau. Sie hat mich zum Inbegriff des männlichen Chauvinismus gemacht: Meine Aufgabe in ihrem Haus ist es nämlich, als Zuhälter zu fungieren. Erica ist eine stilvolle Prostituierte – ein Callgirl – und es ist meine Aufgabe geworden, ans Telefon zu gehen, obszöne Anrufe auszusortieren und die netten Anrufer zu bitten, um fünf Uhr noch einmal anzurufen, um eine zweite Auswahl zu treffen. Sie hat eine Anzeige im Sexmagazin Screw, das offenbar alle Geschäftsleute lesen, denn das Telefon klingelt ununterbrochen. Die Endauswahl beginnt gegen 18 Uhr, wenn ich die netteste Stimme auswähle und ein Treffen in einem Hotel für 19 Uhr vereinbare. Wir nehmen ein Taxi, meist in die Upper East Side, da wir uns an nette Geschäftsleute halten.
Meine Aufgabe ist es, etwa eine Stunde lang in der Lobby zu sitzen und Cola zu trinken, und wenn sie bis dahin nicht heruntergekommen ist, gehe ich hoch und klopfe an.
Auf dem Heimweg essen wir meistens italienisches Eis, das Erica liebt. Aber das Fantastischste an ihr ist, dass sie keine durchschnittliche Prostituierte ist.
Sie liebt es, Menschen zu helfen und ihnen inmitten dieser Kälte Wärme zu schenken. Sie sagt, die meisten ihrer Kunden seien extrem einsam und bräuchten weniger Sex als vielmehr Wärme. Aus typisch männlicher Sicht ist sie keine körperliche Schönheit – ungewöhnlich dünn, flachbrüstig, mit lockigem rotem Haar –, aber sie hat einen solchen inneren Charme, dass Männer ihr nicht widerstehen können. Fast jeder gibt ihr hundert Dollar, obwohl wir uns auf fünfundsiebzig geeinigt hatten, und nur einer hat sich jemals beschwert. Oft geht sie nicht einmal mit ihnen ins Bett, sondern gibt körperliche und vor allem seelische Massagen. Sie hat mir viele Filmrollen gekauft, aber aus guten Gründen habe ich das Geld abgelehnt.
Tagsüber geht sie zum Gesangs- und Tanzunterricht oder sitzt stundenlang da und bastelt Kaffeeservice aus Schaumgummi. Jede Tasse, jede Untertasse und jeder Löffel ist perfekt. Sie hat Vitrinen voller Schaumgummi-Porzellan, wie man sie in anständigen bürgerlichen Haushalten findet. Sie ist eine fantastische Inspiration für mich.

Eines Tages war ein Mann draußen überfallen worden und lag lange Zeit dort. Erica war die Einzige, die sich die Mühe machte, einen Krankenwagen zu rufen. Es kam keiner, und die Leute standen nur da und starrten den halbtoten Mann dumm an. Sie telefonierte weiter.
Dort wohnten nur Puertoricaner, daher dauerte es meist bis zu einer Stunde, bis Polizei oder Krankenwagen eintrafen.



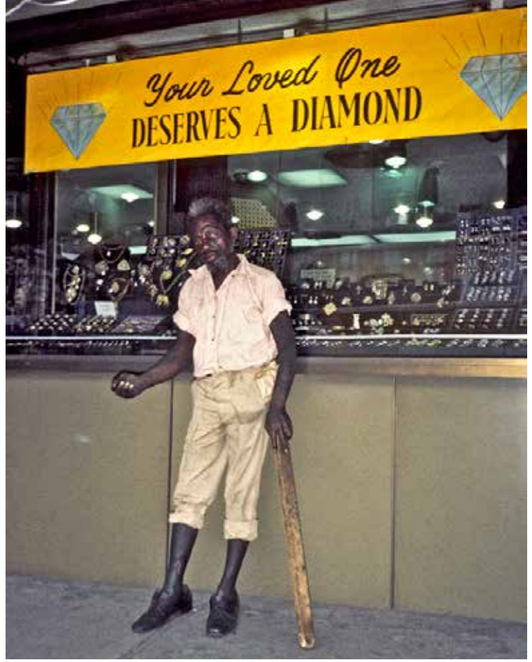
1973 - NYC

Dann rief sie die Polizei an und sagte, ein weißer Mann werde draußen von mehreren Schwarzen und Puertoricanern angegriffen. Sofort kamen zwei Polizeiautos und ein Krankenwagen. Dieser Trick ist in New York üblich und scheint jedes Mal zu funktionieren. Ich habe oft gesehen, wie Erica Menschen in Not ihren ganzen Tageslohn gab, indem sie Geld von reichen Geschäftsleuten nahm und es direkt an Bettler weitergab.
Eines Abends sahen wir einen Obdachlosen in den Fünfzigern, der um Hilfe bat, um Wein zu kaufen, und jemanden suchte, mit dem er reden konnte. Wir saßen stundenlang bei ihm, und er sagte, er stünde kurz vor dem Delirium tremens und habe Angst, zu sterben. Erica sagte, wir würden mit ihm ins Krankenhaus fahren, und er weinte vor Freude. Er hatte zehn Jahre auf diesen Moment gewartet. Wir fuhren ihn mit dem Taxi zum St. Vincent's Hospital und saßen zwei Stunden lang im Wartezimmer.
Er weinte die ganze Zeit. Dann wurde uns gesagt, dass sie ihn nicht aufnehmen würden. Er hatte getrunken und war völlig außer sich, schrie und brüllte. Ich schrie etwas davon, dass ich aus einem zivilisierten Land mit kostenlosen Krankenhäusern und Gesundheitsversorgung käme. Die Polizei wurde gerufen und wir wurden hinausgeworfen.
Wir fuhren mit dem Taxi zur Notaufnahme in Bellevue und saßen dort zwischen schreienden, hysterischen, selbstmordgefährdeten Menschen. Wir blieben bis sechs Uhr morgens, aber es passierte nichts. Der Mann trank seine ganze Flasche leer, saß weinend auf dem Boden, den Kopf in Ericas Schoß, und flehte uns an, nicht zu gehen. Mehrmals urinierte er in die Hose und bildete eine Pfütze um sich herum, während er seinen Penis herausholte und ihn dort hängen ließ. Erica steckte ihn immer wieder zurück. Die meisten Patienten waren inzwischen geflohen. Er begann, überall hin zu kotzen – das seltsamste, schleimige und stinkende Erbrochene, das ich seit langem gesehen habe.
Dann flohen sogar die Krankenschwestern. Wir versuchten, es aufzuräumen. Schließlich, erschöpft und mit dem Versprechen, dass er aufgenommen würde, gingen wir nach Hause und schliefen.
Zwei Tage später ging ich mit Zigaretten zurück nach Bellevue, doch mir wurde gesagt, dass niemand unter seinem Namen aufgenommen worden sei. Ich war wütend und traurig und wagte es nicht, es Erica zu sagen.
New York ist eine Stadt, die es Menschen nicht erlaubt, menschlich zu sein. Um hier zu überleben, muss man lernen, andere ihrem Schicksal zu überlassen. Erica stammt nicht aus New York, also werde ich noch eine Weile bei ihr wohnen. Aber bald werde ich in die Wärme des Südens zurückkehren. Die Kälte New Yorks macht mich jedes Mal fertig.

Brief an einen amerikanischen Freund



1973 – World Trade Center – mein liebevolles Wiedersehen mit NYC, jedes Mal, wenn ich per Anhalter aus dem Süden ankam



1974 - NYC

Von der Wärme des Südens zu den Mauern des Nordens

„Ich glaube, dieses Gefühl der Entwurzelung, nirgendwo dazuzugehören, ist eine sehr verbreitete Erfahrung für Menschen in der Diaspora, für Menschen, die von der Heimat ihrer Vorfahren entfernt sind."
– Yaa Gyasi in „Homecoming"

Wenn Liebe zur Ware wird und unsere Menschlichkeit ausverkauft ist, beginnen wir, die Schatten in uns zu spüren, die das Ghetto geschaffen haben.

Meine Wanderschaft durch das fortschrittlichste Wegwerf-System der Welt wurde zu einer Reise ins Innere, auf der ich die Menschen nicht immer von dem System unterscheiden konnte, das sie geprägt hatte. Ich musste mich fragen, ob die Wärme, die mir entgegengebracht wurde, echt war oder nur eine oberflächliche Gastfreundschaft, die das System gelehrt hatte – ein Bedürfnis nach Wegwerf-Freundschaft.
Doch selbst nach Gebrauch weggeworfen zu werden, war mir lieber als die menschliche Kälte, die ich in Europa kennengelernt hatte, wo einem Vagabunden niemals eine Chance gegeben worden wäre.
Ich lernte, dass man dort, wo ein System am bedrückendsten ist (wie in Südafrika unter der Apartheid), oft die größte menschliche Wärme findet – eine Wärme, die wir nicht wegwerfen sollten, während wir nach einem gerechteren System suchen. Obwohl das Leben in den Nordstaaten gerechter war, musste ich ständig per Anhalter zurück in die Menschlichkeit des Südens fahren, um emotional zu überleben (wie es viele Schwarze tun). Der liberale Norden lud in den 40er und 50er Jahren Schwarze als Arbeitskräfte ein, genauso wie Nordeuropa in den 60er Jahren braune Arbeiter einlud. Aber wir brauchten sie nicht als Menschen und haben sie nach und nach in riesige Ghettos abgeschoben. Unsere wachsende Unsicherheit im Zeitalter der Globalisierung erzeugt nun einen tiefen, sich aufstauenden Schmerz, der die Welt neu formt. Nie zuvor haben wir so viele Menschen so schnell in Ghettos gedrängt. Was Europa Jahrhunderte gekostet hat, um es den Juden anzutun, haben wir innerhalb von Jahrzehnten bei Millionen von Muslimen wiederholt.
Die Ghettoisierung führt in vielen Ländern zu ethnischen Säuberungen. Nur wenige Minderheiten sind so stark ghettoisiert wie Schwarze in den USA, wo in Städten wie Detroit und Chicago mittlerweile bis zu 94 % der Schwarzen in rein schwarzen Vierteln leben.
Unsere Wegwerfgesellschaft – die sowohl Dinge als auch Menschen in den Hinterhof wirft – hat die Liebe getötet, indem sie ganze Bevölkerungsgruppen isoliert und entfremdet hat. Aber sie kann den Schrei des Schmerzes und der Leere derer, die wir entsorgt haben, nicht zum Schweigen bringen – wie man überall im Ghetto und im Untergrund erkennen kann.

Stimme des Ghettos

Liegen, nachdenken
Letzte Nacht
Wie finde ich ein Zuhause für meine Seele
Wo Wasser nicht durstig ist
Und das Brot kein Stein ist
Mir ist eine Sache eingefallen
Und ich glaube nicht, dass ich mich irre
Dass niemand,
Aber niemand
es hier draußen alleine schaffen kann.

– Maya Angelou



1973 - NYC



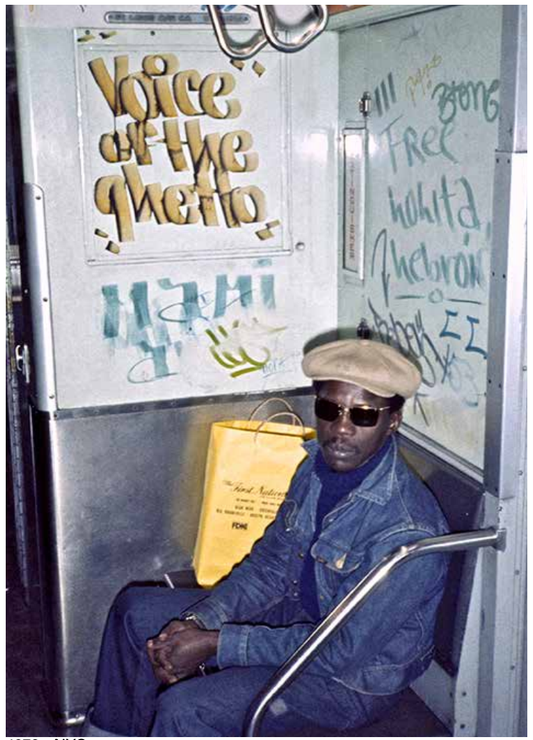
1974 - NYC

„Wir waren wie Fremde in einem Land, das uns nicht wollte, und trugen unser Zuhause nur in der Erinnerung mit uns."
– Maya Angelou – Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt

„Auch in Harlem war ich nicht zu Hause; ich war überall im Exil."
– James Baldwin – „Notes of a Native Son"



1974 – Vanessa Guider beging hier später Selbstmord, indem sie aus dem Fenster sprang



1973 - NYC



1974 - Bronx, NY - "Crime Don't pay" („Verbrechen lohnt sich nicht")

Mein ursprünglicher Song hier – ***I am, I said*** von Neil Diamond – illustriert mit meinen Graffiti-Fotos



1973 - NYC



1973 - NYC



1974 - NYC



1974 - NYC



1973 - NYC

Das Ghetto als Muse: Eine Kritik meines liberalen Paternalismus

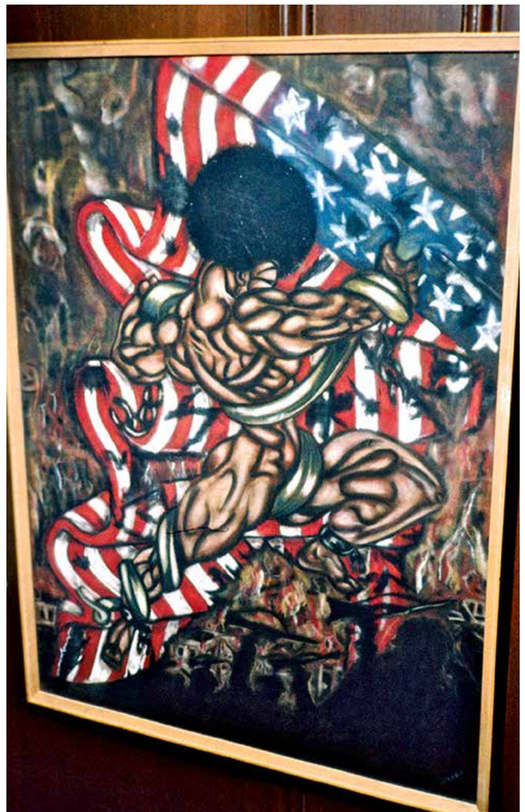
„Der Liberale ist ein Mensch, der großes Mitleid mit den Unglücklichen empfindet, aber nichts dagegen unternimmt." – James Baldwin

„Der Liberalismus ist wie ein Boot. Er neigt sich immer in Richtung Privilegien."
– Audre Lorde

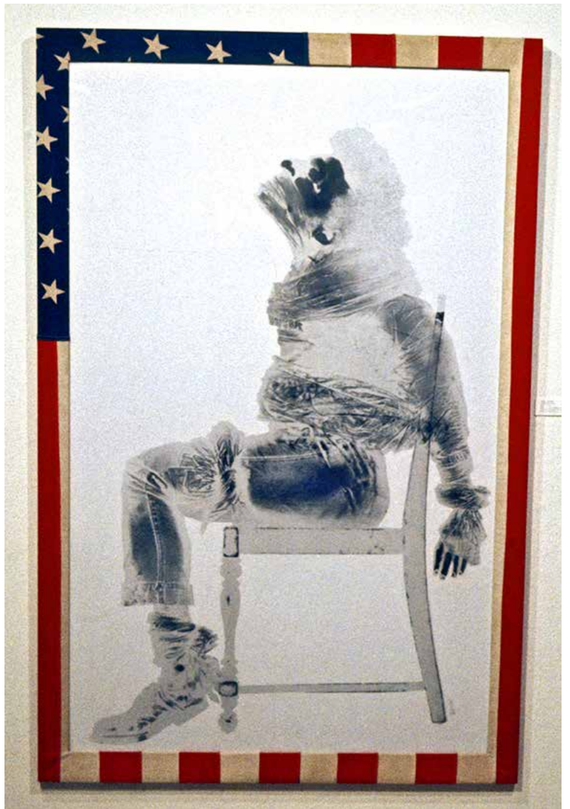
Das System – oder die Summe unseres alltäglichen repressiven Denkens – nutzt repressive Toleranz, um mit dem Widerstand unserer Opfer umzugehen, und knebelt den Schrei aus dem Untergrund, indem es dessen künstlerischen Wert anerkennt und ihn verherrlicht.

Den Unterdrückten wird freies Geleit gewährt, um in Kunstgalerien für die Wohlhabenderen und Bessergedachten unter uns auszustellen – jene von uns, die mitfühlende Worte über die „Probleme des Ghettos" und „unsere Einwanderer" finden, mit wohlwollenden Predigten über Hunger und Überbevölkerung in der Dritten Welt. Doch trotz all unserer hochfliegenden Reden über „ihre Integration" flüchten wir selbst in die Vororte – unsere Kinder gehen nicht auf „Schwarzenschulen" –, was zu einer weiteren Ghettoisierung führt. Wir prahlen lautstark damit, hier einen schwarzen Freund und dort einen muslimischen Freund zu haben, fragen uns aber nicht, warum Schwarze in den USA oder Einwanderer in Dänemark selten in diese Kunstpaläste kommen. Ohne mit der Wimper zu zucken, akzeptieren wir schwarze Kellner, die bei diesen Anlässen das Herr-Knecht-Verhältnis fortsetzen. Als Puffertruppen der Unterdrückung können wir Kritik am System auffangen, verzerren und entschärfen, indem wir sie auf die Ebene der Kunst heben. Genau das wird auch mit meinen Fotografien geschehen.

Wohlhabende Liberale, die ich gleichzeitig zu hassen und zu lieben gelernt habe, weil sie so sehr ein Teil von mir selbst sind, werden mir jede erdenkliche Unterstützung bei der Veröffentlichung und Ausstellung meiner Gesellschaftskritik zukommen lassen, schockiert von den Dingen, die ich in Amerika gesehen habe. Sie schämen sich, weil ich eine Schwelle überschritten habe, die sie selbst hätten überschreiten sollen, es aber aufgrund ihrer lähmenden Angst vor denen, die sie mitgegettoisiert haben, nicht konnten.



Unten - 1975 - Los Angeles





„Der weiße Liberalismus ist eine Philosophie, die unter dem Deckmantel der Hilfe für Schwarze die Interessen der Weißen fördert.“ – Stokely Carmichael



1973 - NYC - 1975 - Los Angeles



„Das Ghetto ist ein Ort, an dem Hoffnung schwer zu finden und Verzweiflung leicht ist.“ – Langston Hughes in seinem Gedicht „Harlem“



Alles aus 1974 - Harlem, NY

Das Spektakel der Unterdrückung durch den Liberalismus

Solche Menschen gibt es in allen Gesellschaften; sie schreien lautstark nach der Notwendigkeit von Veränderungen, um Ghettos und unterentwickelten Ländern „auf die Beine zu helfen“. Doch wenn in den USA der Wahltag kommt, landen ihre Versprechen zusammen mit den Stimmen für die Demokraten (oder in Europa für verschiedene sozialdemokratische Parteien) im Mülleimer des Status quo.

Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass auch ich die Opfer ausgenutzt habe, denn ich weiß, dass diese Bilder ihnen überhaupt nichts nützen werden. Wir werden kurz sentimental werden, wenn wir erkennen, dass unsere Unterschicht so leidet, aber wir werden unseren Lebensstil nicht ändern. Wir werden unsere klimaschädlichen Wohnmobile, SUVs, zentrale Klimaanlagen, Charterreisen oder weit entfernte Privatschulen nicht aufgeben, um die Güter der Erde umzuverteilen.

Und so werden meine Bilder zu einer emotionalen Katharsis. Ich wusste das – und Schwarze aus der Unterschicht sagten es mir, da sie sich keine Illusionen darüber machten, an die „innere Güte“ ihrer weißen Unterdrücker appellieren zu können. Dennoch habe ich weitergemacht und damit sowohl die Schwarzen als auch die Dritte Welt verraten, wodurch diese Seite die einzige im Buch ist, der fast alle Afroamerikaner zustimmen können. Ich habe ein unterhaltsames Ventil für Emotionen geschaffen und damit ein ungerechtes System gestärkt. Ich bin genauso heuchlerisch wie die Kunstsnobs, weil ich nach ihren Regeln spiele. Als meine Kritik zu „radikal“ wurde, wandten sie sich ab.

Ich bin daher gezwungen, sie zu verwässern, sodass sie Gefahr läuft, zu einer tränenreichen, herablassenden, „paternalistischen“ Vagabunden-Geschichte über das Leiden im Ghetto und unsere unglücklichen Schattenseiten zu werden – wie die folgende sentimentale Reise nach Harlem, unweit der Hochburg dieser Liberalen, dem Museum of Modern Art.



Links 1974 - Bronx, NY
Rechts 1980 - NYC



Der Song *Give a damn* von Spanky and the Gang – illustriert mit meinen Fotos

Eine Geschichte von zwei Harlems: Der Blick von außen und von innen



Wenn du mit mir den Zug
in die Stadt, durch das Elend
der Ghettostraßen
im Morgenlicht
wo es immer Nacht ist:
Nimm einen Fensterplatz,
leg deine Times beiseite
du kannst zwischen den Zeilen lesen,
lies einfach die Gesichter,
die dir jenseits der Fensterscheibe begegnen:
Und vielleicht beginnt es dir beizubringen,
wie man sich um seine Mitmenschen kümmert!





1974 - Bronx, NY



1974 - Harlem, NY



1974 - Harlem, NY

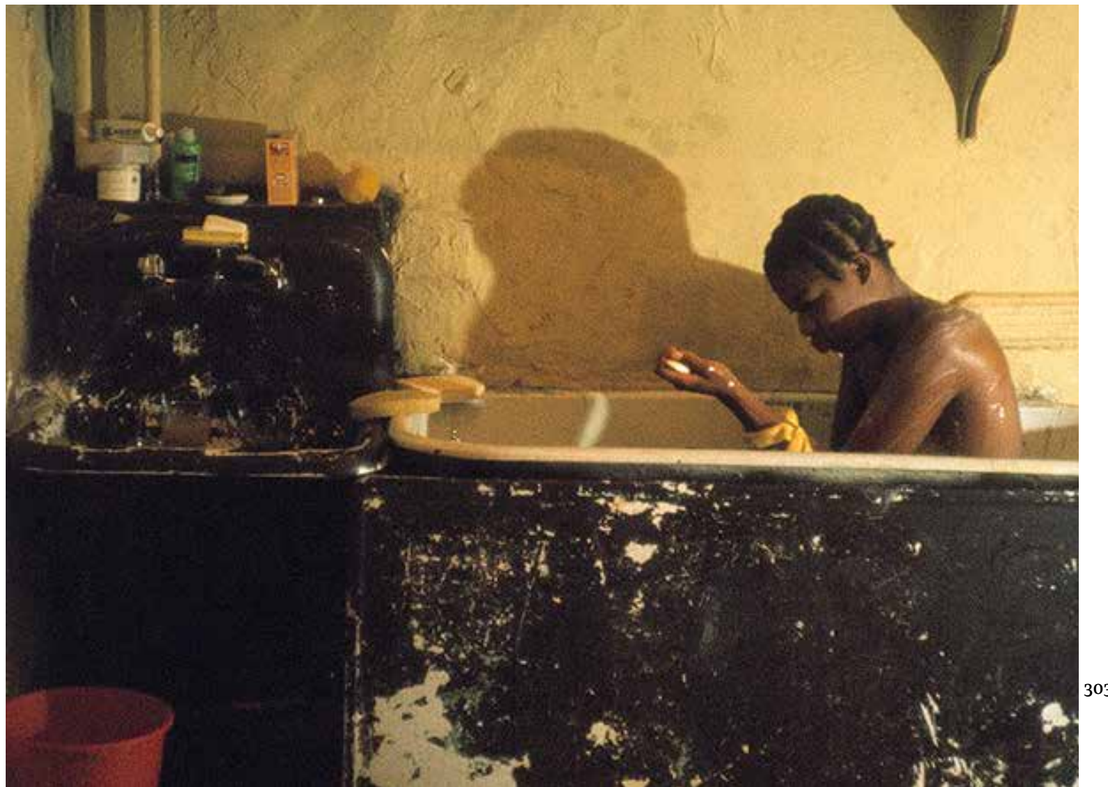


1974 - NYC

1974 - Harlem, NY



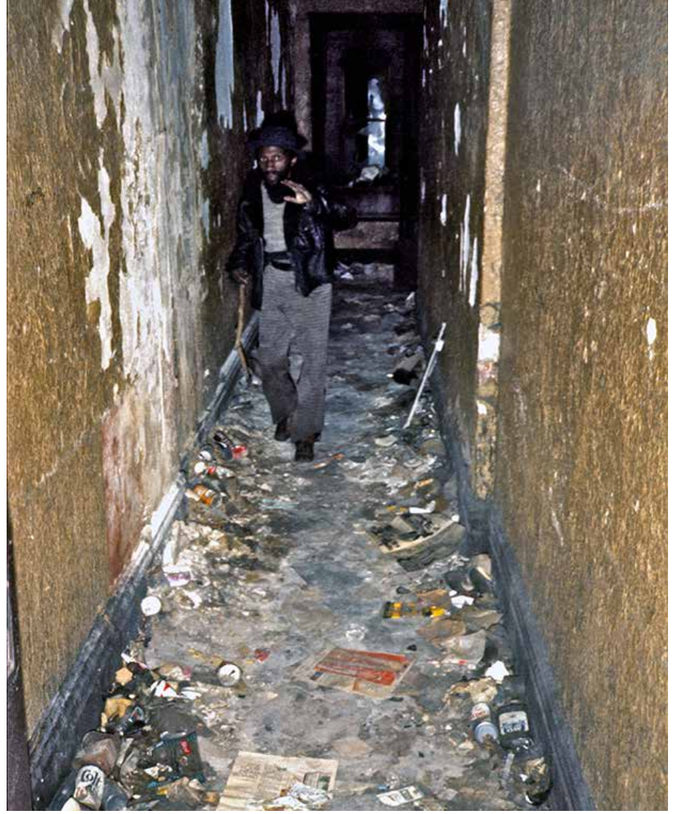
1972 - NYC





Alles aus 1973 - Harlem, NY







1991 - Harlem, NY - Unten 1995 - NYC



1992 - Harlem, NY

Harlem's Echoes: Zwischen Leben und Jenseits

„In Harlem lauerte die Gefahr immer im Schatten und wartete auf den perfekten Moment, um zuzuschlagen ..man war entweder ein Spieler oder eine Schachfigur. Die Wahl lag bei einem selbst." – Colson Whitehead, Harlem Shuffle

Im Harlem der 1970er Jahre ist alles schwarz, außer den Geschäften – die nicht Einheimischen gehören, sondern weißen und arabischen Einwanderern (früher meist Juden). Die Leute auf der Straße weisen gerne darauf hin, dass die einzigen Geschäfte, die schwarzen Harlem-Bewohnern gehören, die unzähligen Bestattungsunternehmen sind. Weiße Bestatter lehnen schwarze Leichen ab, sagen sie, und so wird der Tod zu einem der wenigen verlässlichen Wege in die Mittelschicht.

Denn der Tod ist in Harlem so allgegenwärtig wie die Angst, die jeden unter sporadischem, unbehaglichem Lachen verfolgt. Doch ich, als der allgegenwärtige, unsichtbare Weiße, fühle mich hier sicherer als viele Schwarze; denn wie immer richtet sich die Wut nach innen, gegen Mitopfer, nicht gegen den fernen Unterdrücker.

Dieses Bestattungsinstitut neben einer Drogenentzugsklinik veranschaulicht die Wahlmöglichkeiten in Harlem – zwischen dem Tod oder einem Leben in Knechtschaft unter „The Man". Tausende Süchtige wählen die Tür links. Sie wissen, dass sie, wenn sie die Tür rechts wählen, „rehabilitiert" werden – zurück in dieselben unerträglichen Verhältnisse, die sie zu den Drogen getrieben haben – oder „aufgearbeitet", gelehrt, sich selbst genug zu betäuben, um den Dschungel des Ghettos zu überleben.

Sie unterwerfen sich der Sklaverei des „The Man", der die Schuld den Opfern zuschreibt: Bring dich selbst in Ordnung, nicht die Welt, die dich gebrochen hat.

Diese Frau verkörpert Harlems unmögliche Entscheidungen. Ein Angreifer drang gewaltsam in ihre Wohnung ein und versuchte, sie mit einem Messer zu töten. Sie entkam, indem sie aus einem Fenster im dritten Stock sprang – sie überlebte, ist aber für den Rest ihres Lebens verkrüppelt.

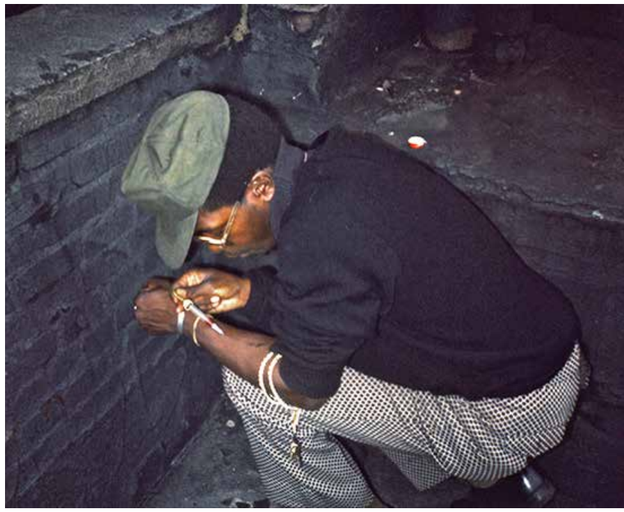








1973 - Harlem, NY



1974 - NYC

Im Schatten des American Way of Life

„Wenn die Weißen dich noch nicht umgebracht haben, kannst du tun, was du willst. Du musstest nicht hundert Jahre alt werden, um an diesen Punkt zu gelangen. In einer Welt, die so niederträchtig, dumm und grausam ist, ist jeder Tag, an dem die Weißen dich noch nicht umgebracht haben, ein Sieg."
– Colson Whitehead, Crook Manifesto über Harlem in den 1970er Jahren

Die Amerikaner, mit denen ich am meisten mitfühle, sind die Süchtigen – Menschen, die zu sensibel, zu menschlich sind, um den brutalen amerikanischen Erfolgsdrang zu überleben. Sie sind nicht nur Opfer dieser Gewalt; sie können mit derselben Grausamkeit zurückschlagen, die der „American Way of Life" ihnen eingeimpft hat. Oft habe ich auf den Dächern von New York diesen gequälten Seelen geholfen, sich einen Schuss zu setzen.

Jeden Tag sieht man an bestimmten Ecken in Harlem Tausende von Süchtigen, die auf Heroin warten. Nachts wagt sich nicht einmal die Polizei in diese Viertel.

Von den „Shooting Galleries" – abbruchreifen Gebäuden, die von Junkies übernommen wurden – hatten wir manchmal einen unglaublichen Blick auf die „große Nadel" des Empire State Buildings. Drinnen „schießen" sie jeden ab, der verdächtigt wird, ein Polizist oder ein „Bustman" zu sein. Die Strafe für die Sucht und die damit verbundenen Kleinkriminalitäten – Opfer zu sein – ist dieselbe wie für Mord. Unbedingte lebenslange Haft. Sie haben also keine wirkliche Wahl. Sich wie ein Opfer oder wie ein Henker verhalten – das Urteil ist identisch. Die Galerien gehören daher zu den gefährlichsten Orten der Stadt. Dieser Mann, der seit 16 Jahren heroinabhängig war. Unterernährt, mit offenen Wunden am ganzen Körper, konnte er keine bessere Vene finden als die, die unter einem übelriechenden Verband an seinem Bein verborgen war. Er litt schrecklich und wusste, dass er weniger als zwei Jahre zu leben hatte. Er hatte nichts mehr zu verlieren und flehte mich an, diese Bilder zu veröffentlichen – in der Hoffnung, sie könnten junge Menschen von Drogen abschrecken.



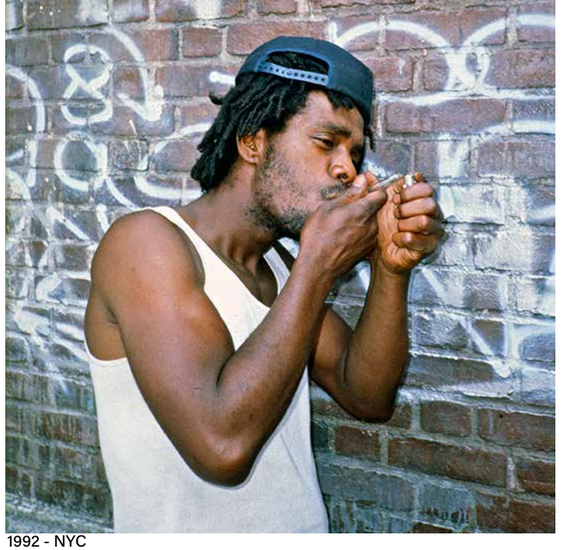


1985 - Harlem, NY

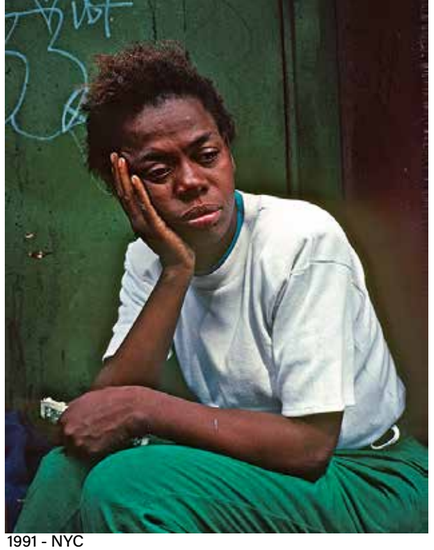
Freunde durch Crack verlieren

Ich dachte, ich hätte das Schlimmste in den 70er Jahren gesehen, als ich gelernt hatte, langsamen Heroinsüchtigen die Waffen aus der Hand zu schlagen. Aber nichts hatte mich auf die Verwüstung durch die Crack-Epidemie in den 90er Jahren vorbereitet, als Opfer von „ “ während ihrer paranoiden, wenigen Minuten des Rausches wild um sich schossen und ständig in meinen Van einbrachen oder ihre eigenen Familien ausraubten, um ihre Sucht zu finanzieren.

Viele meiner engsten Freunde sind dem zum Opfer gefallen. Ich kannte Robert Yard schon seit Jahren, und kurz nach seiner Hochzeit in Harlem verfiel seine Frau dem Crack. Ich sah zu, wie er darum kämpfte, sie und ihre Ehe zu retten, während ihr Leben in Kriminalität, Prostitution und Gefängnis abglitt. Ich verlor viele weitere Freunde nach dem Jahr 2000, als die Gentrifizierung durch Weiße langjährige Bewohner Harlems verdrängte

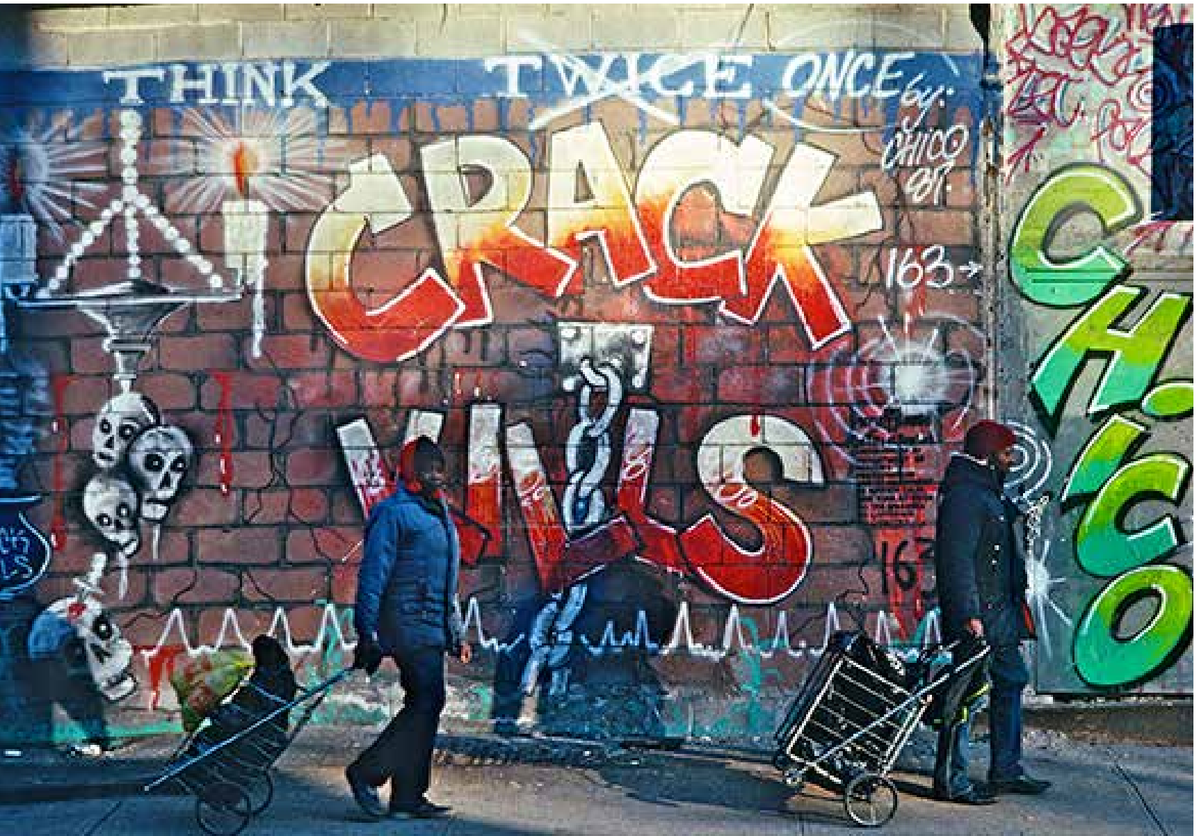


1992 - NYC

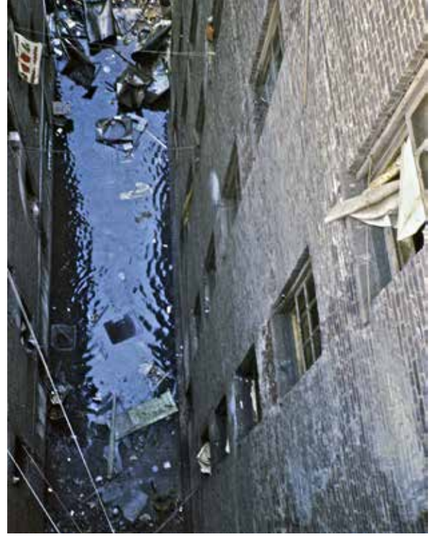


1991 - NYC

1991 - NYC







„Harlem ist der Ort, an dem Träume sterben."
– Lorraine Hansberry



1974 - Harlem, NY

1989 - Harlem, NY

Wiegenlieder des Ghettos:

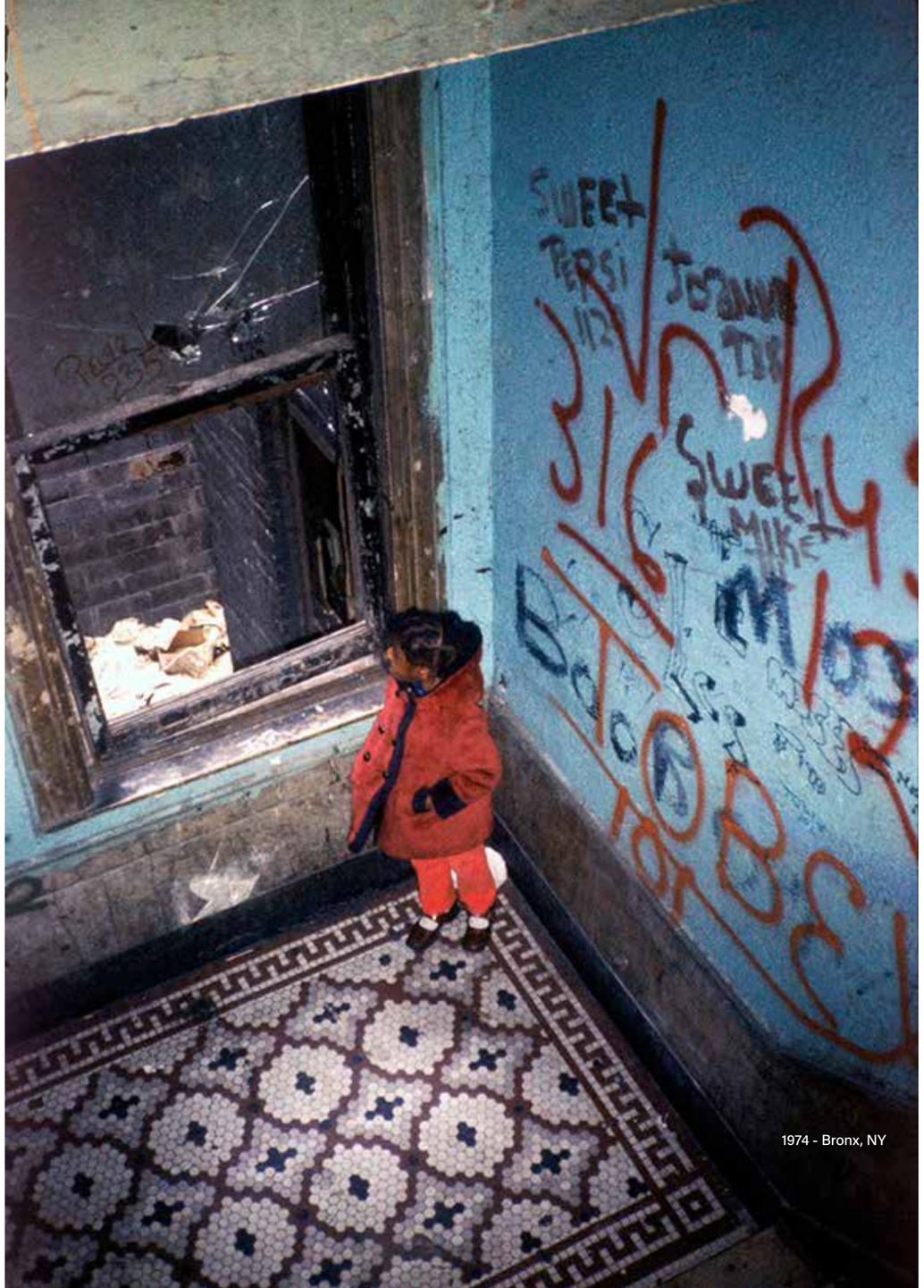
Die verlorene Kindheit

Oder wiege dein Mädchen manchmal
mit Ratten statt mit Kinderreimen
mit Hunger und deinen anderen Kindern an ihrer Seite.
Und frag dich, ob du dein Bett
mit etwas anderem, das gefüttert werden muss denn die Angst könnte neben dir liegen oder vielleicht am Ende des Flurs schläft.
Und es könnte anfangen, dir beizubringen, wie man sich seine Mitmenschen!

Give a damn II –
mit meinen Fotos
von den Kindern
in Harlem







1974 - Bronx, NY



1973 - Bronx, NY



1972 - Harlem, NY

1973 - NYC



Töten wir Kinder mit PTBS durch unser negatives Denken?

Komm und sieh, wie gut die Verzweiflung
durch die stickige Luft gewürzt wird.
Seht euer Ghetto in der guten alten,
glühend heißen Sommerzeit.
Stell dir vor, die Straßen stünden alle in Flammen,
die Flammen wie Gemüter, die immer höher lodern,
stell dir vor, du hättest dein ganzes Leben dort verbracht,
glaubst du, es würde dich stören?

Aber es sind nicht nur die Erwachsenen, die in Harlem leiden. Das unbeschreiblichste und erschütterndste Leid, das ich je gesehen habe, trifft die Kinder. Es verstümmelt ihren Geist – ihr ganzes Wesen – für den Rest ihres Lebens. Nicht nur die Kinder, die gezwungen sind, wie Hunde zu betteln, um zu überleben, oder an Ampeln für ein paar Cent die Autoscheiben weißer Autofahrer zu putzen. Vielmehr sind es die Kinder, die wir langsam durch unser eigenes negatives Denken über sie töten – das erdrückende Denken, das sie verinnerlichen, bis sie glauben, keine Zukunft zu haben.

Was macht es mit einem Kind, wenn es sieht, wie Brüder und Schwestern auf der Straße erschossen werden? Als ich in Harlem unterrichtete, stellte ich fest, dass es keinen einzigen Schüler gab, der nicht schon einmal eine Schießerei auf der Straße miterlebt hatte, wo Querschläger zum Alltag gehörten.

Sie weigerten sich zu glauben, dass ich aus einem Land ohne Waffen kam. „Wie verteidigen sich die Menschen?“, fragten sie.

Und welchen Eindruck hinterlässt es bei einer jungen Mutter, sich von ihrem vierjährigen Sohn zu verabschieden, in einer Welt, in der es schwer ist, den Unterschied zwischen einer Wiege und einem Sarg zu erkennen?

Give a damn III und dieser Abschnitt, wie er in meiner Diashow präsentiert wird

„Harlem war ein Ort der unendlichen Möglichkeiten und der erdrückenden Verzweiflung, an dem ein Mensch aus der Asche auferstehen oder in den Abgrund stürzen konnte. Es war ein Ort, an dem die Grenzen zwischen Hoffnung und Verzweiflung ständig verschwammen.“ – Colson Whitehead, „Harlem Shuffle“



1973 - Harlem, NY

1972 - Harlem, NY





1974 - Washington, DC

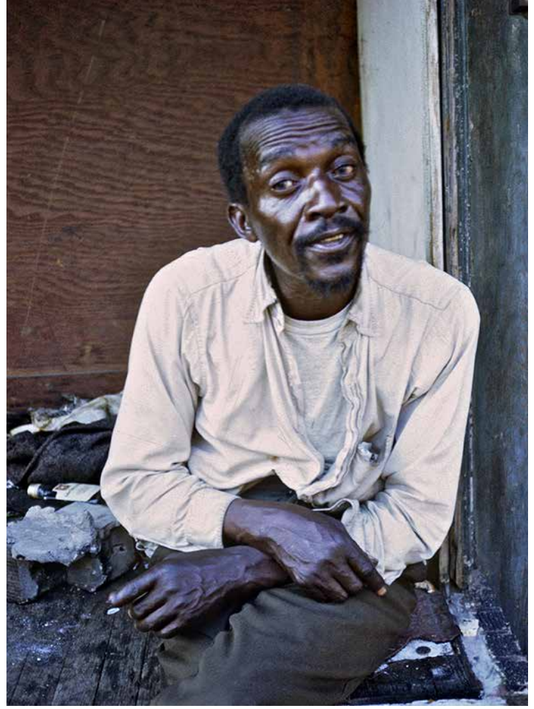


1974 - Bronx, NY

„Denn wohin soll man fliehen, wenn man bereits im gelobten Land ist?“
– Claude Brown,
„Manchild in the Promissed Land“

1973 - Harlem, NY

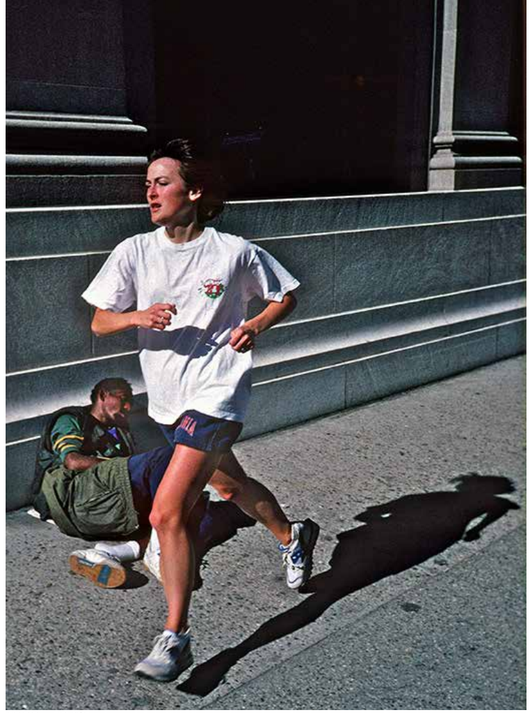




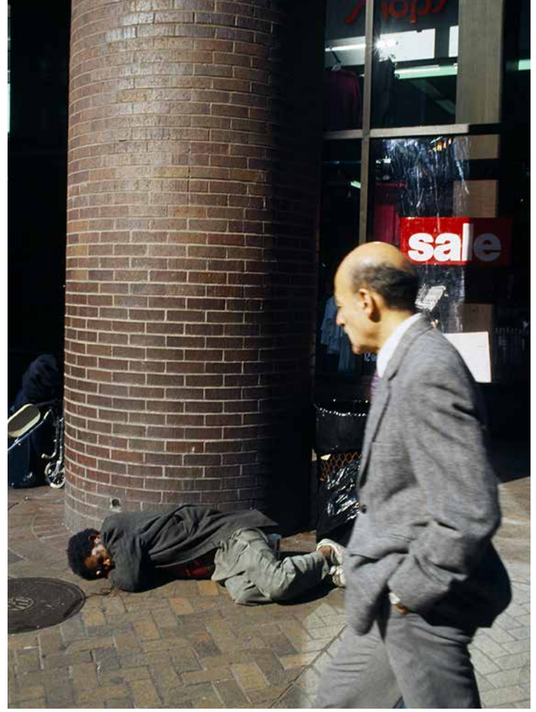
1974 - Baltimore, MD



1974 - Washington, NC



1992 - NYC



1995 - NYC

Der weiße Blick: Harlem durch die Linse der Verzweiflung

„Ein Harlemite ist ein Mann, der die Welt von unten betrachtet und sie dennoch liebt.“ – Langston Hughes, „Harlem“

Interview mit einem Trinker:
„Ich glaube, jeder wurde nackt geboren, also sind wir alle Menschen. Solange ich niemanden finde, der mit Kleidung geboren wurde, werde ich nicht glauben, dass er mehr ist als ich. So sehe ich das.“

Und vielleicht beginnt es dich zu berühren
Warum mir meine Mitmenschen nicht egal sind, Und es könnte dir beibringen
Wie man sich um seine Mitmenschen kümmert.

Diese sentimentale „Kümmere-dich-um-deine-Mitmenschen“-Reise durch Harlem fängt in all ihrer zuckersüßen Sentimentalität den Blick der weißen Liberalen ein. Von der väterlichen, fast liebevollen Fürsorge der südstaatlichen Plantagenaristokratie in „ “ gibt es eine direkte Verbindung zu dem endlosen Gerede über die Hilfe für Mitmenschen unter den Liberalen im Norden.

Viele Liberale leisten großartige und anstrengende Arbeit in den Ghettos, aber ob wir unsere Ausgestoßenen nun stillen oder mit der Flasche füttern, das Ergebnis ist dasselbe: Wir geben den Opfern die Schuld, indem wir versuchen, sie an ihr ungerechtes Schicksal als Ausgestoßene zu gewöhnen, anstatt uns selbst zu ändern.

Liberale betrachten Schwarze oder Menschen mit dunkler Hautfarbe nicht als von Natur aus minderwertig, wie es Konservative vielleicht tun. Nein, wir sehen sie als funktional minderwertig an – geschädigt durch Sklaverei und vergangene Diskriminierung. Nachdem sie dieses Buch gelesen haben, werden sie verzweifelt fragen: „Was können wir tun?“ Aber uns fehlt der Mut, oder wir sind gelähmt von der Angst, in die Seele zu blicken, um mit unserem Abgrund des Schmerzes in Kontakt zu kommen – der Wunde, die uns zu so effektiven, wenn auch wohlmeinenden Unterdrückern macht.

So werden wir Liberalen zu einem der zuverlässigsten Werkzeuge der Unterdrückung. Wir helfen unseren Ausgestoßenen, sich an eine Unterdrückung anzupassen, die sie funktional so minderwertig macht, dass sie unser eigenes liberales Bedürfnis befriedigt, den „Untermenschen“ paternalistisch zu betreuen.

Die schwarze oder braune Unterschicht, die keine Zeit für unsere Herablassung hat, versucht oft, unser wahres rassistisches oder islamfeindliches Gesicht zu provozieren. Sie weigern sich, das Messer in ihrem Rücken, das von zehn auf nur fünf Zentimeter herausgezogen wurde, als „Fortschritt“ zu betrachten. Lieber stoßen sie uns mit diesen Worten zurück in unseren uralten „weißen Gegenangriff“:

Zunächst einmal möchte ich geliebt werden…
Wenn ich nicht geliebt werden kann, möchte ich respektiert werden
Wenn ich nicht respektiert werden kann, möchte ich anerkannt werden
Wenn ich nicht anerkannt werde, möchte ich akzeptiert werden
Wenn ich nicht akzeptiert werde, möchte ich wahrgenommen werden
Wenn ich nicht wahrgenommen werde, möchte ich gefürchtet werden
Wenn ich nicht gefürchtet werde, möchte ich gehasst werden

Die Sichtweise der Schwarzen auf Harlem ist das Gegenteil des Bedürfnisses der Oberschicht, nur Opfer zu sehen. Sie würden ihren Verstand verlieren, wenn sie sich ausschließlich auf das Schlimmste im Ghetto konzentrieren würden. Zum Beispiel betonen sie nicht, dass 10 % der Jugendlichen in Harlem gewalttätige Kriminelle sind, die die Straßen terrorisieren. Sie drehen den Spieß um, ermutigt durch die Tatsache, dass trotz dieses kriminellen Umfelds 90 % nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind.

Sie betrachten die Kultur, die inmitten der Unterdrückung gedeiht, und sind ermutigt, dass der Großteil der Bevölkerung Harlems überlebt. Sie sehen die vielen Rosen, die es schaffen, in diesem Dschungel zu wachsen.



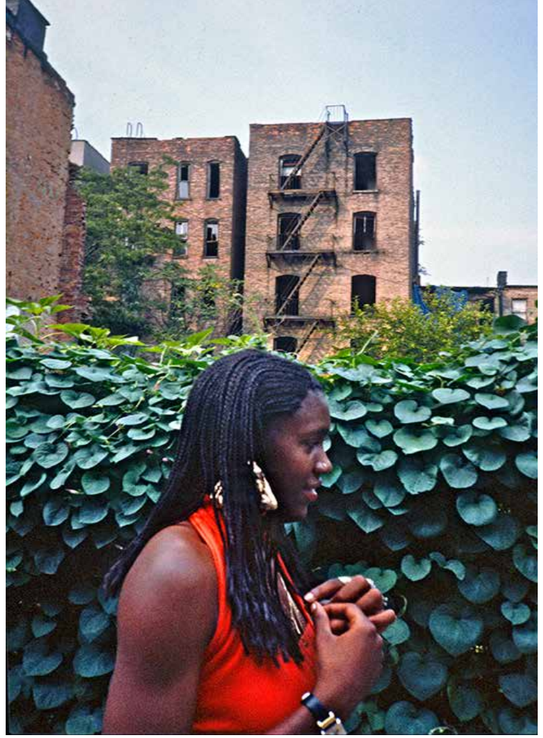
1974 - Harlem, NY



1974 - Harlem, NY



1989 - Harlem, NY



1995 - Harlem, NY



1994 - Harlem, NY



1973 - Harlem, NY
1973 - Harlem, NY - Rechts 1995 - Spike Lee

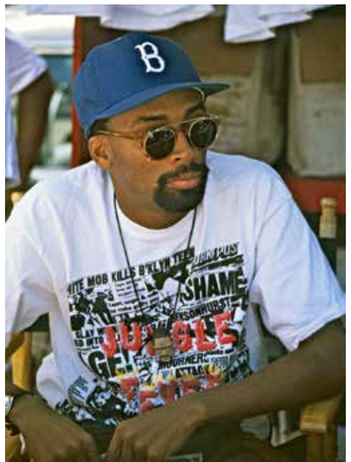


1992 NY

Blüte inmitten von Beton: Die Harlem-Rose

„Hast du von der Rose gehört, die aus einem Riss im Beton wuchs? Sie widerlegte die Gesetze der Natur und lernte, ohne Füße zu gehen“ – Tupac Shakur und Nikki Giovanni





Es gibt eine Rose in Spanish Harlem,
eine Rose in Black und Spanish Harlem.
Sie ist etwas Besonderes,
sie sieht nie die Sonne
sie kommt nur hervor,
wenn der Mond auf der Flucht ist
und alle Sterne leuchten.
Es wächst auf der Straße
direkt durch den Beton
zart, süß und träumerisch.
Mit Augen, schwarz wie Kohle
blicken sie hinab in meine Seele
und entfachen dort ein Feuer
und dann verliere ich die Kontrolle
Ich möchte sie um Verzeihung bitten
Ich werde diese Rose pflücken
und sie beobachten
zu sehen, wie sie in meinem Garten wächst.

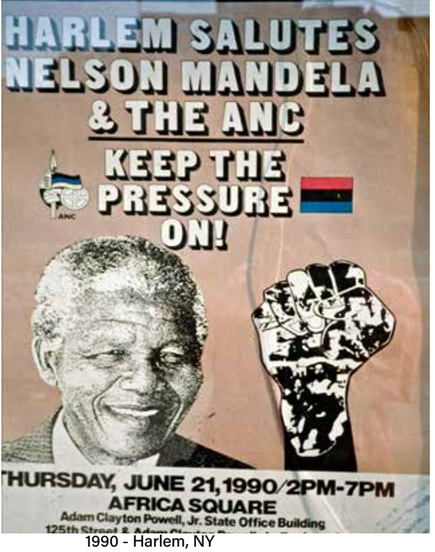
There is a rose, gesungen von Aretha Franklin – illustriert mit weiteren inspirierenden Fotos aus Harlem



1973 - Harlem, NY



1973 - Harlem, NY



1990 - Harlem, NY



1974 - Spanish Harlem, NY



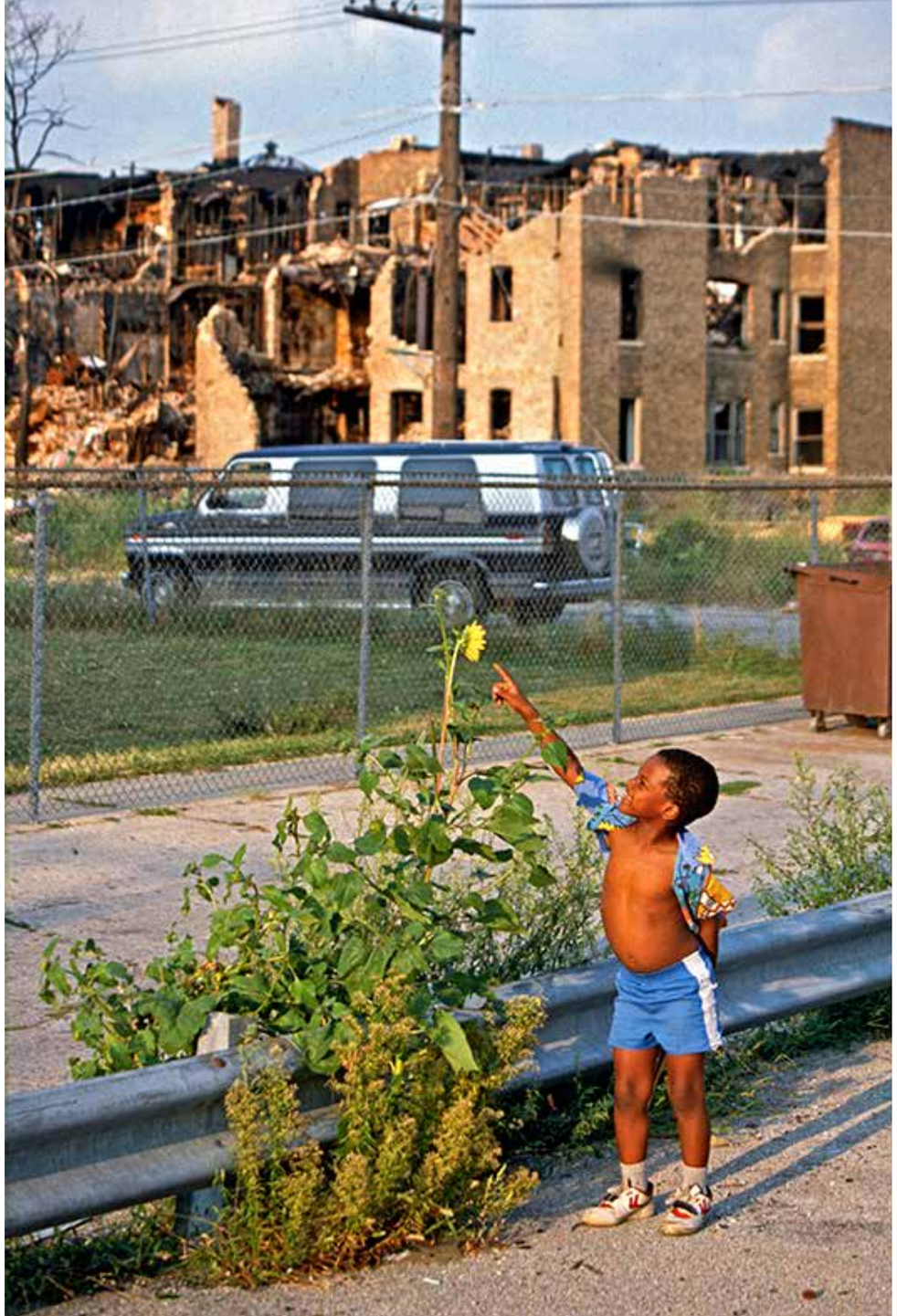
1974 - NYC



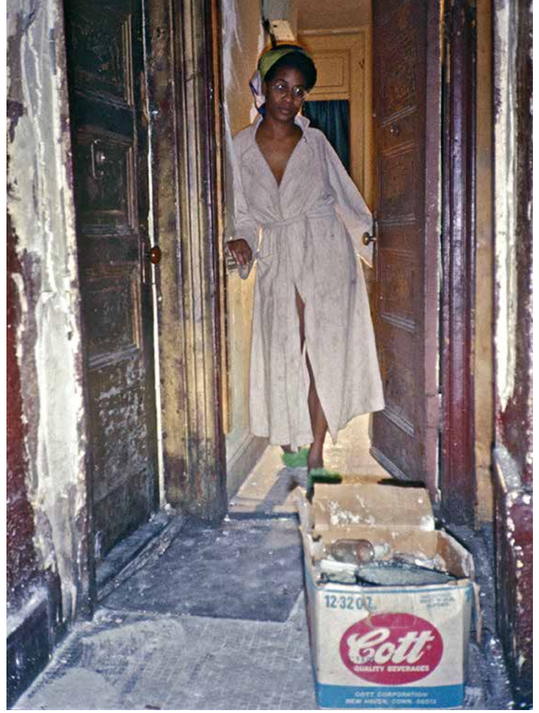
1990 - Harlem, NY







1995 - Chicago







Alle Merrilyn 1972 - NYC



1974 - Bronx, NY



1974 - Bronx, NY

Wir lieben es, es mit Rosen zu sagen, aber wir nutzen sie in unserem System der Unterdrückung

„Rassismus ist nicht nur ein simpler Hass. Es ist oft eher eine weitgehende Sympathie gegenüber den einen und eine noch umfassendere Skepsis gegenüber den anderen."
– Ta-Nehisi Coates

Für mich war Merrilyn eine solche Rose. Als ich sie kennenlernte, war sie heroinabhängig und spritzte sich mehrmals pro Woche Drogen. Ihre Lage in der winzigen Wohnung war verzweifelt, und ich bewunderte ihre Fähigkeit, ihr schließlich zu entkommen – ich selbst versank während unseres Zusammenlebens nur noch tiefer in der Verzweiflung.

Nie zuvor hatte ich unter solch bedrückenden, seelenzerstörenden Bedingungen gelebt. Ich konnte weder denken noch schreiben. Es waren nicht nur die Einbrüche – obwohl es ständig welche gab –, es war die Angst davor, die Angst davor, was als Nächstes passieren könnte , die Angst, einfach nur auf den Flur zu treten, wo dich jemand mit einem Messer oder einer Waffe angreifen könnte.

An Enge kann man sich gewöhnen. Man gewöhnt sich daran, dass der Esstisch gleichzeitig als Badewanne dient, an einen Drahtzaun, der zwischen Küche und Schlafzimmer gespannt ist, damit einem nachts keine Ratten ins Gesicht beißen. Man gewöhnt sich sogar daran, jeden Morgen tote Kakerlaken aus dem Bett zu fegen. Und manchmal waren die Schüsse und Sirenen aus gewalttätigen Fernsehsendungen, die durch die Wände dröhnten, eine Erleichterung gegenüber den echten draußen.
Aber an die Angst – die ständige Angst, in den Bauch gestochen zu werden – gewöhnt man sich nie. Ich wurde in dieser Gegend sogar an Heiligabend von drei Bewaffneten angegriffen.
Wie ich das Leben mit Merrilyn überlebt habe, darfst du mich nicht fragen. Es ist ein Paradoxon, dass im reichsten Land der Welt das Wort „Überleben", das ich vor meiner Ankunft in Amerika noch nie gehört hatte (außer im Zusammenhang mit Darwin), zu einem alltäglichen Begriff geworden ist.

Frage lieber, wie Merrilyn das überstanden hat – nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Sie hat es geschafft: Sie hat sich sogar aus dem Ghetto befreit und wurde Schauspielerin in San Francisco. Seitdem hat sie meine Diashow oft meinem Publikum vorgestellt.
Ja, sie war eine Rose, die es geschafft hat, durch den Asphalt zu sprießen.

Mein Gespräch mit Merrilyn über diese Geschichte, 43 Jahre später, gefilmt vom Fernsehen in Kopenhagen

Die unsichtbaren Mauern der Ghettoisierung und Unterdrückung

„Das Ghetto ist nicht der Ort, an dem du lebst. Das Ghetto ist nicht der Ort, an dem du arbeitest. Das Ghetto ist nicht das, was du bist. Das Ghetto ist ein Geisteszustand." – Sister Souljah, The Coldest Winter Ever

Und überall auf der Welt lieben wir Unterdrücker es, solche außergewöhnlichen Rosen zu nutzen, um unsere Opfer noch weiter zu unterdrücken.
Wir versichern uns ständig gegenseitig – mit rosigen Geschichten über Einzelpersonen oder eine schwarze Mittelschicht oder einen Obama, der es geschafft hat –, dass wir nicht nur fair, sondern praktisch Heilige sind.
Es ist ein boshafter und kalkulierter Versuch zu zeigen, dass mit all denen, die es nicht schaffen, etwas nicht stimmt, und unseren Gefangenen erneut die Schuld für ihre eigene Gefangenschaft zu geben.
Den meisten Unterdrückern fällt es schwer zu begreifen, wie wir Ghettos schaffen. Es gibt zum Beispiel keine Mauern um ein Ghetto herum, und es geht nicht einfach nur um schlechte Wohnverhältnisse.
Dass wir nicht nur die Unterschicht ghettoisieren, sah ich bei Merrilyns Schwester LaVerne, der es genauso gut ging. Aus Angst, mit einer weißen Person zusammenzuleben, war sie ausgezogen, während ich in ihrer Wohnung wohnte. Doch das Ghetto zog mit ihr um, und 2004 fand sie ihren Freund von 25 Jahren ermordet – in einer Plastiktüte unter ihrem Bett verstaut –, nur fünf Jahre nachdem ihr 17-jähriger Sohn aus ungeklärten Gründen ermordet worden war. Aufgrund ihres Interesses an Shakespeare reisten sie 2015 gemeinsam nach England und besuchten mich in Kopenhagen.

So schlimm Harlem auch war, es war nicht das schlimmste New Yorker Ghetto der 1970er Jahre. In der South Bronx, wo europäische Filmteams oft ihre Aufnahmen über die Kriegszerstörung Deutschlands drehten, gab es Viertel, in denen neun von zehn Menschen eines unnatürlichen Todes starben – Mord, Hunger, Überdosis, Rattenbisse usw. Im Ghetto von Brownsville sah ich zwei Morde und hörte am selben Tag von vier weiteren.
Dass das Ghetto nichts Konkretes ist, wie die zerbrochenen Flaschen und der Müll, sah ich in Detroit, wo die Wohnverhältnisse weitaus besser waren als in Harlem. Hier hatte ich das Glück, auf beiden Seiten der unsichtbaren Linie zu leben, die das Ghetto und die weißen Viertel trennt – ganz dort draußen, wo jedes weiße Haus zum Verkauf steht.



1974 - Saratoga, NY

"White Flight": Wie wir Ghettos ständig neu erschaffen und ausweiten

„Das Einzige, was an der Flucht der Weißen außergewöhnlich ist, ist, dass sie ‚Flucht' genannt wird. Als wäre es nicht eine strategische Vermeidung des Schwarzseins durch die Weißen." – Ibram X. Kendi

Ich kann viele Formen des weißen Rassismus nachvollziehen, aber ich kann immer noch nicht begreifen, warum Weiße alles aufgeben, was sie aufgebaut haben, sobald eine schwarze Familie einzieht. Diese schwarzen Hausbesitzer aus der Mittelschicht pflegen ihre Rasenflächen, Hecken und Rhododendren – genau so, wie es die Weißen verlangen. Und so würde die Nachbarschaft auch weiterhin aussehen, wenn die Weißen nicht fliehen würden. Und ihre Kultur ist weitaus amerikanischer als die der europäischen oder asiatischen Einwanderer, die wir sofort in unserem sogenannten Schmelztiegel willkommen heißen.

Da ich auf der weißen Seite des „Ghettozauns" mit den „Zu verkaufen"-Schildern lebte, hörte ich selten einen Grund für den Wegzug außer der vagen Behauptung „sinkender Immobilienwerte" – ein Rückgang, der nur dadurch verursacht wurde, dass Weiße durch Blockbusting auf einen Schlag verkauften.

So erlebte ich es als eine große weiße amerikanische Verschwörung, um Schwarze daran zu hindern, Zugang zum Schmelztiegel zu erlangen, orchestriert durch illegale Redlining-Praktiken der National Association of Realtors. Ein Grund, warum ich selbst oft in die kühleren Vororte fliehen musste, waren die drückenden Sommertemperaturen in den roten – oder besser gesagt: hitzegeprägten – Ghettos mit viel Beton und Asphalt – bis zu 20 Grad heißer, wie die NY Times nachgewiesen hat, als in den von Bäumen gesäumten weißen Vierteln.

Jedes Mal, wenn ich ging, hatte ich das Gefühl, die schwarze Unterschicht verraten zu haben. Denn wenn wir in die mittlerweile attraktiven Viertel fliehen, steigen unsere Immobilienwerte, was uns ermöglicht, Kredite auf das steigende Eigenkapital aufzunehmen, um unsere Kinder an Eliteuniversitäten zu schicken und so weiter voranzukommen.
Doch dies ist gestohlener Reichtum, da unsere Flucht die Immobilienwerte der Schwarzen einbrechen lässt, ihnen die Möglichkeit nimmt, Kredite aufzunehmen und zu investieren, und sie so immer ärmer macht.

Durch diesen abweisenden Rassismus hatte sich jeder Weiße in den 70er Jahren sechsmal reicher gemacht als jeder Schwarze. Bis zum Jahr 2000 achtmal reicher. Nach den Steuersenkungen unter Bush zwölfmal. Und heute – nach der Finanzkrise, die teilweise durch räuberische „Subprime-Kredite" ausgelöst wurde, die notleidenden schwarzen Familien aufgedrängt wurden – haben wir uns fast zwanzigmal so reich gemacht.

Gestohlener Reichtum und die wachsende Kluft zwischen Schwarz und Weiß

„Die Flucht der Weißen ist eine Form des Rassismus, die subtiler und weniger anerkannt ist als offenere Formen der Diskriminierung. Sie ist eine Möglichkeit, die Rassentrennung aufrechtzuerhalten, ohne sie ausdrücklich gutheißen zu müssen." – Jesmyn Ward

Auf der anderen Seite des Zauns empfand ich jeden Weißen, der wegzog, als Stich ins Herz der Schwarzen. Die älteren Schwarzen taten alles, um den Weißen zu gefallen, aber die Jungen waren weitaus empfindlicher. Das plötzliche Gefühl, aus dem gesellschaftlichen Mainstream ausgeschlossen zu sein – zu sehen, wie jemand die Leiter zum „amerikanischen Traum" hochzieht, genau in dem Moment, in dem man ihm am nächsten ist –, löst natürlich Ressentiments aus. Manchmal gewalttätigen.

Unser Stich in ihre Herzen konnte einige ansonsten braven Jugendliche aus dem „ " zu Unruhestiftern machen, die die verbliebenen Weißen am Rande des Ghettos provozierten, die dann den Opfern die Schuld gaben und wegzogen.

Ich beschäftige mich in diesem Buch nicht viel mit Problemen der Mittelschicht, aber ich konnte den Zusammenhang zwischen der Gewalt, die wir gegen die Würde der Menschen an den Rändern des Ghettos ausüben, und der Gewalt, die ich später in den inneren Ghettos sah, nicht übersehen. Zwischen unserem typisch amerikanischen Stich in den Rücken der schwarzen Mittelschicht und dem erschreckenden Verrat in der Unterschicht.

Ich sah die Explosion der schwarzen Kriminalität in den 70er Jahren als die irrationale Wut, die durch unseren Verrat ausgelöst wurde. Ich verstand nicht, warum sie in den 90er Jahren zurückging – bis mir klar wurde, wie die Flucht der Weißen und die Kommunalverwaltungen blühende schwarze Viertel absichtlich zerstörten, indem sie Autobahnen durch sie hindurchführten und sie so isolierten, selbst nachdem die Rassentrennung offiziell beendet war.

Als Ölkonzerne in den 1940er Jahren dem Benzin Blei zusetzten, beeinträchtigte dies die Gehirnentwicklung von Kindern – was zu Aggressivität und verminderter Impulskontrolle in ihren Teenagerjahren führte. Am härtesten traf dies die schwarzen Kinder, die wir in innerstädtische Bezirke neben Autobahnen und Raffinerien gedrängt hatten, wie in Philadelphia und Houstons Fourth Ward, wo George Floyd aufwuchs. Die Häuser, die Weiße zurückgelassen hatten, waren voller giftigem Blei. Ich sah oft Kinder, die beunruhigend „stumpfsinnig" wirkten – mit Hirnschäden – oder an Bleirohren kauten. Es war diese Generation, die sich mit „dummer" Gewaltkriminalität auslebte. Als bleihaltiges Benzin in den 70er Jahren schrittweise abgeschafft wurde, waren Neugeborene weniger Blei ausgesetzt – folglich sank die Kriminalität zwanzig Jahre später drastisch.

Ich begann, das Ghetto als eine von Weißen sozial erzwungene Fortsetzung des gewalttätigen Milieus der Sklaverei zu verstehen. Wenn diese verinnerlichte psychische Gewalt durch Arbeitslosigkeit verstärkt wird – besonders in Detroit –, bricht sie nach außen hervor. So wie die Scheidungsraten unter Schwarzen mit der Arbeitslosigkeit steigen, so steigen auch Mord und Gewalt in der Familie. Fast jedes Mal, wenn ich nach Detroit zurückkehrte, waren weitere meiner schwarzen Freunde getötet worden.

Der folgende Brief an meine Eltern, geschrieben während meiner ersten Monate in Amerika, zeigt, wie ich sofort den Golgatha-Stich des weißen Rassismus hinter dem Bluten eines Volkes am Kreuz spürte.

Aufnahme mit einem Freund aus Detroit über all die Freunde, die seit meinem letzten Besuch ermordet wurden



1991 - Freeman's quarter, Houston, TX



1986 – Philadelphia, PA. Projekt neben der Autobahn und der ESSO-Ölraffinerie



1971 - Alexandria, VA

Ostern in Detroit

Johannes 20, 24–25

„Entmenschlichung und Stigmatisierung … ein Sündenbock, der die Sünden der Welt trägt"
– Isabel Wilkerson: „Kaste – Die Ursprünge unserer Unzufriedenheit"

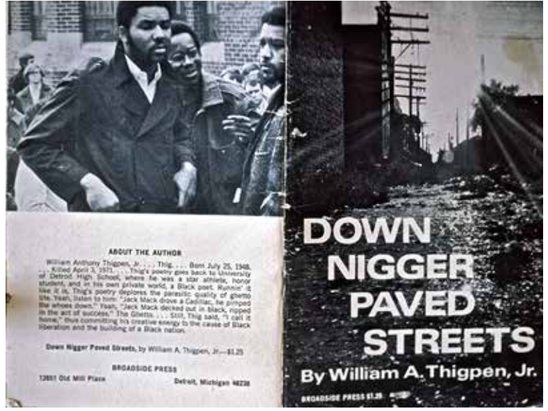
Liebe Mama und lieber Papa,

das ist das schockierendste Osterfest, das ich je erlebt habe. Ich bin jetzt in Detroit, was nichts weniger als ein Albtraum ist. Auf dem Weg von San Francisco habe ich in Chicago Halt gemacht, um Denia zu besuchen, die junge schwarze Schriftstellerin, bei der ich zu Weihnachten gewohnt habe. Schon dort begannen die Schrecken. Erinnert ihr euch an die beiden Freundinnen, mit denen wir so viel Zeit verbracht haben? Sie erzählte mir, dass eine von ihnen, Theresia – dieses zarte, ruhige 19-jährige Mädchen – inzwischen ermordet wurde. Sie wurde wahrscheinlich von jemandem getötet, den sie kannte, da sie offenbar die Tür für ihn geöffnet hat. Ihr Verlobter fand sie, erschossen und mit Messern zerhackt.

Sie ist die zweite Person, die ich in Amerika gekannt habe, die ermordet wurde. Denia hat sich nun eine Waffe gekauft und mit dem Schießtraining begonnen. In jener Nacht in Chicago erlebte ich auch meine erste große Schießerei, wahrscheinlich zwischen Polizei und Kriminellen. Wir waren auf der Mohawk Street, als es plötzlich losging; ich versuchte hinauszuschauen, aber Denia zog mich weg.

Aber im Vergleich zu hier in Detroit habe ich das alles fast vergessen. Zunächst wohnte ich bei einer wohlhabenden Familie von Autoarbeitern in den angesehenen schwarzen Vierteln an der Sieben-Meilen-Grenze, dort, wo die weißen Gegenden beginnen. Ihr Sohn Dwight Vann hatte mich abgeholt und zu sich nach Hause eingeladen – das dritte schwarze Zuhause, in dem ich gelebt habe. Wunderbare Menschen (Anmerkung: Dwight wurde im folgenden Jahr ermordet).

Am Ostermorgen nahmen sie mich mit in die Kirche. Dann zog ich mit drei Studenten ins Ghetto selbst, und seitdem ist es ein Albtraum. An einem der ersten Tage wurde Thigpen, den ich gerade erst kennengelernt hatte, ermordet.
Er war ein fantastischer Mensch, groß wie ein Bär und ein Dichter (ich schicke dir seinen Gedichtband, DOWN NIGGER PAVED STREETS).
Weil er ein harmloses Gedicht über den Drogenhandel geschrieben hatte, wurde er offenbar zusammen mit zwei Freunden von Gangstern hingerichtet. Sie wurden auf dem Boden gefesselt und in den Hinterkopf geschossen.



1971 – Detroit – Chris mit Thigpen bei dessen Gedichtband

Was mich am meisten schockierte, war die Reaktion der drei Leute, mit denen ich zusammenlebe. Einer von ihnen, Jeff, kannte Thigpen schon seit Jahren und ist mit ihm auf dem Buch abgebildet. Er kam ganz ruhig mit der Zeitung herein und sagte: „Hey, erinnerst du dich an diesen Typen, Thigpen, den du kennengelernt hast? Schau mal, den haben sie auch umgelegt." Es machte keinen größeren Eindruck. So reagieren sie auf all die Gewalt, was mich wirklich mitnimmt. Dennoch haben sie selbst Angst. Ich bin nicht der Einzige hier, der zittert.

Die Nächte sind am schlimmsten. Der Schlafmangel macht mich richtig fertig. Jeff und die anderen schlafen oben; ich bleibe im Wohnzimmer. Jede Nacht schieben sie den Kühlschrank vor die Tür und stellen leere Flaschen darauf, damit sie umfallen, wenn jemand versucht, die Tür zu öffnen. Eines Nachts sprang die Katze hoch und stieß sie um, und ich rannte nach oben zu den anderen. Ich bin ein nervliches Wrack und liege ständig da und lausche auf Schritte draußen (soweit ich das beurteilen kann, läuft in Detroit nachts niemand außer Einbrechern herum).
Hin und wieder höre ich Schüsse. Ich habe vorher nie wirklich gezittert, aber jetzt überkommt mich manchmal dasselbe wabbelige Gefühl wie damals, als ich in San Francisco überfallen wurde. Allein mein Herzschlag hält mich wach.
Ich glaubte wirklich, die ganze Woche nicht ein einziges Mal geschlafen zu haben, bis ich plötzlich aus einem schrecklichen Albtraum erwachte. Ich träume selten auf Reisen, aber in dieser Nacht träumte ich von einem sonnigen Tag, als ich elf war und zu Hause im Pfarrhaus auf dem Boden lag und Orangen aß, während die Radionachrichten den Mord an Lumumb ten. Ich sah diese Szene nun deutlich in dem Albtraum, doch sie wechselte immer wieder nach Afrika, wo ich auf dem Boden lag, während Afrikaner mit Maschinengewehren auf mich feuerten. Ich schrie sie an, sie sollten aufhören, doch die Kugeln bohrten sich einfach weiter in mich hinein – ein schreckliches Gefühl. Ich erwachte in den realen Albtraum von Detroit, der im Vergleich dazu plötzlich friedlich wirkte, und schaffte es schließlich, ein paar Stunden zu schlafen.

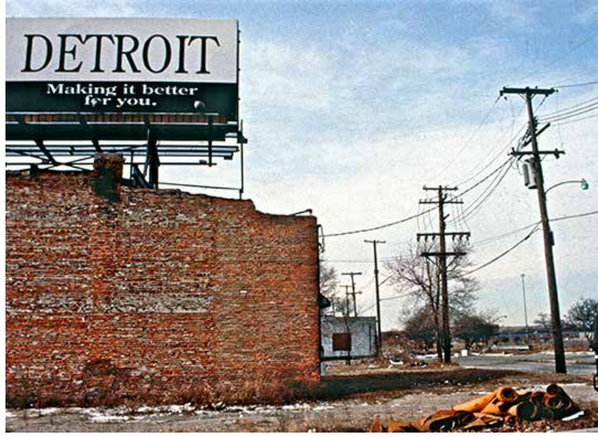
Doch die Albträume sind nicht immer mit dem Tageslicht vorbei. An einem der ersten Tage wagte ich mich zu Fuß hinaus. Nach einer halben Stunde hielt ein Polizeiauto mit zwei weißen Polizisten an und winkte mich herbei. Ich war fast froh, wieder weiße Gesichter zu sehen. Sie verlangten meinen Ausweis. Man wird ständig so angehalten, wenn man im Ghetto herumläuft.

Ich frage mich oft, was der Unterschied wirklich ist zwischen dem Leben hier im Ghetto und dem Leben als Schwarzer im Apartheid-Südafrika, wo man ständig seine Ausweispapiere weißen Polizisten vorzeigen muss. Fast automatisch griff ich in meine Tasche nach meinem Pass. Sofort sprangen mir ihre Pistolen ins Gesicht: „Halt!" Es ist schrecklich, in den Lauf einer Waffe zu blicken, und ich begann vor Angst zu zittern. Aber nichts passierte; sie hatten nur befürchtet, ich hätte eine Pistole. Es kam mir wie ein Wunder vor, dass ihre Waffen nicht losgingen. Wie können Menschen in einer solchen Welt leben, in der sie so wenig Vertrauen zueinander haben?
Sie gaben mir die übliche Warnung: „Du solltest dich besser schnell aus diesem Viertel verziehen!" Ich hatte mein Selbstvertrauen wiedergewonnen und antwortete kühn: „Ich wohne hier!" Je länger ich hier lebe, desto mehr betrachte ich Weiße mit den Augen von Schwarzen, und ich kann nicht anders, als einen immer größer werdenden Hass auf sie zu hegen.

Es ist seltsam, in einer Stadt wie Detroit zu leben, wo man nichts als schwarze Gesichter sieht. Nach und nach vollzieht sich eine langsame Veränderung. Die schwarzen Gesichter werden einem nah und vertraut und wirken daher warm, während die weißen Gesichter fern und unbekannt erscheinen und daher kalt wirken.

1973 – Jackson, MI – Orline und ihre Kinder





1996 - Detroit

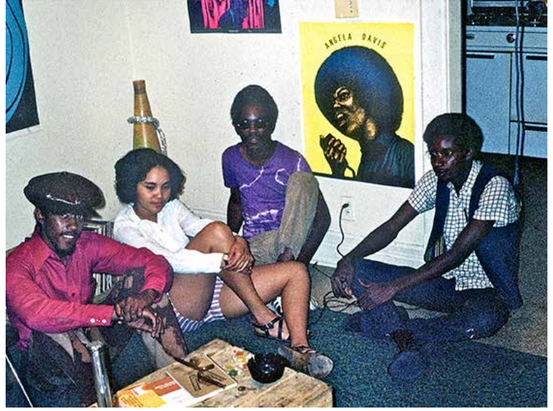
Trotz all der Schrecken verspüre ich kein Verlangen, hinaus in die kalten, eisigen Ödländer zu gehen, wo das Ghetto endet. Man kann also den Schock nachvollziehen, den ich jedes Mal erlebe, wenn ich den Fernseher einschalte und nur weiße Gesichter sehe. Auf seltsame Weise werden sie Teil des Albtraums von Detroit.

Denn es ist nicht nur die Kriminalität, die mich wach hält. Es ist genauso sehr das Fernsehen und das Radio. In den Ghettos von Detroit und Chicago ist es üblich, Fernseher und Radio die ganze Nacht laufen zu lassen, damit Einbrecher denken, man sei wach. Viele Schwarze können ohne den Lärm nicht einschlafen. Das habe ich entdeckt, als Denia und ich in Chicago ein Nickerchen machen wollten und sie automatisch den Fernseher einschaltete. Es ist schockierend, wie früh manche von diesem Lärm-Rauschmittel abhängig werden.

Als ich bei Orline wohnte, dieser schönen jungen schwarzen Mutter in Jackson vor den Toren Detroits, stellte ich fest, dass es fast unmöglich war, mit ihr zusammenzuleben. Wenn wir ins Bett gingen, schaltete sie immer das Radio ein. Ich wartete, bis sie eingeschlafen war, und versuchte dann, die Lautstärke herunterzudrehen, um selbst einschlafen zu können – aber jedes Mal, wenn ich die Lautstärke auf ein bestimmtes Niveau herunterdrehte, wachten ihre beiden kleinen Kinder weinend auf. Ich hielt das nur zwei Nächte lang aus, danach zog ich aus. Wir waren einfach, wie Orline sagte, „kulturell unvereinbar".
Aber ich glaube, es hat erschreckende Auswirkungen, wenn so viele Schwarze in den städtischen Ghettos von diesem Lärm abhängig sind. Man kann sich in Dänemark gar nicht vorstellen, wie primitiv das amerikanische Radio ist: die ständige Boom- -Boom-Musik, die alle paar Minuten von sogenannten „Botschaften" unterbrochen wird.



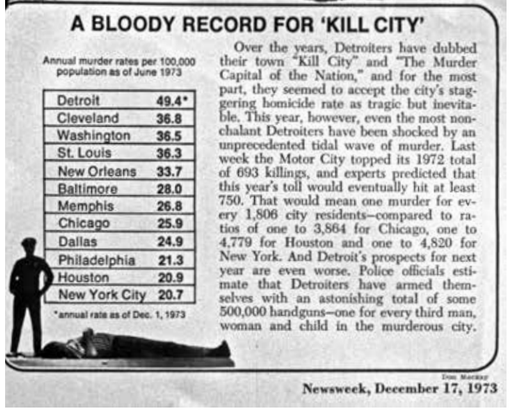
1974 - Detroit



1971 – Jerry, Debra, Chris und Aaron in Detroit



1972 - Detroit



A BLOODY RECORD FOR 'KILL CITY'

Annual murder rates per 100,000 population as of June 1973

Detroit	49.4*
Cleveland	36.8
Washington	36.5
St. Louis	36.3
New Orleans	33.7
Baltimore	28.0
Memphis	26.8
Chicago	25.9
Dallas	24.9
Philadelphia	21.3
Houston	20.9
New York City	20.7

* annual rate as of Dec. 1, 1973

Over the years, Detroiters have dubbed their town "Kill City" and "The Murder Capital of the Nation," and for the most part, they seemed to accept the city's staggering homicide rate as tragic but inevitable. This year, however, even the most nonchalant Detroiters have been shocked by an unprecedented tidal wave of murder. Last week the Motor City topped its 1972 total of 693 killings, and experts predicted that this year's toll would eventually hit at least 750. That would mean one murder for every 1,806 city residents—compared to ratios of one to 3,864 for Chicago, one to 4,779 for Houston and one to 4,820 for New York. And Detroit's prospects for next year are even worse. Police officials estimate that Detroiters have armed themselves with an astonishing total of some 500,000 handguns—one for every third man, woman and child in the murderous city.

Tom Morgan

Newsweek, December 17, 1973

Die ganze Zeit hört man den einschläfernden Satz: „Überlassen Sie das Fahren uns." Es fühlt sich an wie eine große weiße Verschwörung gegen die Schwarzen.
So wie sie die Südvietnamesen in „strategische Dörfer" bombten, um sie einer Gehirnwäsche zu unterziehen, so scheint es, als seien die Schwarzen hier in große psychische Konzentrationslager gezwungen worden, wo sie durch die Massenmedien besser kontrolliert werden können. Es ist unglaublich, wie sie sich unter dieser Unterdrückung fast genau den Ansichten ihrer Unterdrücker anpassen.
Im Süden konnte man wenigstens noch denken, aber hier wird man ständig mit dem bombardiert, was andere einem einreden wollen – oder gar daran gehindert, überhaupt zu denken. Erstickt all dieser Lärm nicht die Fähigkeit eines Menschen zur eigenständigen Entwicklung? Ist es verwunderlich, dass viele wie Zombies wirken, wie sie selbst scherzhaft sagen?

Die drei, mit denen ich zusammenlebe, gehören zu den wenigen politisch aktiven Menschen in Detroit. Jeff hat mir Bücher über Kuba gegeben. Aber es ist unmöglich, in dieser Umgebung zu lesen, bei all dem Lärm, der Nervosität, dem Zittern und der Angst vor etwas – obwohl man nicht einmal weiß, wovor.
Jeff ist einer der vielen Schwarzen, die über Kanada illegal nach Kuba gereist sind. Er erzählt mir so viele fantastische Dinge darüber, aber vieles davon scheint in dieser grausamen Umgebung irrelevant. Er sagt, Kuba sei der erste Ort, an dem er frei atmen konnte. Alle Kubaner sind bewaffnet, genau wie hier in Detroit, aber dennoch hatte er in Kuba nie Angst. Die einzige Enttäuschung war, dass kubanische Schwarze keine Afro-Frisuren tragen.
Jeff war in Kuba so glücklich, dass er alles versuchte, um nicht zurückgeschickt zu werden, aber er durfte nicht bleiben. Jetzt, nach der Reise, hat das FBI seine Eltern zweimal aufgesucht; seine Studienbeihilfe wurde gestrichen und er wurde vom College verwiesen. Er ist Taxifahrer geworden und lebt in seiner eigenen Traumwelt, während er in seinem Taxi Bücher über Kuba liest.

Er erzählte mir lachend, dass er sich vor ein paar Wochen „selbst überfallen" habe – er habe sich 50 Dollar gestohlen, die Polizei gerufen und gesagt, der Räuber sei schwarz und in diese Richtung gerannt –, damit er nicht arbeiten müsse und nach Belle Isle fahren könne, um über Kuba zu lesen.
Leider will er sich nicht politisch engagieren; das System sei zu gewaltig, sagt er. Also arbeitet er jetzt nur noch, um nach Kuba zurückzukommen. Aber er will in zwei Tagen nach Washington fahren, um gegen den Vietnamkrieg zu demonstrieren. Wir werden zusammen hinfahren. Ich kann es kaum erwarten, aus dieser Hölle herauszukommen, und hoffe, dass es in Washington friedlicher ist, damit ich mich ausruhen kann.

Aber ich muss nach Detroit zurückkehren. Wie in Chicago habe ich hier so herzliche Menschen getroffen, dass ich ihre Güte kaum fassen kann. Wie können zwei so grausame und bedrückende Städte solch außergewöhnliche Menschen beherbergen?
Es muss möglich sein, mit dem Ghetto zu leben, denn ich muss zu diesen Menschen zurückkehren. Aber es wird lange dauern, sich daran zu gewöhnen. Schon für einen Gang zum Laden an der Ecke am Abend muss man das Auto nehmen. Jeff und die anderen trauen sich einfach nicht, anderthalb Blocks zu Fuß zu gehen.

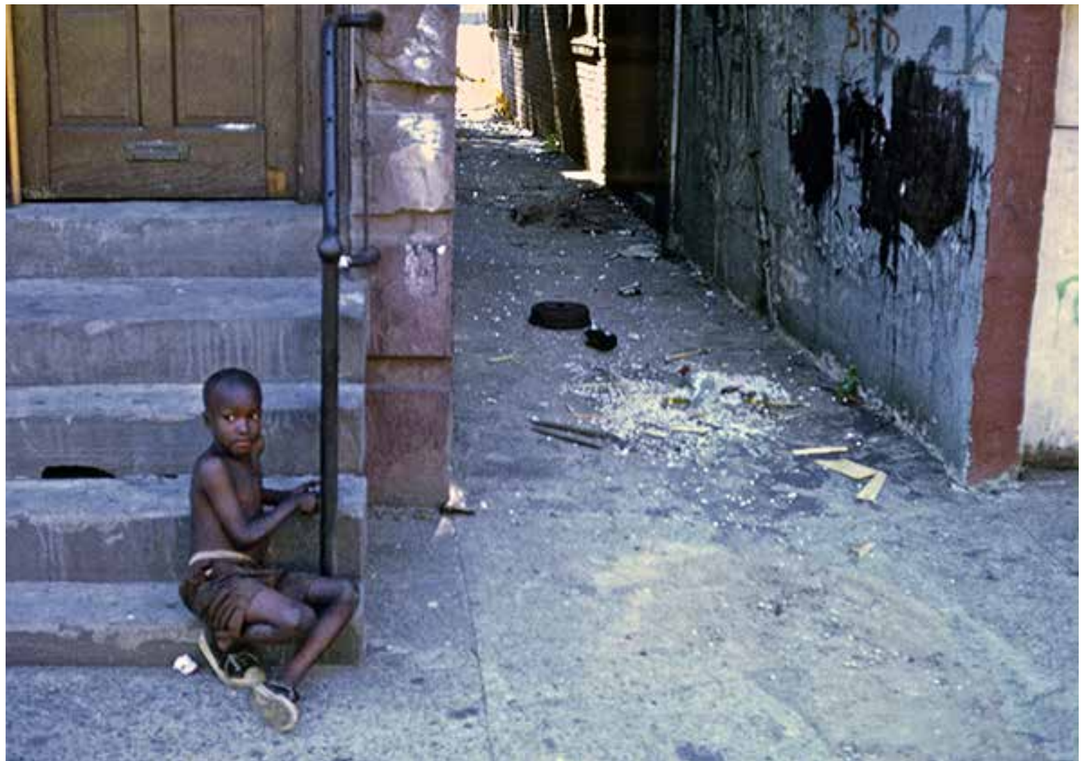
Ich werde mich an Detroit erinnern als endloses Gleiten durch eine Geisterstadt, während mir der neueste Black-Hit aus dem Autoradio, „For god's sake, give more power to the people", in den Kopf hämmerte. Und jeden Tag die neuen Mordstatistiken. Da es die Osterwoche ist, wurden nur 26 Menschen ermordet. Man rechnet damit, dass es vor Weihnachten 1.000 werden.

Hier kommen in einem Jahr mehr Menschen ums Leben als in sechs Jahren in Nordirland. Doch in den Zeitungen verdient „fünf Tote bei den gestrigen Ausschreitungen in Detroit" nur eine Meldung auf Seite 18, während die Schlagzeilen auf der Titelseite den Verlust von zwei Menschenleben im „tragischen" Bürgerkrieg Nordirlands beklagen.

Übrigens: Haben die dänischen Zeitungen über das stigmatisierte schwarze Mädchen berichtet, das an Ostern blutete?

Wie auch immer, ich hoffe, du hattest ein friedlicheres Osterfest.
Mit lieben Grüßen,
Jacob

„Christus wurde im Fleisch der Schwarzen gekreuzigt, lange bevor er in Jerusalem ans Kreuz genagelt wurde."
– James Baldwin



Das Paradoxon des Ghettos: Äußere Ursachen

„Viele Menschen haben eine falsche Vorstellung davon, worum es im Ghetto eigentlich geht. Weißt du, es ist nur ein kleiner Prozentsatz der Menschen, die schlecht sind. Alle anderen sind gut." – Ice Cube

Amerikanische Ghettos erstrecken sich in dichten Gürteln um die Geschäftsviertel der Innenstädte – fünf bis zehn Meilen breit –, wie hier in Houston, wo die Reichen im Zentrum und die Armen in Slums am Stadtrand leben. Die Unterschicht wird ständig herumgeschubst. „Stadterneuerung" (oder „Negro Removal", wie Baldwin es nannte), angeblich zu ihrem eigenen Wohl, wird genutzt, um unsere unerwünschten Menschen loszuwerden, zu konzentrieren oder zu verstecken.

Dies gilt insbesondere für das historische Harlem, aus dem die meisten meiner schwarzen Freunde inzwischen vertrieben wurden. Es brachte mich oft zum Weinen, zu sehen, wie ganze, europäisch anmutende „Slum"-Viertel plattgewalzt und vertikal gestapelt wurden, wie im einst so charmanten Ghetto von Baltimore.

In diesen Hochhäusern fühlen sich die Menschen noch beengter, und die Kriminalität steigt mit der Höhe dieser vertikalen Slums. In Philadelphia wurden Straßenbanden durch Etagenbanden ersetzt, die Etage gegen Etage kämpften – so gefährlich, dass das Aussteigen aus dem Aufzug auf der falschen Etage den Tod bedeuten konnte. Jedes Jahr wurden mehr als hundert 12- bis 17-Jährige getötet.

Einer war ein Straßenverkäufer, der seinen Lebensunterhalt damit verdiente, mein Buch „American Pictures" zu verkaufen. Ich hatte mehrere Freunde, die von Zehn- oder Elfjährigen mit vorgehaltener Waffe überfallen wurden, die zudem wild mit Uzi-Maschinenpistolen um sich schossen.

Indem wir solche Kinder zu Haftstrafen verurteilen, die doppelt so lang sind wie ihr Alter, bilden wir Weißen uns ein, wir hätten einen Teil des Ghettos „beseitigt". Auf dieselbe vergebliche Weise reißen wir die Häuser ab, ohne die Ursachen des Ghettos in „ " zu beseitigen.

Obwohl fünf von sechs Verstößen gegen die Bauvorschriften auf die Nachlässigkeit der Vermieter zurückzuführen sind – und nicht auf das verzweifelte Verhalten der Mieter –, hält sich der Mythos, dass „die Menschen selbst die Slums verursachen", hartnäckig.

Doch als ich in diesen baufälligen Wohnungen lebte, die den Armen erst übergeben wurden, nachdem sie abgenutzt und verbraucht waren, habe ich nie eine Zerstörung durch Mieter gesehen, die zu einem Slum führt: undichte Dächer, durchhängende Böden, defekte Sanitäranlagen, Abwasserrohre oder Elektrik. Was ich sah, war die jahrelange Weigerung der Slumlords, irgendetwas davon zu reparieren.

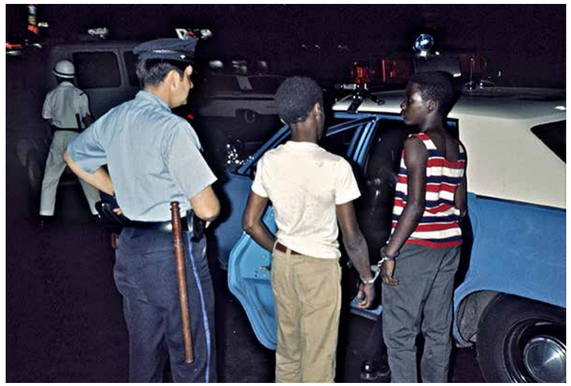
Ich werde nie die Qualen im Fillmore-Ghetto vergessen, als meine Freunde Johari und Lance ihre Tochter verloren, nachdem sie durch ein morsches Fenster gestürzt war, das ihr Slumlord nicht den Vorschriften entsprechend instand gesetzt hatte. Ihre Beerdigung wird am Ende dieses Buches beschrieben.



1973 - Baltimore



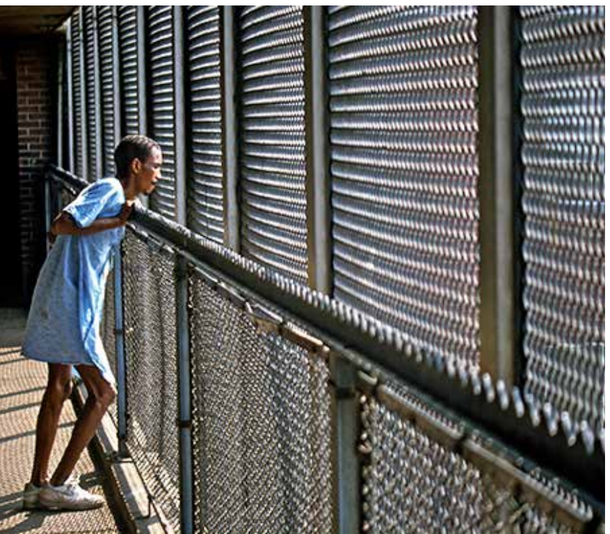
1973 - Baltimore



1974 - Philadelphia, PA



1975 - Richmond, VA



1997 - Robert Taylor Homes, Chicago



1997 - Robert Taylor Homes, Chicago



1973 - Lake Forest, IL

Washington als Spiegel unseres weltweiten Ghetto-Problems

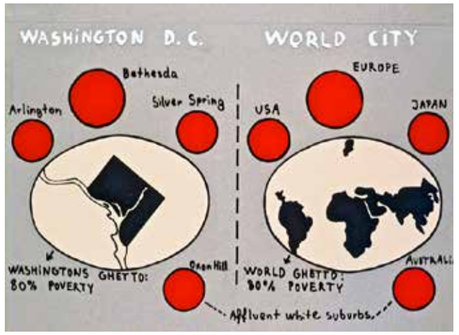
„In vielerlei Hinsicht ist Washington, D.C., ein Dritte-Welt-Land innerhalb einer Ersten-Welt-Nation.“ – Alice Walker

Es ist ein Paradoxon, dass wir immer nach der Ursache des Ghettos innerhalb des Ghettos suchen, obwohl das Wort „Ghetto“ selbst impliziert, dass seine Ursachen außerhalb liegen – insbesondere in den wohlhabenden weißen Vororten, die jede Stadt umgeben. Hier genießen wir Bäume, Swimmingpools und gut finanzierte Schulen. Wir entscheiden uns dafür, außerhalb der Stadtgrenzen zu leben, damit unsere Kinder „unerwünschte“ Mitschüler meiden können und damit wir die Steuern vermeiden können, die genau jene Städte finanzieren, die uns Arbeit geben. Auf diese Weise verarmen die Städte. Manche Weiße bezeichnen solche Orte heute als „benachteiligte Gemeinden“, um die Bewohner nicht zu stigmatisieren, ohne zu merken, dass sie sich selbst stigmatisieren – jene, die die von ihnen geschaffenen Ghettos ständig benachteiligen.

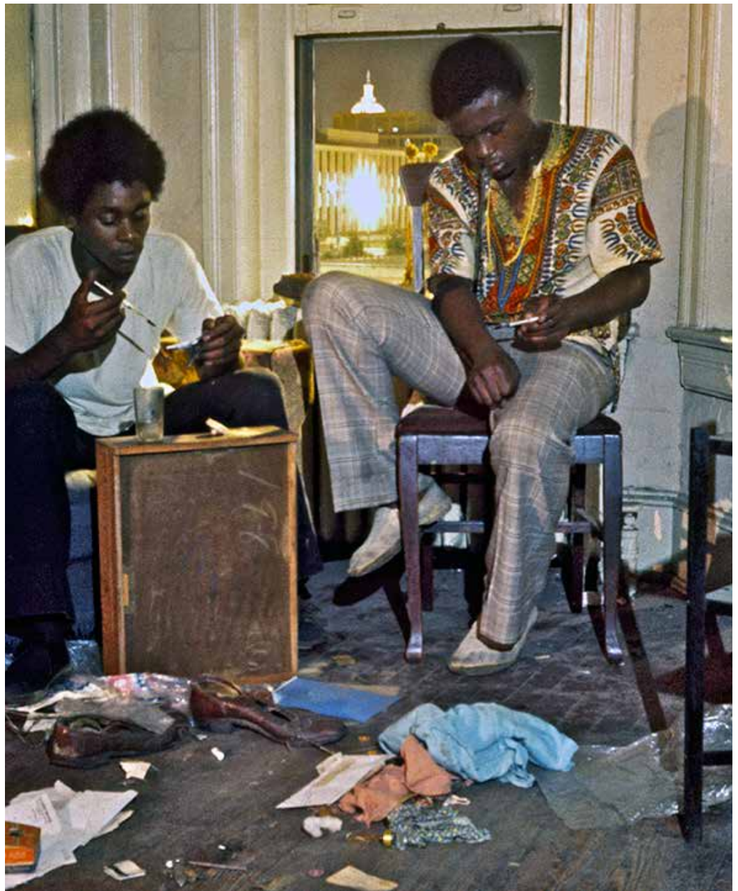
Washington, D.C. verkörperte diese Dynamik, als ich es in den 1970er Jahren zum ersten Mal besuchte: 80 Prozent der Stadt bestanden aus armen, von People of Color bewohnten Vierteln, die fast wie ein Hungergebiet behandelt wurden. Wie im globalen Ghetto besitzen unsere wohlhabenden Vororte in Europa, den USA, Japan, China und Australien die meisten Unternehmen in armen Stadtteilen und schöpfen Gewinne ab, während sie sich weigern, „Steuern“ zurückzugeben. Obwohl dank ungleicher Handelsregeln mehr Kapital aus armen Ländern abfließt als in sie hinein – beglückwünschen wir uns dennoch zu unserer Großzügigkeit und sind verwirrt über die wachsende Wut gegenüber dem Westen.

Während meiner Zeit als Dozent wurde Washington, D.C. – die Hauptstadt der reichsten Nation der Erde – zu einem Kriegsgebiet mit Straßengefechten, die denen in Teilen der Dritten Welt in nichts nachstanden. Oft konnte ich keine Abendvorlesungen halten, weil die Studenten Angst hatten, nach Hause zu gehen, oder weil meine Ausrüstung gestohlen worden war.

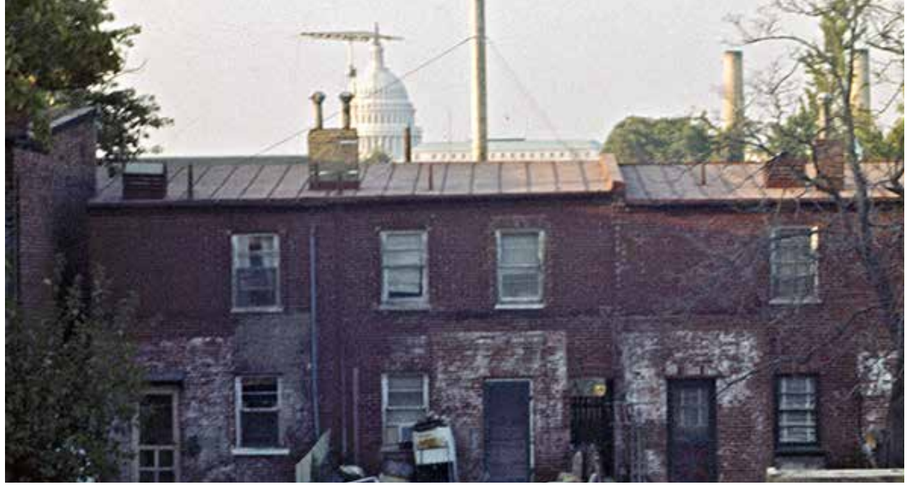
Die Kriminalität, die wir von armen Ländern fürchten – insbesondere den Terrorismus –, war in D.C. längst zur Routine geworden; dort gab es jährlich mehr als 2.000 Prozent mehr bewaffnete Raubüberfälle als in vergleichbaren europäischen Groß en. Und die Mordrate lag um 50 Prozent höher als die des gesamten Vereinigten Königreichs, wie ich in der Ausgabe dieses Buches von 1984 feststellte. Heute, da Europas eigene Ausgestoßene erwachsen werden, weisen schwedische Ghettos eine ähnliche Mordrate auf.



1973 - Washington DC



„Weißt du nicht, dass es wahr ist / Dass für mich und für dich / Die Welt ein Ghetto ist“ – WAR



1973 - Washington DC

Unten 1971 - Alexandria, VA und 1973 - Washington DC

Laut der Washington Post war jeder zehnte Bewohner in den schwarzen Vierteln von Washington, D.C. drogenabhängig. Diese beiden Süchtigen – die mich zuerst angriffen und mich später zu sich nach Hause einluden – wohnten nur drei Blocks vom Kapitol entfernt, dessen weiße Kuppel man im Hintergrund sehen kann. Obwohl die Kongressabgeordneten Angst haben, nach der Arbeit nach Hause zu gehen, stocken sie die Mittel für Waffen im In- und Ausland gegen diejenigen immer weiter auf, die vom Los der Kasten geprägt sind, während sie Sozialprogramme kürzen, die sie vielleicht hätten retten können. Was nützt eine kugelsichere Weste, wenn der Tod aus dem Herzen kommt? Einen Monat bevor ich bei diesen Süchtigen wohnte, wurde ein Polizist in ihrem Flur erschossen, und eine Frau wurde in genau diesem Zimmer ermordet – ihr letzter Blick auf Amerikas „Hochburg der Demokratie und Freiheit“.







1974- Elizabethtown, NC



1975 - “Thought for Food” San Francisco

1974 - Greenville, NC



1972- NYC

1978 - Waynesboro, GA

Die Psychologie der Ohnmacht in Ghettos

„Die häufigste Art, wie Menschen ihre Macht aufgeben, ist, zu glauben, sie hätten gar keine.“ – Alice Walker

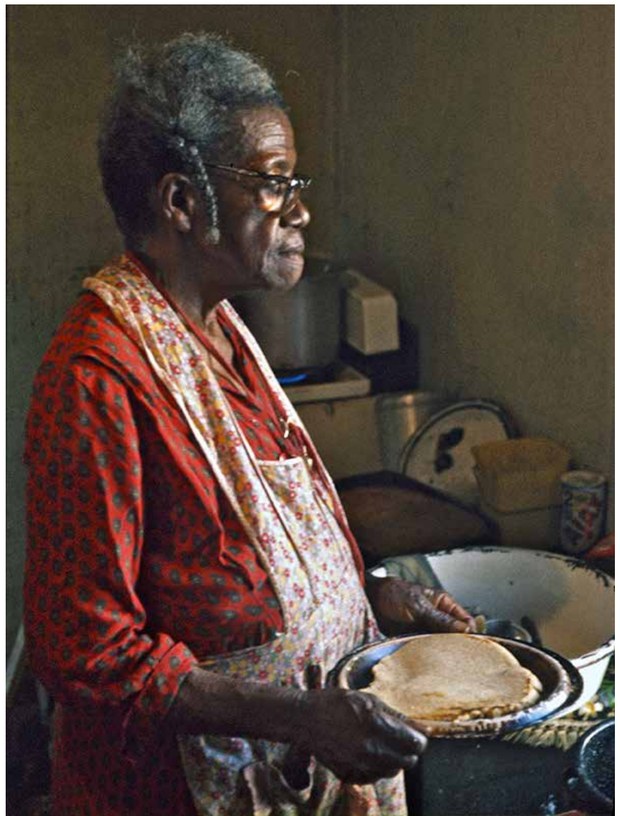
Jedes Mal, wenn wir eine Gruppe in ein Ghetto drängen – durch unsere Entscheidungen, unseren Komfort oder unsere Gleichgültigkeit –, verletzen wir sie, und diese Wunde kehrt bald zurück, um uns zu verletzen.
Durch den Vergleich des schwarzen Ghettos mit einem anderen – dem „grauen“ Ghetto der älteren Menschen – erkannte ich, warum es denjenigen, die wir an den Rand drängen, fast unmöglich ist, zu entkommen. Auch um das graue Ghetto gibt es keine sichtbaren Mauern, doch die Abhängigkeit von den Krümeln vom Tisch der Reichen „gefangen“ hält ältere Menschen in einer Psychologie der Ohnmacht, die der Sklaverei ähnelt. Viele finden keine sinnvolle, gut bezahlte Arbeit und leben in permanenter wirtschaftlicher Unsicherheit. Sich machtlos und abhängig von einem System zu fühlen, das sie als Last behandelt, ist Teil der Psychopathologie des Ghettos, die in ihren Köpfen Autoritätsfiguren schafft, ähnlich wie „The Man“ in der schwarzen Psychologie. Armut drängt Schwarze, Einwanderer und ältere Menschen in dieselben vernachlässigten Viertel, wo alle von unserer Wegwerfgesellschaft vergessen werden. Manche ältere Menschen hungern in ihren Wohnungen, weil sie zu viel Angst haben, nach Essen zu suchen. Ich fand diese alte Frau mit dem „Smile“-Schild im Fenster, die am nächsten am Kongress wohnt, der sie und Tausende andere in den 70er Jahren zu einer Rente verurteilte, die 40 Prozent unter der Armutsgrenze lag. Heute (2025) leben noch mehr ältere Menschen in „tiefer Armut“. Für jeden, der an europäische Sozialstaaten gewöhnt ist, in denen Pflegekräfte zu Hause vorbeikommen, um für ältere oder gebrechliche Menschen zu kochen, zu putzen und einzukaufen, ist die Vernachlässigung älterer Menschen in den USA umso unverzeihlicher.



1973 - “Smile” in Washington, DC



1973 - Baltimore







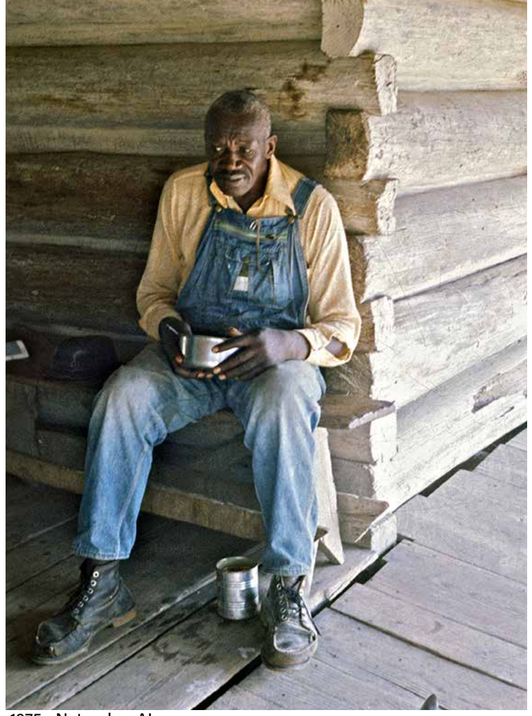
1974 - Washington, NC



1974 - Norfolk, VA

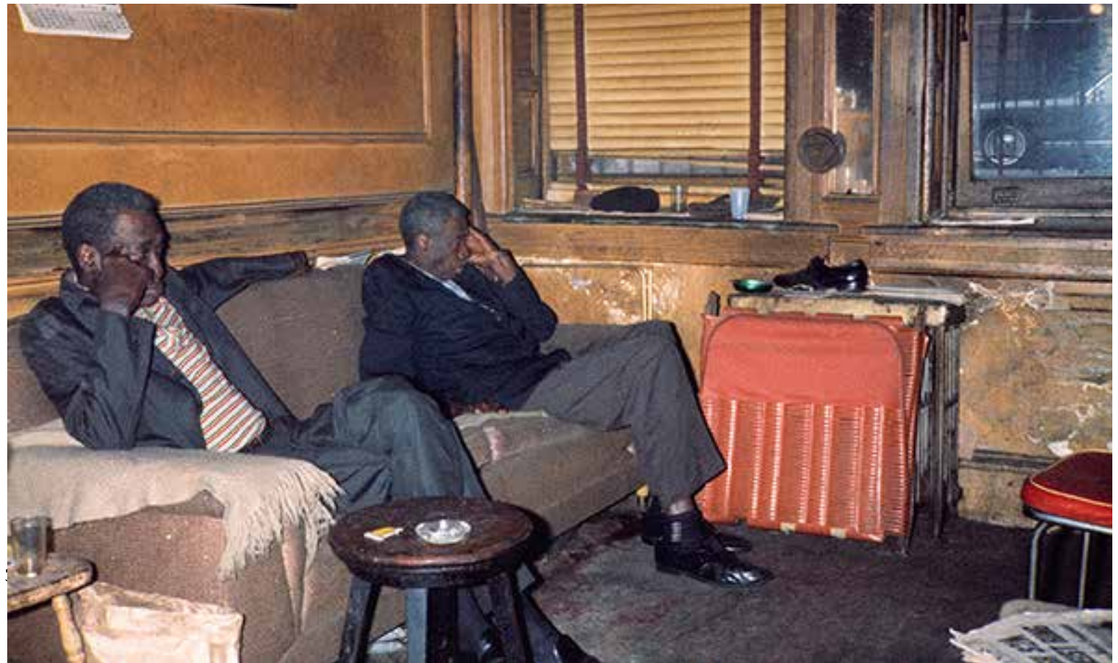


1972 - NYC



1975 - Notasulga, AL

1973 - Harlem, NY



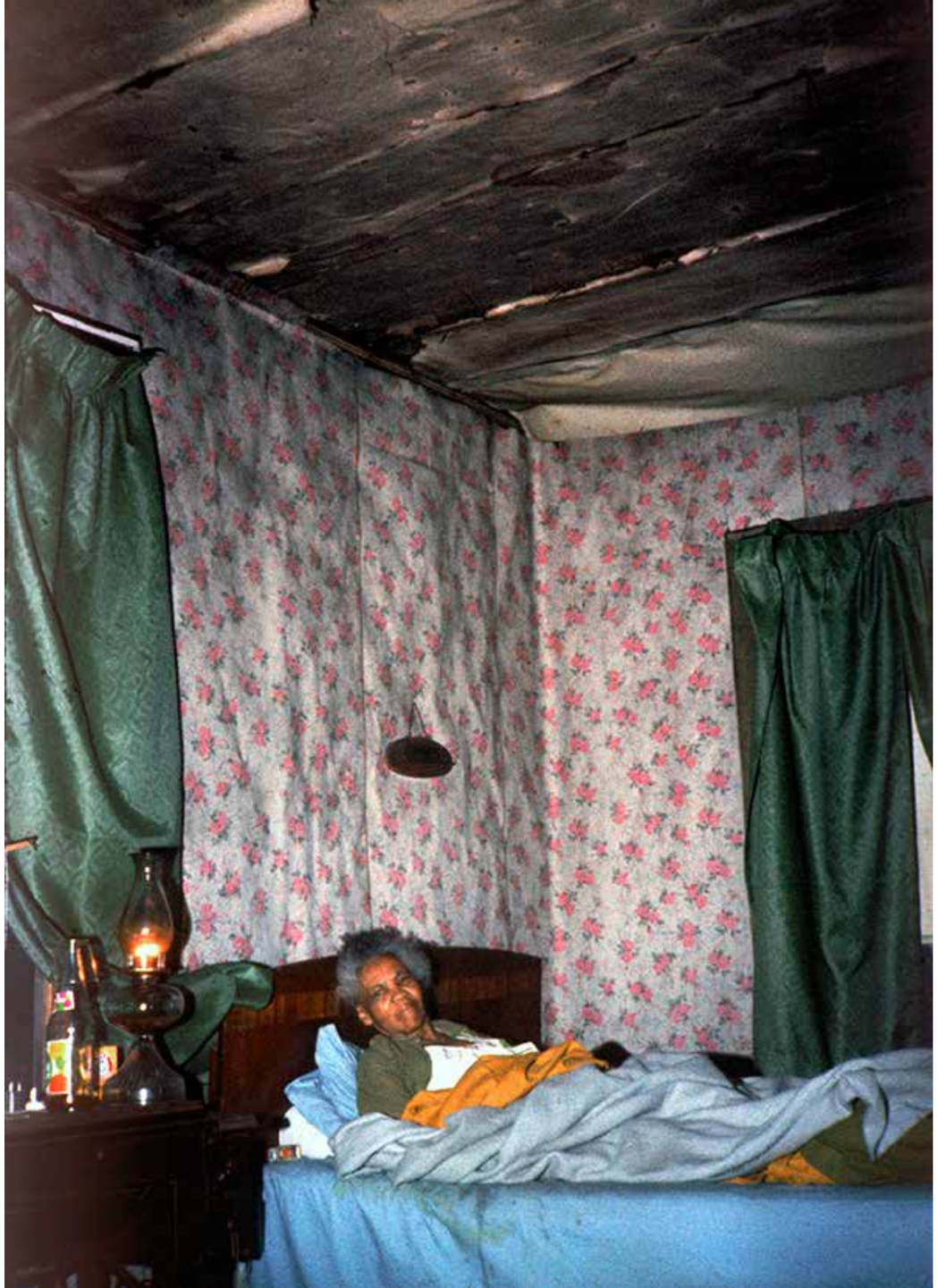
Durch Unterdrückung geschmiedete Bande: Die schwarz-jüdische Allianz

„Die historischen Verbindungen zwischen Afroamerikanern und jüdischen Amerikanern sind tiefgreifend. Unsere gemeinsamen Kämpfe gegen Unterdrückung haben bedeutende Momente in der amerikanischen Geschichte geprägt.“ – Angela Davis

Diese alte jüdische Frau, die zu einer meiner engsten Freundinnen in New York wurde, war vor der Revolution aus Russland emigriert. Sie hoffte, eines Tages zurückzukehren, um ihre letzten Jahre in „Freiheit von Hunger und Freiheit von Angst“ zu verbringen, wie sie es 1972 formulierte. Nun hungerte sie, aß selten Fleisch und war oft überfallen worden. Dennoch empfand sie eine tiefe Liebe für die Schwarzen in der Nachbarschaft. In Erinnerung an ihre eigene Ghettoisierung und Verfolgung in Russland fühlte sie – wie viele amerikanische Juden – eine tiefe Verbundenheit mit dem Kampf der Schwarzen, und es schmerzte sie, sie genauso leiden zu sehen wie sie selbst.
Die Mehrheit der Weißen, die während der Bürgerrechtsbewegung getötet wurden, waren Juden. Ebenso werden die meisten meiner Vorträge in den USA heute von dieser Minderheit organisiert, deren hart erkämpftes Verständnis von Unterdrückung ihre Solidarität gestärkt hat. Ihre Geschichte hat sie gelehrt, auf die Anhäufung von Schmerz und Wut in der Gesellschaft zu achten – Kräfte, die die Machthaber so oft manipuliert und gegen die Juden gewendet haben. Sowohl in den Ghettos der schwarzen Amerikaner als auch in den Ghettos der braunen Dänen habe ich gesehen, wie diese Verbitterung in Form von sporadischem Antisemitismus bei Menschen auftritt, die sich ebenfalls von der Gesellschaft nicht geliebt oder respektiert fühlen.



1974 - Allendale County, SC



1974 - Tarboro, NC



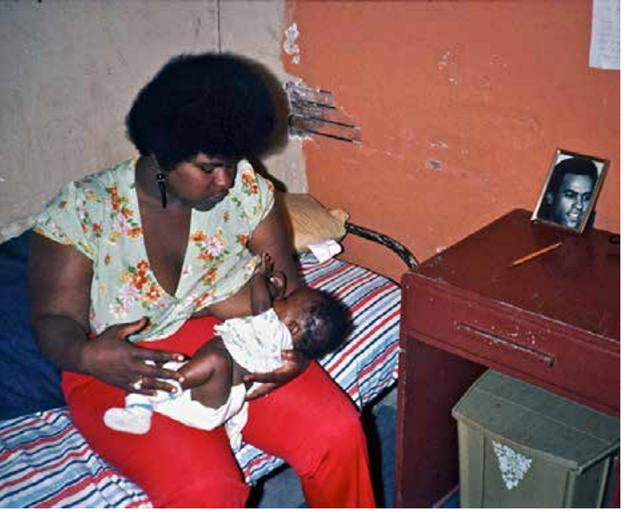
1975 - Bullock County, AL



1975 - Waynesboro, GA

1975 - Notasulga, AL





1975 – Oakland, CA. Foto einer Black-Panther-Aktivistin mit Huey Newton



1972 - Detroit

Unser bewusster Ausschluss von Müttern, die Sozialhilfe beziehen

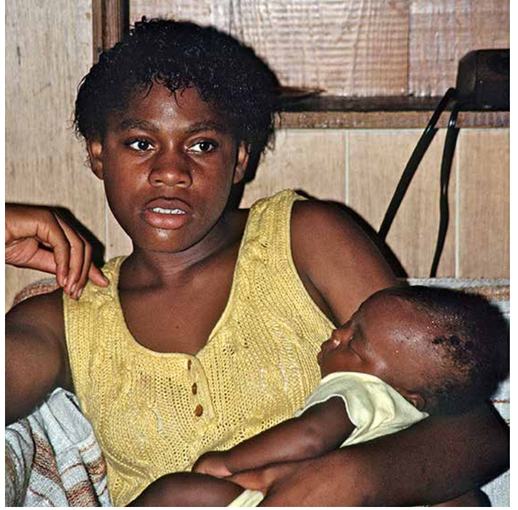


1978 - Augusta, GA

„Im Zusammenhang mit der ‚Sozialhilfe-Königin' wird der Begriff ‚Projekt' zu einem belasteten Wort, das nicht nur einen physischen Raum bezeichnet, sondern ein gesellschaftliches Projekt der Erniedrigung und Vernachlässigung."
– Keeanga-Yamahtta Taylor, Race for Profit

Die Amerikaner akzeptieren eine gewisse soziale Absicherung im Alter, weigern sich jedoch, ein echtes Sicherheitsnetz aufzubauen, wie es in den europäischen Sozialstaaten existiert. Während solche Systeme vorgeben, die Menschenwürde zu respektieren, habe ich gesehen, wie Amerikas „Wegwerfgesellschaft" diese bewusst untergräbt – durch ein Netz von Überwachungsmitarbeitern, die in die Privatsphäre derjenigen eindringen, die das erhalten, was die Amerikaner ironischerweise als „Sozialhilfe" bezeichnen. Obwohl sich einige Programme seit den 80er Jahren geändert haben, setzt sich die systematische Abwertung armer Menschen durch digitale Überwachung fort, die das Privatleben der Empfänger kontrolliert und ihre Demütigung vertieft.
Das Erbe der Sklaverei – in der Familien auseinandergerissen wurden – lebt in einer Politik weiter, die erwartet, dass Väter das Haus verlassen, damit Mütter Anspruch auf Sozialhilfe haben.

Clintons Reformen in den 1990er Jahren versprachen, „die Sozialhilfe, wie wir sie kennen, zu beenden", machten das System jedoch nur restriktiver und drängten mehr Familien in die Armut. Millionen von Frauen, insbesondere schwarze Frauen, bleiben in diesem Teufelskreis gefangen, wobei die Sozialhilfe selten ausreicht, um ihren vernachlässigten Kindern Sicherheit zu gewährleisten. Viele sind heute auf Teilzeitjobs mit Niedriglöhnen angewiesen, die teure Fahrtkosten erfordern. Das Klischee der „schwarzen Sozialhilfeempfängerin" wird durch politische Rhetorik über „Arbeitspflicht" und „moralische Verantwortung" am Leben erhalten – eine Sprache, die unverhältnismäßig stark auf Minderheiten abzielt. Obwohl die meisten Sozialhilfeempfänger weiß sind, halten sich Klischees über die Promiskuität und Faulheit schwarzer Sozialhilfeempfängerinnen hartnäckig. Die Grausamkeit gegenüber diesen stigmatisierten Müttern wird durch die hysterischen Äußerungen von Politikern über „Sozialhilfe-Königinnen" (Reagan) und „Sozialhilfe-Betrüger" (Trump) angeheizt, um die Wähler von den Milliarden abzulenken, die dieselben Politiker durch Ölsubventionen, Steuererleichterungen und Unternehmenssubventionen an Milliardäre verteilen.



1992 - Burke County, GA



1990 - Robert Taylor Homes, Chicago

Der Überwachungsstaat in einer sogenannten freien Gesellschaft

„Das Böse verlangt von der herrschenden Kaste kaum mehr, als sich zurückzulehnen und nichts zu tun. Alles, was es von den Zuschauern benötigt, ist ihre stille Komplizenschaft bei dem Bösen, das in ihrem Namen begangen wird, obwohl ein Kastensystem diejenigen schützen und vielleicht sogar belohnen wird, die sich herablassen, sich dem Terror anzuschließen." – Isabel Wilkerson, Caste: The Origins of Our Discontents

Die Armen müssen sich durch ein Labyrinth demütigender Verfahren kämpfen, nur um zu überleben. In vielen Städten stehen sie ab vier Uhr morgens Schlange – oft im eisigen Regen –, nur um zu erfahren, dass keine weiteren Anträge mehr bearbeitet werden.

Wenn sie ein paar Dollar von einem Freund oder einem Familienmitglied erhalten, haben sie Angst, diese für neue Küchenutensilien auszugeben, damit die Spione des Systems keine Anzeichen für die Anwesenheit eines Mannes im Haus entdecken und ihnen die Unterstützung streichen.
Als ich mit solchen Frauen zusammenlebte, wurde ich Zeugin jedes sadistischen Tricks, der angewendet wurde, um sie zu entmenschlichen. Oft musste ich mich unter dem Bett oder in einem Schrank verstecken, wenn Ermittler unangekündigt auftauchten. Viele dieser Frauen haben nie ein anderes Leben gekannt und werden durch die ständige Isolation zu Hause langsam gebrochen, versklavt von geisttötenden Fernsehprogrammen.
Den Amerikanern ist vielleicht nicht bewusst, wie grausam sie zu diesen Menschen sind, aber es ist vergleichbar mit der Behandlung von Flüchtlingen und Einwanderern in Dänemark, wo die Sozialhilfe unter dem Existenzminimum liegt.
Nach 1996 ersetzte der Kongress die „Sozialhilfe" (AFDC) durch TANF, was strenge Arbeitsvorschriften, starre Fristen und unzureichende Unterstützung bedeutete, die niemals mit den explodierenden Wohn- und Transportkosten Schritt halten konnte, während die Globalisierung die Möglichkeiten für ungelernte Arbeit einschränkte. Arme Familien teilen sich nun jährlich 16,5 Milliarden Dollar – oft kaum 1.800 Dollar pro Jahr –, während die Agrarsubventionen auf über 30 Milliarden Dollar angestiegen sind. Diese Politik hat die Armut weiter zementiert. Als ich in den 70er Jahren ankam, während Amerikas Zeit größter Gleichheit, besaß das oberste 1 Prozent 10 Prozent des nationalen Vermögens. Bis 2021 war dieser Anteil auf 32 Prozent angestiegen.



1974 - Greensboro, NC



1973 – Greensboro, NC – „Die Schöne und das Biest“ habe ich dieses Foto von Baggie und Nixon mitten im Watergate-Skandal immer genannt



1974 - Jersey City, NJ



1974 - Jersey City, NJ

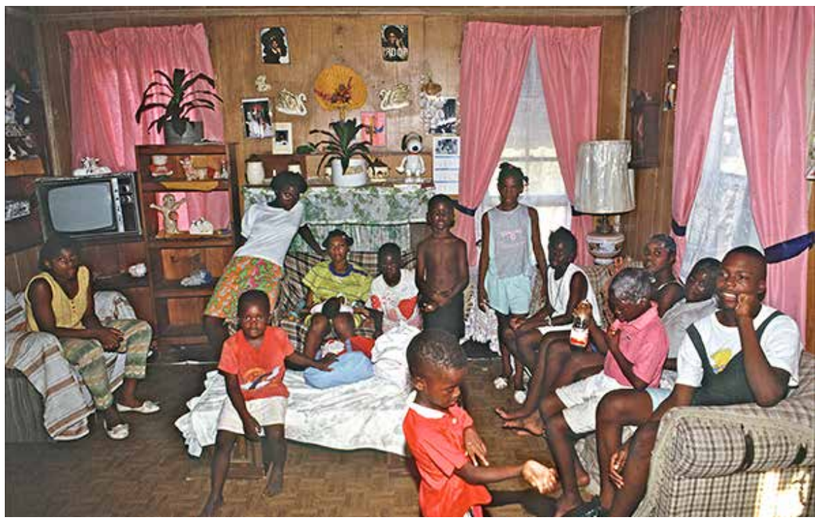
Armenhäuser für UNSERE.....

„Die ‚Sozialwohnungen‘ waren nicht nur Gebäude voller Menschen, sondern ein Symbol dafür, wie das Land über uns dachte und was es glaubte, dass wir verdienten.“ – Jesmyn Ward, Autorin von „Salvage the Bones“

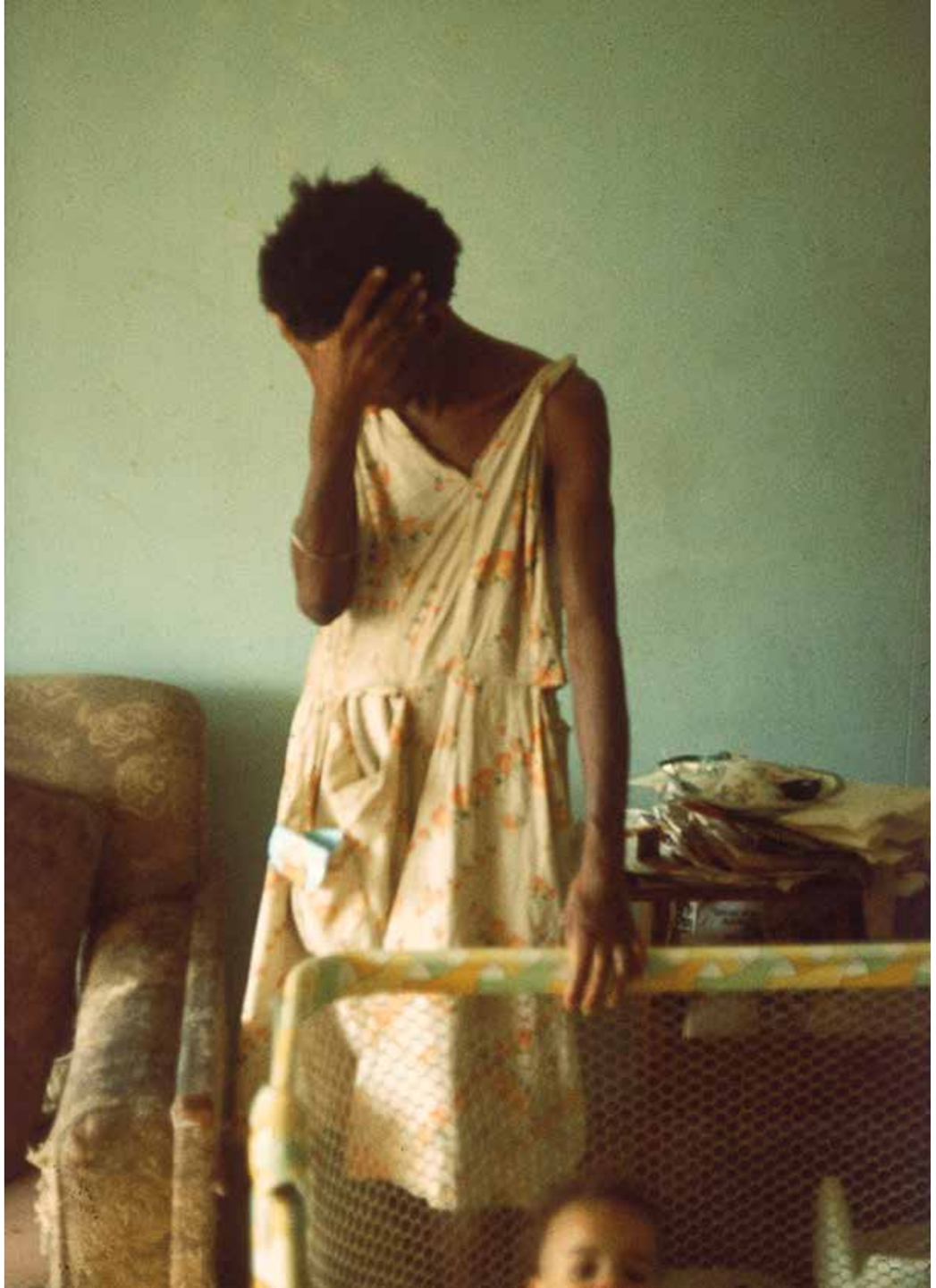
Amerikanische Sozialhilfeempfängerinnen werden in der Regel in spezielle Armenhäuser gesteckt – oft in der Nähe von Müllhalden oder lärmenden Autobahnen –, wo das Land billig ist. Solche „Wohnungen für die Armen“ sind die offizielle Verbannung der Unberührbaren.
Jede Stadt hat solche entmenschlichenden „Sozialwohnungsprojekte“, die Menschen in eine Paria-Kultur verbannen, die so zerstörerisch ist, dass sie am Ende für die Gesellschaft nutzlos werden. Durch die Isolierung der Sozialhilfeempfängerin fällt es der Öffentlichkeit leicht, weiterhin den Opfern die Schuld zu geben, ohne jemals das Leid zu sehen, das sie damit verursacht.

.....unberührbaren Kinder

Kinder, die mit dem Gefühl aufwachsen, der Müllhaufen der Gesellschaft zu sein, werden schnell in die Kriminalität getrieben. Als ich bei Nell Hall wohnte [Seite 318], mied sie oft das Sozialamt oder sogar das Einkaufen, weil sie Angst hatte, durch ihre eigene Sozialbausiedlung zu gehen.
Die Kinder und Amerika sind die Verlierer, denn während in den europäischen Sozialstaaten nur 5–10 % der Kinder in Armut aufwachsen (2,9 % in Dänemark), sind mittlerweile 20,9 % der amerikanischen Kinder so stark von Armut betroffen, dass sie Gefahr laufen, in der Hightech-Welt der Zukunft nutzlos zu sein. Keine Nation, die in einer globalen Wirtschaft bestehen will, kann es sich leisten, so viel menschliches Potenzial zu verschwenden.



1992 - Burke County, GA



1974 - Jersey City, NJ



1974 - Charleston, SC



1974 - Charleston, SC

1974 - Jersey City, NJ

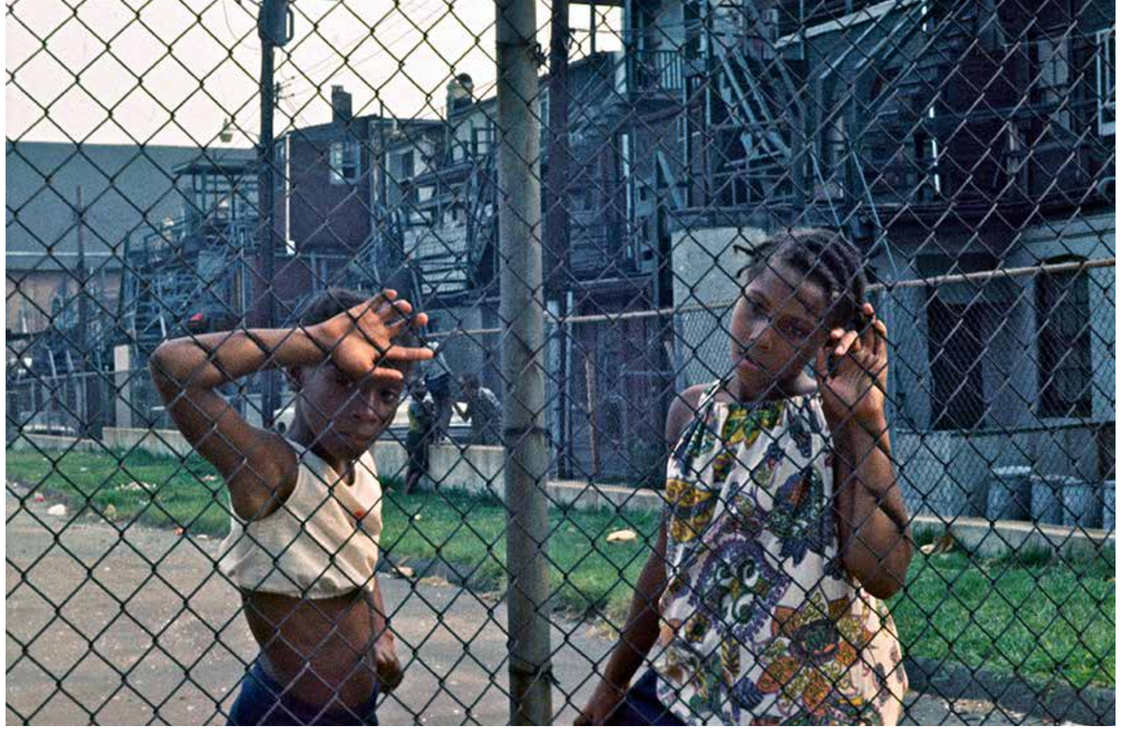




1972 – Baltimore – Joann und Alfrida mit den Brüdern



1972 – Baltimore – Claudette in ihrem schlecht bezahlten Job im Servicebereich



1973 – Baltimore – die Töchter Joann und Alfrida, als sie mir erzählen, dass Alphonso im Gefängnis gelandet ist. Heute schreibe ich nach Alphonsos Tod im Jahr 2014 hauptsächlich mit Joann E-Mails.
Unten 1972 – Alphonso mit seinem Sohn Nathaniel (siehe ihn auf der nächsten Seite) und 1973 - 1973 – Baltimore – Alphonso und Claudette im Gefängnis

Konfrontation mit unseren Ghetto-Schöpfungen: Die Geschichte meines Straßenräubers

„Ich wurde in dieser Stadt geboren und bin in diesen Straßen aufgewachsen. Ich habe das Beste von Baltimore gesehen, das Schlimmste von Baltimore. Ich habe Menschen gesehen, die ihr bestes Leben führten, ich habe Menschen gesehen, die im Kampf verloren waren. Ich habe Menschen gesehen, die sich der Kriminalität zuwandten, um zu überleben, ich habe Menschen gesehen, die ihre Erlösung fanden. Ich habe alles gesehen." – Tupac Shakur, gebürtiger Baltimoreer und Rapper

Diejenigen, die im Teufelskreis aus Abhängigkeit und den Missständen der Unterschicht gefangen sind, wenden sich oft der Kriminalität zu, um zu überleben. So war es auch bei meinem Freund Alphonso in Baltimore. Wir lernten uns kennen, als er und seine Straßenbande versuchten, mich auszurauben. Seine Frau arbeitete in einem Café für kaum ein Drittel des niedrigsten dänischen Mindestlohns.

In Amerika werden Millionen von Dienstleistungsangestellten gnadenlos ausgebeutet, weil der Kongress sich weigert, einen angemessenen Mindestlohn zu beschließen. In den USA gibt es mehr einfache Dienstleistungsjobs als in jedem anderen Industrieland.

Alphonso und seine Frau liebten einander und ihre sechs Kinder, und es schmerzte ihn, dass er keine Arbeit finden konnte, um sie zu ernähren. Es war mein erstes Jahr in Amerika, und ich war schockiert, als ich erfuhr, dass es für sie keine Hilfe gab.
Ich kam aus einem Land, in dem sogar Hochschulabsolventen unterstützt wurden, bis sie Arbeit fanden, daher war ich zutiefst bewegt, dass er auf der Straße stehlen musste, nur um seine Familie über Wasser zu halten. Ich begleitete ihn, um Schuhe für die Kinder zu stehlen, und er führte mich in die kriminelle Unterwelt von Baltimore ein. Durch das Stehlen konnte er ein anständiges Zuhause aufrechterhalten und sogar ab und zu ein Auto mieten für ein Familienpicknick. Als ich ein Jahr später zurückkehrte, waren seine Kinder niedergeschlagen. Ich erfuhr, dass Alphonso zu mehr als sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Bei einem Besuch stellte ich fest, dass sein ältester Sohn mit ihm inhaftiert war. Als die Familie plötzlich Alphonsos Einkommen verlor, hatte der Sohn einen Banküberfall versucht.

Tausende Ehen von Schwarzen werden auf diese Weise aufgelöst. Die moderne Gesellschaft hat das Erbe der Sklaverei institutionalisiert, indem sie die schwarze Familie zerstört und eine permanente Unterschicht aufrechterhält – profitabel für diejenigen von uns, die von künstlich niedrigen Löhnen profitieren, aber verheerend für diejenigen, die aufgeben und sich der Kriminalität zuwenden.
Hier ist Alphonsos Frau bei einem Besuch im Gefängnis. Sechs Jahre lang konnte sie ihren Mann nicht berühren und ihn nur über laute, abgehörte Telefone hören.

Bevor Alphonsos Bande versuchte, mich auszurauben, war er ein Idealist bei den Black Panthers gewesen und hatte sich dafür eingesetzt, die Lebensbedingungen dessen zu verbessern, was sie das „Lumpenproletariat" nannten. Nachdem die Panthers vom FBI zerschlagen worden waren, verlor er die Hoffnung und wurde sowohl heroinabhängig als auch Drogendealer in seiner Bande.





1972 – Joann und Alfrida (rechts)

und Nathaniel links







2011 – Meine Frau und meine Tochter im gemeinsamen Gebet mit Alphonso



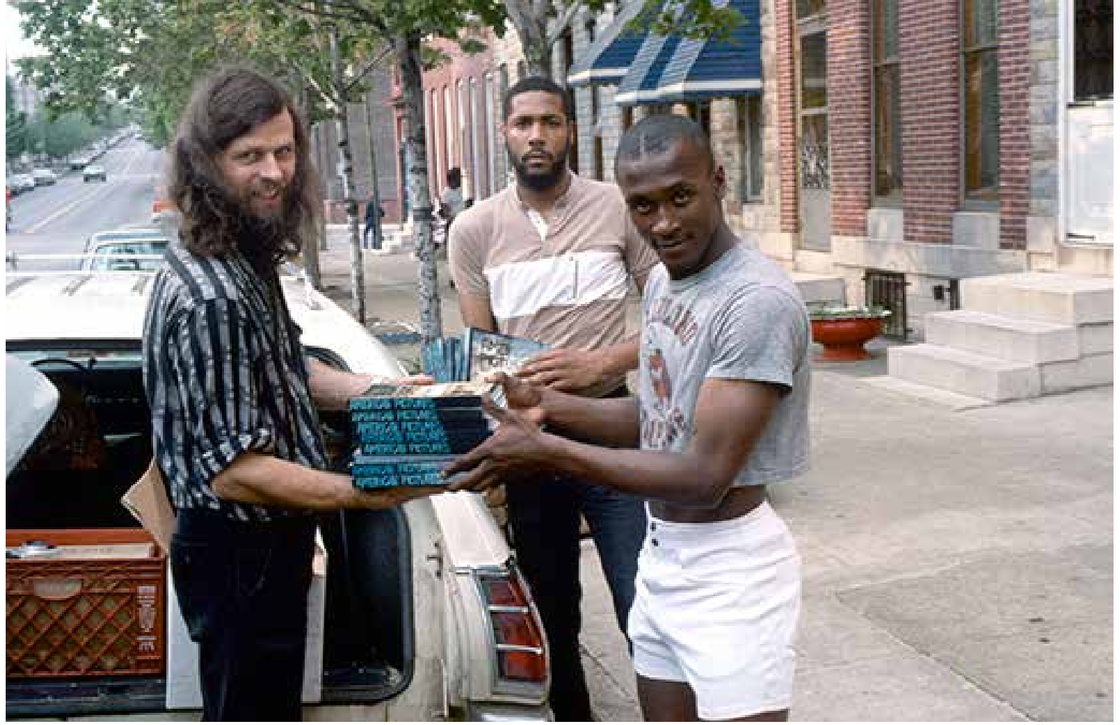
2003 – Wiedersehen mit Alphonso

Alphonsos stereotype Odyssee durch die Unterschicht: Verbrechen, Strafe und Erlösung

„Ich war in einer Welt aus Drogen und Gewalt verloren, aber ich habe die Hoffnung nie aufgegeben. Ich wusste, dass es da draußen etwas Besseres für mich gab. Und ich habe es schließlich in Gott gefunden. Er hat mein Leben gerettet und mir einen neuen Lebenssinn gegeben." – Ice Cube

Dass die meisten Weißen niemanden in einem solchen Sklavensystem halten wollen, wurde durch die Frage deutlich, die sie immer stellten, wenn ich mit meinen Vorträgen begann: „Was kann ich tun?" Zunächst war ich frustriert, weil ich keine Antwort hatte – bis mir dieses Buch unerwartet die Antwort auf meine eigene weiße Ohnmacht gab. Als es in Europa zum Bestseller wurde, beeilten sich amerikanische Verlage, es zu erwerben, doch ich stellte fest, dass sie außer schlecht bezahlten Servicemitarbeitern keine schwarzen Angestellten hatten.
Ich weigerte mich, mit meinem antirassistischen Buch solchen institutionellen Rassismus zu verstärken. Wenn man Rassismus bekämpfen will, muss man sein ganzes Leben lang Entscheidungen treffen, um auf der Seite der Unterdrückten zu stehen – Entscheidungen, die oft mit persönlichen Opfern verbunden sind.
Anstatt also einen weißen Verlag zu nutzen, ließ ich das Buch in Dänemark drucken und in die USA verschicken und baute ein informelles Netzwerk von Straßenhändlern in den Ghettos der Großstädte auf. Ich rekrutierte Obdachlose und Kriminelle wie Alphonsos Bande. Sie waren begeistert: „Jetzt können wir Geld für unsere Drogen verdienen, ohne ins Gefängnis zu kommen."
Noch wichtiger war, dass dadurch das entstand, was Antirassismus immer erfordert: Dialog. Wenn meine Buchverkäufer auf weiße Käufer zugingen, mussten sie ihre Wut zügeln und mit Empathie sprechen, um sie nicht zu bedrohen . „Schlagt die Weißen nicht mit einer Waffe", sagte ich. „Schlagt ihnen mit dem Buch auf den Kopf. Darin stehen all eure wütenden Argumente." Ich lehrte diese „Verlierer" mit fast denselben Worten, mit denen ich die weißen „Gewinner" an den Universitäten unterrichtete: „Fürchtet euch nicht vor Schwarzen. Versucht, sie zu lieben – und ihr werdet sehen, dass die Liebe erwidert wird."
Empathie ist der erste Schritt zu jeder Versöhnung.
Das Experiment mit den Gangstern führte zwar nicht zu einer echten systemischen Veränderung, aber es schuf menschliche Begegnungen mit aufbauenden Dialogen zwischen Weißen und Schwarzen. Vor allem, als ich Straßenleute wie Alphonso in die Schulen holte, um mit den Schülern zu sprechen und sie zu überreden, in die Ghettos zu kommen, um mein Buch zu kaufen. Was sie später „in kleinen, nervösen Gruppen" taten, wie Alphonso mir später erzählte.
Nicht alle waren erfolgreich – einige Verkäufer, wie Alphonsos Sohn Nathaniel und ein Verkäufer aus Philadelphia, wurden ermordet, bevor sie mich bezahlen konnten, und viele Bücher in den Einkaufswagen der Obdachlosen wurden vom Regen ruiniert –, aber der Dialog war für alle Beteiligten eine Lernerfahrung.
Ich habe nie verstanden, was für ein großer Sünder Alphonso war, bis er 2005 zu meiner Frau sagte: „Ich weiß nicht, was passiert ist, als dein Mann hierherkam und wir versuchten, ihn auszurauben, und stattdessen Freunde wurden. Denn ich bin nicht das beste Kind des Herrn. Seitdem war ich mehr als 40 Mal im Gefängnis und habe zwei Menschen ermordet. Allein im letzten Jahr wurden acht Menschen in meinem Block ermordet."
Als ich Alphonsos Tochter Joann zu meiner Diashow an der Johns Hopkins Medical School mitbrachte, glich die Sicherheitslage dem Betreten von Fort Knox – die Studenten hatten Angst vor seiner Gang, die die Straßen draußen unsicher machte, wo einer der Ärzte entführt und in einem Kofferraum gefunden wurde. Doch seine Töchter heirateten auf wundersame Weise beide Pastoren und zogen ihn in die Kirche. Nun konnte ich ihn sonntags, samstags oder mittwochabends nicht mehr auf der Straße finden, wenn er in der Kirche stand und rief: „Halleluja, ich war ein Sünder, aber ich habe Gott gefunden."
Nun musste ich mit ihm zusammen die Bibel lesen, so wie meine Frau und meine Tochter bei ihren Besuchen mitgebetet hatten. Ich hatte schon immer die tiefere Güte und Liebe in Alphonso gesehen, und durch seine Töchter erkannte ich nun, wie wenig nötig war, um ihn zu befreien – so wie ich schon so viele andere „Kinder des Zorns" gesehen habe, die schließlich durch rettende Engel von den Ketten der „Sünde" befreit wurden. So darf die „Erbsünde" niemals zu einem Kissen werden, auf dem man schläft, sondern muss ein gnädiger Aufruf zu unserem aktiven Eingreifen sein.

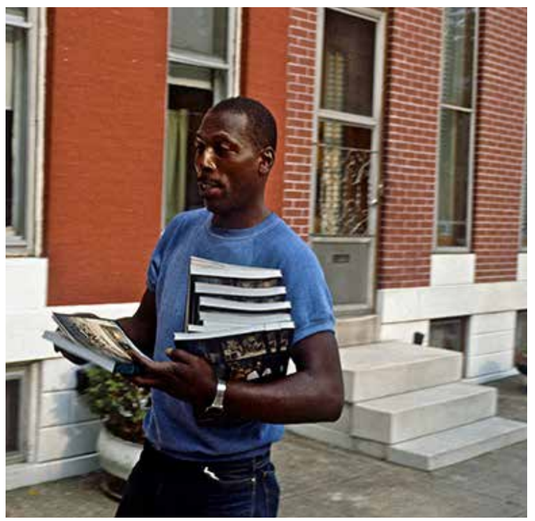
Mein Versuch, Alphonso zu finden – im dänischen Fernsehen 1992



1985 auf den Straßen bei der Johns Hopkins Medical School. Ich liefere Bücher an Alphonsos Sohn, Nathaniel Makell, der ermordet wurde, bevor er seine Schulden begleichen konnte



1986 – Alphonsos Bande verkauft Bücher aus ihrem Bandepaket – ganz vorne



1986 – Alphonso verkauft Bücher. Die meisten Mitglieder seiner Bande starben durch Mord oder AIDS



1973 – Zebulon, NC. Hugh, der hier zu sehen ist, verbrachte danach viele Jahre im Central Prison

Wie unser systemisches rassistisches Denken ....

„Die Auswirkungen verinnerlichten Rassismus zeigen sich in vielen Bereichen des Lebens Schwarzer, von Bildung und Beschäftigung bis hin zu Gesundheit und psychischer Gesundheit. Es ist ein ernstes Problem, das angegangen werden muss, um eine gerechtere und gleichberechtigtere Gesellschaft zu schaffen." – bell hooks

Während meiner Jahre als Herumtreiber und bis in die 80er Jahre hinein hörte ich oft, wie liberale Weiße versuchten, den wirtschaftlichen Angriff auf schwarze Familien zu „erklären". Ihre Theorie über „die dysfunktionale schwarze Familie" – die im Moynihan-Bericht der Johnson-Regierung im Rahmen des „ " (Gesetz zur Bekämpfung der Armut) verwurzelt war – behauptete, die Sklaverei habe die Männlichkeit der Schwarzen geschwächt und ein sogenanntes Matriarchat hervorgebracht, das ein „Gewirr von Pathologien" reproduzierte, was zu einer Bevölkerung ohne Aussicht auf Erfolg führte.
Ob Moynihan mit seinem Ansatz, „dem Opfer die Schuld zu geben", den Rassismus und die patriarchalischen Annahmen seiner Zeit lediglich widerspiegelte oder verstärkte – die Wirkung war eindeutig: Massives Gaslighting von oben ließ viele Opfer an ihren eigenen Erfahrungen zweifeln.
Als anhaltende Unterdrückung diese Theorien zu „bestätigen" schien, verinnerlichten die Unterdrückten Mythen, die die Machtstruktur rechtfertigten. Weiße Darstellungen von Männern aus den Ghettos als schwach wurden von vielen Ausgestoßenen übernommen und führten zu geringem Selbstwertgefühl. Männer aus der Unterschicht werteten oft ihre eigenen Fähigkeiten ab und gaben Bildung und Berufsausbildung auf – womit sie genau die Stereotypen erfüllten, die ihnen schadeten.

.....die schwarze Familie untergräbt

In den 80er Jahren sah ich eine sich vertiefende Kluft zwischen Männern und Frauen in den Ghettos, hinter der sich eine neue Herr-Sklave-Struktur verbarg, in der der „Sklave" nicht mehr gebraucht wurde. Als ungelernte Arbeitskräfte wurden diese Männer in den USA nicht mehr gebraucht – ebenso wenig wie Einwanderer in Europa, sobald Niedriglohnjobs in den Globalen Süden verlagert wurden.
Heute sehen viele Linke dies als reinen „systemischen Rassismus" an. Aber „etwas anderem" die Schuld zu geben, erspart uns die Verantwortung, uns mit unserer eigenen alltäglichen Diskriminierung auseinanderzusetzen. Der hartnäckige Widerstand der Weißen gegen die Affirmative Action, die Schwarzen den Zugang zu höherer Bildung ermöglichen sollte – was für den Aufstieg der Schwarzen aus der Unterschicht notwendig war –, verschärfte sich, bis der Oberste Gerichtshof sie 2023 aufhob.
Wir in der herrschenden Kaste müssen uns fragen, ob unsere politische Rhetorik zur Verarmung der untergeordneten Kaste beiträgt. In Stresssituationen kann jeder von uns in rassistische Widersprüche der Unaufrichtigkeit verfallen, die von Politikern endlos ausgenutzt werden.
Wenn wir in Dänemark zunehmende häusliche Gewalt unter Schwarzen oder Einwanderern beobachten, konzentrieren wir uns nur auf die Tragödie der Opfer. Wir ignorieren, wie unsere eigene morbide Fixierung auf „das Opfer" unserer Psyche schadet – und wie sie möglicherweise dazu beigetragen hat, die Verzweiflung zu schüren, die hinter dem Mord an dieser 26-jährigen Frau durch ihren arbeitslosen Ehemann stand. Welche Rolle haben wir selbst dabei gespielt?

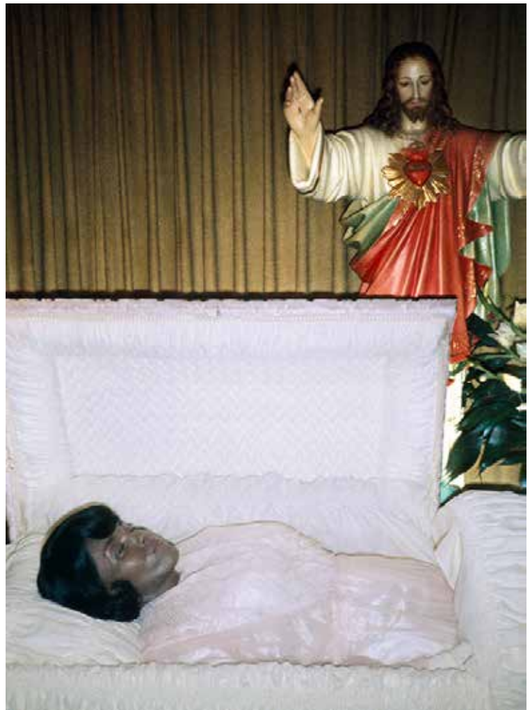


1995 - Bullock County, AL

1975 - San Francisco



1973 - Baltimore



1973 - Liberty City, FL



Widerstand und Auswirkungen in Beziehungen zwischen Kasten

„Mischehe ist eines der provokantesten Wörter der englischen Sprache.“ – Clotye Murdock Larsson, Marriage Across the Color Line

Der Widerstand gegen Mischehen – geprägt durch die Sklaverei und Jahrhunderte der Unterdrückung – ist tief in der amerikanischen Psyche verwurzelt.
Während der schwarze Mann als Bedrohung dargestellt wurde, wurde die schwarze Frau durch systematische Vergewaltigung, öffentlichen Verkauf und Auspeitschung entmenschlicht – einer der brutalsten Widersprüche der Geschichte: Ein ganzes Volk wurde missbraucht und anschließend für die „ “ verantwortlich gemacht (genau wie afrikanische Frauen heute in Saudi-Arabien). Darüber hinaus wurde die Angst der weißen Frau, ihren Mann an die schwarze Frau zu „verlieren“, durch rassistische Mythen über die Moral schwarzer Frauen geschürt.
.
Diese Wunden sind noch immer präsent. An der Harvard Law School reagierten einige schwarze Studentinnen heftig auf meine wenigen Fotografien von barbusigen schwarzen Frauen – die später alle in Museen als Fotokunst ausgestellt wurden.

Ihre Sorge galt nicht der Tatsache, dass ich die Frauen ausgenutzt hätte, die trotz des starken Gruppendrucks den Mut gehabt hatten, mir als Vagabund Unterschlupf zu gewähren. Denn sie wussten, wie tief schwarze Frauen nach Jahrhunderten des Missbrauchs durch weiße Männer Abwehrmechanismen entwickelt hatten.
Nach reiflicher Überlegung einigte man sich darauf, dass ich die Fotos verwenden durfte, wenn ich den weißen Betrachtern diesen Kontext erklärte. Ihr Unbehagen gegenüber meinen Fotos zeigte auch, wie schädlich weiße Schönheitsideale für ihre eigene Sicht auf schwarze Körper und Nacktheit geworden waren.

Selbst wenn eine schwarze Frau sich entscheidet, eine Beziehung mit einem weißen Mann einzugehen, stößt sie oft auf Widerstand in ihrer Familie. Leslie und ich liebten uns, und wir trampten ständig quer durch das Land, um uns zu treffen, und wollten schließlich heiraten. Doch obwohl ihre Eltern mich sehr mochten, waren sowohl sie als auch ihre Geschwister kategorisch dagegen, dass sie einen (armen) weißen (Vagabunden) heiratete. Später bekam sie ein Kind mit einem anderen weißen Mann – was ein Muster widerspiegelte, das ich bei den wenigen schwarzen Frauen beobachtete, mit denen ich ausgegangen war: Sie alle heirateten später Weiße, obwohl keines ihrer Geschwister dies tat. Meine wenigen gemischtrassigen Beziehungen waren also das Ergebnis außergewöhnlicher Frauen, die bewusst die tief verwurzelte soziale Kontrolle durchbrachen, die Minderheiten zu ihrem Selbstschutz nutzen.

Die gleiche Dynamik zeigt sich bei Juden und europäischen Muslimen, die befürchten, durch Mischehen ihre Identität zu verlieren. Während des Zweiten Weltkriegs wurden europäische Frauen sogar für Beziehungen zu deutschen Soldaten bestraft.
Auch wenn es uns heute schwerfällt, eine solche Feindseligkeit gegenüber der Liebe nachzuvollziehen, ist der schützende, aber einschränkende Widerstand gegen das „Verbrüdern“ mit dem Unterdrücker nach wie vor relevant. In den USA (wo sie sich bis zu Trump traditionell eher akzeptiert fühlten) heiraten weitaus mehr Muslime (etwa 40 %) als Schwarze (etwa 6 %) außerhalb ihrer Gruppe – eine deutliche Erinnerung daran, wie Unterdrückung das Intimleben – und die Liebe – prägt.

2004 – Feier zum 30-jährigen Hochzeitstag, den uns die soziale Kontrolle geraubt hatte.....



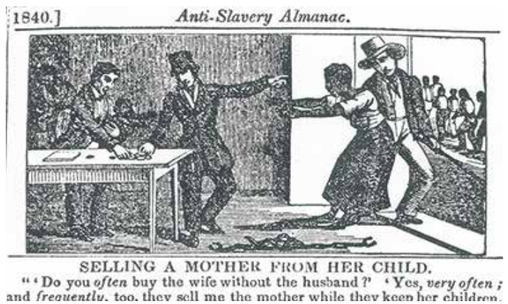
.....und erneut im Jahr 2014 – unser 40-jähriges Jubiläum





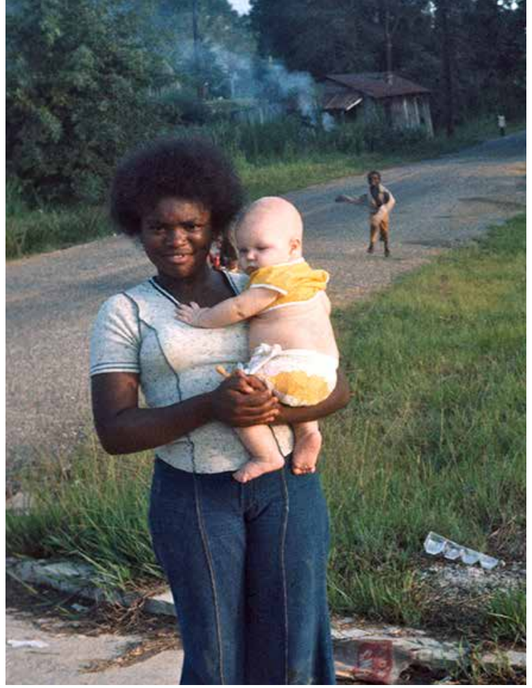
1973 - Hartford, CT - Leslie

Seht euch hier meine Freundin Leslie in dem Fernsehfilm aus dem Jahr 2015 an, in dem es um unseren Aufstand gegen die soziale Kontrolle geht





1974 – Charleston, SC – Kindermädchen betreut ein Kind aus dem reichen Haushalt dahinter



- 1975 – Philadelphia, MS. – Leonora; Tochter einer Schulfreundin meiner Ex-Frau



1974 – Ocala, FL – Kindermädchen bei einem Millionär und Philanthropen für die Armen



2015 – NY – Kindermädchen bei den Reichen auf der 5th Ave

Der Double Bind: Schwarze Frauen als Betreuerinnen und abgewertete Dienstmädchen

„Schwarze Frauen werden in der Volksweisheit, die den gesellschaftlichen Status eines Menschen so treffend beschreibt, als ‚das Maultier der Welt' bezeichnet, weil uns die Lasten auferlegt wurden, die alle anderen – wirklich alle anderen – nicht tragen wollten."
– Alice Walker, Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter

Schwarze Frauen trugen in weißen Haushalten lange Zeit eine doppelte Last: Sie waren unverzichtbare Betreuerinnen und gleichzeitig abgewertete Dienstmädchen. Viele wurden gezwungen, weiße Kinder großzuziehen, was sie oft von ihren eigenen Familien fernhielt. Von ihnen wurde erwartet, Zuneigung zu zeigen und gleichzeitig untergeordnet zu bleiben – in einer Gesellschaft, die ihnen ihre volle Menschlichkeit verwehrte.

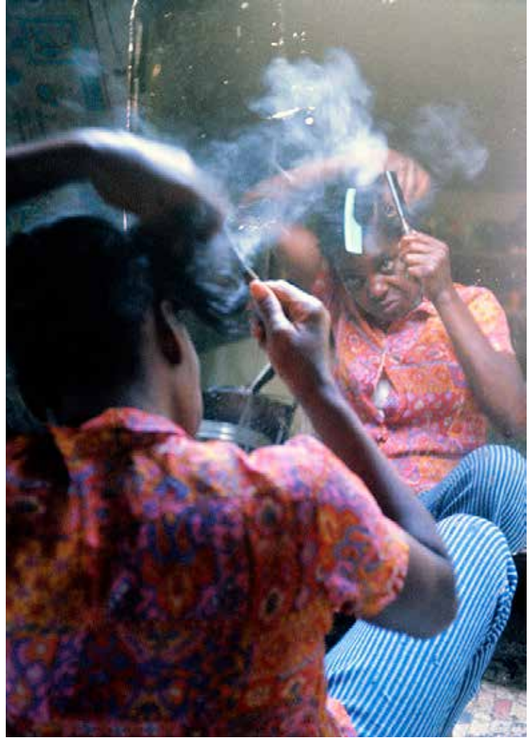
Während die weiße Weiblichkeit im Süden idealisiert wurde, stellte das „Aunt Jemima"-Klischee die schwarze Frau als die unendlich aufopferungsvolle „Mama" dar, die ihre weißen Kinder genauso liebt wie ihre eigenen – stark genug, um unmenschliche Entbehrungen zu ertragen – ein Bild, das dadurch verstärkt wurde, dass man sah, wie sie ihre eigenen Kinder mit harter Hand züchtigte, um sie auf das Leben in einer rassistischen Gesellschaft vorzubereiten

Persönlich empfand ich diese Erziehung nicht als härter als in anderen ghettoisierten Gemeinschaften, wie beispielsweise in Dänemark. Diese Entmenschlichung schadet auch dem Unterdrücker. Im Süden bestanden weiße Eliten auf strikter öffentlicher Trennung, während sie zu Hause Intimität mit schwarzen Betreuungspersonen verlangten.

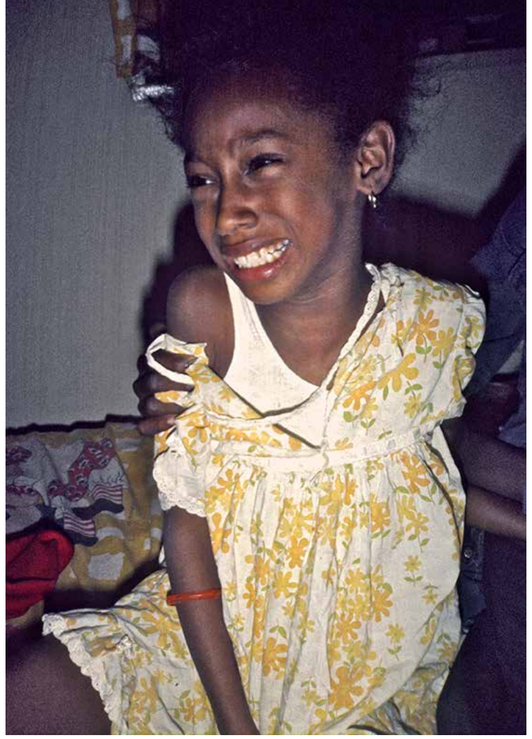
In meinen Workshops – insbesondere an Eliteuniversitäten – sprechen Studierende oft unter Tränen von lebenslangen Bindungen zu ihren schwarzen Kindermädchen, Bindungen, die tiefer sind als die zu ihren eigenen Eltern. Doch es folgte Scham, wenn weiße Eltern unerwartet zurückkehrten und sie in Momenten der Zärtlichkeit „erwischt" wurden. „Ich erstarrte vor Scham", hörte ich oft – Gefühle für eine schwarze Betreuerin, von denen ihnen beigebracht wurde, dass sie verboten seien, und die sie noch immer verfolgen.
Solche Spannungen bestehen nach wie vor. Die New York Post berichtete 2018, dass eine weiße Mutter versehentlich eine rassistische SMS über ihre schwarze Nanny an diese selbst schickte. Sie entließ sie daraufhin, anstatt sich ihr zu stellen. Die Nanny klagte wegen Vertragsbruchs – ein Beweis dafür, dass unter der heutigen Oberfläche rassistische Machtverhältnisse und Ängste nach wie vor intakt sind.

1974 – Charleston, SC – Schwarze Kindermädchen betreuen weiße Kinder





1974 - Tarboro, NC



1974 - Astoria, Queens, NY



1975 - Seattle



1975 - San Francisco

Das Erbe des „Passing“.....



1971 - Baltimore

„Es ist seltsam mit dem ‚Passing‘. Wir missbilligen es und dulden es gleichzeitig. Es weckt unsere Verachtung, und doch bewundern wir es gewissermaßen. Wir schrecken davor zurück mit einer seltsamen Art von Abscheu, aber wir schützen es.“ – Nella Larsen, aus ihrem Roman Passing

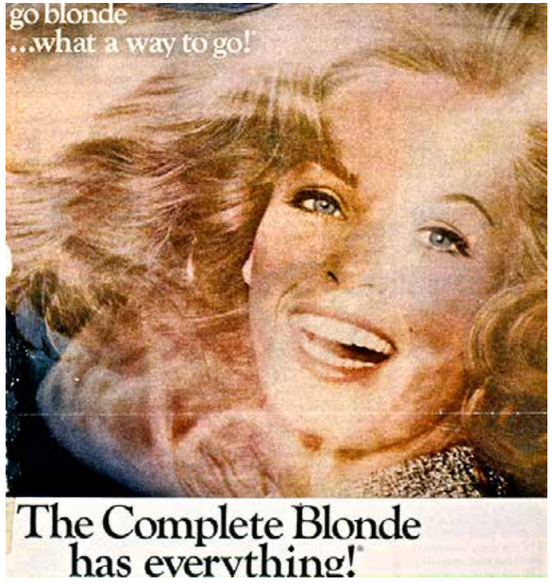
Die historische Verehrung „reiner“ weißer Weiblichkeit prägt weiterhin die Schönheitsideale in Werbung und Kultur, mit verheerenden Auswirkungen auf nicht-weiße und religiös verschleierte Frauen.

Über Generationen hinweg wurde ihnen gesagt, dass helle Haut und glattes Haar die einzigen akzeptablen Ideale seien.
Viele benutzten Hautaufhellungscremes und schmerzhafte Methoden zur Haarglättung, um als Weiße „durchzugehen“ (), was Schönheit zu einer physischen und psychischen Belastung für ihr Selbstwertgefühl und ihre Identität machte.

Ihre Kinder, die durch über Gasflammen erhitzte Glätteisen regelrechte Qualen erdulden mussten, lernten zu glauben, dass „akzeptabel“ zu werden bedeutete, dass sie von Anfang an hässlich gewesen sein mussten.

Auch wenn die „Black is Beautiful“-Bewegung diese schädlichen Ideale in Frage stellte, höre ich immer noch, wie nicht-weiße Kinder sich gegenseitig wegen dunkler Haut und lockigem Haar hänseln. Ja, unser massives kulturelles „Gaslighting“ hinterlässt tiefe Narben.

..... wenn die Haut zum Gefängnis wird



1990 - Chicago



„Das Patriarchat hat kein Geschlecht. Gewalt gegen Frauen ist kein Frauenproblem; es ist ein menschliches Problem, das in Herrschaft verwurzelt ist.“ – bell hooks

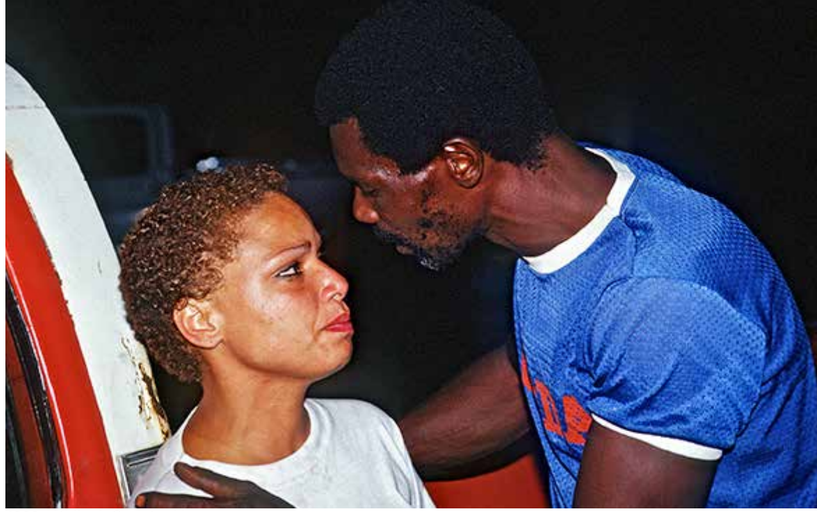
„Die Dringlichkeit, Gewalt gegen Frauen of Color anzugehen, hängt auch mit einer größeren Frage der Narrative zusammen: Wessen Geschichte zählt, wessen Leben ist wertvoll?“ – Kimberlé Crenshaw



1974 - Astoria, Queens, NY

„Überlebende müssen gehört werden, aber man muss ihnen auch glauben. Glauben ist der Anfang von Gerechtigkeit.“ – Tarana Burke

„Wo immer Frauen leiden, müssen wir uns mit ganzem Herzen dem Kampf widmen. Schweigen wird uns nicht schützen.“ – Audre Lorde



1992 - Bullock County, AL



1995 - Pahokee, FL

Gewalt an der Schnittstelle von Kaste und Weiblichkeit

Historisch gesehen waren nicht-weiße Frauen mit vielschichtiger, intersektionaler Gewalt konfrontiert. Die Auseinandersetzungen, die ich so oft in Haushalten der unteren Schichten miterlebte, überzeugten mich davon, dass die Sichtweise vieler schwarzer Männer auf Frauen von weißen gesellschaftlichen Idealen geprägt war. Was mich am meisten bedrückt, ist nicht, dass fast 70 Prozent der schwarzen Familien Einelternhaushalte sind, sondern das, was ich in den noch intakten Familien sah. Kaum etwas ist schmerzhafter, als die rassistischen Beleidigungen – „Du bist ein Stück Scheiße, Nigger“ oder „hässliche Schlampe“ – zwischen diesen unglücklichen und machtlosen Partnern widerhallen zu hören und zu sehen, wie die Kinder Selbsthass verinnerlichen: „Ich bin schlimmer als Scheiße!“

Der beängstigende Aspekt, dass Männer aus dem Ghetto „ihre“ entwerteten Frauen ständig verprügeln, lässt sich in den Statistiken ablesen:
Ein Drittel aller häuslichen Tötungsdelikte wird von Schwarzen begangen, obwohl sie nur 13 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

Körperliche und psychische Gewalt gegen Frauen ist ein weltweites Problem; dass sie unter schwarzen US-Amerikanern um 35 Prozent höher ist als unter Weißen, spiegelt lediglich den größeren Mangel an Männern mit festen Arbeitsplätzen wider.

In Dänemark nimmt die Gewalt gegen Migrantinnen explosionsartig zu; sie machen mittlerweile 42 Prozent der Bewohnerinnen von Frauenhäusern aus.
Dennoch betrachten auch wir diese Gewalt als „ihre“ Kultur und nicht als Folge unserer eigenen Marginalisierung.

Ich kann gar nicht genug betonen, dass unser Versagen, diese Frauen und Männer als Gleichberechtigte in unser soziales Leben einzubeziehen, genau das widerspiegelt, was Schwarze in Amerika als mangelnde Akzeptanz empfinden.
Die Gewalt, die wir durch die Verweigerung von Zugehörigkeit erzeugen, wendet sich unweigerlich gegen uns selbst. Intersektionalität erfordert, dass wir unseren Anteil an dieser Dynamik hinterfragen, ohne in Bevormundung zu verfallen.

Bessie Christian, die auf Seite 201 zu sehen ist, spricht über die Gewalt, der sie durch ihren Mann ausgesetzt war



2003 - Philadelphia, MS



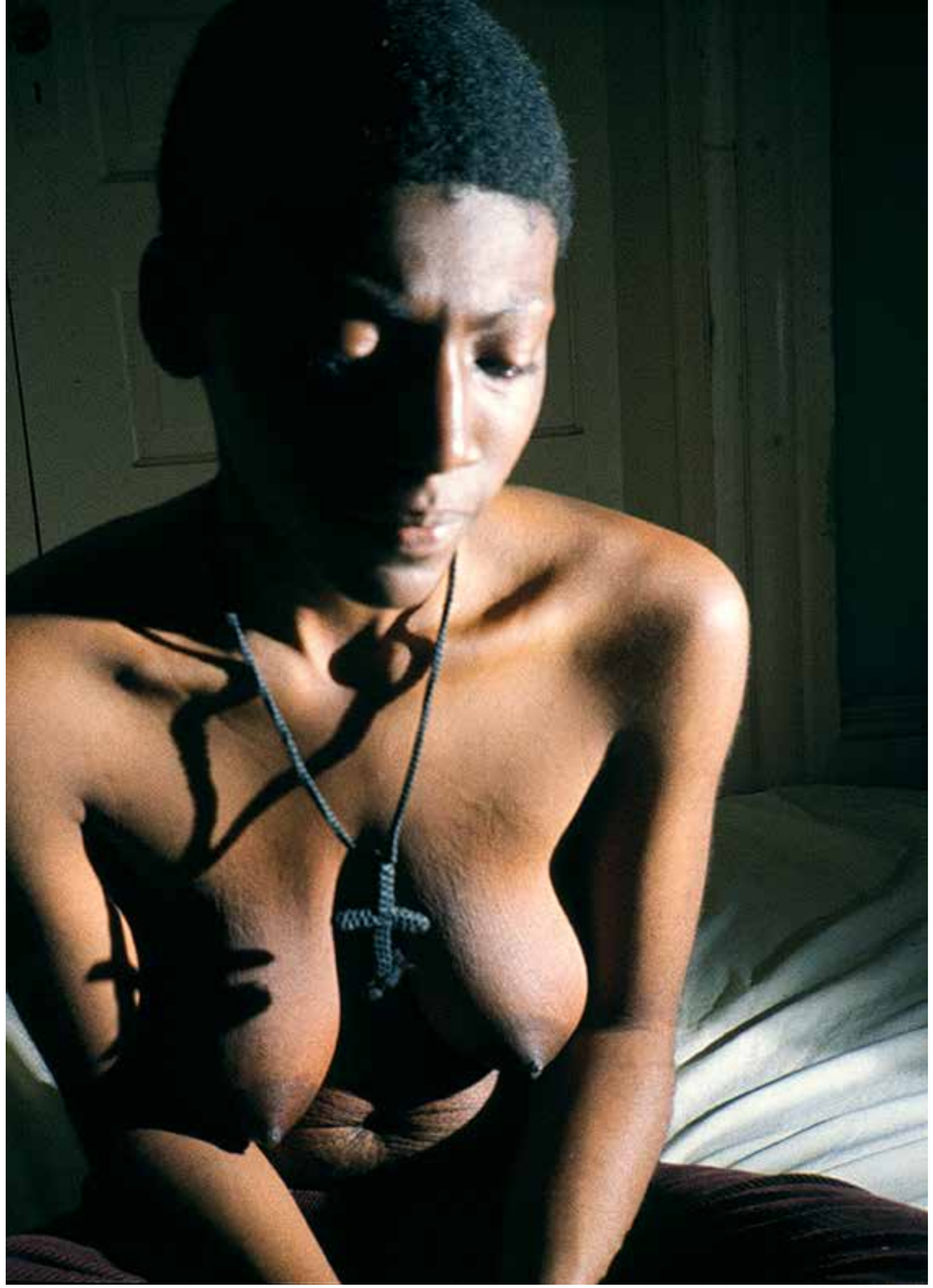
1996 - Selma, AL

1975 - San Francisco



1974 - NYC





1974 – Jacksonville, FL, und 1980, als Diane mein Buch mit der Geschichte sowie Annie Hedvards Plakat erhielt

Lukas 7, 36-50

- Der barmherzige Samariter – amerikanische Art

„Gewalt prägt das Leben schwarzer Frauen so früh und so tiefgreifend, dass das Überleben selbst zu einem Akt des Widerstands wird."
– Saidiya Hartman

„Die Wut schwarzer Frauen ist eine angemessene Reaktion auf eine Welt, die sich weigert, sie zu beschützen."
—Brittney Cooper

Das einzige Mal, dass es mir gelang, jemanden von einem Raubüberfall abzubringen, war in Greensboro, North Carolina. Ich wohnte bei einem schwarzen Sozialarbeiter namens Tony, dessen Vater eine der schlimmsten Kneipen im Ghetto besaß. Ich verbrachte viele Nächte dort. Eines Abends traf ich zwei junge, kriminell veranlagte Frauen, und wir beschlossen, dass ich mit ihnen nach Hause gehen sollte. Zuerst stahlen wir Wein aus einem Laden und rannten zu einem wartenden Taxi. Auf dem Rücksitz fragte ich, wie sie bezahlen wollten, da sie kein Geld hatten. „Keine Sorge. Wenn wir dort sind, schlagen wir ihn nieder und nehmen sein Geld." Das überraschte mich – ich hatte noch nie versucht, einen Taxifahrer zu überfallen –, aber ich schwieg, etwas, das ich in Amerika gelernt hatte.
Plötzlich drehte sich der Fahrer um, und mir wurde klar, dass ich ihn kannte: Tonys Großvater, Besitzer des größten Black-Cab-Unternehmens der Stadt. Ausnahmsweise griff ich ein. Ich schrie „Halt!" und sagte ihm, er könne sich das Geld am nächsten Tag von Tony holen. Dann riss ich der Frau die Handtasche mit der Waffe aus den Händen und schubste die beiden aus dem Auto. „Das war Tonys Großvater, ihr Idioten!", brüllte ich. Sie kannten Tony, aber das hätte sie kaum aufgehalten; zumindest konnten sie ihm jetzt nichts mehr antun.

Ich war oft schockiert von der Brutalität, die manche dieser Frauen sowohl Männern als auch Frauen gegenüber an den Tag legten. Deshalb war es so überwältigend, als sich eine Freundschaft zwischen uns entwickelte und ich einen Einblick in die warme Menschlichkeit unter der harten Schale aus Gewalt und Verrat bekam.
Gewalt hatte ihr Alltagsverhalten so tief geprägt, dass Zärtlichkeit kaum Raum zum Atmen hatte. Ihre Sehnsucht nach einem anderen Leben war echt, aber die gewalttätige Dynamik um sie herum machte es ihnen schwer, anders zu handeln. Die Sehnsucht wurde allzu oft durch die ständige Spannung mit den anderen Gefangenen des Ghettos erstickt.
Besser situierte Schwarze und Weiße verstanden ihren Kampf nicht, und ihre Verachtung für die Ghetto-Kultur machte die Dinge nur noch schlimmer.
Das Mitgefühl und die Herzlichkeit, die in einem unterstützenderen Umfeld vielleicht aufgeblüht wären, waren unter den Umständen, die ich erlebte, schwer aufrechtzuerhalten. Es war herzzerreißend zu sehen, wie sehr Gewalt zu einem Teil ihres Alltags geworden war, sodass selbst ihre Versuche, sich umeinander zu kümmern, oft von Brutalität geprägt waren.

An einem regnerischen Abend in Jacksonville, Florida, traf ich Diane, eine schwarze Frau, die ihre Mutter bat, mich bei sich wohnen zu lassen. Ihre Mutter weigerte sich, einen weißen Mann im Haus zu haben. Diane brachte mich daraufhin zu einer befreundeten Prostituierten, doch auch deren Freund lehnte ab. Wir liefen den ganzen Abend herum und probierten eine Möglichkeit nach der anderen aus. Die Prostituierte war immer entschlossener, eine Unterkunft für uns zu finden. Sie baten mich, in einem Café zu warten – ohne zu wissen, dass sie vereinbart hatten, sie solle sich mit einem weißen Taxifahrer „einmal vergnügen".
Nach einer Weile kamen sie ganz aufgeregt zurückgerannt und sagten, ich müsse schnell mitkommen. Wir bekamen ein Motelzimmer, und ich sah, dass sie weit mehr als die üblichen zehn Dollar für einen „Blowjob" auf der Straße hatten, wollten mir aber nicht sagen, woher.



Erst später erfuhr ich, was passiert war. Sie hatte den Mann in eine dunkle Gasse gelockt, die Tat vollzogen, dann plötzlich einen Ziegelstein gegriffen und auf ihn eingeschlagen. Als er nicht zu Boden ging, benutzte sie ein Stahlrohr, bis er tot zu sein schien, nahm seine Brieftasche und rannte davon. Sie dachte sich, sie könne genauso gut etwas mehr als die zehn Dollar mitnehmen, damit sie die Nacht mit einem Schuss Heroin genießen könne.
Als wir drei im Motelbett lagen, beteten die beiden Frauen – die sehr gläubig waren – stundenlang: „Oh Gott, bitte lass ihn nicht sterben!", während sie versuchten, eine Vene zum Spritzen zu finden.
Am Morgen war alles vergessen. Sie machten sich mehr Sorgen darüber, zu verschlafen und zu spät zur Kirche zu kommen, wo sie im Chor singen sollten.
Brief an einen Freund (gekürzt)

PS. Ich habe meine beiden barmherzigen Samariterinnen über die Jahre hinweg begleitet. Als ich Diane 2003 besuchte, sagte ein kleines Mädchen auf der Veranda: „Oma ist im Gefängnis." Sie war nun im selben Hochsicherheitsgefängnis wie zwei andere Frauen in diesem Buch – alle drei Großmütter in einem amerikanischen Gefängnis. Ich frage mein europäisches Publikum oft: „Kennt ihr eine Großmutter, die im Gefängnis sitzt? Ich kenne drei in nur einem Gefängnis." – Siehe nächste Seite:



1974 – Ich teile mir das Bett mit der 10-jährigen Linda in der fensterlosen Hütte



1986 – Linda auf einer Autofahrt mit mir während meines Besuchs



1994 – Zu Besuch bei Linda im Gefängnis, wo sie mein Buch benutzte



2003 – Tampa, FL – Mit Linda kurz bevor sie erneut ins Gefängnis kam

Linda, das Mädchen im roten Kleid, rührte mein Publikum immer zu Tränen mit ihrer aufrichtigen Hoffnung, dass sie, geboren nur wenige Tage nach Martin Luther Kings „I Have a Dream"-Rede, die Unterdrückung überwinden würde. Sie gab mir auch die zarte Hoffnung, dass es Kindern vom Land in den Städten vielleicht besser gehen würde. Umso herzzerreißender war es, ihre Familie wiederzusehen, die bereits auseinandergebrochen war, als ich 1978 zurückkehrte. Ihr Vater lebte nun allein in einer kleinen Hütte (ihr altes Haus war abgerissen worden, weil der weiße Vermieter das Grundstück haben wollte). Er besaß nicht einmal Schuhe und lief jeden Tag fünf Meilen barfuß zur Arbeit. Mittlerweile alkoholabhängig, sprach er nur noch von den glücklichen Jahren, als die Familie noch zusammen war, bevor Lindas Mutter in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde.

Linda und ihr Bruder Robert lebten bei einer Pflegemutter, die mich nicht mit ihr sprechen ließ – obwohl ich gehofft hatte, Linda mit nach Disney World zu nehmen. Als American Pictures begann, durch die USA zu touren, hatten wir in der Gruppe davon geträumt, sie, ein Mädchen von strahlender Intelligenz, als Moderatorin für die Show zu engagieren, und ich suchte bis 1985 weiter nach ihr.

Dann trat eines Tages ein Mann im Anzug aus einem dunklen Billardlokal und sagte mit ausländischem Akzent: „Ich habe von dir geträumt. Gott hat dich geschickt. Du suchst Linda. Linda braucht dich." Der Mann, ein völlig Fremder, führte mich zu einer Spelunke in einer weit entfernten Stadt.

Da war Linda, bereits vom Alkohol und den Drogen ruiniert. Obwohl sie jetzt zweiundzwanzig war und wir uns kennengelernt hatten, als sie zehn war, erinnerte sie sich an mich: „Du bist die aus Dänemark", sagte sie – an einem Ort, an dem noch nie jemand von Dänemark gehört hatte. Dennoch konnte ich sie nicht erreichen und fuhr erschüttert w . Ihre Wut und ihr verinnerlichter Rassismus waren später ausgebrochen als bei den meisten schwarzen Kindern jener Zeit, aber genauso heftig. Jedes Mal, wenn ich danach versuchte, sie zu erreichen, saß sie entweder wegen Crack im Gefängnis oder konnte nicht weg, weil der Staat ihr schließlich ihre drei Kinder weggenommen hatte.

Um ihr Leben weiterhin zu verfolgen, freundete ich mich auch mit ihren Crack-Freundinnen an, wie der ebenso vielversprechenden Inez Manns, deren Kinder ebenfalls in staatliche Obhut genommen worden waren. Bevor ich die lange Fahrt nach Süden antrat, um nach Linda zu suchen, rief ich oft zuerst bei der Polizei an: „Ist sie drin oder draußen?"

1994 fuhr ich nach einem ganzen Tag der Suche deprimiert davon. Niemand wusste auch nur, in welchem Gefängnis sie war. Als ich an jenem Abend Alachua verließ, sah ich einen schwarzen Mann an einem Entwässerungsgraben entlanggehen und hielt an, um ihn zu fragen, ob er eine Mitfahrgelegenheit brauchte. Das tat er. Er war auf dem Weg zu einem weit entfernten Gefängnis, um seine Freundin zu besuchen. Ich erzählte ihm, dass ich nach jemandem suchte, den ich als kleines Mädchen fotografiert hatte. Plötzlich fragte er mich, ob ich aus Dänemark käme. Seine Freundin Linda hatte ihm oft erzählt, dass ihr einziger Freund ein weißer Mann aus Dänemark sei, der immer wieder in ihrem Leben auftauchte. Nachdem ich zwölf Stunden lang mehr als tausend Meilen gefahren war, um sie zu finden, kam es mir wie ein Geschenk des Himmels vor, dass ich gerade die einzige Person unter Floridas zwanzig Millionen Einwohnern mitgenommen hatte, die wusste, wo sie war. Ich fuhr ihn zum Gefängnis. Am nächsten Tag machten sie eine Ausnahme für mich: Obwohl ich nicht auf der Besucherliste stand, durfte ich Linda unter vier Augen sehen.

Es war ein bewegendes Treffen. Ich beschloss, Lindas Bericht über die Kindheit aufzunehmen, die ich einst in „American Pictures" romantisiert hatte. Ich schmuggelte ein kleines Diktiergerät in meinem Ärmel herein. Früher hatte sie sich geweigert, über ihre Kindheit zu sprechen oder meine Diashow anzusehen, aber nach vielen Jahren im Gefängnis nutzte sie mein Buch nun in einem Rehabilitationsprogramm. Nach ihrer letzten fünfjährigen Haftstrafe wollte sie das Verbrechen hinter sich lassen. Aber es ist schwer, neu anzufangen, wenn man nur in „den Sumpf" zurückkehren kann. Deshalb brauchte sie meine Hilfe und hoffte, mit „American Pictures" zusammenarbeiten zu können. Sie hielt meine Hände so fest, dass mir vor Schuldgefühlen die Tränen in die Augen stiegen.

Doch die Jahre vergingen. Als ich sie 2003 das nächste Mal „frei" antraf, lebte sie in Tampa. Polizeiautos kreisten um das Haus, das sie mit zwei ihrer Söhne bewohnte, die beide Gangmitglieder waren. Während ich sie interviewte, kamen und gingen ständig Leute, die Drogen kauften und dabei nervös nach Drive-by-Schießereien anderer Banden Ausschau hielten. Linda erzählte uns, dass alles auseinandergebrochen war, als die Familie auseinanderbrach. „Ich weiß, dass ich nicht die beste Mutter war", sagte sie unter Tränen zu ihren Söhnen. „Ich war jahrelang auf Crack und im Gefängnis. Ich habe euch vernachlässigt. Aber manchmal passieren Dinge im Leben, die man nicht kontrollieren kann."

Sie versprach mir, ihr Leben nun in Ordnung zu bringen, doch als ich nach Dänemark zurückkehrte, wartete ein Brief von Linda auf mich: „Jacob, schick Geld an meinen Anwalt. Jetzt bin ich mit meinen beiden Söhnen im Gefängnis."

Im selben Gefängnis wie zwei meiner anderen alten Freundinnen, Inez und Diane (vorherige Geschichte) – alle drei sind mittlerweile Großmütter. Es bedrückte mich zutiefst, dass die Person, die dazu beigetragen hatte, meine Diashow so erfolgreich zu machen, und die mich als ihre einzige Freundin ansah, genau die war, die ich in meinem Streben nach beruflichem Erfolg am meisten im Stich gelassen hatte.

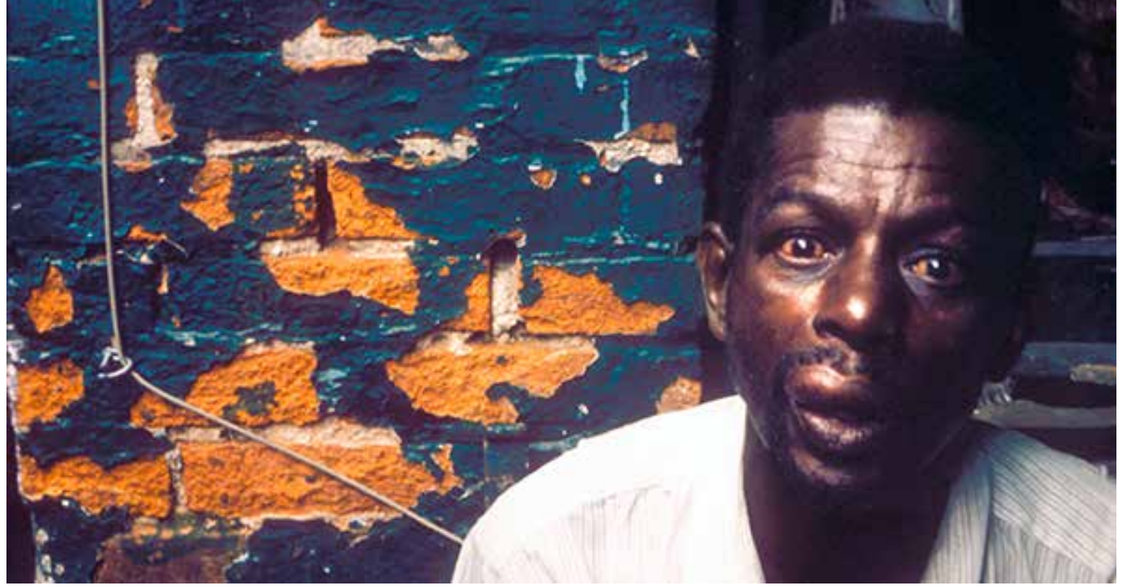
Linda wurde zuletzt 2019 inhaftiert. Ihr Bruder war jedoch noch nie im Gefängnis.

Die anderen Großmütter in Dianes Gefängnis: Neues von Linda von Seite 210–219



2003 – Die weinende Linda zeigt ihrem Sohn die Bilder ihrer armen Kindheit, um zu erklären, warum sie ihre eigenen Kinder vernachlässigt hatte.

Ausführliches Interview mit Linda über ihre Kindheit und ein Gespräch mit ihrem Sohn über die Gründe, warum sie drogenabhängig wurde



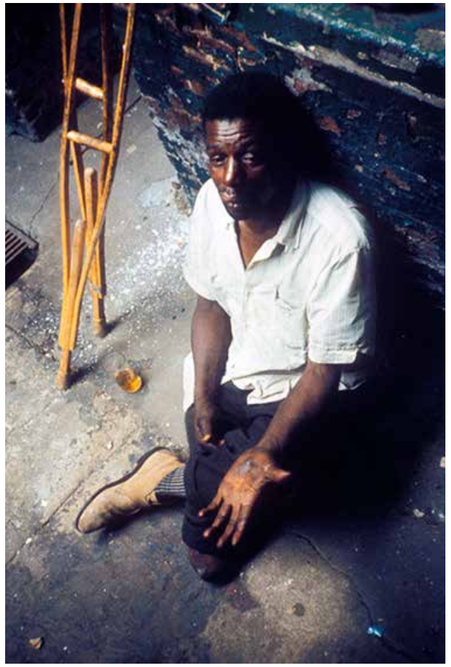
1973 - Baltimore

Illusionen des Überflusses:

Der unerreichbare amerikanische Traum

„Wir müssen uns der Realität stellen, dass der Traum von Gleichheit unter den gegenwärtigen Umständen genau das bleiben wird – ein Traum –, wenn wir nicht beginnen, drastische Maßnahmen zu ergreifen, um die Strukturen der Rassenkaste in Amerika abzubauen." – Michelle Alexander in „The New Jim Crow"

Wir ziehen es vor, das Ghetto als ein Problem zu betrachten, das „dort drüben" liegt, aber jedes Klischee und jede Ausgrenzung, die wir wiederholen, trägt dazu bei, es neu zu erschaffen. Es fällt uns leichter, zur eigenen Verteidigung Menschen zu verurteilen, als uns mit den politischen Maßnahmen, Märkten, Bauvorschriften und Steuerstrukturen auseinanderzusetzen, die ganze Gemeinschaften in Ketten halten.
Obwohl unsere diskriminierenden Barrieren aus Angst errichtet wurden – und nur bestehen können, weil unsere Ausgestoßenen selten jemanden außer sich selbst bedrohen –, verursachen sie dennoch Unbehagen und Angst in uns allen.
So fordert uns sogar ein obdachloser Veteran heraus, wenn er um einen Dollar bittet. Die meisten von uns vermeiden es, direkt mit ihm in Kontakt zu treten, weil das System, das wir geschaffen haben, uns ebenso geprägt hat wie ihn. Ohne Menschen wie ihm zuzuhören, erkennen wir nicht, welche Rolle wir in ihrem Leben gespielt haben – vom Ignorieren ihrer Beiträge zum Wohlstand unserer Gesellschaft bis hin zur Unterstützung der Kriege, in die sie geschickt wurden, um zu kämpfen (für eine Freiheit, die sie selten genossen haben).
Trauen wir uns, aus unseren Echokammern herauszukommen und ihm ins Gesicht zu sehen?
Trauen wir uns, den Preis zuzugeben, den er für unsere Freiheit zahlt? Wir preisen die Freiheit, während wir sowohl die Kosten dieser Freiheit als auch das Leid, das sie verursacht, an die Schwächsten auslagern.
Wir beglückwünschen uns zu Wohltätigkeit, Entwicklungshilfe oder „Outreach", während wir die Strukturen ignorieren, die den Schwächsten schaden.
Wir bombardieren die Armen dieser Welt mit Reden über Demokratie und Freiheit, während wir bürokratische Festungen, Einwanderungsmauern und intellektuelle Alibis errichten, um sie fernzuhalten.



You can get it if you really want – der kraftvolle Song von Jimmy Cliff – illustriert

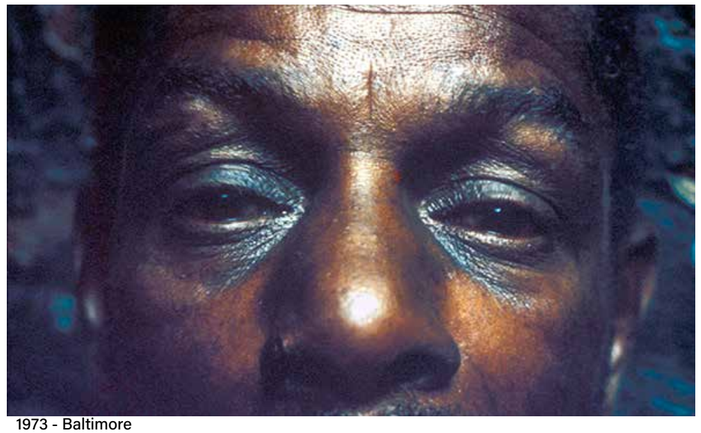


1974 - Oakland, CA



1975 - Las Vegas, NV

Du kannst es schaffen, wenn du es wirklich willst!
Aber du musst es versuchen, versuchen und versuchen. Du wirst es schließlich schaffen.
Verfolgung musst du ertragen,
ob du gewinnst oder verlierst, du musst deinen Anteil bekommen
aber je mehr du dich auf einen Traum konzentrierst je schwieriger es jetzt auch scheint.
Du kannst es schaffen, wenn du es wirklich willst.
Rom wurde nicht an einem Tag erbaut,
Widerstände werden auf dich zukommen,
aber je härter der Kampf scheint,
desto süßer ist der Sieg.
Du kannst es schaffen, wenn du es wirklich willst, aber du musst es versuchen, versuchen und versuchen,
wirst du es schließlich schaffen.



1973 - Baltimore







1974 - Apopka, FL

Das Paradoxon eines geschlossenen Systems in einer freien Gesellschaft

„Geschichte ist, wie fast niemand zu wissen scheint, nicht nur etwas, das man liest. Und sie bezieht sich nicht nur oder gar hauptsächlich auf die Vergangenheit. Im Gegenteil, die große Kraft der Geschichte rührt daher, dass wir sie in uns tragen, in vielerlei Hinsicht unbewusst von ihr gesteuert werden und dass die Geschichte buchstäblich in allem, was wir tun, präsent ist.“ – James Baldwin in „The White Man's Guilt“

Ich entdeckte auffällige Unterschiede darin, wie der psychologische Terror der Sklavenlager in Florida Schwarze Menschen unterschiedlicher Herkunft prägte. Jamaikanische Arbeiter zum Beispiel überraschten mich immer wieder damit, dass sie ihre Lager ordentlich hielten , während Afroamerikaner überall Müll verstreuten.

Forscher führen dies auf unterschiedliche historische Formen der Sklaverei zurück. In Lateinamerika und der Karibik funktionierte die Sklaverei innerhalb offenerer, feudaler Strukturen, in denen die Kirche Sklavenfamilien vor der Trennung schützte und begrenzte Möglichkeiten für sozialen Aufstieg bot.
In den Vereinigten Staaten war die Sklaverei kapitalistisch: Selbst die Kirche definierte den Sklaven als Eigentum, als weniger als einen Menschen, ohne jede Möglichkeit zur Flucht – nicht einmal in Gedanken. Es war ein geschlossenes System, das darauf ausgelegt war, jede Hoffnung auszulöschen.
Die amerikanische Sklaverei wurde mit den deutschen Konzentrationslagern verglichen, wo Wissenschaftler beobachten konnten, wie ein vollständig geschlossenes System die Psyche zermalmt. Tagebücher von inhaftierten Intellektuellen zeigen, wie schnell sie auf den Status von Untermenschen reduziert wurden, wobei einige sogar eine resignierte, fast versöhnliche Haltung gegenüber den Lagerwachen entwickelten (zumindest keinen offenen Hass).
Dies führte zu weitverbreitetem Infantilismus, Verantwortungslosigkeit und völliger Resignation.

Für Liberale ist es verlockend, solche Theorien zur Erklärung der heutigen schwarzen Unterschicht heranzuziehen, doch damit wird die Verantwortung erneut auf die Opfer abgewälzt. Wenn wir behaupten, dass schwarze Amerikaner heute einen vor 100 Jahren geprägten „Sklavencharakter“ widerspiegeln, perpetuieren wir die rassistische Vorstellung, dass Integration unmöglich ist, und geben den Opfern die Schuld dafür.

Stattdessen zeigen die bleibenden Narben, dass die Sklaverei nicht der Vergangenheit angehört – sie ist Gegenwart.
Denn wenn sich westindische Einwanderer, die eine gemeinsame Geschichte der Sklaverei teilen, leichter in Amerika integrieren, dann liegt das nicht an angeborenen Charaktereigenschaften, sondern daran, dass in Amerika geborene Schwarze nach wie vor in einer Gesellschaft gefangen sind, die ihre unerwünschten Mitglieder weiterhin in einem modernen, geschlossenen System einengt und prägt.



1974 - NYC



1974 - Morehead City, NC



1974 - New Bern, NC

Die Psychologie der Unterdrückung und ihre Auswirkungen auf den Charakter

„Erwachsene, ältere Mädchen, Geschäfte, Zeitschriften, Zeitungen, Schaufensterauslagen – die ganze Welt war sich einig, dass eine blauäugige, blondhaarige Puppe mit rosiger Haut das war, was jedes Mädchen liebte.
Der Verlust des Selbstwertgefühls kann bei Kindern schnell und leicht eintreten, noch bevor ihr Ego sozusagen ‚auf eigenen Beinen steht‘. Verbindet man die Verletzlichkeit der Jugend mit gleichgültigen Eltern, abweisenden Erwachsenen und einer Welt, die durch ihre Sprache, Gesetze und Bilder die Verzweiflung verstärkt, ist der Weg in die Zerstörung besiegelt.“ – Toni Morrison, aus „The Bluest Eye“

Bis ich das geschlossene Ghettosystem verstanden hatte, war ich immer erstaunt darüber, wie die Psyche von Kindern aus den unteren Schichten verkrüppelt wurde. Die meisten jungen schwarzen Kinder, denen ich begegne, sind lebhaft und voller Lebensfreude. Später wirken sie jedoch oft depressiv und ziehen sich in eine schützende Hülle zurück, um unser allgegenwärtiges, unterdrückendes Denken über sie nicht aufzunehmen. Schon sehr früh übernehmen sie unsere negativen Erwartungen, und bis zur vierten Klasse verlieren viele das Vertrauen in sich selbst, in ihre Fähigkeiten und in ihre Zukunft. Wenn sie sich dieses geschlossenen Systems bewusst werden, verlieren sie die Motivation und bleiben in der Schule hinter den Weißen zurück – genau wie wir es bei unseren ungeliebten braunen Kindern in Dänemark beobachten. Das deutlichste Zeichen unserer Unterdrückung ist der Selbsthass der Schwarzen – jene Art, die Ghetto-Kinder dazu bringt, ihren schwarzen Puppen die Haare auszureißen oder sich selbst in die Ecke des Blattes zu zeichnen (weiße Kinder platzieren sich in der Mitte). Es ist diese Selbstverachtung, die zu Gewalt gegen ihre Umgebung führt, von herumliegendem Müll bis hin zu „Hinterhältigkeiten“, sowohl verbal als auch im wörtlichen Sinne.

Jeder leidet unter einem gewissen Maß an Selbstverachtung, aber die Unterschicht erlebt dies so stark, dass es dazu beiträgt, eine der weltweit höchsten Kriminalitätsraten, den Zerfall von Familien und vielleicht das geringste Maß an gegenseitigem Vertrauen zu schaffen. Wenn wir sehen, wie sich die Aggression unter den Unterdrückten eher gegen Mitopfer als gegen den Unterdrücker richtet – wenn wir die unkontrollierbare Wut vieler schwarzer Amerikaner miterleben –, beginnen wir, die Auswirkungen des geschlossenen Systems zu verstehen, in das wir sie eingesperrt haben: das Ghetto oder die Sklaverei hier und jetzt.



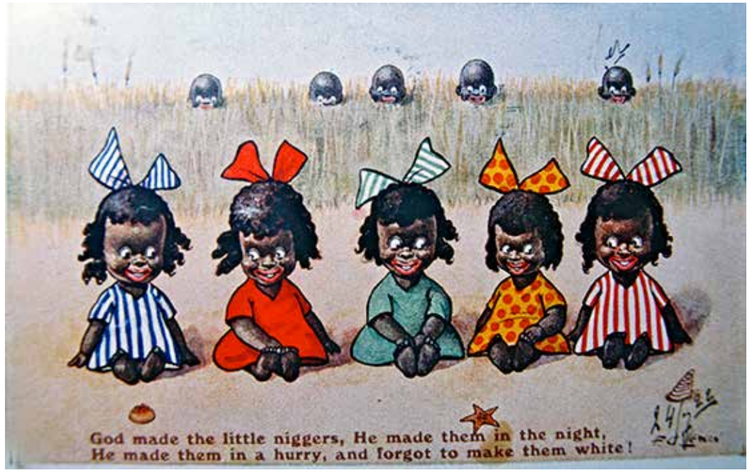
1996 - Selma, AL

Das bleibende Zeichen der Unterdrückung: Wie sie das Leben der Ausgegrenzten prägt

„Das schlimmste Verbrechen, das die Weißen je begangen haben, war, uns beizubringen, uns selbst zu hassen." – Malcolm X

„Keine andere Gruppe hat ihren Selbsthass so sehr verinnerlicht wie die Schwarzen. Es wäre schwierig, andere Gruppen zu finden, die sich ähnlich verhalten, indem ihre angesehensten Mitglieder die ärmsten Mitglieder beschimpfen." – Michael Eric Dyson

„Es liegt in der menschlichen Natur, den zu hassen, dem man selbst Schaden zugefügt hat." – Tacitus



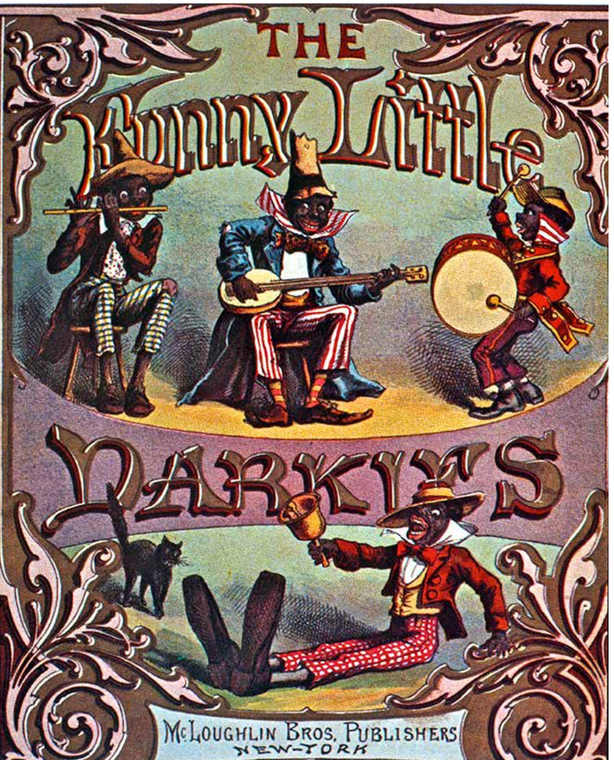


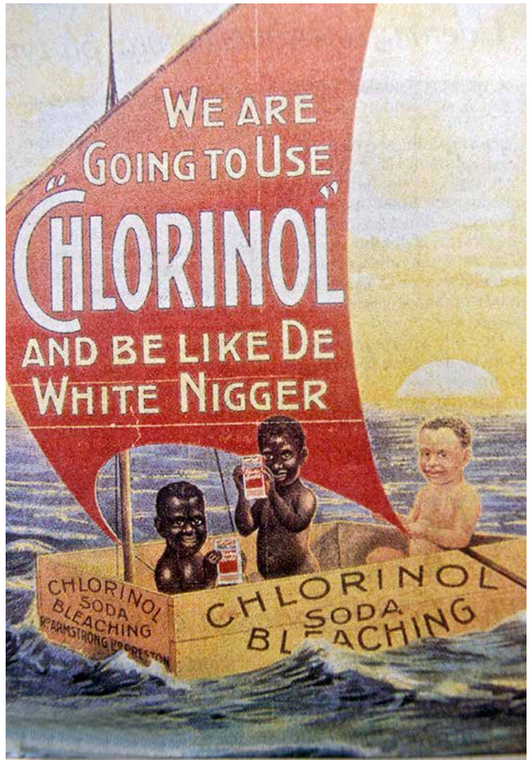
1974 - NYC



1974 - NYC

1992 - NYC - Rechts 1974 - Liberty City, FL

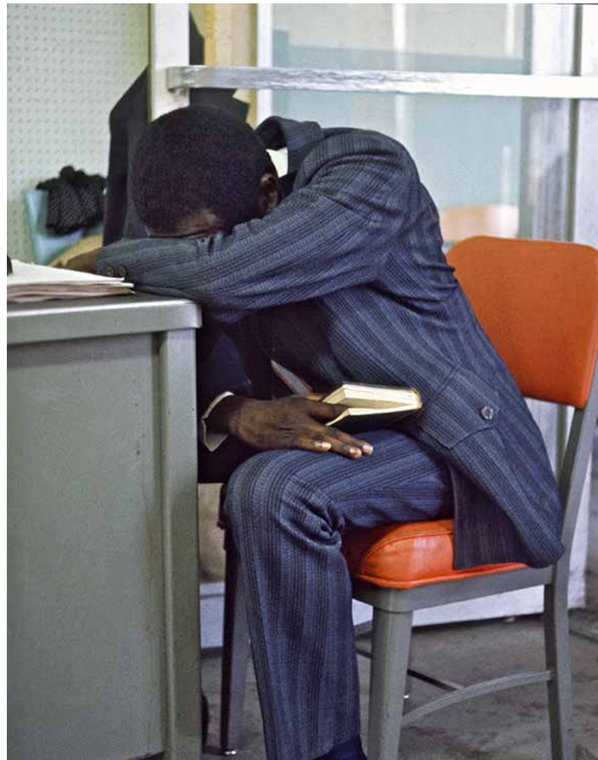






Bruder, was für einen Preis habe ich gezahlt!
Du hast mir meine Geschichte gestohlen,
hast meine Kultur zerstört,
hast mir die Zunge abgeschnitten, damit ich nicht mehr kommunizieren kann.
Dann demütigst du mich, dann trennst du mich ab,
versteckst meine ganze Lebensweise
damit ich mich selbst hasse!

Brother, what a price I paid –
Lied von Jimmy Cliff – illustriert





Schwarze Statue Nationalmuseum





1989 - Virginia

„Wir müssen der Versuchung widerstehen, die negativen Bilder von uns selbst zu verinnerlichen, die auf uns projiziert werden."
– bell hooks

„Der Zweck des Rassismus ist es, zu entmenschlichen und zu erniedrigen, zu schmälern und zu zerstören."
– Roxane Gay

Bruder, was für einen Preis habe ich gezahlt!
Du hast mir meinen Namen genommen,
mich beschämt,
mich zur Schande gemacht
zum Gespött der Welt.
Du hast mich zur Schau gestellt, zum Spott
und zum Hohn,
doch deine Zeit ist gekommen
Also pass besser auf die Uhr auf!



1986 – Restaurants überall in den Südstaaten



1974 - Jacksonville, FL

2000 - NYC



2026 – Selbst der Präsident stellt den ehemaligen Präsidenten als Affen dar



1990 – gesehen an den Universitäten, an denen ich Vorträge hielt



1992 - NYC





Weißer Kolonialherr, getragen von Afrikanern



Weißer Mann mit schwarzem Chauffeur nach dem Besuch von „Les Misérables“ am Broadway, NY

Von den Küsten Afrikas, dem asiatischen Festland,
der Karibik und des Mississippi
Mittel- und Südamerika.
Zuerst erniedrigst du,
dann trennt man,
verbergt ihr meine gesamte Lebensweise
damit ich mich selbst hasse.
Bruder, was für einen Preis habe ich gezahlt!
Schwester, was für einen Preis habe ich gezahlt!
Mutter, welchen Preis habe ich gezahlt!







1973 - Philadelphia, PA - unten 1997 - NYC

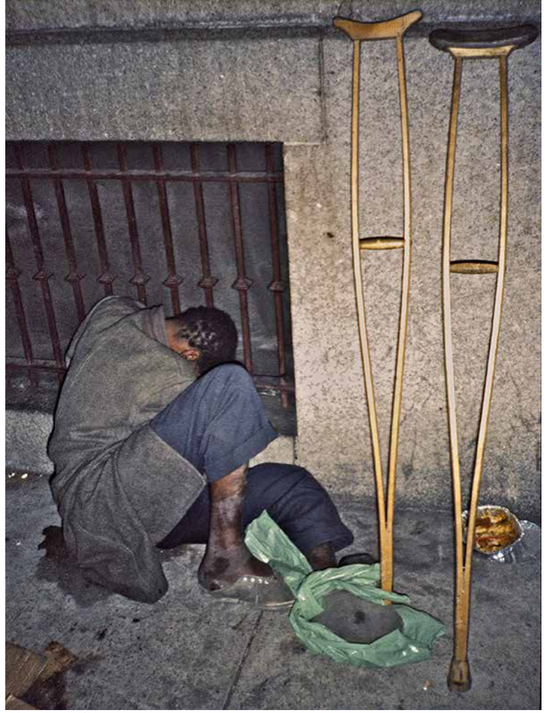




1973 - New Orleans und 1973 - Natzhez, MS







1975 - NYC



1973 - NYC

Links 1973 - Baltimore - Unten 1973 - NYC

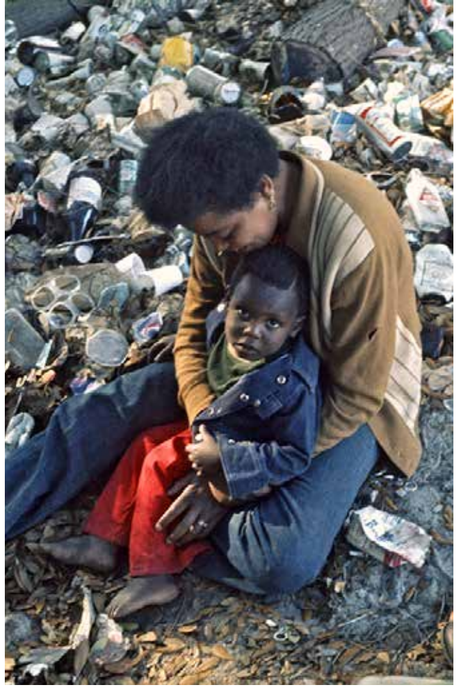


Wie schwarze Einwanderer das Erbe der Sklaverei überwinden

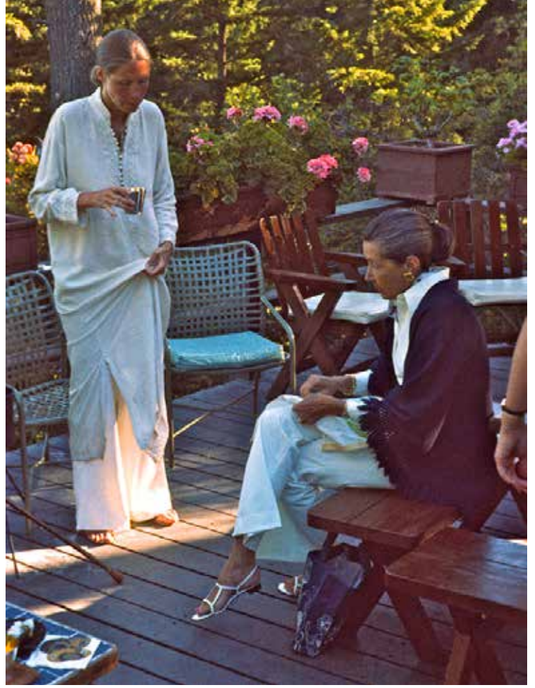
„Es gibt ein gewisses Gefühl des Stolzes bei den Schwarzen aus Westindien, das meiner Meinung nach aus unserer Geschichte des Widerstands gegen den Kolonialismus stammt. Wir waren nie Sklaven in demselben Sinne, wie es die amerikanischen Schwarzen waren.“ – Michael Eric Dyson
„Ich kam aus einem Land, in dem Hautfarbe kein Thema war; ich sah mich selbst nicht als Schwarze und wurde erst schwarz, als ich nach Amerika kam.“ – Chimamanda Ngozi Adichie, Americanah

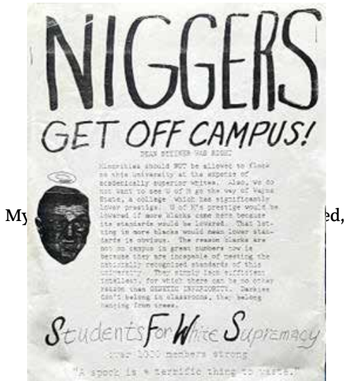
Während meiner Reise durch das Land, in dem am lautesten von sozialem Aufstieg gesprochen wird, blieb das Fortbestehen eines geschlossenen Systems für mich ein Paradoxon.
Ich konnte die Erklärung der „Minderwertigkeit“ der Schwarzen nie akzeptieren – diese alte Lüge, die Weiße tief in ihrem Herzen tragen: „Unsere Vorfahren kamen bettelarm hierher und haben es geschafft. Warum können sie das nicht?“

Ein Schleier hob sich, als ich zwei solche „arme Einwanderer“ traf: Lidy Manselles aus Haiti und Mrs. Pabst aus Russland. Es ist kein Zufall, dass Lidy meine erste schwarze Freundin wurde. Zunächst schienen mir in Amerika geborene schwarze Frauen unnahbar, hinter einer unsichtbaren Barriere eingeschlossen, während Lidy aus einer anderen – freieren – Welt stammte.
Ich verstand diesen Unterschied an dem Tag, als wir in Harlem mit einem Alkoholiker vor einer Haustür sprachen. Plötzlich platzte Lidy heraus: „Warum suchst du dir keinen Job?“ Ihre Verachtung beendete das Gespräch. Später sagte sie: „Ich hasse sie. Ich hasse diese faulen Tiere.“ Ich spürte sofort, dass dies ein Konflikt war, der tiefer ging als die Nationalität: die Verachtung einer freien Kultur gegenüber einer abgeschotteten Sklavenkultur. Mit ihrer tiefschwarzen Hautfarbe und ihrem katholischen Glauben verkörperte Lidy die „weiße protestantische Arbeitsmoral“ weitaus mehr als viele gebürtige Amerikaner. Durch sie fand ich Zugang zur geschlossenen westindischen Gemeinschaft in Brooklyn. Wie frühere Einwanderer, die ohne Ketten ankamen, arbeiteten sie unermüdlich, sparten Geld, schätzten Bildung, kauften Häuser und sprachen endlos über die starke Familie. Als entschiedene Gegner der Sozialhilfe – im Gegensatz zu den umliegenden schwarzen Gemeinden, in denen 40 % Sozialhilfe bezogen – waren ihre Viertel ebenso sauber und gegenüber einheimischen Schwarzen ebenso voreingenommen wie italienische oder irische Stadtteile.
Innerhalb einer Generation erreichte ihr Einkommen 94 % des amerikanischen Durchschnitts – selbst unter Einbeziehung der neuen, ärmeren Zuwanderer. Da 1 % der Bevölkerung über 30 % des Vermögens besitzt, geht es den westindischen Einwanderern besser als den meisten Weißen, obwohl sie aus ärmeren und weniger gebildeten Ländern stammen. Im Gegensatz dazu verdienen gebürtige Schwarze nur 61 % des Einkommens der Weißen.
Präsident Johnsons Reformen verschafften ihnen ein Tempo des Fortschritts, das ihnen in 500 Jahren Gleichberechtigung hätte bringen können, doch unter Nixon, Reagan, Bush und Trump rutschten sie wieder zurück. Bis in die 1960er Jahre waren ein Drittel aller schwarzen Akademiker tatsächlich Einwanderer. An vielen Eliteuniversitäten machen ihre Nachkommen bis zu 85 % der schwarzen Studierenden aus, obwohl sie nur 6 % der schwarzen Bevölkerung Amerikas ausmachen.
Warum also schaffen es nicht mehr in den USA geborene Schwarze nach Harvard oder Yale? Die Tatsache, dass diese winzigen Inseln – ärmer und mit weniger Ressourcen – so viel Talent hervorbringen, offenbart das Ausmaß des amerikanischen Rassismus.
Ihre historische Sklaverei war ebenso grausam wie die Amerikas; sie stammen aus denselben afrikanischen Stämmen. Warum also sind schwarze Einwanderer fast doppelt so erfolgreich?
Ich sah oft weiße amerikanische Touristen, die sich in Westindien mit Schwarzen anfreundeten, die sie als „stolz und unabhängig“ empfanden, obwohl sie zu Hause unter ihren eigenen „gebrochenen“ und „abhängigen“ Schwarzen keine Freunde hatten.
Während Angst und Hass die Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen in den USA noch immer prägten, waren Lynchmorde, Kreuzverbrennungen und Rassenunruhen sowie Selbstverteidigungsgruppen wie die NAACP und die Black Panthers in Brasilien völlig unbekannt.


1974 - Apopka, FL


1975 – Palo Alto, CA, auf der Bergranch der Familie Pabst





1989 – Plakate, die ich eines Morgens an den Wänden einer Ivy-League-Universität sah

Meine Erklärung lautet, dass sich die Weißen nach dem Ende der Sklaverei aus der Karibik zurückzogen und eine Gesellschaft hinterließen, in der Schwarze ihre Würde wiederaufbauen, Vorbilder unter ihresgleichen finden und das durch die Sklaverei erschütterte Selbstvertrauen wiederherstellen konnten.
In den USA hingegen leben Schwarze weiterhin neben einer weißen Mehrheit, deren Macht, zu definieren und zu dominieren, oft ihr Selbstwertgefühl untergräbt. Ohne einen starken Glauben an sich selbst können viele schwarze Eltern ihre Kinder nicht mit derselben Überzeugung beruhigen wie westindische oder jüdische Eltern: „Ja, mein Kind, es gibt hier Rassismus – aber du kannst es trotzdem schaffen, wenn du doppelt so hart arbeitest.“
Die Initiative und der Einfallsreichtum schwarzer Einwanderer werden nicht dadurch zerstört, dass sie täglich mit dem strukturellen Rassismus konfrontiert sind, der für viele im Land geborene Schwarze so schädlich ist.
Die psychische Widerstandsfähigkeit schwarzer Einwanderer ermöglicht es ihnen, sich zu entfalten, so wie es europäische Juden oft trotz des Antisemitismus taten.
Es überrascht nicht, dass meine einheimischen schwarzen Freunde in Hartford Westinder als „Draufgänger“ oder „schwarze Juden“ bezeichnen. Ihre aufrichtige Bewunderung würdigt die geistige Freiheit, die schwarze Einwanderer oft mitbringen.
Mrs. Pabst kam, wie Lidy, ebenfalls mittellos, aber nicht gebrochen an. Obwohl sie in der Russischen Revolution alles verloren hatte, behielt sie ihre Akkulturation der Oberschicht bei – genug, um wieder in eine wohlhabende Familie einzuheiraten (Pabst Brewing Company), wie viele der in den USA in Reichtum geborenen Angehörigen des obersten Prozents. Ihre Familie besitzt heute mehrere Villen auf der ganzen Welt, und ich wohnte einmal bei ihnen auf einer 3-Millionen-Dollar-Farm in Kalifornien.
Ich mochte Mrs. Pabst, da sie sich intensiv für Kunst und Kultur interessierte. In der Hoffnung, sie könnte mir beim Kauf von Film helfen, zeigte ich ihr meine Fotos – darunter diesen kleinen Jungen in einem schlammigen Graben. Seine Welt könnte nicht weiter von der ihrer Enkelin entfernt sein, die von einer Dienstmagd bedient wird. Ohne das Pabst-Etikett auf den Bierdosen würde man kaum vermuten, dass diese Leben zur selben Gesellschaft gehören und dass ihre Leben in irgendeiner Weise miteinander verbunden sind.
Doch als Mrs. Pabst meine Bilder von Menschen sah, die von Apathie und Alkoholismus besiegt waren, explodierte sie: „Ich hasse sie! Ich hasse diese faulen Tiere! Warum wollen sie nicht arbeiten?“
Doch woher stammt das Gold in ihren Ohren wirklich –
und warum gibt es keine Arbeit für diejenigen, die sie „Tiere“ nennt?

Immer die Letzten, die eingestellt werden

„‚Zuletzt eingestellt, zuerst entlassen' geht nicht nur um Jobs; es geht um eine bestimmte Sichtweise auf Schwarze Menschen. Es geht um die Vorstellung, dass wir weniger fähig, weniger wertvoll und weniger verdient sind. Es geht um ein System, das von Anfang an gegen uns gerichtet ist." – Ta-Nehisi Coates



1972 - Chicago

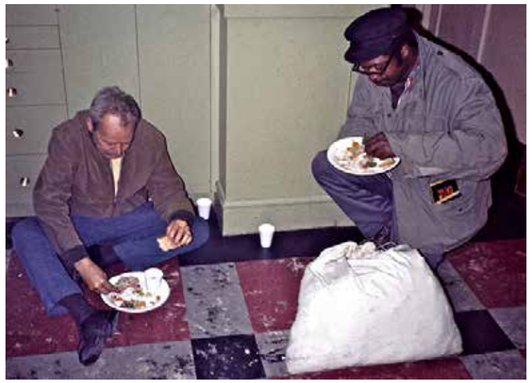


1975 - San Francisco

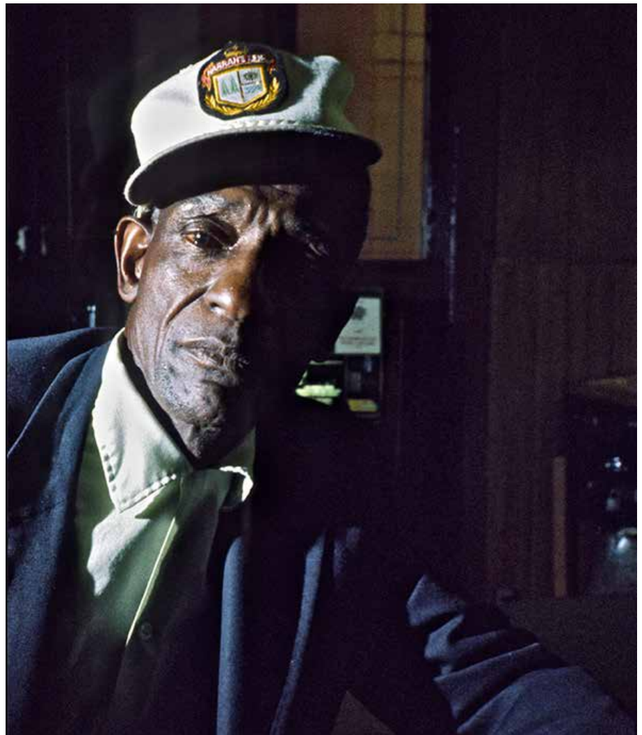


1975 - San Francisco

Sing ein Lied von traurigen jungen Männern,
die Gläser voller Roggenwhiskey.
Wieder sind nur schlechte Nachrichten
verabschiede dich von deinen Träumen.
All die traurigen jungen Männer
sitzen in den Bars
trinken die Nacht weg
und verpassen all die Sterne.
All die traurigen jungen Männer
die durch die Stadt treiben
trinken die Nacht durch
und versuchen, nicht die Stirn zu runzeln.
All die traurigen jungen Männer,
die in der Kälte singen
versuchen zu vergessen,
dass sie alt werden.
All die traurigen jungen Männer
ersticken an ihrer Jugend,
die versuchen, fröhlich zu sein
und vor der Wahrheit davonlaufen.
Der Herbst färbt die Blätter gold
langsam stirbt das Herz.
Traurige junge Männer
werden alt,
das ist das Grausamste daran.
Ein unglückseliger Mond
strahlt für einen traurigen jungen Mann,
lass dein sanftes Licht
sie alle wieder leiten.
All die traurigen, traurigen, traurigen jungen Männer.



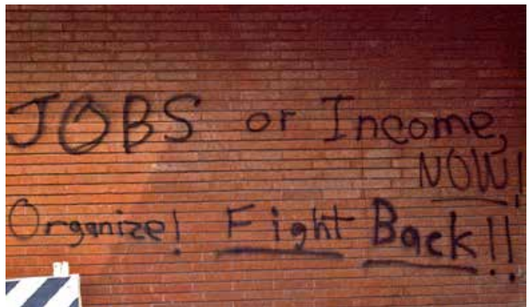
1975 - San Francisco



1975 - San Francisco



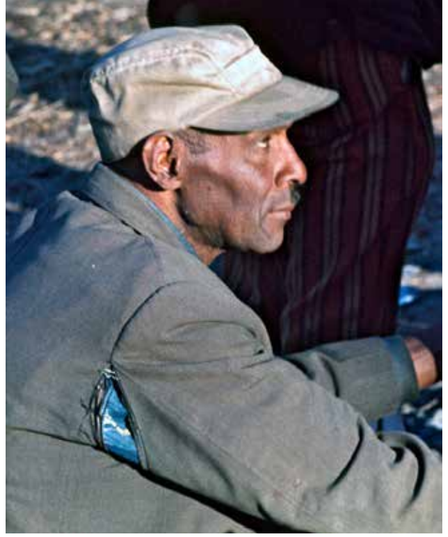
1973 - New Orleans



Sad Young Men – Lied von Roberta Flack – illustriert



1975 - San Francisco

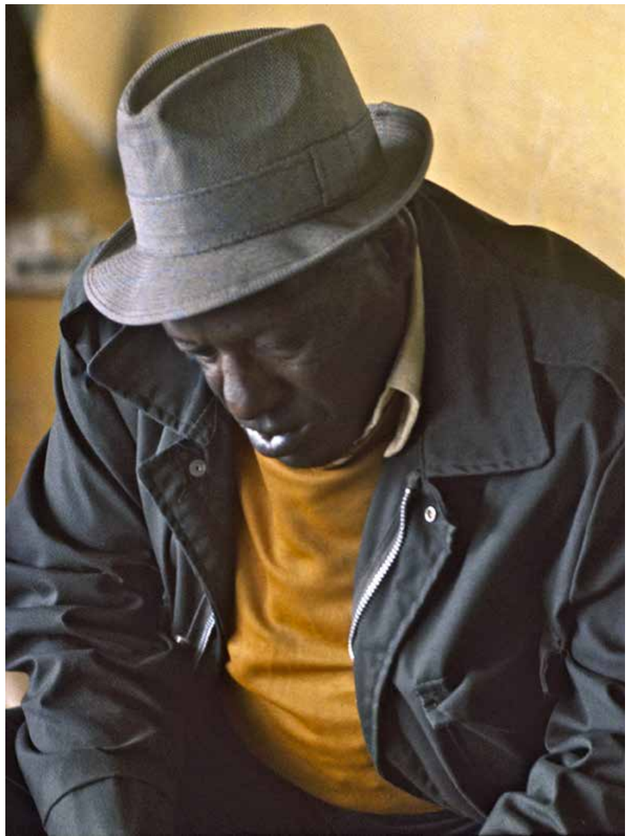




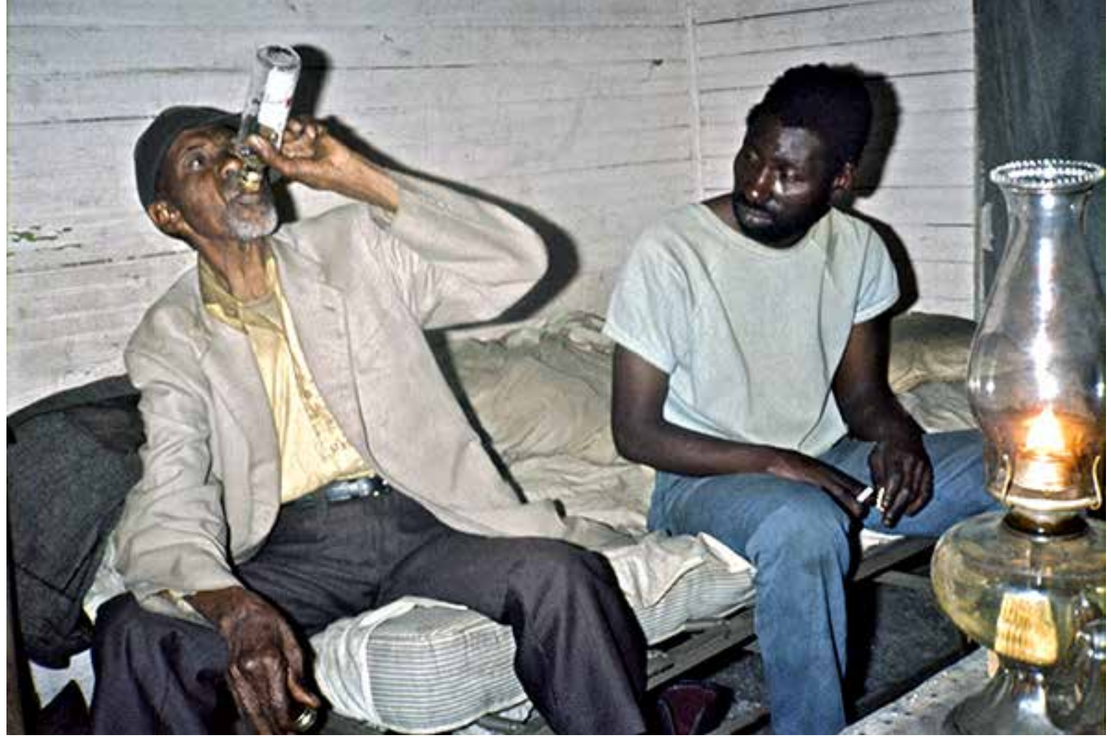
Alle aus 1974 - Raleigh, NC

Beiden 1975 - Seattle, WA





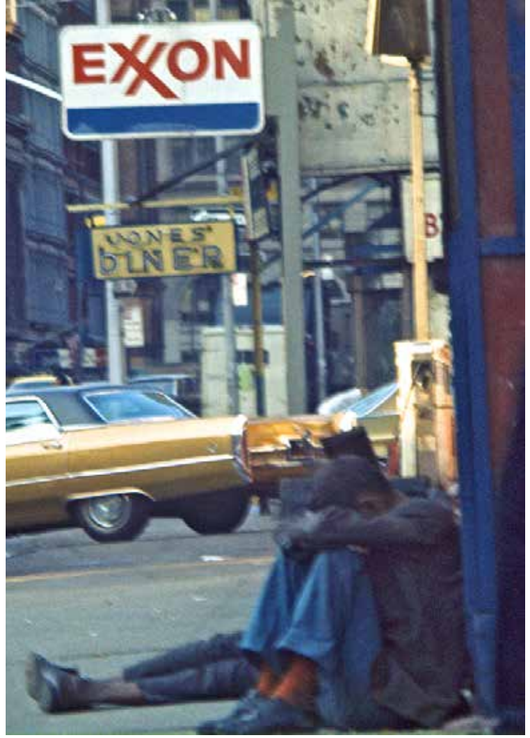




1974 – Washington, NC – die Geschichte hinter dem Bild auf Seite 110



1974 - Buckhannon, WV - Jay Rockefeller



1969 – Meine Kampagne zum Boykott von ESSO

Per Anhalter vom eisigen Vorurteil zur Wärme des Verständnisses

„Die Reichen unterscheiden sich von uns, weil sie mehr Geld haben, aber sie haben uns als Klasse überlistet. Sie haben uns auf jedem Schritt überlistet, und wir haben es zugelassen. Wir haben zugelassen, dass sie unsere Politiker kaufen und uns erzählen, dass ihre Interessen unsere Interessen sind."
– Ta-Nehisi Coates

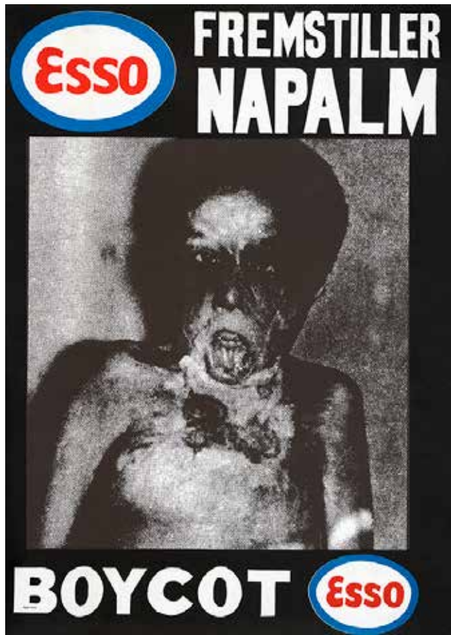
Ich werde oft gefragt, wie es dazu kam, dass ich bei den Rockefellers wohnte – und warum. Hier ist die Geschichte.
An einem Frühlingsmorgen im Jahr 1974 verließ ich Washington, D.C., mit der Absicht, arme Bergleute in West Virginia zu besuchen. Da es warm war, machte ich mich in Hemdsärmeln auf den Weg, ohne zu wissen, dass der Frühling in den Bergen erst drei Wochen später Einzug hält. Bald geriet ich an der Kreuzung der Route 50 und der Interstate 79 in einen Schneesturm.
Die Leute in den Bergen nehmen selten Anhalter mit – „nicht einmal meinen eigenen Sohn", sagte ein Mann. Und wenn sie jemanden ohne Mantel in einem Schneesturm sehen, nehmen die meisten Fahrer an, man sei ein entflohener Sträfling. Ich stand den ganzen Tag dort, zu durchgefroren, um den Daumen hochzustrecken.

Doch je mehr ich litt, desto sicherer wurde ich mir, dass etwas Außergewöhnliches passieren würde. Als Vagabund hatte ich einen fast religiösen Glauben an das Leiden entwickelt – dass man nur durch Leiden in den Himmel gelangt und dass diese Überzeugung selbst die Berge oder kalten Herzen um einen herum zum Schmelzen bringen kann. Nach Einbruch der Dunkelheit brachte mir mein Schild, das mich als Däne auswies, endlich eine Mitfahrgelegenheit bei zwei Anwälten ein. Einer lud mich ein, die Nacht in Charleston zu verbringen. Angenehm genug – wenn auch kaum der „Himmel".

Eine halbe Stunde später auf der Interstate sagte einer: „Da drüben liegt Buckhannon, wo Rockefeller wohnt ..." und sofort verstand ich, warum ich den ganzen Tag gefroren hatte. Ich bat sie, mich aussteigen zu lassen. Dann machte ich mich auf den 13-Meilen-Marsch entlang einer verlassenen Bergstraße – immer noch im Sturm, immer noch im Hemd. In der Stadt fragte ich nach dem Weg. Er war Präsident des West Virginia Wesleyan College, und bald fand ich sein Haus in der Pocahontas Street.

Um diesen Moment zu erklären, muss ich auf meine Proteste gegen den Vietnamkrieg zurückkommen. Empört über Amerikas Einsatz von Napalm – das Tausende, darunter auch Kinder, verbrennte – entwarf ich auf eigene Kosten ein Plakat: ESSO macht Napalm. Ich klebte es überall in Kopenhagen auf, oft von der Polizei verfolgt.
In einer eiskalten Dezembernacht entkam ich ihnen, indem ich auf einen hohen Baum kletterte. Zwei amüsierte Polizisten parkten unter mir: „Du kannst die ganze Nacht dort oben sitzen und frieren, während wir uns warm halten und Kaffee trinken." Ich weigerte mich herunterzukommen, und am Morgen gaben sie auf. sso musste Arbeiter anheuern, um das Logo überall zu übermalen, um den sich ausbreitenden Boykott ihrer Tankstellen zu stoppen.

Dieser Boykott lehrte mich nicht nur die Macht der Werbung – meine erste „Werbung" –, sondern erfüllte mich auch mit einem lebhaften Hass auf das Monster hinter Esso: die Rockefellers.
Ich erfuhr, dass sie 1914 in Colorado die Ermordung von 51 streikenden Männern, Frauen und Kindern angeordnet hatten und mit Hilfe der CIA Regierungen gestürzt hatten, unter anderem im Iran, wo sie den folternden Schah einsetzten, um zu verhindern, dass der Iran seine Ölquellen verstaatlichte.
Als ich also die Pocahontas Street erreichte – frierend, wütend und erfüllt von einem Déjà-vu aus jener eiskalten Nacht im Baum –, fühlte ich mich berechtigt, dem Monster selbst gegenüberzutreten.
Und ich klopfte an die Tür.



Ist das Trauma der Oberschicht nur ein Echo des Traumas der Unterschicht?

„Bleivergiftung ist eine Form von Umweltrassismus. Sie ist ein stiller Killer, der schwarze Kinder überproportional trifft." – Majora Carter

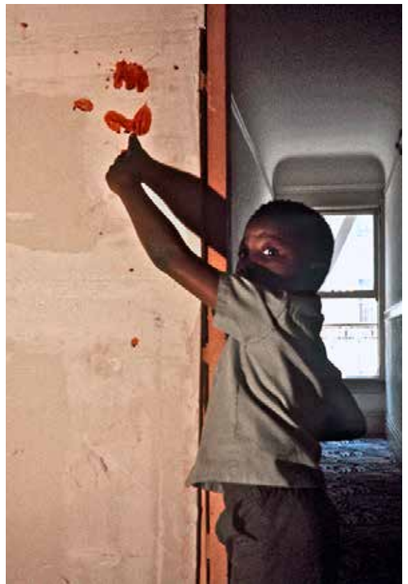
Es passiert immer, wenn ich mich mit den Monstern in meinem Kopf einlasse: Eine schöne junge Frau öffnete die Tür. Ich nahm an, sie sei eine von vielen Bediensteten, und fragte ganz selbstverständlich – schließlich hatte ich ein Recht, dort zu sein: „Darf ich Herrn Rockefeller sprechen?"
Sie sagte, er sei nicht zu Hause, aber ich könne hereinkommen und warten.
Obwohl ich selbst wie eine Art Monster aussah – ein Schneemonster –, dachte sie wahrscheinlich, ich sei ein Student seiner Universität. Sie reichte mir Handtücher, damit ich mich abtrocknen konnte, und fragte, ob ich Hunger hätte. Wenn ja, würde sie anfangen zu kochen, da sie nicht wüsste, wann ihr „Ehemann" nach Hause käme.
Ehemann? dachte ich. Alle hasserfüllten Karikaturen, die ich von „Rockefeller" verinnerlicht hatte, zeigten alte Männer, besonders nach Nelson Rockefellers Massaker in Attica, bei dem Gefangene, die Reformen forderten, getötet wurden. Ich war bei der Beerdigung gewesen und kannte einige der verwitweten schwarzen Frauen (Seite 406). Aber Sharon Rockefeller, wie sie genannt wurde, war fast in meinem Alter, und ihr Mann, Jay, nur zehn Jahre älter.
Während sie kochte, spielte ich mit ihrer entzückenden dreijährigen Tochter Valerie. Als Sharon sah, wie gut wir uns verstanden, schlug sie vor, dass ich vielleicht bleiben und auf sie aufpassen könnte; sie würde in ein paar Tagen nach Europa reisen und hatte noch keine Babysitterin gefunden.
Wenig später kam eine Freundin der Familie vorbei. Während wir uns unterhielten, flüsterte sie mir zu, dass Valerie nach Sharons Zwillingsschwester benannt worden sei, die ermordet worden war. „Ermordet? Wie?", fragte ich ungläubig. Ich war an Morde in den unteren Schichten gewöhnt, nicht unter den Reichen. Nachdem Sharon (geb. Percy) und Valerie das College abgeschlossen hatten, hatte sich die Familie in ihrer Villa am See außerhalb von Chicago versammelt. Sharon ging zu ihrer Schwester, um ihr Gute Nacht zu sagen, und am nächsten Morgen wurde ihre eineiige Zwillingsschwester geschlagen und erstochen aufgefunden. Der Fall wurde nie aufgeklärt. Er hinterließ bei Sharon ein Trauma und warf einen dunklen Schatten auf die Familie, der sich nie ganz auflöste.
Damals überraschte es mich nicht, dass Sharon mir so schnell vertraute; das taten die Leute meistens. Aber im Laufe der Jahre habe ich über ihren Mut nachgedacht. Wie viele Frauen würden so kurz nach dem Mord an ihrer geliebten Schwester durch einen Eindringling einen Fremden, der aussah wie Charles Manson, in ihr Haus einladen?
Als Jay Rockefeller schließlich nach Hause kam, verlor ich mein Herz an diese warmherzige Familie. Da ich in ein Gespräch mit Sharon vertieft war, nahm er an, ich sei ihr Freund, und fragte nie, warum ich dort war – genauso, wie ich es selbst vergessen hatte.
Wenn ich erwartet hatte, einem Monster zu begegnen, war das meine eigene Projektion. Zu meiner Überraschung und Freude waren wir uns in fast allem einig. Er lehnte den Vietnamkrieg ab und kritisierte später den Kriegshelden John McCain dafür, dass er Napalm auf Zivilisten abgeworfen hatte.
Nach dem College war er denselben Weg gegangen wie ich und hatte mit armen Bergarbeitern gearbeitet, die in Hütten lebten, wie ich sie fotografiert hatte. Durch das von JFK ins Leben gerufene VISTA-Programm kämpfte er für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und ließ sie nie im Stich – zuerst als Gouverneur, später als Senator. Ich spürte sofort, dass er „mein Mann" war.
Nachdem wir einige Flaschen getrunken hatten und er echtes Interesse an meinen Fotos gezeigt hatte, erzählte ich ihm, dass ich vergeblich versucht hatte, Unterstützung für eine professionelle Nikon-Kamera und Film zu bekommen. Ich werde seine Antwort nie vergessen: „Sprichst du mit mir als Person oder mit der Stiftung? Komm morgen in mein Büro und zeig mir deinen Förderantrag." Ich konnte kaum schlafen. Zum ersten Mal verspürte ich echte Hoffnung – und sei es nur für das Geld für die Babysitter- .
Doch als ich den Antrag durchging, den ich immer bei mir trug, sah ich einen Satz über „das brutale Massaker des Rockefeller-Clans an 41 Gefangenen in Attica".
Ich hatte vergessen, dass das dort stand.
Nach der Herzlichkeit und dem Vertrauen, das mir entgegengebracht worden war, brachte ich es nicht über mich, an seine Tür zu klopfen. Stattdessen kehrte ich um und setzte meine Wanderschaft fort, wobei ich mich auf den alten Rockefeller-Slogan berief: weder „einen Cent für die Bank noch einen Penny zum Ausgeben".
Wütend auf mich selbst wegen meiner Vorurteile formulierte ich eine neue Erkenntnis: Das Syndrom der Unterschicht mit Mord und Alkoholismus spiegelt das der herrschenden Klasse wider. Der Teil mit dem Alkoholismus bezog sich auf andere Familien der Oberschicht, die ich gekannt hatte, nicht auf diese, die mir solche Großzügigkeit entgegengebracht hatte.

Zwei Tage später wohnte ich bei einer Frau in einer Hütte direkt neben einer Exxon-Raffinerie. Abgesehen von meiner Hassliebe zum Exxon-Logo gab es noch einen weiteren Grund, warum ich dort gelandet war.
Während meines ersten Jahres in Amerika unterzeichnete Nixon den National Environmental Policy Act, um Blei aus dem Benzin zu verbannen. Bleihaltiges Benzin, das von Standard Oil wegen seiner „Antiklopf"-Wirkung eingeführt worden war, war von Exxon vehement verteidigt worden.
Kurz bevor ich in Jays und Sharons Haus gegen meine eigene „Anti-Klopfen"-Vagabundenregel verstieß, hatte ich von neuen Studien über die verheerenden Auswirkungen von Blei auf Kinder gehört. Ich dachte an all die schwarzen Kinder, die in Ghetto-Häusern in der Nähe von Autobahnen aufwuchsen (Seite 299). Das half zu erklären, warum Gewalt und Mord etwa zwanzig Jahre nach der Verbreitung von verbleitem Benzin stark zunahmen. (Dieser Junge zeigte mir das Blut eines Familienmitglieds, das gerade ermordet worden war.) Blei spielt auch eine wichtige Rolle bei Lernstörungen, was erklärt, warum viele weiße Kinder, wie Valerie, in der Schule besser abschnitten.
Siebzehn Jahre später, nach einer Vorführung in Stanford, bat mich eine weiße Frau um ein vertrauliches Gespräch. „Ich komme in Ihrem Buch vor", sagte sie verärgert. Ich war verwirrt – darin kamen kaum Weiße vor. Dann wurde mir klar, dass sie Valerie Rockefeller war. „Letztes Jahr erzählte mir meine Mitbewohnerin, Sie hätten meinen Vater als alkoholkranken Massenmörder dargestellt", sagte sie.
„Ich war wütend. Aber jetzt, wo ich die Show gesehen habe, möchte ich Sie herzlich umarmen." Sie reichte mir ihre Visitenkarte. „Wenn Sie jemals Hilfe brauchen, rufen Sie mich an." Wieder überkam mich ein Schuldgefühl, weil ich nicht klar genug zwischen Exxon – dem Symbol – und der Familie, die mich aufgenommen hatte, unterschieden hatte. Später stieß ich bei drei weiteren Rockefeller-Kindern auf dieselbe Reaktion; sie fragten mich sogar um Rat, wie man den Armen am besten helfen könne. So überraschte es mich nicht, als Valerie, deren schweres Gepäck sowohl negative als auch positive Aspekte hatte, Sonderpädagogin in East Harlem für Jugendliche mit Lern- und emotionalen Behinderungen wurde. Ich konnte eine Linie von unserem ersten Treffen bis zu ihrem Engagement als Erwachsene ziehen. Vor allem prägte sie das langjährige soziale Engagement ihrer Eltern. Wie bei dem vererbten Trauma schwarzer Kinder fragte ich mich, ob sie auch etwas von dem ihrer Mutter mit sich trug – aber ich habe nie danach gefragt.

Als wir 2023, nun als Leiterin der Rockefeller Foundation, wieder miteinander sprachen, war ich – wie schon bei ihrem Vater – erstaunt, wie sehr wir uns einig waren. „Ich beurteile Menschen mit Geld immer noch äußerst kritisch", schrieb sie. Sie engagiert sich auch aktiv in den Bemühungen der Rockefeller-Familie, ExxonMobils Leugnung des Klimawandels entgegenzutreten. „Als Nachkommen", sagt Valerie, „haben wir eine zusätzliche Verantwortung, den Klimawandel zu bekämpfen."



1974 - Valerie Rockefeller



Ein Junge zeigt, wo ein Familienmitglied ermordet wurde – 1975, San Francisco



Rechts Sharon Rockefeller mit Valerie im Jahr 1974

1974 – Charleston, SC

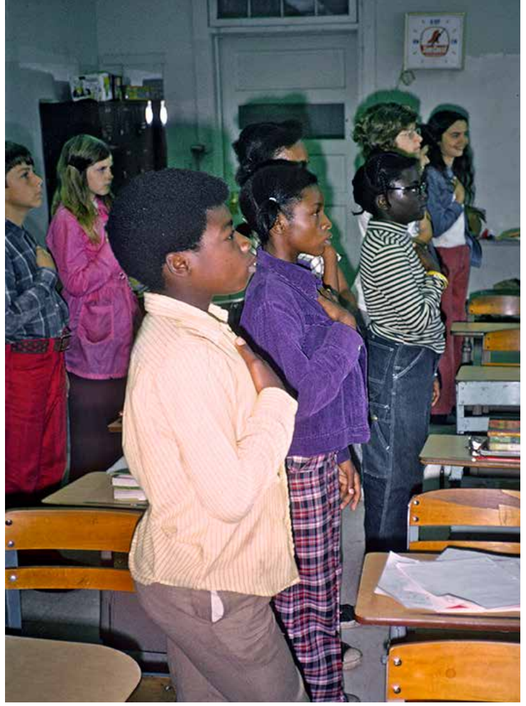




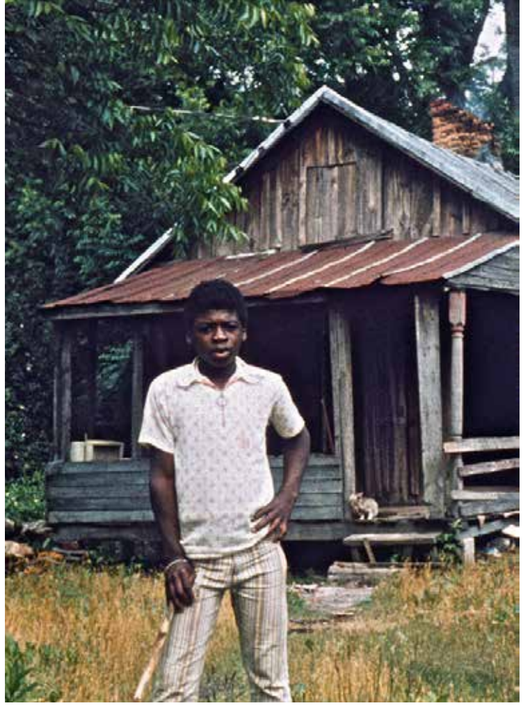
1974 - Washington, NC



1974 - Washington, NC



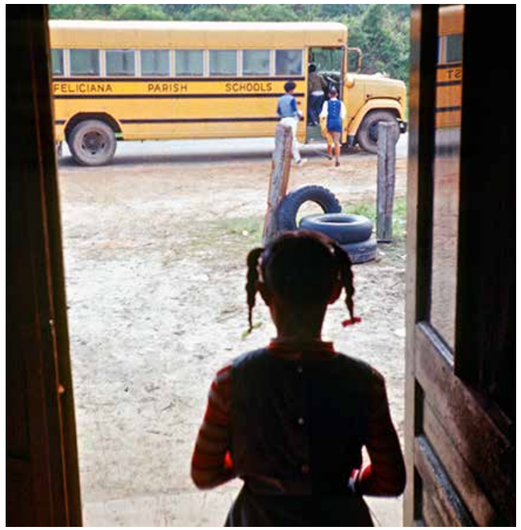
1974 – Washington, NC. Robert in der Schule



1974 – Washington, NC. Robert zu Hause



1974 - Jersey City, NJ



1973 - Tunica, LA

Getrennt und ungleich: Die falsche Bildung in Schwarz und Weiß

„Bildung ist Indoktrination, wenn man weiß ist – Unterwerfung, wenn man schwarz ist.“ – James Baldwin

Die Integration schwarzer und weißer Schulkinder war einer der größten Erfolge des Bürgerrechtskampfes. Dennoch vermieden es viele wohlhabende Liberale, ihre eigenen Kinder an integrierten Schulen unterrichten zu lassen, was dazu beitrug, den Prozess zu sabotieren und den Groll unter armen Weißen zu schüren, die sich Privatschulen nicht leisten konnten.

Die Zustände an amerikanischen Schulen zu sehen, war vielleicht der schockierendste Teil meiner Reise. Ich hatte noch nie so viele Gehirnwäsche-Slogans gehört – „Männer schätzen Freiheit über alles“ –, gepaart mit einer fast vollständigen Ausblendung der Geschichte der Schwarzen. Heute verbieten manche Schulen sogar Bücher von schwarzen Autor*innen wie Toni Morrison oder Bücher, die einfach nur „kritisches Denken“ lehren. Diese totalitäre Uniformität, die unabhängiges Denken ersetzt, spiegelt sich im täglichen „Treueeid“ auf „eine Nation, unter Gott, unteilbar, mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle“ wider. Die Ideale des Eids – „ “ – stehen in schmerzlichem Kontrast zu der fast schon sklavereiähnlichen Situation, die schwarzen Kindern in den heruntergekommenen Ghetto-Schulen mit Sperrholzfenstern auferlegt wird, die ich gesehen habe. Theoretisch gewähren wir Robert, den wir hier beim Treueeid in Washington, North Carolina, sehen, gerne „Freiheit und Gerechtigkeit“ – nur damit er nach Hause in seine Hütte geht, in der es mehr Ratten als Bücher gibt. Zumindest hilft das Verhängen der Sternenbanner-Flagge vor den Fenstern dabei, die Kälte – und den amerikanischen Traum – draußen zu halten.



1974 - Washington, NC



1972 - Canarsie, NY



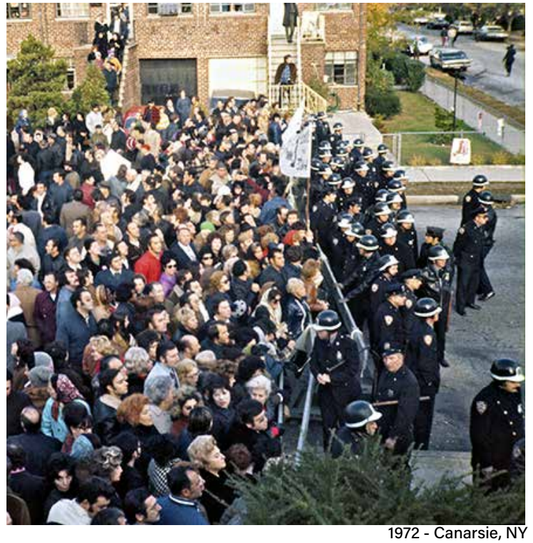
1972 - Canarsie, NY



1972 - NYC



1973 - Louisville, KY



1972 - Canarsie, NY



1974 - South Boston

Die Gewalt der „White Flight“ gegen schwarze Kinder

„Das Schulsystem im Süden wurde eingerichtet, um den Mythos aufrechtzuerhalten, dass Schwarze den Weißen unterlegen seien. Das Schulsystem im Norden wurde eingerichtet, um den Mythos aufrechtzuerhalten, dass Schwarze nicht existierten.“
– James Baldwin

Ich sah gewalttätige Auseinandersetzungen im ganzen Land, bei denen schwarze Eltern, die versuchten, der erzwungenen Rassentrennung zu entkommen und ihren Kindern eine faire Bildung zu ermöglichen, mit Bussen in Schulen in weißen Vierteln gebracht wurden. Wenn Polizei und Soldaten die Kinder in jedem Bus eskortieren müssen und wütende, Steine werfende Weiße durch Barrikaden zurückgehalten werden müssen, um schwarze Kinder zu schützen, lehren wir sie an ihrem ersten Tag in der weißen Welt, dass der Ku-Klux-Klan im Herzen der Weißen lebt – wie ich damals fälschlicherweise schrieb. In meiner späteren Arbeit mit dem KKK, die ich in „ “ beschreibe, lernte ich eine grausame Ironie kennen: Die Kinder von Klanmitgliedern sind oft die einzigen Weißen in rein schwarzen Schulen, weil sie zu arm sind, um zu fliehen.
„Schwarze Schulen“ ist der Ausdruck, den viele dänische Eltern heute für Schulen mit überwiegend braunen Einwandererkindern verwenden – und für jene, vor denen sie selbst fliehen. Es ist dieselbe Generation, die als selbstgerechte Jugendliche in den 70er Jahren den amerikanischen Rassismus verurteilte, während sie meine Diashow ansah.

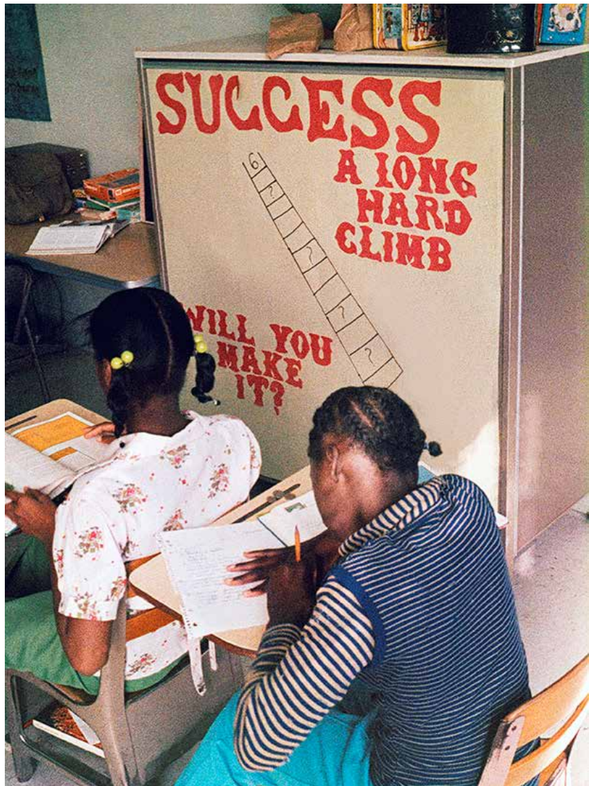


1974 - San Francisco



1972 - Canarsie, NY - 1974 - South Boston - Rechts 1974 - Washington, NC







1971 - East St Louis, IL - Unten 1974 - Jersey City, NJ



1989 - Harlem, NY



Wie Schulen schwarzen Kindern beibringen, sich selbst die Schuld zu geben und ihre Unterdrückung zu akzeptieren

„Das Bildungssystem in diesem Land – insbesondere für arme, schwarze Menschen – ist nicht darauf ausgelegt, dass ihr Erfolg habt. Es ist nicht darauf ausgelegt, dass ihr irgendetwas hinterfragt. Es ist nicht darauf ausgelegt, dass ihr das System in Frage stellt. Es ist darauf ausgelegt, euch im Zaum zu halten." – Angie Thomas, The Hate U Give

Das sind schwarze Schulkinder in einem amerikanischen Ghetto, die auf Band aufgenommen wurden, aber das Gespräch hätte genauso gut heute unter braunen Ghetto-Kindern in Europa aufgezeichnet werden können:

– Wir sollten mit Weißen befreundet sein, so wie Mary. Sie ist meine Freundin und sie ist weiß.
– Warte, bis du groß bist, dann ist sie nicht mehr auf dieser Welt!
– Woher weißt du, dass sie aus dieser Welt sein wird?
– Sie wird nicht aus dieser Welt sein, sondern aus diesem Land.
- Aus diesem Land oder aus diesem Ghetto?
- Aus diesem Land, aus dem Ghetto oder aus was auch immer …
- Sie wird trotzdem meine Freundin bleiben.
- Sie könnte sich gegen dich wenden. Sie könnten sie einer Gehirnwäsche unterziehen.
- Ein Weißer ist immer noch ein Mensch!
- Aber warum … warum behandeln sie einen Schwarzen, als wäre er ein Tier?
- Wir müssen etwas falsch gemacht haben!

Wenn Kindern ständig gesagt wird, dass sie nicht dazugehören, ist es nicht verwunderlich, dass viele Eltern aus den Ghettos gegen integrierten Schulunterricht sind, obwohl sie wissen, dass ihre eigenen Schulen sie im Stich lassen. In der eigenen Nachbarschaft benachteiligt zu sein, ist leichter zu ertragen als die Illusion, zu einer Mehrheitsgesellschaft zu gehören, die sie ebenfalls ablehnt. Selbst in integrierten Schulen brechen wir den Kindern, die wir ausgegrenzt haben, den Geist.

Das obige Interview mit Schulkindern – illustriert

Überall formen Lehrer ihre Schüler so, dass sie den Erwartungen entsprechen, die sie bereits an sie haben. Wenn Lehrern gesagt wird, dass eine zufällige Gruppe „potenzielle akademische Überflieger" sind, werden diese Kinder dank der besonderen Behandlung, die der Lehrer ihnen unbewusst zukommen lässt, diese Erwartung erfüllen.

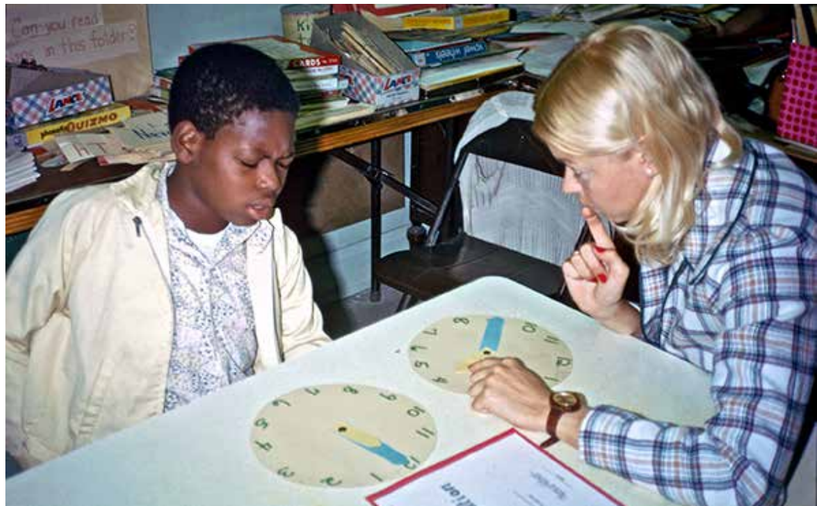
In einer Herr-Knecht-Gesellschaft erhält derjenige, von dem erwartet wird, der „Knecht" zu sein, somit eine minderwertige Bildung – wobei es kaum einen Unterschied macht, ob die Lehrer schwarz oder weiß sind, ob Segregation oder Integration herrscht.

Diese „unschuldige" Diskriminierung hat katastrophale Folgen, wo immer Schüler in „langsame" und „kluge" Gruppen eingeteilt werden, was die Klassenstruktur außerhalb der Schule widerspiegelt. Einmal ordnete ein Computerfehler alle „langsamen" Kinder der „klugen" Klasse zu und umgekehrt. Ein Jahr später verhielten sich die Langsamen wie Kluge und die Klugen wie Langsame – der Beginn der Ghettoisierung. Ich traf oft Lehrer und Schulleiter, die ihre Ghetto-Schüler als „Tiere" bezeichneten, bis zu dem Punkt, an dem ich sogar kleine Kinder sah, die sich selbst als Ratten betrachteten. Das habe ich persönlich in meiner dänischen Schule erlebt. Ich sprach einen ländlichen Dialekt, der für die Lehrer in der Stadt, wo man „korrektes" Dänisch sprach, „dumm" und „unartikuliert" klang.

Infolgedessen mieden sie mich unbewusst, und langsam wurde ich introvertiert, mit gelegentlichen Ausbrüchen „dummen" Verhaltens. Ich verlor die Lust am Lernen und schnitt weit schlechter ab als die anderen, bis ich schließlich die Schule abbrach und schließlich zu einem straßenklugen Vagabunden wurde.

Wäre ich zusätzlich zu meinem ADHS schwarz oder braun in einer rassistischen Gesellschaft gewesen, in der wir unbewusst versuchen, solche „Unbelehrbaren" aus dem Blickfeld zu halten, bis sie zu „Verhaltens-Unberührbaren" werden, hätte ich leicht nicht nur als straßenklug, sondern auch als „Krimineller", „Süchtiger", „Prostituierte" oder „Sozialhilfeempfänger" enden können – genau das, was die Gesellschaft von ihren entbehrlichen Menschen erwartet.

1974 - Washington, NC



Stereotypen durchbrechen: Stärkung schwarzer und minderheitlicher Kinder durch Bildung

„Kulturell relevante Pädagogik zielt nicht nur darauf ab, Wissen zu vermitteln, sondern die Schüler zu befähigen, den Status quo in Frage zu stellen und gesellschaftliche Normen zu hinterfragen.“ – Gloria Ladson-Billings, aus „The Dreamkeepers: Successful Teachers of African American Children“

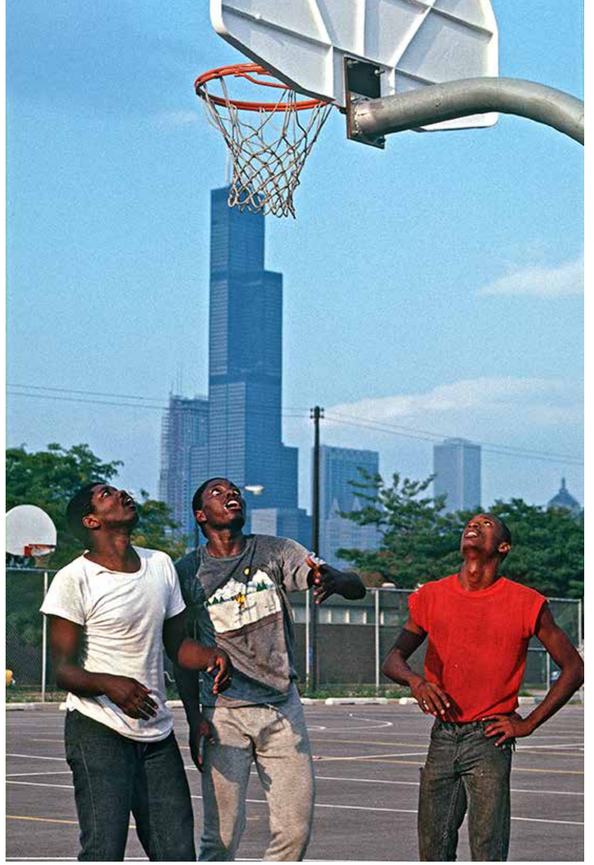
Lehrer vermeiden es oft, als Vollstrecker einer Herr-Knecht-Gesellschaft wahrgenommen zu werden, indem sie die Schuld auf ihre Schüler abwälzen. Liberale beharrn darauf, dass die „mangelnde Motivation“ und die „beeinträchtigte Lernfähigkeit“ eines Kindes aus dem Ghetto darauf zurückzuführen sind, dass es „kulturell benachteiligt“ ist, weil es zu Hause außer der Bibel oder dem Koran keine Bücher gibt. Aber vielleicht sind die Lehrer selbst in demselben geschlossenen System gefangen und zu dessen wirksamsten Akteuren geworden, indem sie Sätze wiederholen wie „Unsere Schulen sind nicht schlecht – wir bekommen schlechte Schüler“ oder das herablassende „Arme kleine Dinger“, was den jungen Menschen den Mut nimmt.

Falls noch Zweifel bestehen sollten: Die Black-Panther- und Black-Muslim-Schulen haben gezeigt, was passiert, wenn hochmotivierte, engagierte Lehrer wirklich an ihre Schüler glauben: Ihre Ghetto-Kinder erreichten das nationale (weiße) Niveau. Das Gleiche gilt für private muslimische Schulen in Dänemark.

Das gleiche Muster zeigt sich überall dort, wo unterdrückte Gruppen vor den destruktiven Erwartungen der Gesellschaft abgeschirmt sind – wie zum Beispiel in Mädchenschulen, deren Absolventinnen oft besser abschneiden als Frauen aus integrierten Schulen, die vom Sexismus der Gesellschaft geprägt sind. Wenn es uns schwerfällt, uns unserem eigenen Rassismus zu stellen, sollten wir nicht vergessen, wie wenige Männer sich vor 50 Jahren als Sexisten sahen. Doch Schulunterlagen aus jenen früheren Jahrzehnten zeigen, wie viele Frauen wir mit unserer Haltung zermürbt und durch emotionale Blockaden, die sie daran hinderten, Ärztinnen, Anwältinnen und Wissenschaftlerinnen zu werden, von der Hochschulbildung „ferngehalten“ haben.
Das gleiche „4.-Klassen-Syndrom“ – wenn marginalisierte Kinder in den USA und Europa zurückfallen – zwingt uns zu einer schmerzhaften Erkenntnis:
Entweder stellen wir uns unserem eigenen Rassismus, oder Kinder mit anderer Hautfarbe müssen in Schulen vor uns geschützt werden – durch zutiefst engagierte und gewissenhafte Lehrer, „rettende Engel“, die das Selbstwertgefühl wiederaufbauen können, das wir ihnen rauben.

Ich bin da keine Ausnahme. Nach Monaten des Unterrichtens an überwiegend weißen Universitäten nehme ich unbewusst die Denkweise meiner Studierenden auf. Ich ertappe mich dabei, wie ich in rassistisches Denken über „Schwarze“ abgleite – zumindest bis ich beschließe, dass es Zeit für eine Entgehirnwäsche ist, indem ich wieder zu meinen schwarzen Freunden in die Ghettos ziehe. Wenn ich in Dänemark ähnlich isoliert bin, verzerrt sich mein Denken über diejenigen, die die Dänen als „Muslime“ bezeichnen, auf dieselbe Weise durch die vorwurfsvolle und distanzierende Perspektive des Rassisten.

In der Blindheit meines weißen Privilegs beginne ich, wie jene zu denken, die unsichtbare Hierarchien schätzen. Denn Blindheit ist es, wenn wir nach außen hin Integration fordern, uns aber in unserem inneren Denken „distanzieren“, fürchten und folglich jene zermalmen, die wir angeblich willkommen heißen.



1990 - Chicago



1990 - Chicago

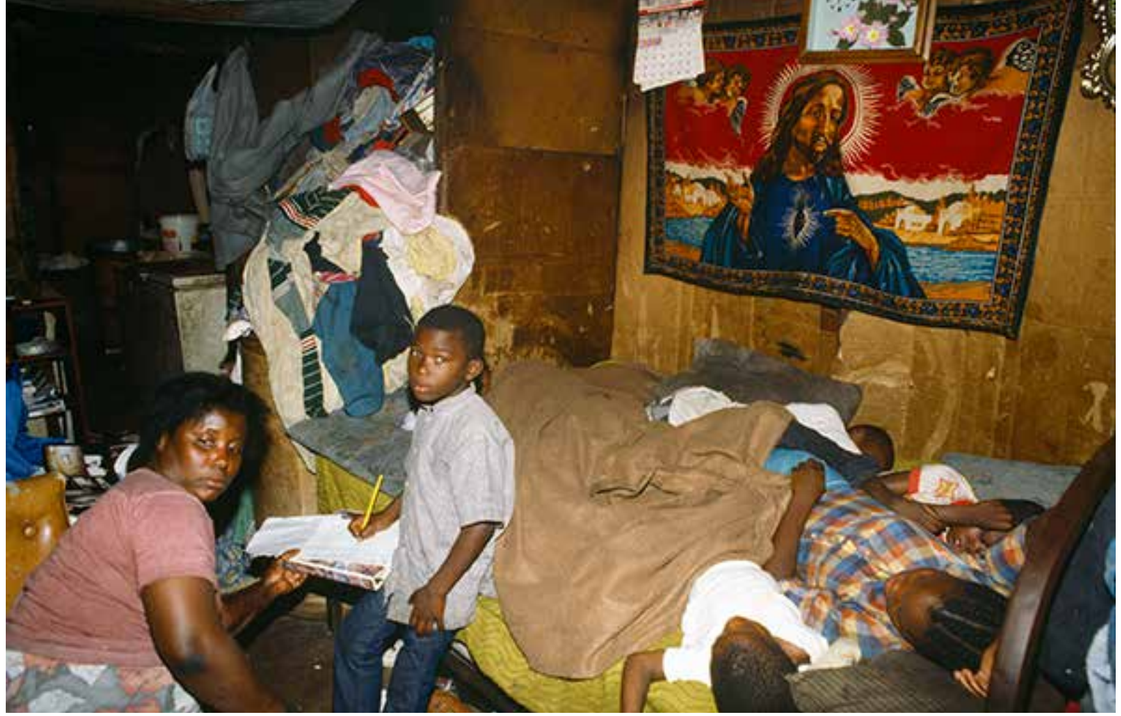






1989 - NYC

Anderer seite rechts
1974 - Greensboro, NC
und links 1972 - Detroit



1990 - Burke County, GA



2009 – Vor der Highschool-Abschlussfeier in Natchez, MS

Brücken schlagen: Rassensolidarität oder das Fortbestehen der Apartheid

„Bildung ist kein Ausgleich – vielmehr ist sie der Schlaf, der dem amerikanischen Traum vorausgeht. Also wacht auf – wacht auf! Erhebt eure Stimmen, bis ihr jedes Loch im zerbrochenen Himmel eines Kindes geflickt habt."
– Amanda Gorman, The Hill We Climb

In Los Angeles sah ich einen bemerkenswerten Fall von Solidarität zwischen den Rassen, als westindische Einwandererschüler eine Organisation gründeten, um einheimische Schwarze zu motivieren, die Highschool und das College nicht abzubrechen – eine Art moderne Underground Railroad, mit der einst freie Schwarze Menschen halfen, der Sklaverei zu entkommen.



Weiße, die rassistische Vorstellungen von den Fähigkeiten Schwarzer entwickeln, wenn sie sehen, dass Schwarze zurückbleiben – seit j n Jahrzehnten, sowohl in segregierten als auch in integrierten Schulen –, vergessen, dass dies die unterdrückende Denkweise widerspiegelt, die von Schwarzen Generation für Generation verinnerlicht wurde.
Viele schwarze Eltern, deren Selbstwertgefühl durch eine von Weißen dominierte Gesellschaft untergraben wurde, haben Mühe, ihren Kindern das für ihren Erfolg notwendige Selbstvertrauen zu vermitteln.
Schwarze aus der Karibik, die in Gesellschaften mit schwarzer Mehrheit aufgewachsen sind, überwinden diese Denkweise leichter. An Ivy-League-Universitäten sagten mir bis zu 85 % meiner schwarzen Studierenden, sie seien karibischer Abstammung, hätten einen karibischen Elternteil oder seien von Weißen adoptiert worden.
Diese Unterdrückung prägt jeden. Auf diesem Foto schwarzer Teenager wurde das Mädchen von einer Familie aus dem Ghetto adoptiert und dazu erzogen, „schwarz zu sein": nach den Normen des Ghettos zu denken, sich zu kleiden und zu verhalten. Sie hat wenig mit Weißen gemeinsam; sie kann nicht einmal „unsere Sprache" sprechen.

Und in weißen Haushalten sehe ich das gegenteilige Muster. Schwarz und Weiß, Palästinenser und Jude, Einheimischer und Einwanderer, Mann und Frau – alle werden verletzt, wenn Eltern die Muster der Unterdrückung nachbilden, die sie selbst geerbt haben.



1973 - Baltimore

Beide Seiten verlieren schließlich den Wunsch oder die Fähigkeit, den anderen menschlich zu behandeln.
Wir geben auf und entscheiden, dass es absurde ethnische Alchemie ist, Elemente zu vermischen, die sich wie Öl und Wasser abstoßen. Liberale Bemühungen, diese Elemente miteinander zu vermischen, sind kurzlebige Versuche, der Unterdrückung ein menschliches Gesicht zu geben – so wie die Wahl Obamas, während man in der massiven Apartheid des Herzens gefangen ist, die Obama in *The Courage to Hope* beschreibt.
Und mit der Aufhebung der Affirmative Action hat der konservative Oberste Gerichtshof sogar den „ "-Vorwand aufgegeben, schwarzen Amerikanern dabei zu helfen, das Bildungsniveau zu erreichen, das sie in einer Gesellschaft ohne unsere lange Geschichte der Unterdrückung ganz natürlich erreichen würden.
Gibt es also noch Hoffnung?



1973 - Indianapolis, IN

Die Schuld der Liebe an der Sünde und der Kasteninstinkt

„Das Kastensystem ist heimtückisch und daher mächtig, weil es kein Hass ist, weil es nicht unbedingt persönlich ist. Es sind die eingefahrenen Bahnen tröstlicher Routinen und unreflektierter Erwartungen, Muster einer sozialen Ordnung, die schon so lange bestehen, dass sie wie die natürliche Ordnung der Dinge erscheinen.“ – Isabel Wilkerson

Ja, ich höre oft sogar die schlimmsten Rassisten sagen: „Ich wünschte, wir könnten alle schwarzen Kinder adoptieren, damit sie so werden wie wir.“
Obwohl sie nach Fehlern in der Kultur der Minderheiten suchen, ist dies weniger Hass als vielmehr derselbe Instinkt, den Europäer an den Tag legen, wenn Muslime zum Christentum konvertieren: Erleichterung über die Gleichheit statt Unbehagen angesichts ihrer braunen ethnischen Zugehörigkeit.

Diese unbehagliche Hoffnung sehe ich am deutlichsten bei weißen Universitätsstudenten. Aus liberaler Schuld versuchen sie, auf schwarze Kommilitonen zuzugehen, während reaktionäre Schuld – verwurzelt in Kindheitserinnerungen an das Klicken der Autotüren ihrer Eltern, wenn diese zu nah an schwarze Viertel heranfuhren – sie zurückhält.

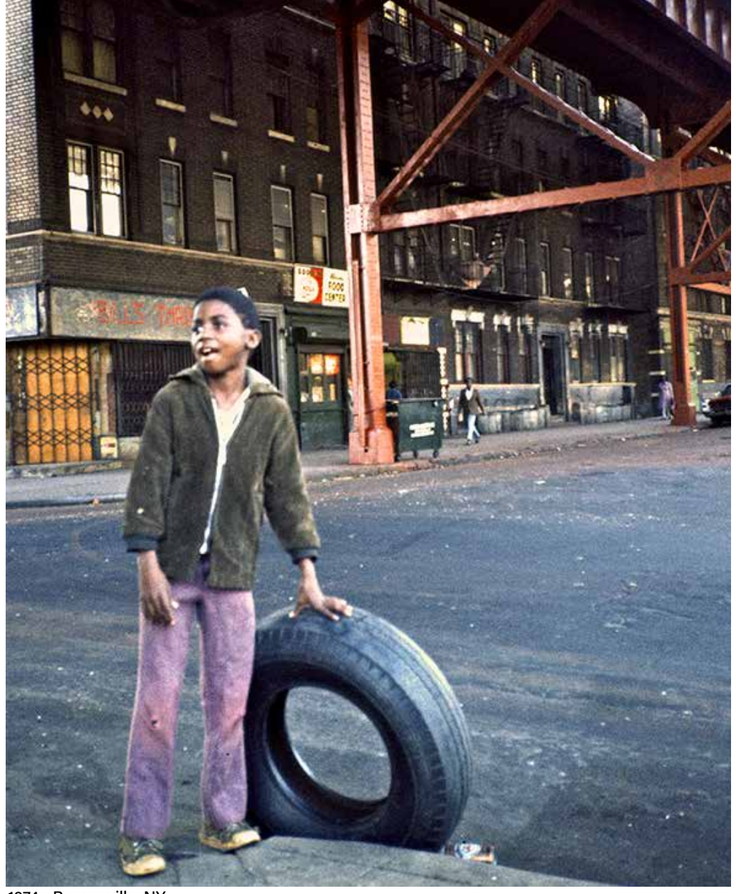
Es ist beängstigend, die Liebe der eigenen Eltern zu verraten; wenn sie also aus Liebe versuchen, auf Schwarze zuzugehen, werden sie aus Liebe wieder zurückgestoßen.

Ihre Unbeholfenheit und Herablassung löst bei den schwarzen Studierenden tiefe Wut aus, die durch eine parallele, aber umgekehrte Unterdrückung geprägt ist.

Dies lässt die Angst der Weißen wieder aufleben – nun vor Ablehnung.

So „erschaffen“ sich Unterdrücker und Unterdrückte ständig gegenseitig, da in Kastensystemen keiner von uns frei ist; wir verlieren beide die Fähigkeit, frei aufeinander zu reagieren. Der Cocktail aus weißer Schuld und Angst erzeugt die Wut und Feindseligkeit des verinnerlichten Rassismus unter Schwarzen, was wiederum mehr weiße Angst und Schuld hervorruft usw.

Der schlimmste Rassismus entsteht heute oft nicht aus Hass, sondern aus Liebe – aus dem Wunsch, „die Unsrigen“ vor dem zu schützen, was uns als bedrohlich eingetrichtert wurde.



1974 - Brownsville, NY



1975 - San Francisco



1974 - Palm Beach, FL

Wenn ich weiße Studenten zu Partys von Schwarzen in den USA oder zu Partys von Menschen mit dunkler Hautfarbe in Dänemark mitnehme, sehe ich oft, wie sie vor Schuldgefühlen in Tränen ausbrechen: Nachdem sie andere jahrelang unbewusst dämonisiert haben, erleben sie diese plötzlich als Menschen.
Unsere Tränen zeigen, wie tief das Kasten-Denken uns alle geprägt hat.

„Denn es gibt immer Licht, wenn wir nur mutig genug sind, es zu sehen. Wenn wir nur mutig genug sind, es zu sein.“ – Amanda Gorman, „The Hill We Climb“

Unser doppelter Kampf gegen Rassismus und Homophobie

„Homophobie gegenüber Schwarzen ist eine Waffe, die gegen Schwarze eingesetzt wird, ein Instrument der weißen Vorherrschaft, das darauf abzielt, uns gespalten und machtlos zu halten. Es ist an der Zeit, dass wir dies als solches erkennen und daran arbeiten, es zu beseitigen.“ – Danez Smith, „Don’t Call It Love“

Je mehr ich über die lähmenden Auswirkungen von Ausgrenzung lernte, desto schwieriger wurde es, Weiße für unseren Rassismus zu verurteilen. Selbst für mich – und für afrikanische und karibische Einwanderer, die nicht von der in „ “ vorherrschenden amerikanischen Kultur geprägt waren – war es nicht immer möglich, Menschen, die in Paria-Kulturen gefangen waren, mit Menschlichkeit zu begegnen.
Die Unbeholfenheit, die viele Weiße gegenüber Schwarzen an den Tag legten, wurde mir schmerzlich bewusst, als ich sie mit meiner eigenen Schwierigkeit verglich, gegenüber jenen, die durch meine heterosexistische Erziehung in queere Ghettos gedrängt wurden, ganz Mensch zu sein. So musste ich nicht viele selbsthassende, im Verborgenen lebende Männer auf den Autobahnen treffen, um eine moralische Verpflichtung zu verspüren, mich der ersten offen schwulen Bewegung in San Francisco anzuschließen.
Aufgewachsen im ländlichen Dänemark, war meine Haltung gegenüber schwulen Menschen „liberal“ gewesen, aber das bedeutete lediglich, dass ich sie gedankenlos in den Untergrund gedrängt hatte – ohne den offenen Hass, wie er in anderen Ländern wie Saudi-Arabien herrschte. In San Francisco lernte ich schnell von radikalen Aktivisten, dass Liberale die Befreiung oft wirksamer blockierten als Fanatiker. Unser Gefühl heterosexueller Überlegenheit blieb hinter herablassenden Phrasen wie „wir müssen Homosexuelle akzeptieren“ intakt, wobei das „wir“ immer genau jene Menschen ausschloss, die wir angeblich unterstützten.

Seitdem hat sich viel verändert, doch in vielen Ländern sehen sich LGBTQ-Menschen nach wie vor nicht nur Hass und Bigotterie gegenüber, sondern auch der erstickenden „Toleranz“, die sie als bedauerlich statt als normal brandmarkt. Jahrhundertelang durften schwule Männer und Lesben sich in der Öffentlichkeit nicht küssen und nicht Händchen halten; Gesetze lehrten sie schon lange vor dem Erwachsenenalter, ihre eigene Sexualität als beschämend anzusehen; dies führte dazu, dass sie heterosexistische Definitionen von Gut und Böse verinnerlichten; und trieb sie, besonders in ihrer Jugend, zu vergeblichen Versuchen, ihr Leben „in die richtige Bahn zu lenken“.

Der daraus resultierende Selbsthass war ebenso verheerend wie damals, als Schwarze ihre Haare glätteten, um „durchzugehen“. Schließlich wurden auch LGBTQ-Menschen in segregierte Queer-Ghettos gedrängt, mit ihren eigenen Unruhen und Subkulturen.

1982 - San Francisco





1992 - NYC - Unten 1989 - Washington, DC

Mein frühes Engagement blieb nicht unbemerkt. Schwarze schwule Männer wie Albert Johnson vom San Francisco Film Festival und der Theaterregisseur Burial Clay (der eine Woche nach der Einrichtung meiner Ausstellung ermordet wurde) waren die ersten, die American Pictures in die USA einluden. Als ich mit Lawrence Andrews zusammenlebte, einem schwarzen schwulen Aktivisten, der bei der Gründung des American Pictures Theater in San Francisco mitgeholfen hatte, bat er mich, Workshops für seine Gruppe „Black and White Men Together“ zu leiten, um den Rassismus unter den Mitgliedern anzugehen. „Die Weißen können mit uns schlafen“, sagte er, „aber danach wollen sie nichts mehr mit uns zu tun haben.“
Die Kluft zwischen schwulen Männern und Lesben war damals noch größer, aber in den 1980er Jahren sah ich, wie Lesben ihre berechtigte Wut auf Männer hinter sich ließen, um sich dem breiteren Kampf anzuschließen.



1984 - Swarthmore, PA



2012 - Washington, DC





1973 – Baltimore. Ms. Willie nach unserem Thanksgiving-Essen



2021 – Zurück auf dem Land in North Carolina. Ms. Willie, 73 Jahre alt



1995 – NYC – Herrentoilette vor Trumps transphober „MAGA“-Bewegung



1975 - Tenderloin, San Francisco alle

Meine interkulturellen Wege in die Welt des Crossdressings



1973 – Baltimore. Ms. Willie in ihrem Wohnzimmer



1975 - Tenderloin, San Francisco

„Schwarze queere Jugendliche sind kein Monolith, und unsere Erfahrungen sind vielfältig. Aber wir alle verdienen es, gesehen, gehört und geliebt zu werden, so wie wir sind.“ – Kacen Callender, aus Felix Ever After

Als ich am Thanksgiving-Tag 1973 mit meinem dänischen Schild im Ghetto von Baltimore per Anhalter unterwegs war, in der Hoffnung, eine Unterkunft zu finden, war ich erstaunt, von einer wunderschönen schwarzen Frau mitgenommen zu werden – schwarze Frauen nahmen mich fast nie mit. Sie lud mich in ihr makelloses Vorstadthaus ein, und nach einem langen Gespräch über dänische Literatur bat sie mich, ihr Seidenbett mit ihr zu teilen. Erst als wir anfingen, uns zu küssen, verriet ihr Bartstoppeln, dass sie eine Transfrau war. Als ich diese Geschichte später amerikanischen Männern erzählte, reagierten sie angewidert: „Bist du aus dem Fenster gesprungen?“ Tatsächlich töteten kurz darauf zwei Männer eine Transfrau, die sie für eine cis-Sexarbeiterin hielten. Für mich wurde Ms. Willie eine liebe Freundin, die mir die Tür zur Trans- und Drag-Welt öffnete. Sie bewunderte Dänemark für seine frühen geschlechtsangleichenden Operationen und erzählte mir von Christine Jorgensens Buch.

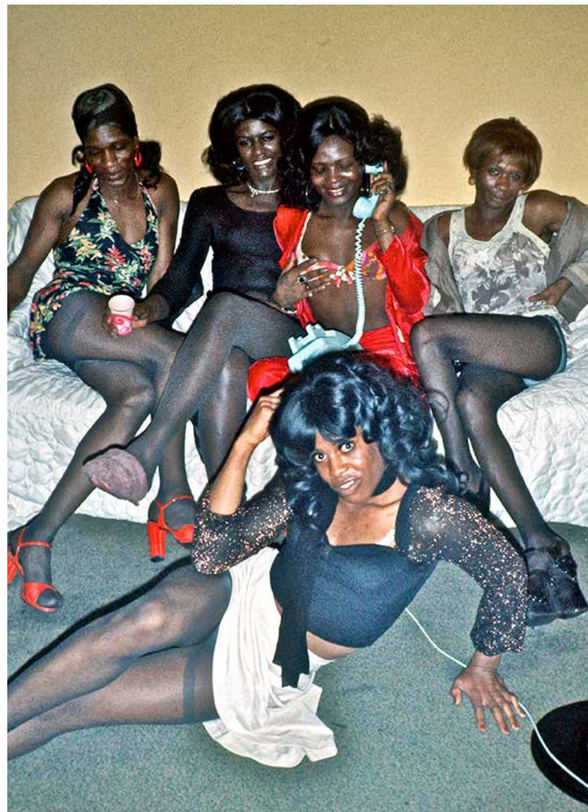
Aufgewachsen in den Tabakfeldern von North Carolina, hatte sie sich seit ihrem fünften Lebensjahr zu Mädchenkleidung hingezogen gefühlt und war später nach Norden geflohen, um offen als ihr wahres Ich zu leben. Heute, mittlerweile in ihren Siebzigern, ist sie sogar nach North Carolina zurückgekehrt.

Nach Willies liebevoller Einführung in die Welt der Trans- und Drag-Kultur fühlte ich mich sofort zu Hause, als ich später in San Franciscos Stadtteil Tenderloin unter vielen Trans-Personen lebte. Ihre Kämpfe während der Transition mitzuerleben, hat meine Wertschätzung für ihre ausgelassenen Partys und Drag-Wettbewerbe nur noch verstärkt.

Als ich dann im hohen Alter dabei half, Dänemarks erste Frauenmoschee zu eröffnen, tat ich dies unter der Bedingung, dass unsere vielen LGBTQ-Flüchtlinge während ihrer Drag-Shows in der Moschee High Heels tragen durften.

“„Es erfordert Mut, das zu lieben, was man fürchtet.“ – James Baldwin, aus „Giovanni’s Room“











Alle 1975 - Tenderloin, San Francisco

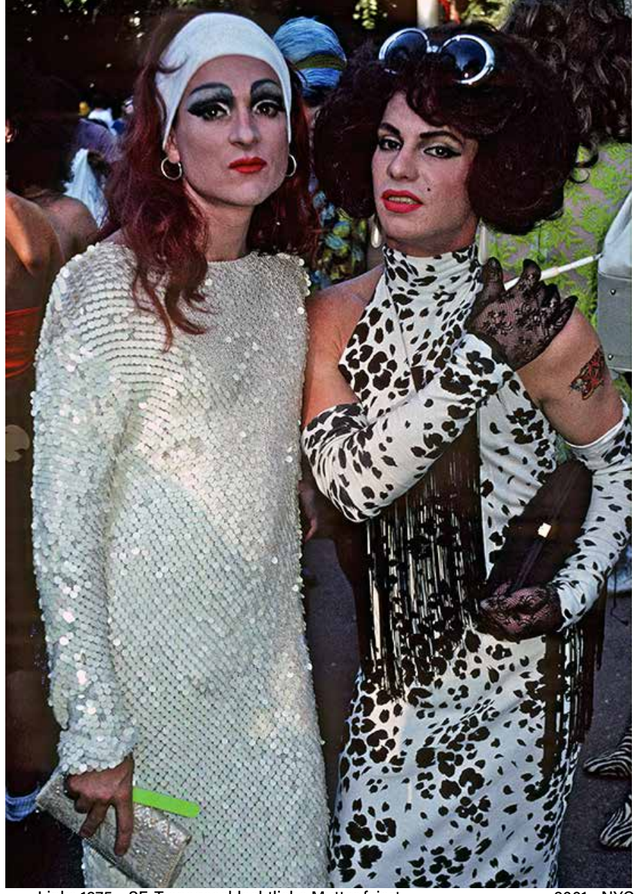
Das Ghetto des Ghettos: Wie die Gesellschaft Transgender marginalisiert und stigmatisiert

„Schwarz und queer zu sein bedeutet, sich in einem ständigen Spannungsfeld zwischen der inneren und der äußeren Welt zu befinden." – Essex Hemphill

Befreiung war nie einfach. Schon früh sah ich, wie systemische Verachtung viele Trans-Menschen in Drogen und Sexarbeit trieb, was die destruktiven Muster widerspiegelte, die durch die Unterdrückung der Schwarzen entstanden waren. So verlor ich später den Kontakt zu den meisten dieser Freunde. Wenn die Gesellschaft eine Minderheit mit Feindseligkeit behandelt, werden sich die Menschen innerhalb dieses geschlossenen Systems oft ihrer „Andersartigkeit" übermäßig bewusst und übertreiben sie vielleicht sogar. Und so zieht sich der Teufelskreis immer enger: Je mehr sich die Subkultur behauptet, desto mehr scheint sie – fälschlicherweise – die Verachtung der Gesellschaft zu „rechtfertigen". Es bildet sich ein Ghetto innerhalb des Ghettos, da selbst Mainstream- Schwule und -Lesben manchmal Drag- Performer, Trans-Menschen und andere queere Subkulturen dafür verantwortlich machen, dass die Akzeptanz von Schwulen in der heterosexuellen Welt „schwieriger" wird.
Genau diese Transphobie – als Waffe eingesetzt und verstärkt – wurde zu einer der Kräfte, die Trumps Wahlsieg 2024 mitbegründeten.







Links 1975 – SF. Transgeschlechtliche Mutter feiert den Geburtstag ihres Sohnes



2001 - NYC

1975 - Tenderloin, San Francisco

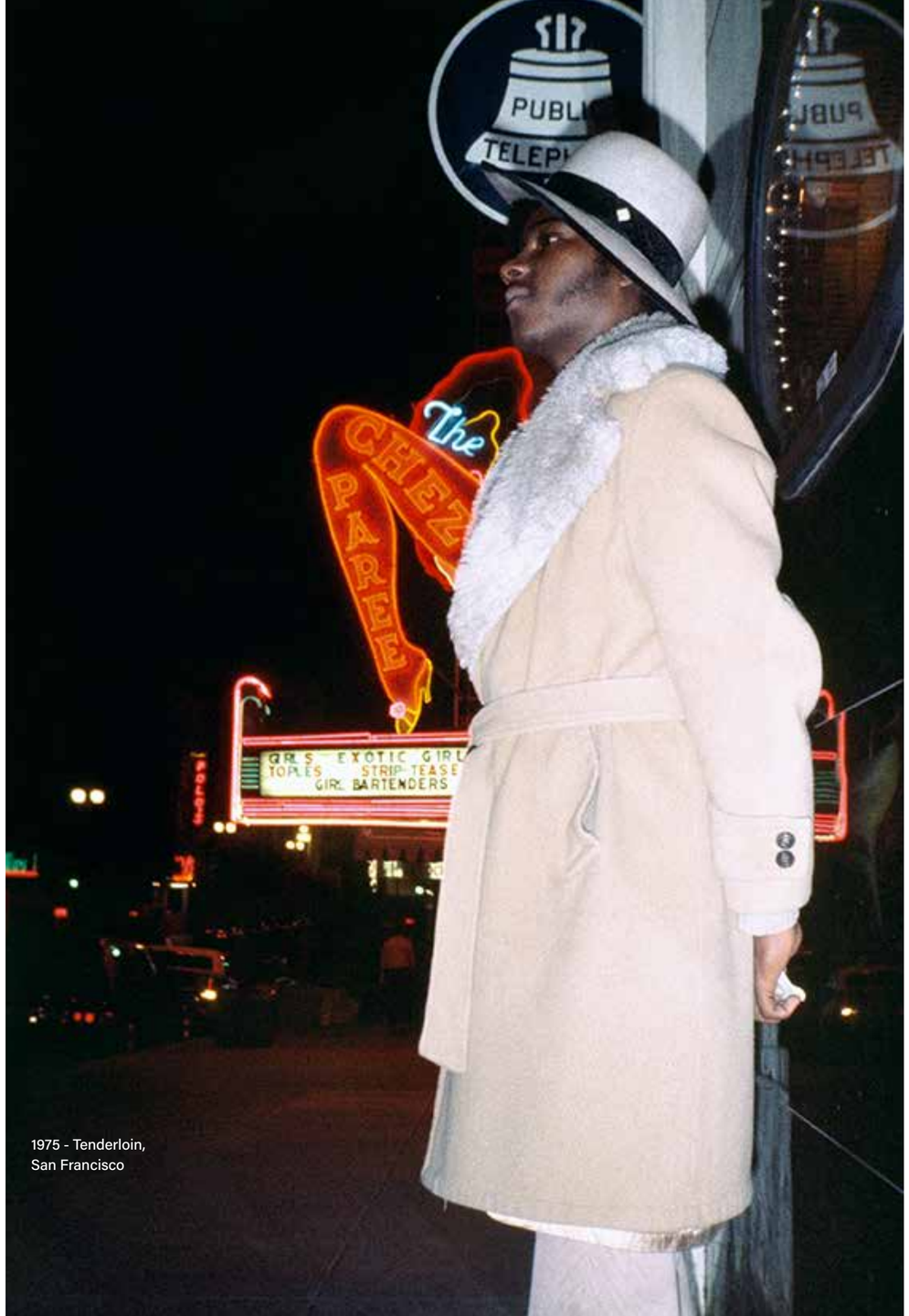
1975 – Tenderloin, SF. – Transsexuelle Party



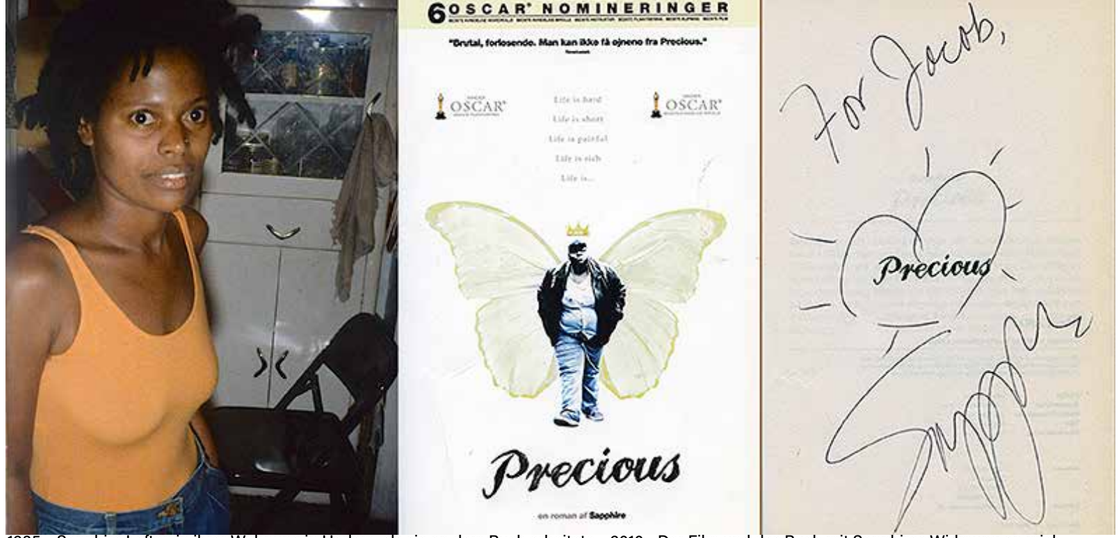




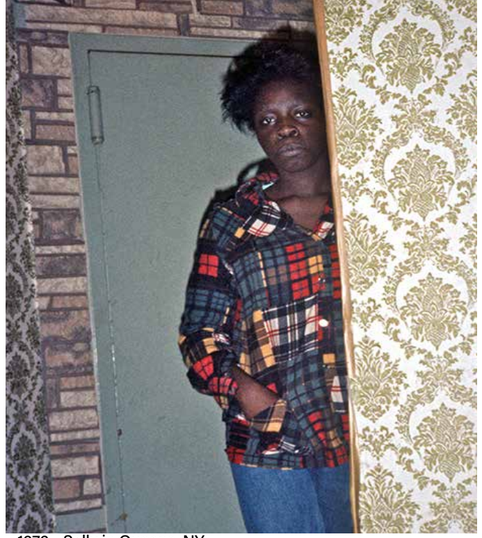
1975 - Tenderloin,
San Francisco



1975 - Tenderloin,
San Francisco



1985 – Sapphire Lofton in ihrer Wohnung in Harlem, als sie an dem Buch arbeitete – 2010 - Der Film und das Buch mit Sapphires Widmung an mich



1973 - Sally in Queens, NY



2006 - Sally in Bronx, NY



2012 – Sapphire zum Abendessen bei mir in New York



2016 – während der Heilungsarbeit in Kopenhagen

Wie Inzest und sexueller Missbrauch von Kindern .....

„Es gibt keine größere Qual, als eine unerzählte Geschichte in sich zu tragen." – Zora Neale Hurston, aus „Their Eyes Were Watching God"

„Eine der Erkenntnisse, die mir meine Arbeit vermittelt hat, ist, dass Trauma nicht nur eine individuelle Erfahrung ist. Es ist generationsübergreifend, es ist gemeinschaftlich, es ist national." – Sapphire, Autorin von „Push" (Precious)

Als Vagabundin wurde ich oft von Frauen zu sich nach Hause eingeladen, die mir ihre Angst vor sexuell aggressiven amerikanischen Männern anvertrauten.
Viele von ihnen outeten sich später als Lesben, und in den 1980er Jahren waren Lesben die zweitgrößte Minderheit (nach den Juden), die meine Vorlesungen an der Universität organisierte.

Eine Lesbe, Sapphire – bereits eine bekannte feministische Slam-Poetin und Aktivistin bei „United Lesbians of Color for Change" – wurde eine enge Freundin. Wir waren so fasziniert von den Ideen der anderen, dass ich zwischen den Vorträgen oft bei ihr in Harlem wohnte. Was uns verband, war unsere gemeinsame Außenseiterperspektive auf Unterdrückung, insbesondere darauf, wie sexueller Missbrauch in der Kindheit zu einer treibenden Kraft hinter Traumata wird.

Ich erzählte ihr von den Inzest-Überlebenden, die sich in meinen Workshops öffneten; sie teilte ihre Beobachtungen aus der schwarzen Community mit mir.
Daher war ich nicht überrascht, als sie mit ihrem Roman „Push" und dem Oscar-prämierten Film „Precious" weltberühmt wurde.

In Dänemark stellte ich den Film stolz in den Kinos mit einer Diashow über „mein Leben mit Sapphire" vor. Später kam sie nach Dänemark, um Transformationsworkshops für Inzest-Überlebende in meinem Ubuntu House zu unterstützen.

„Trauma ist keine Black Box, es ist eine Konstellation. Es ist ein Netzwerk von Erfahrungen, die unsere Wünsche, unsere Ängste und unser Handeln prägen." – Kiese Laymon, Überlebender sexuellen Missbrauchs

den Kreislauf von Unterdrückung und Gewalt aufrechterhalten

„Ich weiß, dass ich nie mehr in meine Kindheit zurückkehren kann, aber in ihrer Abwesenheit habe ich gelernt, mit den Geistern zu leben, die mich verfolgen." – Maya Angelou, Überlebende sexuellen Missbrauchs

Der Bedarf an Hilfe ist überwältigend. Weltweit wurden 19,7 % der Mädchen und 9,7 % der Jungen sexuell missbraucht. In den USA sind es 25 % bzw. 16 % – 42 Millionen erwachsene Überlebende von Inzest. Die Zahlen sind unter schwarzen Amerikanern, Armen und Kindern in Alleinerziehenden-Haushalten, die mit systemischer Benachteiligung konfrontiert sind, sogar noch höher.
Ein Großteil der Gewalt um uns herum – weißer Hassterror, Kriminalität unter Schwarzen, explosive Wut – hat ihre Wurzeln in diesem unausgesprochenen Trauma. Wäre ich nicht mit so vielen Menschen in Kontakt geblieben, die mich als Vagabund/Außenseiter in ihr Leben einluden, hätte ich nie verstanden, wie oft diese Einladungen stille Hilferufe waren, die sich oft in irrationalem, selbstzerstörerischem oder gewalttätigem Verhalten äußerten.
Ich habe ihren Schmerz damals vielleicht gespürt, aber ich konnte ihn nicht in Worte fassen, bis die Überlebenden selbst begannen, sich zu äußern.
Oft sprachen Frauen, wie die übergewichtige Precious, davon, ihren Schmerz durch Alkohol, Drogen oder zwanghaftes Übereessen zu betäuben. Unter meinen Freunden aus dem Ghetto sah ich im Laufe der Jahre, wie sexueller Missbrauch Kinder innerhalb derselben Familie auf unterschiedliche Weise zerbrach. Ich fragte mich oft, warum Sally – 1973 (auf Seite 324) 18 Jahre alt, als ihre Mutter immer die Augen verschloss –, bevor sie 2006, mittlerweile so korpulent wie Precious, mir anvertraute, wie ihr Vater sie während ihrer gesamten Kindheit vergewaltigt hatte. In den Jahren davor sah ich, wie ihre Schwester Kashia als Junkie so kriminell wurde, dass ich 1986 während einer Fernsehaufnahme ein Auge auf die Filmausrüstung haben musste. In einem anderen Film aus dem Jahr 2015 bat mich die andere Schwester, Cory, um Rat, wie sie aus ihrem eigenen zerbrochenen Leben herauskommen könne. Alle drei Schwestern haben seitdem Hilfe erhalten, doch als Überlebende kämpfen sie mit ihrer posttraumatischen Belastungsstörung.

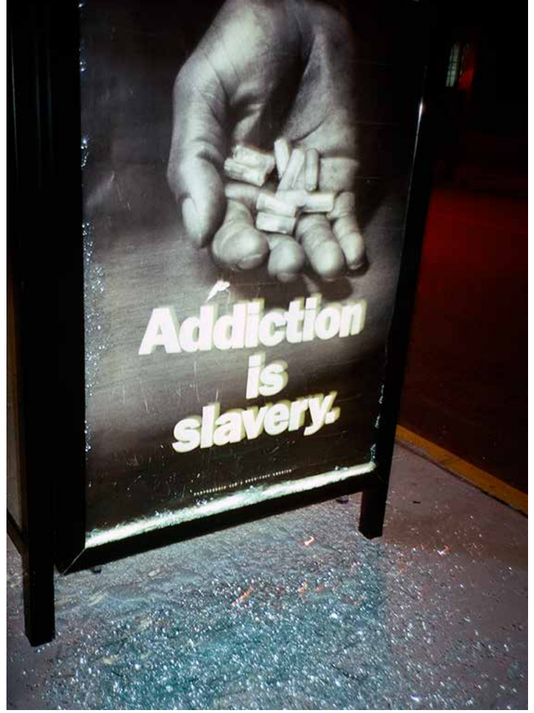
Interview mit Cory über den Inzest, dem sie durch ihren Vater ausgesetzt war.



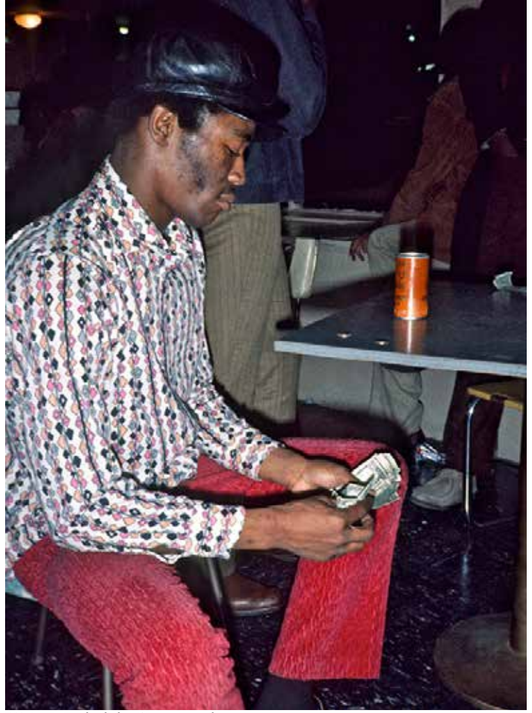
1986 – Kashia als Drogenabhängige in Queens, NY



2015 – Cory aus dem Film mit ihr



1991 - NYC


1975 - Tenderloin, San Francisco

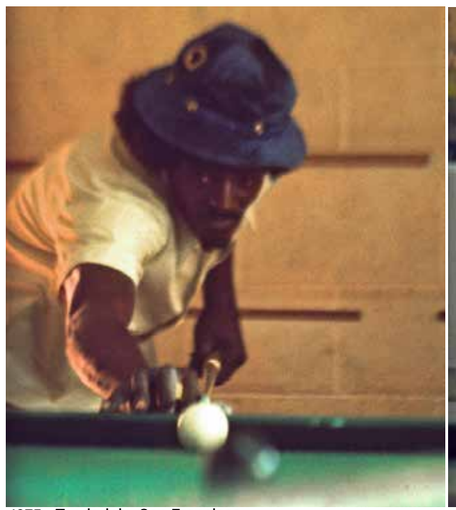

1975 - Tenderloin, San Francisco

Uns selbst im Spiegel der Ghetto-Subkulturen begegnen

„Um die Subkultur des Ghettos zu verstehen, muss man über Stereotypen hinausblicken und die realen Menschen sehen, die jeden Tag nicht nur ums Überleben kämpfen, sondern auch darum, angesichts systemischer Unterdrückung ihre Menschlichkeit zu bewahren.“
bell hooks

Die starke Subkultur im unteren Ghetto ist den besser situierten Schwarzen ein Dorn im Auge. Beide Gruppen bemühen sich, als „würdig“ für die Integration zu erscheinen, doch die weiße Gesellschaft erschwert diesen Kampf, indem sie sie auf pathologisierte Stereotypen des Ghettolebens reduziert.
Im Bewusstsein dessen betrachtet die schwarze Mittelschicht das untere Ghetto oft nicht als Beweis für gemeinsame Unterdrückung, sondern als eine Peinlichkeit, von der man sich distanzieren muss.
Die Spannungen zwischen diesen beiden Ghettos waren so groß, dass ich mich oft für eine Seite entscheiden musste. Diese Entscheidung fiel mir leicht, nachdem ich sowohl das Leid im unteren Ghetto als auch die Verachtung erlebt hatte, die ihm entgegengebracht wurde – sowohl vom oberen Ghetto als auch von Weißen.

Je besser ich das untere Ghetto verstand, desto klarer erkannte ich die tieferen Mechanismen der Unterdrückung. Für viele Weiße ist diese Welt eine unverständliche Landschaft aus Gaunern, Zuhältern, Banden, Menschenhändlern, Sexarbeitern und Menschen, die mit Sucht zu kämpfen haben.


1975 - Tenderloin, San Francisco


1973 - Greensboro, NC

In einem geschlossenen System wie diesem können Akte des Widerstands und des Überlebens wie Verachtung für die Gesellschaft wirken, die sie bereits als Außenseiter verdammt hat.
Billardhallen werden zu Treffpunkten, Luxusautos zu Schutzpanzer und Statussymbolen, schwarzer oder brauner Nationalismus – manchmal sogar Islamismus – wird zu Gemeinschaft und Identität. Der brüderliche Händedruck und die schlagfertige „Jive“- oder „Walla“-Sprache sind ihr Code.

Und während „Verrat“ vielleicht genauso alltäglich ist wie Brüderlichkeit, kann man, sobald man ihre Regeln und die harten Techniken des Überlebens gelernt hat, nicht umhin, sich zu diesen sozialen Ausgestoßenen hingezogen zu fühlen – denn hier Menschlichkeit zu finden, ist oft überwältigender als unter Menschen, die vor den Wunden des Lebens geschützt sind.

Was uns an dieser Unterwelt beunruhigt, ist, dass sie uns ein maßlos übertriebenes Spiegelbild unserer eigenen Gesellschaft vor Augen führt. Ohne diese beängstigende Kultur zu verstehen – und zu respektieren – können wir uns nicht mit den unterdrückenden und gewalttätigen Impulsen auseinandersetzen, die in uns selbst verankert sind und die diese Bilder so schonungslos widerspiegeln.

Denn sie zeigen keine „schwarze“ oder „braune“ Kultur, sondern vielmehr unseren eigenen Geisteszustand in all seiner gegenwärtigen Brutalität.
Hier zeigen sich, auf das Wesentliche reduziert, die Tendenzen des gesamten Systems: das unerbittliche Streben nach Status, die Wettbewerbsbesessenheit, der Sexismus – und nicht zuletzt die Herr-Knecht-Dynamik, die in jede soziale Hierarchie eingewoben ist.



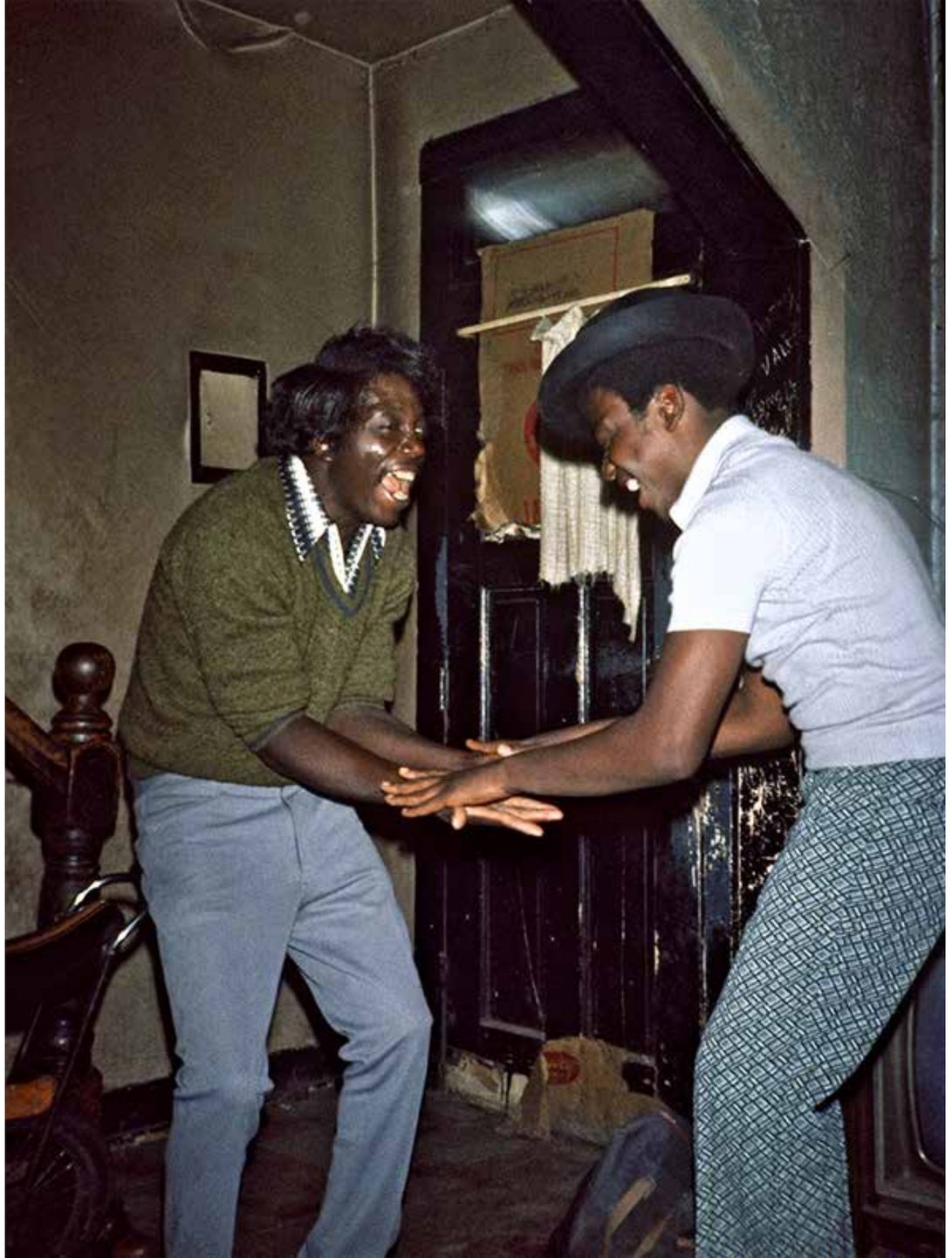
1974 - Daytona Beach, FL



1972 - Detroit

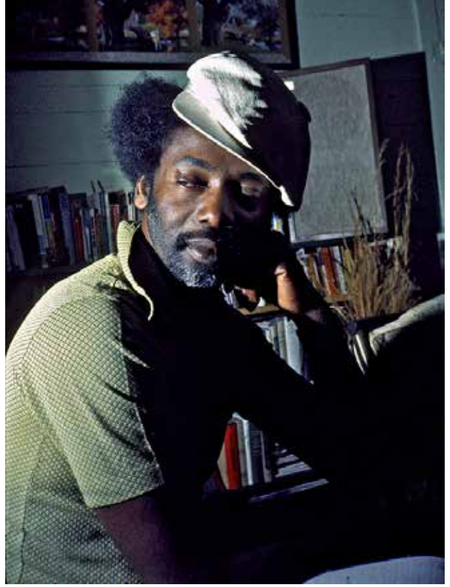


1972 – Jackson, MI mit einem Bild von J.F. Kennedy
Rechts 1975 - Richmond, VA



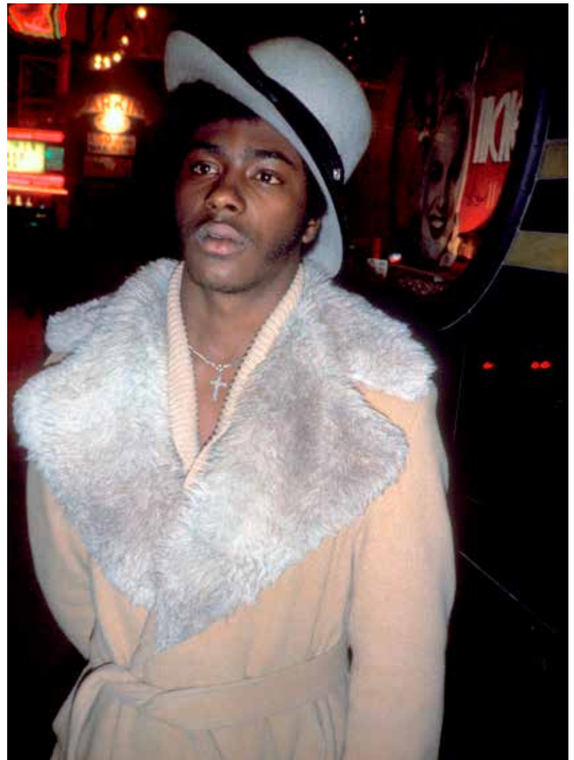


1973 - Zebulon, NC - Unten 1975 - Tenderloin, San Francisco



1974 - NYC



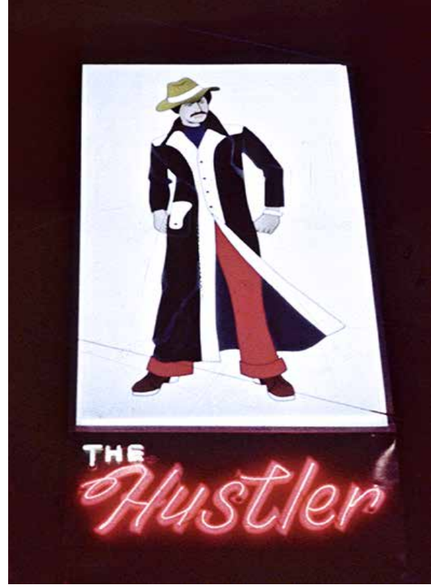


Die unsichtbaren Ketten der Ausbeutung und Abhängigkeit im Ghetto

„Sexismus hat Frauen nie machtlos gemacht. Er hat entweder ihre Stärke unterdrückt oder sie ausgenutzt." – Sapphire

„Viele Frauen, die in ausbeuterischen Situationen gefangen sind, haben die Überzeugung verinnerlicht, dass sie es verdienen, schlecht behandelt zu werden. Dies ist eine Form des Selbsthasses, die von einer Gesellschaft genährt wird, die Frauen abwertet und erniedrigt." – bell hooks

Wo immer eine Herr-Sklave-Beziehung besteht, reproduziert sie sich innerhalb der unterdrückten Gruppe als neue Hierarchien und neue Formen der Herrschaft. Wo immer diese Dynamik auftritt, fehlt Freiheit bereits; solche Systeme können nur innerhalb eines geschlossenen Systems überleben. In der Unterschicht zeigt sich diese verinnerlichte Sklaverei besonders deutlich in der Beziehung zwischen Zuhälter und Sexarbeiterin. Von der schwarzen Frau unter der Kontrolle eines Zuhälters wird erwartet, dass sie sich vollständig unterwirft und sich vor ihm in ritualisierter Ehrerbietung duckt.
Doch der Zuhälter ist nicht nur der Vollstrecker dieses Systems; er ist auch dessen Opfer. Innerhalb der übergeordneten Hierarchie wird er zu einem Sklaventreiber im Kleinen, der „Ware" nach oben in die von Weißen dominierte Wirtschaft liefert. Sein Werkzeug ist nicht mehr die Peitsche der Plantage, sondern der „Zuhälter-Stock", aus Kleiderbügeln gebogen. Und während Zuhälter – wie Geschäftsleute in der Mainstream-Gesellschaft – mit erschreckender Grausamkeit handeln mögen, ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass auch sie nach starren Regeln agieren, die sie nicht selbst aufgestellt haben.
Diese Regeln sind in „The Book" festgehalten – einem ungeschriebenen Adam Smith der Straßen, einem Untergrund-Handbuch, das von Zuhälter zu Zuhälter weitergegeben wird. Forschungen haben inzwischen bestätigt, dass diese Kodizes nach wie vor existieren: Quoten, Arbeitszeiten, Strafen, Finanzkontrollen und eine ganze Sprache der Dominanz. „The Book" von „ " beschreibt ein Subsystem innerhalb der größeren Wirtschaftsmaschinerie – eine grotesk verzerrte Erweiterung der kapitalistischen Logik. Und wehe dem Zuhälter, der gegen diese Gesetze verstößt. Wie Unternehmensleiter halten sie täglich „Meetings" ab, tauschen Strategien aus, um ihre „Huren" zu kontrollieren und die Einnahmen hoch zu halten. Die Arbeitszeiten – „Git-Down-Time" – folgen der Präzision eines Fließbandes. Man erkennt einen erfahrenen „Mack-Man" daran, wie seine Frauen gleichzeitig auf die Straße gehen, während die „Outlaws" nach eigenem Gutdünken kommen und gehen.
Da Sexarbeiterinnen die ultimativen Opfer dieser Hierarchie der Ausbeutung sind, fühlte ich eine tiefe Verbundenheit mit ihnen – besonders mit den Outlaws, die mir Gastfreundschaft gewährten. Ich war einer der wenigen Männer in ihrem Leben, zu denen die Beziehung weder sexuell noch geschäftlich war, und in diesem Raum konnten sie noch eine Menschlichkeit offenbaren, die das System nicht zerstören konnte.

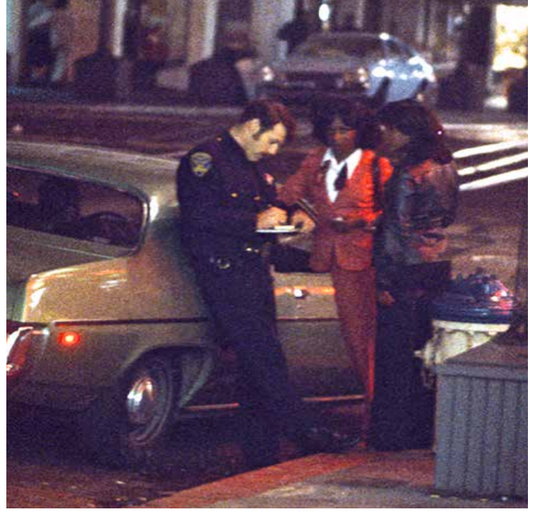


1975 - Tenderloin, San Francisco





1975 - Tenderloin, San Francisco



1975 - Tenderloin, San Francisco



1975 - Tenderloin, San Francisco



1996 - Astoria, NY

„Ich bin nicht frei, solange auch nur eine Frau unfrei ist, selbst wenn ihre Fesseln für mich un-sichtbar sind.“ – Audre Lorde

„Die Körper schwarzer Frauen sind Schlacht-felder, der Ort, an dem rassistische, ges-chlechtsspe-zifische und sexuelle Gewalt zusammenlaufen.“ – Kimberlé Crenshaw



Das Gewirr der Geschlechterdynamik im Ghetto und darüber hinaus

Ein Grund, warum wir uns so leicht verstanden, war, dass diese Frauen – Ausgestoßene in ihrer Welt – jedes Detail des Systems im unteren Ghetto gelernt hatten, um sich vor Zuhältern zu schützen. Und ich, eine privilegiertere Ausgestoßene, die durch die größere Gesellschaft streifte, hatte dasselbe System gelernt, einfach um zu überleben. Wir gelangten aus entgegengesetzten Richtungen zu einer gemeinsamen Perspektive. Die Parallelen zwischen der sozialen Überstruktur und der Unterstruktur auf Straßenebene waren für sie offensichtlich und zeigten, wie Rassismus und Sexismus in ihrer doppelten Unterdrückung miteinander verflochten waren.

Die Beziehung zwischen Zuhälter und Sexarbeiterin ist in vielerlei Hinsicht eine übertriebene Version der Geschlechterverhältnisse im Ghetto – und sogar in der Gesellschaft insgesamt. Eine der vielen „Geschäfte“ des Mannes besteht darin, Frauen „Frauen-Geld“ abzuknöpfen, im Gegenzug für Schutz vor ausbeuterischen Männern.

In einer solchen Welt betrachtet eine Frau einen Mann möglicherweise in erster Linie als Quelle für Geld oder Status und äußert oft offen den Wunsch, „einen reichen Mann zu heiraten“.

Diese schnelle Form der Flucht aus dem Ghetto schockierte mich, da ich solche transaktionalen Erwartungen bei dänischen Frauen selten gesehen hatte – vielleicht weil in einem egalitäreren Wohlfahrtsstaat wirtschaftliche Ausbeutung zwischen den Geschlechtern weniger Raum hat, sich zu entfalten. Doch die Kommodifizierung, die dem Kauf von Frauen durch Reichtum oder Prestige innewohnt, gedeiht in Amerikas Ober- und Unterschicht.

Innerhalb dieses geschlossenen Systems wurde der Unterschicht beigebracht, „schlaue Zuhälter“ und „ehrbare Gauner in feinen Klamotten“ zu bewundern, genauso wie die Mainstream-Gesellschaft ihre eigenwilligen Kapitalisten feiert. Diese extravaganten Gestalten werden zu gefährlichen Vorbildern für Ghetto-Kinder und ziehen sie bereits im Alter von acht oder neun Jahren in die Straßenwirtschaft. Doch wie der neureiche Kapitalist ist auch der Zuhälter eine tragische Figur – stets intrigant, stets auf der Hut, unfähig, sich zu entspannen, aus Angst, sein zerbrechliches Imperium könnte zusammenbrechen.

Ich habe diese Dynamiken deutlich erkannt in dem Jahr, in dem ich mit einer Kirche zusammengearbeitet habe, die versuchte, Sexarbeiterinnen in einer Gewerkschaft zu organisieren, um sie vor brutalen Polizeirazzien und vor den Zuhältern zu schützen, die Anspruch auf ihr Leben erhoben.

1987 - Harlem, NY







1973 - Mit Geegurtha in Greensboro, NC



2003 – Mit Geegurtha in Atlanta, 30 Jahre später

Geegurthas Kampf von der Sklaverei zur Befreiung

„Unterdrückt zu sein bedeutet, der Fähigkeit zur Wahl beraubt zu sein." – bell hooks

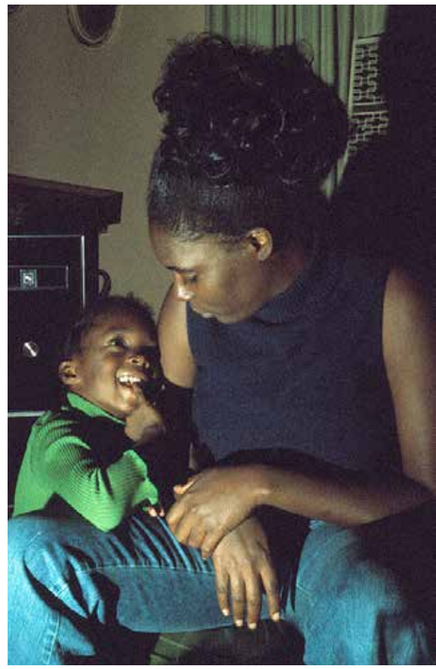
Zu den Sexarbeiterinnen, die mich am tiefsten geprägt haben, gehörte Geegurtha, die sich aus einem Leben herauskämpfte, das sie fast zerstört hätte. Als ich sie zum ersten Mal traf, war sie gerade aus dem Gefängnis entlassen worden – gezeichnet von Drogen, Gewalt und jahrelanger Ausbeutung. Ihre Tochter wurde süchtig geboren, konnte aber durch Transfusionen gerettet werden. Während der fünf Jahre, in denen Gee auf der Straße arbeitete, sah sie die kleine Natasha nie.

Doch durch ihre schiere Entschlossenheit hat sie sich selbst „rehabilitiert". Die mütterliche Liebe, die sie danach schenkte – hier auf dem Foto festgehalten – bewegt mich noch immer, wenn ich an die gebrochene Frau zurückdenke, die sie einst war. Schließlich wurde sie Leiterin der Klinik, die ihr geholfen hatte, ging aufs College und erwarb einen Abschluss in Psychologie. Ich lernte sie kennen, als Tony Harris, ein Sozialarbeiter, mich einlud, vor Schwerverbrechern in seinem Drogenentzugsprogramm zu sprechen. Gee bat mich danach zu sich nach Hause, da meine Analyse ihrer kriminellen Vergangenheit ihr geholfen habe. Sie lebte damals bei ihrer tiefgläubigen Familie, die befürchtete, sie könnte rückfällig werden. Ihre Schwester Georgia, die in einer Kirche aktiv war, bat mich, eine Woche zu bleiben – und sogar das Bett mit Gee und Natasha zu teilen. Sie glaubte, das würde ihrer Schwester helfen, ein tiefes Vertrauen zu einem Mann aufzubauen, der nichts von ihr wollte: weder Sex, noch Geld, noch Macht. Ihre Fürsorge – und ihre eigene Stärke – zeigten Wirkung. Gee ist nie rückfällig geworden.

Dreißig Jahre später machte Tony das hier gezeigte Foto, genau so posiert wie auf Georgias Foto an einem frühen Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst im Jahr 1973.

„Der einzige Weg, mit einer unfreien Welt umzugehen, besteht darin, so absolut frei zu werden, dass deine bloße Existenz ein Akt der Rebellion ist." – Albert Camus

Links 1973 – Greensboro, NC – Geegurtha bei der Arbeit im Rehabilitationszentrum



1973 – Mit der Tochter Natasha in Greensboro, NC

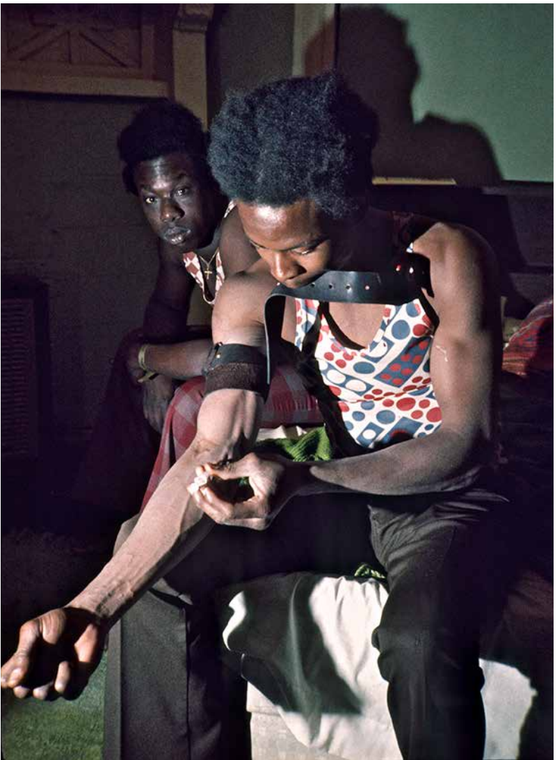


1973 – Greensboro, NC – Baggies Töchter beim Abendgebet

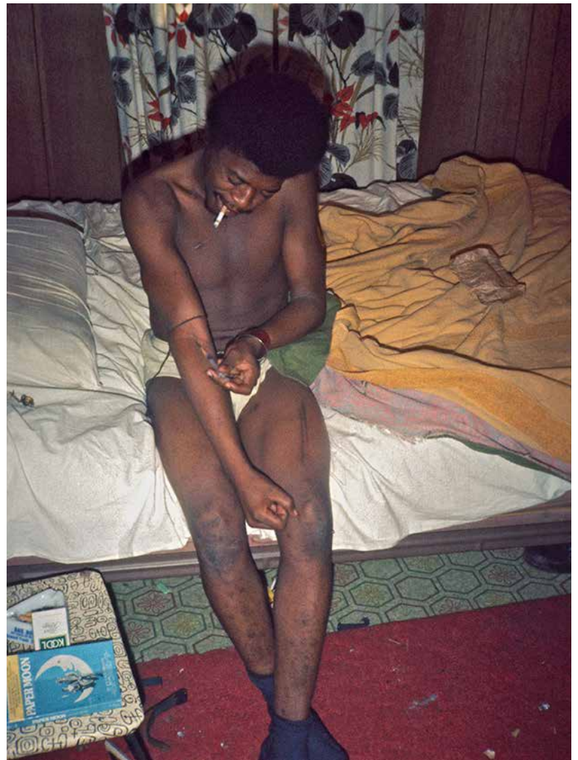


1973 – Greensboro, NC – Baggie mit Kind und Nixon im Fernsehen

1974 – Jacksonville, FL – Don in dem Bett, das wir uns teilten



1974 – Daytona Beach, FL – Heroin gespritzt am frühen Morgen in dem Bett, das wir uns teilten



Der Kampf um schwarze Elternschaft im geschlossenen System

Nachdem ich all die Hindernisse gesehen hatte, die der Liebe einer schwarzen Mutter im Weg standen, war ich tief bewegt von Gees Sonnenstrahl-Geschichte. Die Chancen stehen für väterliche Liebe genauso schlecht. Der Mann, der mich in einer Einzimmerhütte in Florida in seinem Bett schlafen ließ, spritzte sich jeden Morgen als Erstes Drogen. Da er seine Sucht nicht überwinden konnte, war sein Familienleben zusammengebrochen, und er litt darunter, dass ihm der Kontakt zu seinem Kind verwehrt wurde.

Als ich bei Baggie, der Mutter der drei Kinder, lebte, hatte auch sie gegen die Sucht gekämpft, war aber clean geworden und hatte alles dafür gegeben, ihren Kindern eine liebevolle, religiöse Erziehung zu bieten. Doch als ich ein Jahr später zurückkehrte, war sie wegen bewaffneten Raubüberfalls zu fünfundzwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden. Die amerikanische Plattitüde, dass „die Familie, die zusammen betet, zusammenbleibt", hielt nicht stand. Menschen, die wir in ein geschlossenes System sperren, wählen meist den schnellsten Ausweg – oft nur Minuten, bevor sie es vielleicht geschafft hätten. Viele verinnerlichen die rassistischen Erwartungen der weißen Gesellschaft so tief, dass sie den Glauben daran verlieren, jemals auf normale Weise Erfolg zu haben.

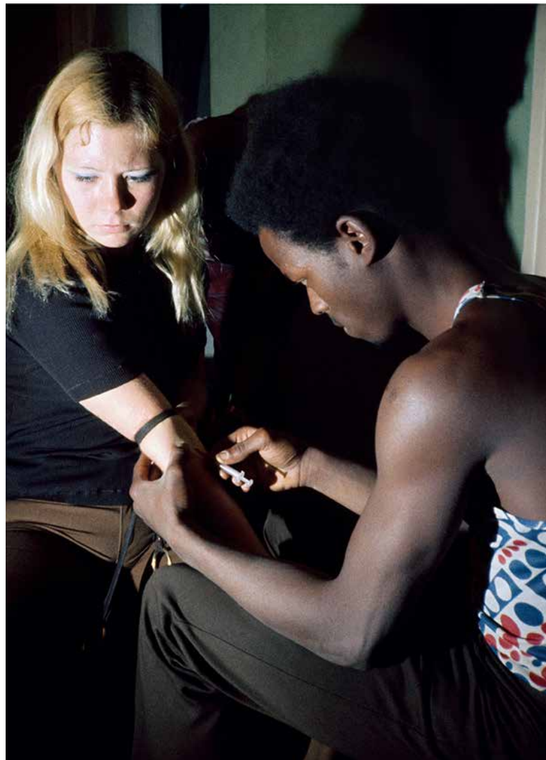
Die meisten Menschen können verstehen, warum ein Gefangener, dem noch sieben Jahre seiner Strafe bleiben, eine Flucht riskiert, anstatt geduldig darauf zu warten, die Hölle auf legalem Wege zu verlassen.
Erst als ich selbst fast in ein Ghetto geriet (Seite 433) – anstatt nur das privilegierte Vagabundenleben in Ghettos zu führen – spürte ich wirklich, wie ein geschlossenes System wie ein Gefängnis funktioniert: Es fehlt einem sowohl an psychischem Spielraum als auch an den Mitteln, um in eine siebenjährige Ausbildung zu investieren, die einen befreien könnte.

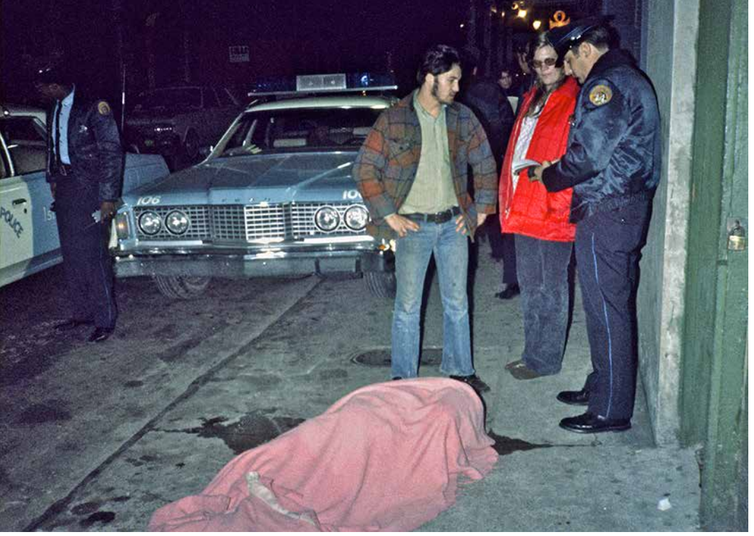


1974 – NYC mit dem neuen WTC im Hintergrund, kurz nach dessen Fertigstellung

1974 - Jacksonville, FL

„Der Krieg gegen die Drogen war ein Krieg gegen schwarze und braune Gemeinschaften. Er hat unsere Gefängnisse und Haftanstalten mit Menschen gefüllt, vor allem mit Menschen of Color, wegen gewaltfreier Drogendelikte." – Michelle Alexander in „The New Jim Crow"





1974 - New Orleans



1975 - Tenderloin, San Francisco - oben und unten



1975 - San Francisco



1975 - Tenderloin, San Francisco

1974 - New Orleans





„Als ich anfing, ‚The Bluest Eye' zu schreiben, interessierte ich mich ..nicht für den Widerstand gegen die Verachtung anderer oder für Wege, diese abzuwehren, sondern für die weitaus tragischeren und lähmenderen Folgen, wenn man die Ablehnung durch , ' als legitim und selbstverständlich akzeptiert. Ich wusste, dass manche Opfer einer starken Selbstverachtung gefährlich und gewalttätig werden und den Feind reproduzieren, der sie immer wieder gedemütigt hat." – Toni Morrison

„Die gefährlichste Schöpfung einer jeden Gesellschaft ist der Mensch, der nichts zu verlieren hat." – James Baldwin



Toni Morrison in NYC, 2015



1975 - San Francisco



1973 - Baltimore

Missverstandene Fluchtversuche: Kriminelle Stereotypen hinterfragen

Handlungen im Ghetto sind daher typischerweise verzweifelt und geprägt von der kurzfristigen Logik, bereits in einem Gefängnis zu leben. Für Menschen unter solchen Bedingungen kann keine Strafe jemals als echte Abschreckung dienen. Für solche Menschen wird kein Gefängnis und keine Art von Strafe eine ausreichende Abschreckung sein.
Kriminelle Fluchtversuche – Raub, Betrug oder andere verzweifelte Taten – sind nicht kurzsichtiger als die eher gesetzestreuen Fluchtversuche, mit denen Weiße Schwarze ständig stereotypisieren.
Das Klima des Todes und der Angst zerstört das Vertrauen in die Zukunft, und 1970 war es weitaus sinnvoller, sich einen Cadillac zu kaufen, als jahrelang zu sparen, um eine baufällige Hütte zu hinterlassen.
Da ich aus einem Sozialstaat stamme, fand ich es ironisch, dass verächtliche weiße Amerikaner Schwarze wegen ihrer „niedrigen Befriedigungsschwelle" verspotteten, während ihr eigenes Leben so sehr von kurzsichtigen Steuerrevolten und dem Anhäufen von BMWs, Yachten und endlosen Gadgets über ihre eigene Schwelle hinweg bestimmt war. Wenn man sich weigert, für das Gemeinwohl zu zahlen, lädt man Kriminelle in sein Haus ein. Ein Land bekommt die Kriminellen, die es hervorbringt.

Der Ghetto-Kriminelle, der diese Ungleichheiten direkt in Frage stellt, ist eine der am meisten missverstandenen – und unnötig gefürchteten – Figuren im weißen Amerika. In Wirklichkeit stellt er für Weiße kaum eine Gefahr dar: Über 95 % der Verbrechen in den USA werden innerhalb derselben ethnischen Gruppe begangen. Einkommensbereinigt nähern sich die Kriminalitätsraten der Schwarzen denen der Weißen an – obwohl viele schwarze Kinder in den Innenstädten mit PTBS leben, nachdem sie über Generationen hinweg unter Kriegsbedingungen mit Mordraten überlebt haben, die höher sind als die der amerikanischen Soldaten in Afghanistan oder im Irak. Viele leiden zudem unter einem generationenübergreifenden Trauma aufgrund von Vernachlässigung und sexuellem Missbrauch.
Paradoxerweise fühlte ich mich umso sicherer unter dem „Ghetto-Kodex", den informellen Regeln, die Gewalt zu einer Währung des Respekts machen – wo es gerechtfertigt erscheint, jemanden zu töten, der dich „disses" –, je mehr Gewalt ich in ihren Gangs sah. Belastet von Scham nach Demütigungen in der Kindheit – und für viele durch die Brutalität von Vergewaltigungen im Gefängnis – posierten sie gerne für meine Kamera mit Waffen, die ihren Status signalisierten. Da Scham dazu führt, dass man sich selbst durch die Augen anderer sieht, schämt man sich für die Art und Weise, wie man glaubt, dass die Gesellschaft einen sieht, und versucht, seine Gefühle der Unzulänglichkeit zu kompensieren.
Sie ohne Vorurteile zu betrachten – als Opfer ohne Hoffnung und mit einem verzweifelten Bedürfnis nach Anerkennung – machte es möglich, sowohl unter ihnen zu überleben als auch Lösungen zu erahnen.
Ihr Selbstwertgefühl war so zerbrechlich, ihre Handlungen so impulsiv, dass ich ehrlich sagen kann, ich habe an mehreren Überfällen „teilgenommen", nur weil meine Freunde mir nie davon erzählt hatten und auch nichts im Voraus geplant hatten. Wenn sie ein Opfer sahen, handelten sie gedankenlos, getrieben von einer bösartigen Mischung aus Hass und Selbsthass, nicht aus Notwendigkeit. Wie kolonisierte Kinder, die jemanden bestehlen, der väterliche Güte zeigt, stellte ich fest, dass die erwachsenen „Abzocker", „Diebe" und „Schlägertypen" aus shakespearischen Motiven handelten:

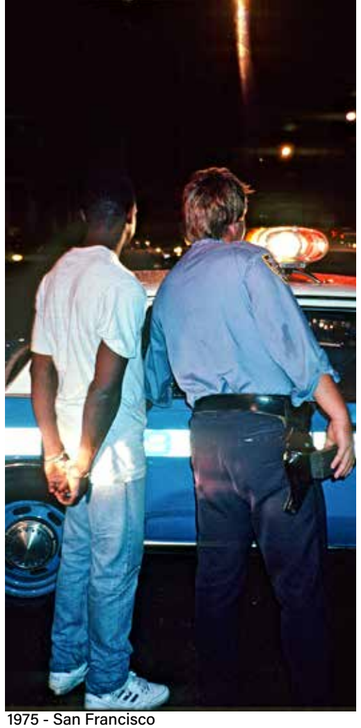
„Ich bin einer, mein Herr, den die niederträchtigen Schläge und Hiebe der Welt so erzürnt haben, dass es mir gleichgültig ist, was ich tue, um der Welt zu trotzen." (Macbeth, 3. Akt)

Unten 1974 - Brooklyn, NY

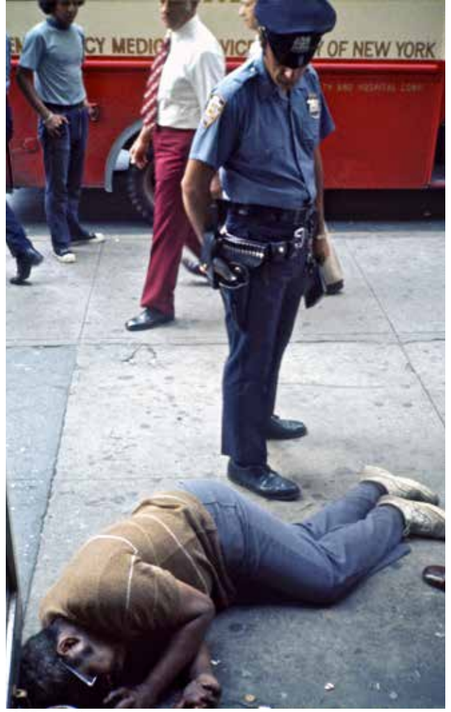




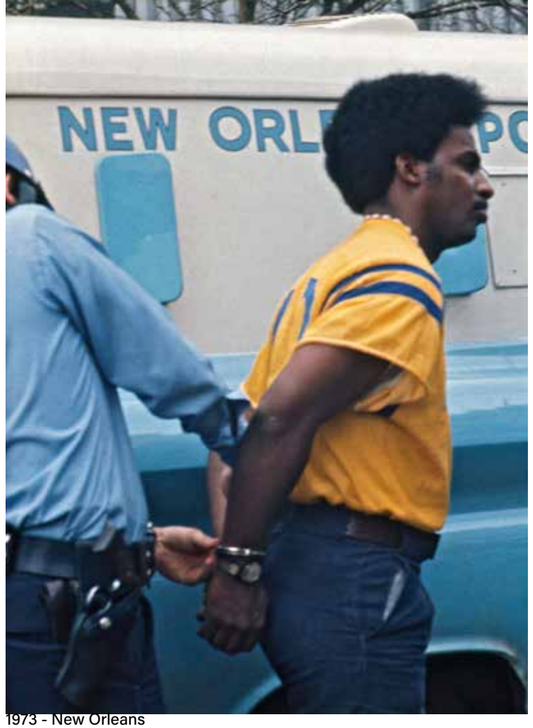
1991 - Bullock County, AL



1975 - San Francisco



1975 - NYC



1973 - New Orleans



1973 - New Orleans

Angesichts ihrer Sehnsucht nach Liebe und Fürsorge ist es nicht naiv zu glauben, dass die Arbeit mit marginalisierten Kriminellen – wie sie viele engagierte Organisatoren in den USA leisten – eine echte Alternative zu ihren Versuchen bieten kann, in Banden Anerkennung zu finden. Selbst im von Bandenkriminalität geplagten Schweden zeigt Nicolas Lunabbas Arbeit mit muslimischen Jugendlichen in Hela Malmö, wie wenig es braucht, um gewalttätige, von Demütigungen geprägte Jungen zu verändern. Ihnen Sicherheit, Vertrauen und das Gefühl zu geben, gesehen zu werden, kann sie aus selbstzerstörerischen Kreisläufen befreien – und das zu einem Bruchteil der Kosten einer Inhaftierung. Davon profitieren sowohl sie selbst als auch die Gesellschaft.

„Gewalt ist für die Unterdrückten eine persönliche Notwendigkeit. Sie ist keine bewusst ersonnene Strategie. Sie ist der tiefe, instinktive Ausdruck eines Menschen, dem seine Individualität verwehrt wird." - Richard Wright



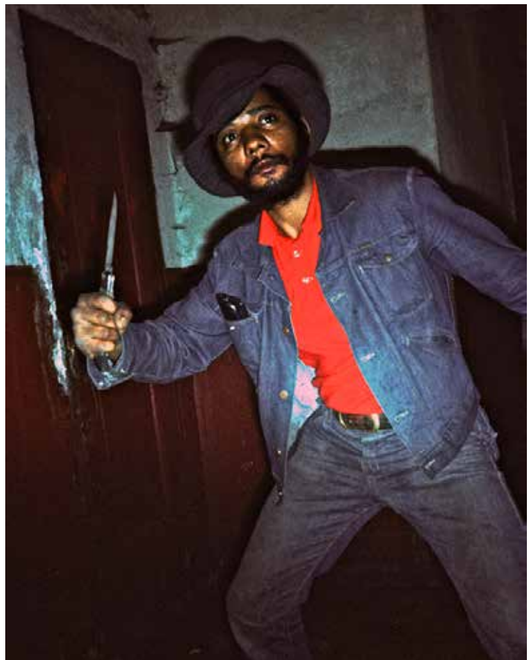
1975 - San Francisco



1991 - NYC und unten 1975 - NYC



1974 - NYC



1991 - Memphis, TN





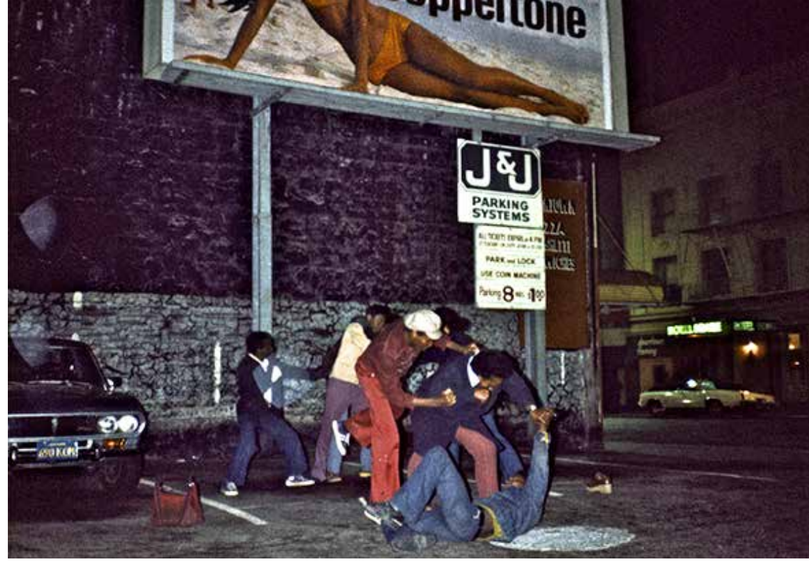
1973 - New Orleans, LA



1975 - Malibu, CA



1989 - Harlem, NY



1975 - Tenderloin, San Francisco

1988 - NYC

1975 - Richmond, VA (Willie Hurt)

Teile und herrsche im Kastensystem

„Menschen, die andere Menschen als weniger als menschlich behandeln, dürfen sich nicht wundern, wenn das Brot, das sie auf das Wasser geworfen haben, vergiftet zu ihnen zurückschwimmt." – James Baldwin in The Fire Next Time

Freddy ist tot, das habe ich gesagt.
Soll der Mann doch einen Plan ausarbeiten,
sagen, er würde ihn nach Hause schicken,
aber seine Hoffnung war ein Strick
und er hätte es wissen müssen.
Warum können wir Brüder
uns nicht gegenseitig beschützen?
Niemand meint es ernst und das macht mich wütend.
Alle haben ihn ausgenutzt,
hat ihn ausgenommen und missbraucht
ein weiterer Junkie-Plan, der dem Mann Dope aufschwatzt …

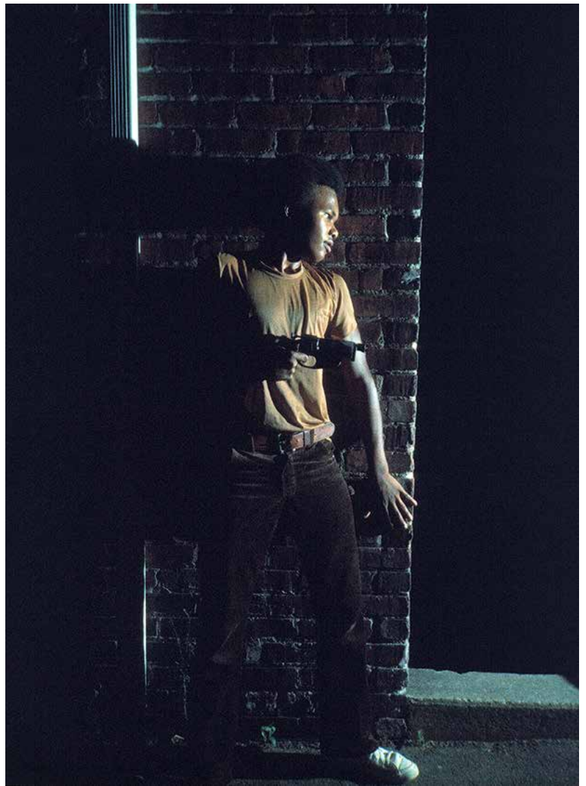
Wie bei Unterdrückern auf der ganzen Welt haben auch wir in der herrschenden Kaste das psychologische Bedürfnis, eine Politik des „Teile und herrsche" zu betreiben.

Mein ganzes Leben lang habe ich gehört, wie schwarze amerikanische Kinder sich gegenseitig mit „Du benimmst dich wie ein Weißer" oder „Du bist nicht wirklich schwarz" hänselten – fast dieselben hasserfüllten Worte, die ich heute bei braunen Kindern in Dänemark höre: „Du bist zu dänisch", „Du bist kein richtiger Muslim", „Hure" (über Mädchen, die sich „zu dänisch" oder einfach anders kleiden als die ausgegrenzte Gruppe). Genauso wie sich die Schwarzen gegenseitig mit „Oreo" und „Kokosnuss" herabwürdigen, schikanieren sich muslimische Achtklässler gegenseitig mit „Du riechst nach Schweinefleisch" oder „Deine Schwester ist eine Dänen-Fickerin". Das obere Ghetto wird gegen das untere Ghetto ausgespielt, Bande gegen Bande, Familie gegen Familie, sogar Bruder gegen Bruder.

Als ich mit diesem 15-jährigen Jungen, Willie Hurt, und seiner Mutter in Richmond, Virginia, zusammenlebte, lag sein 13-jähriger Bruder im Krankenhaus, getroffen von der Kugel seines Bruders bei einer Bandenschlägerei. Die Wunde machte ihn blind. Zwei Tage nach der Tragödie begleitete ich Willie Hurt auf Streifzügen durch die Straßen. (Foto rechts).

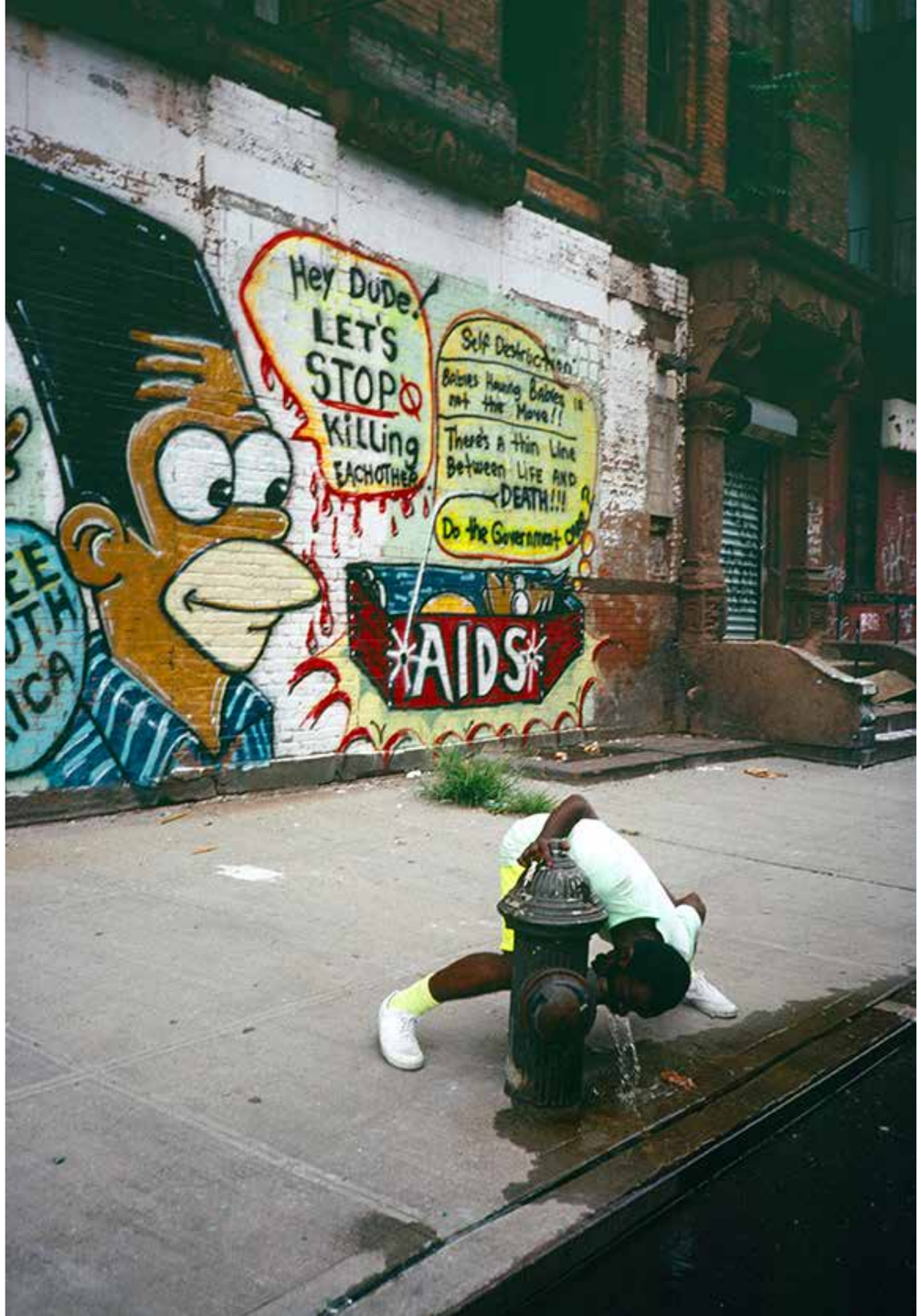
Viele dieser Banden wurden einst durch Heroin zerstört; die Presse enthüllte, dass die Polizei Heroin verkauft und das Ghetto damit überschwemmt hatte, zu einer Zeit, als einige Banden politisiert worden waren. Es ist wieder die Politik des „Teile und herrsche", die gegen ein kolonisiertes Volk angewendet wird.

Doch ich kenne die Weißen gut genug, um zu glauben, dass es, abgesehen von einigen wenigen „Cointelpro"-Aktionen des FBI, keine Verschwörung gegen Schwarze gibt. Dafür besteht keine Notwendigkeit, da unser alltäglicher „unschuldiger" Rassismus, unsere täglichen Handlungen und unsere „Herrenrasse"-Vibrationen genauso effektiv funktionieren wie die am besten ausgearbeitete Verschwörung. Als ich den reichsten Mann der Welt, Paul Getty, in seinem luxuriösen Haus besuchte, sah ich unter seinen Lieblingsmotiven von „ " eine künstlerische Darstellung der Unterdrückten, die gegeneinander kämpfen.





Freddy is dead – Lied von Curtis Mayfield – illustriert



1989 -

Harlem



1995 - Queens, NY

„Und wenn wir sprechen, fürchten wir, dass unsere Worte nicht gehört oder nicht willkommen sind, aber wenn wir schweigen, fürchten wir uns dennoch. Deshalb ist es besser zu sprechen und dabei daran zu denken, dass wir nie dazu bestimmt waren, zu überleben.“ – Audre Lordes „A Litany for Survival“

Anfang der 80er Jahre hatte ich zweiundzwanzig Freunde gezählt, die ermordet worden waren. Danach verlor ich den Überblick. Simon Williams – der 1986 mit meinem sechsjährigen Sohn im Astoria-Ghetto gespielt hatte – war der vierte mir bekannte Angehörige seiner Familie, der getötet wurde.

Bei seiner Beerdigung im Jahr 1995 begann der Pfarrer, halb Tragiker, halb Komiker, mit den Worten: „Wir sind an einem Punkt der Dunkelheit angelangt, an dem wir unseren Schmerz nicht mehr herausweinen können. Lachen wir darüber.“ Als er anfing, Witze zu reißen, brüllten bald alle 150 Trauergäste vor Lachen, sogar Simons Schwester Catherine, die hier unten zu sehen ist. Doch als ich einige Monate später zurückkehrte, um ihr meine Fotos zu geben, war auch sie nicht mehr da – zusammen mit mehreren anderen in einem Lebensmittelgeschäft durch Querschläger getötet.
Catherine wurde das fünfte Mordopfer in Lela Taylors Familie.



1995 – Queens, NY
– Cathrine und ihr Mann bei der Beerdigung



Unter den Eloi und Morlocks

Oder Lukas 9,3–5: „Nehmt nichts mit auf die Reise – keinen Stab, keine Tasche, kein Brot, kein Geld, kein zusätzliches Hemd. In welches Haus ihr auch immer eintretet, bleibt dort, bis ihr die Stadt verlasst. Wenn die Menschen euch nicht willkommen heißen, verlasst ihre Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen als Zeugnis gegen sie."

"The ghetto is a construct, a product of neglect and fear. The people within it are as complex and multifaceted as anywhere else. Their stories deserve to be told, with dignity and without prejudice." - Colson Whitehead

In North Carolina lieh mir ein Millionär, bei dem ich oft zu Gast war, eines seiner Autos – einen großen Buick –, damit ich die entlegensten Nebenstraßen erreichen konnte, wo Trampen unmöglich war. Nachdem ich viel Armut gesehen hatte, erreichte ich an jenem Abend Wilmington. Ich hatte von Rassenunruhen dort gehört und begann, wie immer in einer neuen Stadt, ganz unten, indem ich in die schlimmsten Viertel ging.

Ich parkte weit entfernt – man kann nicht mit den Leuten ins Gespräch kommen, wenn man mit dem Auto vorfährt –, schnappte mir meine Umhängetasche und ging, als wäre ich gerade per Anhalter in die Stadt gekommen. Ich machte mich auf den Weg zu einer der rauesten schwarzen Kneipen an der Hauptstraße. Ich liebe diese schäbigen Kneipen mit Gläsern voller eingelegter Schweinefüße und Paprika, in denen ich oft stundenlang sitze und das Leben um mich herum in mich aufnehme. Aber an diesem Abend lief etwas schief.

Gegen elf Uhr, als es schon völlig dunkel war, erreichte ich den Ort. Draußen standen die üblichen halbkriminellen Gauner. Mit ihren Sonnenbrillen sehen sie oft gefährlich aus, aber wenn man sie richtig behandelt, sind sie gar nicht so schlimm. Ich liebe die Herausforderung, den Menschen hinter der Sonnenbrille zu finden. Es geht um alles oder nichts: Ein falscher Schritt kann den Tod bedeuten.
Wie alle Kriminellen sind sie extrem schüchtern und reagieren spontan und nervös. Meine Faustregel lautet: Je dunkler ihre Sonnenbrillen, desto mehr Angst haben sie – vor mir und voreinander. Doch sobald das Vertrauen gewonnen ist und die Sonnenbrillen bei einem Bier oder einem Joint abgenommen werden, entpuppen sie sich als fantastische Menschen, die alles für dich tun würden. Deshalb suche ich sie in einer neuen Stadt immer als Erstes auf – sie haben überall Kontakte. Ich bin immer vollkommen ehrlich zu ihnen, gebe nie vor, etwas anderes zu sein, als ich bin, ahme nie ihre Sprache nach und komme nicht mit dem sentimentalen weißen „Wir sind Brüder"-Quatsch, den sie schon viel zu oft gehört haben. Sie sind zutiefst paranoid und haben wenig Vertrauen in Weiße, in ihr eigenes Volk – oder in sich selbst.

Beide 1975 - Tenderloin, San Francisco

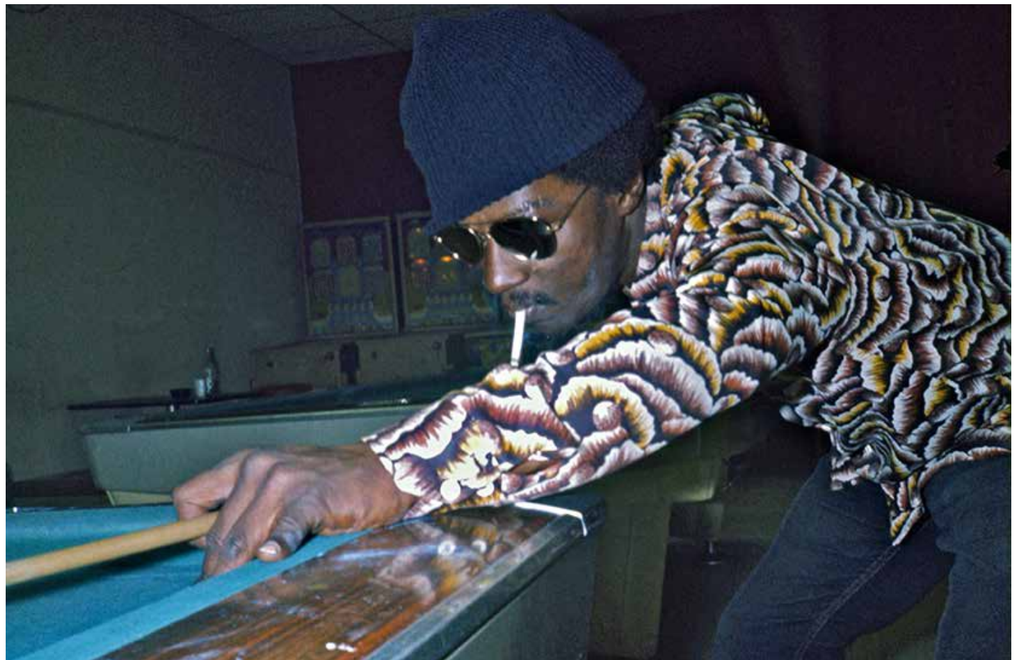


Sie wurden ihr ganzes Leben lang mit Füßen getreten, und solche Unterdrückung lässt sich nicht durch falsche „Bruder"-Rhetorik überwinden.
Aber wenn man absolut ehrlich ist, beginnen sie zu erkennen, wer man ist und was man will. Sie müssen genau wissen, mit wem sie es zu tun haben. Dieser Wunsch ist der Grund, warum viele Schwarze einen Rassisten aus dem Süden einem Liberalen aus dem Norden vorziehen: Der Rassist ist ehrlich in Bezug auf seinen Hass; der Liberale sagt das eine und tut das andere.

Mit meinen Fotos und meinen detaillierten Geschichten aus anderen Ghettos ist es meist nicht schwer, sie von meiner Identität zu überzeugen (sofern ich sie selbst kenne). Sie sind nie ganz davon überzeugt, dass ich kein verdeckter Ermittler bin, gehen aber fast immer das Risiko ein. Jeder Mensch sehnt sich danach, in diesem System Mensch zu sein.
Wenn man die Maske fallen lässt, riskiert man, verletzt zu werden. Sowohl Kapitalist als auch Krimineller sind durch ihre Alltagsrollen so verzerrt, dass sie ein unaussprechliches Verlangen nach menschlicher Güte verspüren – und der Vagabund gibt ihnen die Chance, dies auszudrücken, da er völlig außerhalb des Systems steht.
e to express it, since he stands completely outside the system.

Um etwas zu essen oder eine Unterkunft zu bekommen, muss der Vagabund immer das „Gute" (das Menschliche) im Kapitalisten oder im Kriminellen ansprechen, und wenn er erst einmal erkennt, dass dies immer möglich ist, kann er sie nicht länger als „Kapitalisten" oder „Kriminelle" verurteilen, sondern kommt zu dem Schluss, dass sie alle die Möglichkeit haben, nach einem anderen System zu handeln als dem, das sie normalerweise lenkt. So beginnt der Vagabund stattdessen, das System zu verurteilen, gegen das er immer kämpfen muss, um zu überleben. (Vielleicht aus)

Daher nutzen selbst die schlimmsten Kriminellen diese Chance normalerweise bei mir. Wenn das Misstrauen schwindet und die Biere fließen, verlieben wir uns oft regelrecht ineinander durch die gegenseitige Bewunderung der Rollen, die wir spielen. Sie fragen immer, was ich von anderen Kriminellen gelernt habe, und je mehr Gaunereien ich beschreibe, desto enger wird unsere Bindung. Aber wenn wir uns über Wege austauschen, wie man sich „etwas besorgt" (alles, was der Kriminelle braucht – Heroin, Auto, Waffe, Frau oder Wein), versuche ich immer, dies in einen politischen Kontext zu stellen.





1975 - Tenderloin, San Francisco

Oft werden die Ereignisse der Nacht immer krimineller. Ich weiß, dass ich, um gegen Morgen einen Schlafplatz zu bekommen, zeigen muss, dass ich voll und ganz auf ihrer Seite stehe. Daher bringt die erste Nacht in einer neuen Stadt selten viel Schlaf. Aber das Vertrauen, das ich mir auf diese Weise verdiene, verschafft mir Zugang zu den anderen Kreisen des Ghettos, da die Familien und Freunde von Kriminellen nicht unbedingt selbst kriminell sind.
Doch in dieser Nacht in Wilmington lief etwas schief. Vor der Bar spürte ich die üblichen feindseligen Schwingungen, aber es gab keine Möglichkeit, das Eis zu brechen. Nichts, was ich sagte, kam an. Stattdessen fingen sie an, Drohungen auszustoßen: „Wir sind Militante – verschwinde von hier, oder du bist ein toter Mann."
Ich war fassungslos, dass meine Überlebensphilosophie mich im Stich gelassen hatte; meine Knie wurden weich. Plötzlich hatte ich das Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben, und gab auf. Ich ging die Hauptstraße weiter entlang, bog dann in eine unbeleuchtete „Sozialbausiedlung" ein, um mein Auto von einer anderen Richtung aus zu erreichen.
Aber sie nahmen die Verfolgung auf – diese städtischen Sozialwohnungssiedlungen waren eindeutig ihr Revier. Ich machte den Fehler, tiefer hineinzulaufen, um mich zu verstecken. Unter einem Busch beobachtete ich, wie sie sich ausbreiteten – etwa ein Dutzend von ihnen. Zitternd und in der Erkenntnis, dass ich keine Chance hatte, rannte ich in eine dunkle Gasse, um mich zu ergeben. Ich war sofort umzingelt, Messer und Waffen richteten sich von allen Seiten auf mich. Von diesem Moment an erinnere ich mich nur noch an Bruchstücke. Ich fing an, Worte herunterzurattern und sagte so etwas wie: Wartet, lasst mich euch meine Bilder zeigen, ich erkläre euch, warum ich hier bin, und wenn es euch nicht passt, könnt ihr mich töten. Ob das den Ausschlag gegeben hat, weiß ich nicht. Aber nachdem sie lange darüber geschrien hatten, was sie mit mir machen sollten, führten sie mich mit Waffen im Rücken zur Hauptstraße hinaus. Ich zitterte bei dem Gedanken, dass jemand versehentlich den Abzug betätigen könnte.

Sie sagten mir, ich solle die Straße geradeaus entlanggehen, bis ich aus der Stadt heraus sei. Um zu meinem Auto zurückzukommen, musste ich nun zwei Meilen hinaus und zwei Meilen zurück auf einer Parallelstraße laufen. Ich überlegte, ein Taxi oder die Polizei zu rufen, verwarf die Idee aber: Ich hatte kein Geld, und wenn man mich mit der Polizei sähe, würde das sie davon überzeugen, dass ich wirklich nicht auf ihrer Seite stand. Also rannte ich in der Dunkelheit von Baum zu Baum, um nicht von Autos gesehen zu werden – denn es könnten ja sie sein. Die Szene war wie in „In der Hitze der Nacht", nur mit vertauschten Rassen.
Ich kam unversehrt zurück und raste aus der Stadt. Ich hatte für diese Nacht genug davon, im Ghetto zu bleiben. Später analysierte ich, was schiefgelaufen war. Ich war gegenüber den Kriminellen unehrlich gewesen: Ich gab vor, ein armer Vagabund zu sein, der einen Schlafplatz brauchte, aber ich hatte ein Auto in der Nähe versteckt und wusste, dass ich notfalls darin schlafen konnte. Weil ich nicht ganz ehrlich war, konnte ich nicht den positiven Eindruck hinterlassen, der nötig gewesen wäre, um sie für mich zu gewinnen.
Ich fuhr hinaus in eine nahegelegene weiße Gemeinde. Nach dieser düsteren Erfahrung spürte ich, wie so oft auf meinen Reisen, dass als Nächstes etwas Fantastisches passieren würde. Wenn man am tiefsten unten ist, wird man danach am höchsten emporgehoben – genau wie zwei Wochen zuvor, als ich stundenlang in einem Schneesturm in West Virginia gefroren hatte, nur um noch in derselben Nacht bei den Rockefellers zu landen. Ohne diesen Vagabunden-Fatalismus ist man verloren: Durch deine Überzeugung strahlst du starke positive Energie aus, die dabei hilft, die günstige Situation zu schaffen, die du brauchst.
Jedenfalls war ich nicht überrascht, als ich an jenem Abend eine Bar in Wrightsville Beach betrat und eine süße junge Frau auf mich zukam, an meinem Bart zupfte und fragte, wer ich sei. Es ging alles sehr schnell, und sie begann, mir Wein einzuschenken. Wenn man völlig allein auf der Welt ist, verliebt man sich leicht; aber wenn man nur eine Stunde zuvor dem Tod ins Auge gesehen hat, wird dieses Gefühl völlig überwältigend.
An jeden, der mir in dieser Nacht Wärme entgegengebracht hätte, hätte ich mich gebunden. Eine ihrer ersten Fragen war, ob ich eine Unterkunft hätte. Als ich verneinte, bestand sie sofort darauf, dass ich bei ihr einziehen sollte. Sie würde mir alles Geld geben, das ich brauchte, und eine Tankkarte für das Auto. Sie gehörte zu einer der reichsten Familien Amerikas – der Schlitz-Brauerei. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Normalerweise bin ich in der ersten Nacht mit einer neuen Frau impotent, aber die heftige Erfahrung war mir noch immer im Gedächtnis, und alles lief so, wie es sollte.
Es war wie damals in New Orleans, als Mary Ann Westbury und ich miterlebten, wie unser Freund beim Billardspielen einen anderen tötete, und wir danach nach Hause gingen und die ganze Nacht miteinander schliefen.
Sex und Gewalt sind eng miteinander verbunden; ich habe das Gefühl, dass vielen meiner Liebesaffären in den USA Gewalt vorausging – oder folgte. Meine Liebe zu diesem Land könnte von derselben Art sein.
In jener Nacht verliebten wir uns so sehr, dass sie sofort von Heirat sprach. Wenn wir heirateten, würde ich 50.000 Dollar erhalten, danach 30.000 Dollar pro Jahr. „Ich möchte ein Kind mit dir", sagte sie. In den ersten Tagen war ich selbst so überzeugt davon, dass ich heiraten würde, dass ich allen meinen Freunden schrieb, dass ich „jetzt endlich die Richtige gefunden" hätte.
Ich war fasziniert von ihren Manieren der Oberschicht. Sie gab Geld aus wie Wasser; innerhalb einer Woche hatten wir Hunderte von Dollar verprasst, und sie musste ihrem Vater in Europa telegrafieren, um mehr zu bekommen. Ich genoss es, in die besten Restaurants zu gehen – Hummer, Steak –, nach Monaten von Soul Food. Aber ich bestand weiterhin darauf, meine Erkundungen fortzusetzen, und fuhr tagsüber mit dem Auto hinaus, um den Hunger im Osten von North Carolina zu fotografieren. Ein Experte für Geophagie hatte mir von den Erdfressern dort erzählt. Tagsüber fotografierte ich den Hunger; nachts stopfte ich mich mit Steaks voll. Jeden zweiten Tag musste ich mit meiner Verlobten auf einer nahegelegenen Insel verbringen, die den Reichen vorbehalten war. Ein Wachmann auf der Brücke hielt Schwarze und Arme fern. Wir wohnten in einer großen Villa und lagen den ganzen Tag faul am Strand.
Hier begann ich, das Interesse an ihr zu verlieren: Ich langweilte mich einfach zu Tode. Zunächst zeigte sie etwas Interesse an meinem „Hobby", doch bald wurde ihre Sichtweise auf Schwarze als Untermenschen deutlich.
Ich habe mich oft in Rassisten aus dem Süden verliebt, wegen ihrer Exotik und ihres charmanten Dialekts und meiner Faszination für die Person hinter der Herr-Sklave-Beziehung, aber mir wurde langsam klar, dass man eine Ehe nicht darauf aufbauen kann.

Ich begann zu spüren, dass jedes Kind, das wir hätten, eher ein Produkt von Gewalt als von Liebe wäre. Als ich sie fragte, was sie tun würde, wenn wir uns auseinanderleben würden, sagte sie: „Keine Sorge – ich habe genug Geld. Ich kann jederzeit abtreiben." Sie war wahnsinnig in mich verliebt, aber ich kam langsam wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Als sie kurz darauf auf die Galápagos-Inseln reisen musste, um sich Schildkröten anzusehen, und mich mitnehmen wollte, war ich zunächst versucht, lehnte aber schließlich ab.



1974 - Charleston, SC

Es würde gut tun, etwas Abstand zu gewinnen und mich zu beruhigen. Sie bat mich, zu ihrem Geburtstag zurückzukommen, was ich ihr versprach.
Ich trampte an jenem Tag ein paar tausend Meilen zurück, kam mittags an und dachte, sie würde sich freuen. Aber sie lag nur auf ihrem Bett, kalt und distanziert. Sie hatte einen schönen Urlaub mit den Schildkröten verbracht, aber langsam das Gefühl bekommen, dass wir nicht zueinander passten. Sie war nach Ecuador gefahren, um eine Abtreibung vornehmen zu lassen – teuer und schwierig „in diesem primitiven katholischen Land".
Jetzt hatte sie keine Gefühle mehr für mich. Ich fand sie oberflächlich, war aber selbst oberflächlich gewesen. Ich war gleichzeitig zutiefst verletzt und sehr erleichtert, verabschiedete mich und kehrte ins Ghetto von Wilmington zurück, um erneut zu versuchen, dort zu leben.
Ich ging in dieselbe Bar – diesmal bei Tageslicht – und kaufte den Leuten eine Runde Schlitz von dem Geld, das mir von meinen luxuriösen Tagen übrig geblieben war. Und diesmal wurde ich akzeptiert, und es gab Geplauder und Gespräche über „ " und eine unvergleichliche Herzlichkeit. Zu dieser Zeit brachte Schlitz seinen neuen Slogan heraus: „Nur Liebe ist besser als Schlitz." Wann immer ich ihn irgendwo im Land sah, dachte ich an Wilmington und seinen gewalttätigen Rassenhass.

Zusammenfassung der Briefe

Nachwort: Ich lasse den Namen und die Fotos der Schlitz-Frau weg, da mir ihre Eltern irgendwann in den 80er Jahren erzählten, sie habe gerade Selbstmord begangen. Ich fand es seltsam, dass die einzigen beiden meiner ehemaligen Freundinnen, die sich später das Leben nahmen, beide Millionärinnen waren



Both 1974 - Harlem, NY

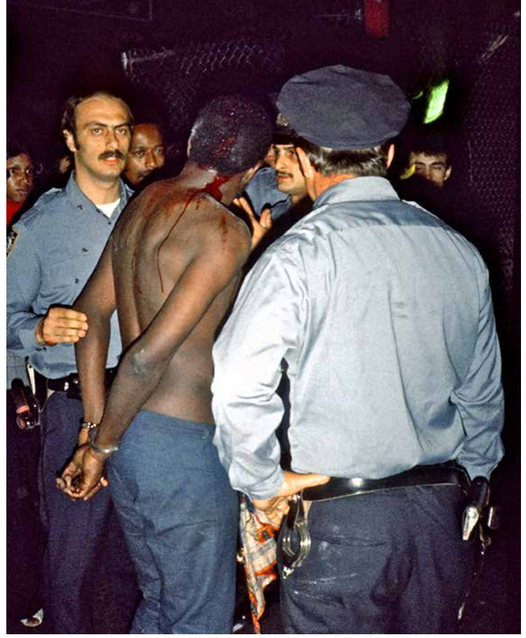


1974 - NYC

Rechts:

New Orleans

und 1973 - NYC





Du hast es mir erklärt, das muss ich zugeben,
eine lange Rede über „No-Knock"-
das für die Leute gesetzlich verankert wird,
die du schon immer gehasst hast
in diesem Höllenloch, das du/wir unser Zuhause nennen.
„NO KNOCK", wird der Mann sagen, um die Menschen vor sich selbst zu schützen.
Wer wird mich vor dir beschützen?
Kein Klopfen, Kopfnicken, schockierendes Eindringen, Schießen, Fluchen,
töten, weinen, lügen und weiß sein.
„NO KNOCK",
sagte mein Bruder Fred Hampton überall Einschusslöcher.
Aber wenn du ein kluger „No-Knocker" bist, wirst du deinen
klopfenden Lakaien, dass sie nicht an den Kopf meines Bruders klopfen
, klopft nicht an den Kopf meiner Schwester und verriegle deine Tür doppelt
denn vielleicht klopft jemand
NICHT AN ... für dich!

Auf der Suche nach dem inneren Guten hinter den Schatten des Zorns

„Die Polizeiarbeit in unseren Gemeinden ist stark militarisiert worden und erzeugt Angst und Ressentiments statt Sicherheit und Vertrauen." – Michelle Alexander, „The New Jim Crow"

Das Verbrechen der Armen – wie die Ausbeutung der Reichen – lässt sich kaum fotografieren. Man kann die Ergebnisse festhalten, aber selten den Prozess. Meistens verbrachte ich Tage mit Kriminellen, bevor ich sie fotografierte. Um zu überleben, musste ich unerschütterlich an das innere Gute dieser Kinder der Wut glauben und nach dem Menschen in ihnen suchen, jenseits der Rollen, die das System ihnen aufzwang. Wann immer ich ihre zwielichtigen Aktivitäten fotografierte, stellte ich fest, dass ich mich mehr mit ihrer Umgebung als mit ihrer Menschlichkeit identifizierte. Damit verriet ich in kleiner Weise das Vertrauen, das sie in mich setzten. Ich wollte Verbrechen aus der Perspektive des Verbrechers selbst fotografieren, aber in dem Moment, in dem ich einen Schritt zurücktrat, um es zu dokumentieren, war ich nicht mehr „eine von ihnen". Die Gewalt des Systems war leichter zu fotografieren als seine Gegengewalt. Hier geriet ich in Harlem in eine Schießerei zwischen Polizei und Kriminellen. Ein Polizist eilte herbei und nutzte meine Türöffnung als Schussposition, wodurch er mich – zumindest fotografisch – auf die Seite der Polizei stellte. In Momenten wie diesen begann ich, die brutalen – aber tragischerweise menschlichen – Reaktionen der Polizei zu verstehen. Ihre rassistischen Einstellungen und ihr mangelndes Verständnis für das Leben im Ghetto gehören zu den Gründen für die wütenden Vorwürfe der Polizeibrutalität. Die Gesellschaft hat die Polizei darauf trainiert, das Schlimmste zu erwarten, anstatt mit dem Guten in den Menschen zu kommunizieren. Daher schießen sie oft, bevor sie Fragen stellen. Das Mitführen von Waffen in ein Ghetto ist an sich schon ein Akt der Gewalt. Es signalisiert, dass man kein Vertrauen in die Menschen hat, die man überwacht – und dieses Misstrauen schürt Gegengewalt. Während meiner ersten zwei Jahre in Amerika trug ich meine eigene verinnerlichte weiße Angst mit mir herum – den Kernbestandteil allen Rassismus. Bis ich gewaltfreie Kommunikation und eine positivere Denkweise gegenüber meinen Mitmenschen lernte, wurde ich ständig von Schwarzen niedergeschlagen.

Wenn die Polizei also nur auf das Negative in den Menschen setzt, verstärkt sie es unweigerlich. Würden sie stattdessen unbewaffnet und mit offenem Gesicht erscheinen, hätten sie die Chance, das Gute hervorzubringen, das ich immer zu finden vermochte – selbst bei den „schlimmsten Typen", die für einen Dollar oder für eine Kamera töten würden. Stattdessen schafft die Polizei ein Klima der Angst auf beiden Seiten, wodurch Brutalität unvermeidbar wird. Und bis die jüngste Flut an Videobeweisen eine Rechenschaftspflicht erzwang, wurde der Großteil der Polizeigewalt von weißen Behörden sanktioniert. In vielen Bundesstaaten ist es der Polizei nach wie vor gestattet, ohne anzuklopfen in Wohnungen einzudringen. Viele unschuldige Menschen sind auf diese Weise ums Leben gekommen.

No knock – Lied von Gil Scott-Heron – illustriert

„Polizeibrutalität ist keine Ausnahmeerscheinung, sie ist ein Merkmal des Systems... Wir leben in einem System, in dem die Polizei deine Tür aufbrechen, dich im Schlaf töten und ungestraft davonkommen kann." – Assata Shakur, Dichterin und politische Aktivistin.

Als Mitglied der Black Liberation Army (BLA) wurde sie wegen Mordes an einem Polizisten verurteilt, floh jedoch aus dem Gefängnis. Sie starb in Kuba als Flüchtige. Sie war die erste Frau, die auf die Liste der meistgesuchten Terroristen des FBI gesetzt wurde.



Black Lives Matter: Die Liebe von James und Barbara

„Ich kann nicht atmen. Bitte, ich kann nicht atmen." – George Floyd

Eines Tages sah ich in der New York Times ein Foto von Bürgermeister Lindsay, der einem „heldenhaften" Polizisten im Krankenhausbett Blumen überreichte. Es hieß, der Polizist sei erschossen worden, als er „eine Wohnung betrat". Ich wollte wissen, was wirklich passiert war, und verbrachte mehrere Tage in der Bronx, um die Angehörigen und die Wohnung ausfindig zu machen. Langsam kam die Wahrheit ans Licht.
James und Barbara waren ein junges schwarzes Paar, das in Fort Apache lebte, damals das schlimmste Viertel Amerikas, in der Nähe der Fox Street in der South Bronx. Eines Tages hörten sie Einbrecher auf dem Dach und riefen die Polizei. Zwei Polizisten in Zivil trafen ein und traten die Tür ein, ohne anzuklopfen. In der Annahme, die Einbrecher würden gerade einbrechen, schoss James auf die Tür. Die Polizei schoss zurück und tötete ihn. Barbara floh schreiend in die Wohnung der Nachbarn. Als ich zum 41. Polizeirevier ging, bestätigten sie die Geschichte und räumten ein, es habe „ein kleines Missverständnis" gegeben, beharrten aber darauf, dass James „es provoziert habe", weil er eine nicht registrierte Waffe besessen habe.

Ich hatte mich so sehr an diese Art amerikanischer Logik gewöhnt, dass ich keine besondere Empörung gegenüber dem Beamten empfand – nur, dass er Unrecht hatte. Da ich so viel Zeit damit verbracht hatte, die Fakten zu sammeln, beschloss ich, auch zur Beerdigung zu gehen. Ich lieh mir ein anständiges Hemd und kam etwa eine Stunde zu früh im Bestattungsinstitut an. Ich machte ein paar Fotos von James im Sarg. Er sah sehr gut aus. Ich bewunderte die gute Arbeit, die der Bestatter mit Plastik geleistet hatte, um die Einschusslöcher zu füllen. Schwarze Bestatter sind Künstler in diesem düsteren Metier; selbst Menschen, denen die Augen herausgerissen wurden, können sie dazu bringen, vollkommen normal auszusehen.
Da schwarze Leichen in jedem erdenklichen Zustand eintreffen, greifen sie auf das gesamte Farbspektrum der „ "-Materialien zurück. James hinterließ jedoch kaum Eindruck auf mich; ich hatte bereits so viele junge schwarze Leichen gesehen. Ich fragte mich lediglich, warum es keinen Blumenkranz von der Polizei gab. Ich wartete etwa eine Stunde, die die letzte normale Stunde an diesem Tag sein sollte.

Nicht mehr als zehn Leute kamen, alle überrascht, dort einen Weißen zu sehen. Ein junger Mann flüsterte, es sei „unpassend" für einen Weißen, an dieser Beerdigung teilzunehmen. Plötzlich brachen schreckliche Schreie in der Halle aus. Drei Männer trugen Barbara herein, ihre Beine schleiften über den Boden, unfähig zu gehen. Sie war eine große, schöne, hellhäutige Frau, aber ihre Schreie ließen mich erschaudern. Nie zuvor hatte ich so qualvolle und schmerzverzerrte Schreie gehört. Als sie den Sarg erreichte, wurde es unerträglich. Es war das einzige Mal in Amerika, dass ich nicht fotografieren konnte. Ich hatte schon zuvor Bilder gemacht, während mir Tränen über die Wangen liefen, aber ich hatte mich immer so weit von dem Leid entfernt gehalten, dass ich es festhalten konnte.

Als Barbara an den Sarg trat, warf sie sich auf James' Leichnam und schrie so, dass es bis ins Mark drang: „James, wach auf, wach auf!", immer und immer wieder.
Die Leute versuchten, sie wegzuziehen, aber Barbara nahm nichts davon wahr. Ich war zu diesem Zeitpunkt überzeugt, dass James auferstehen würde.
Bei vielem Leid, das ich in Amerika gesehen hatte, spürte ich oft eine gewisse Heuchelei oder Oberflächlichkeit, die es mir ermöglichte, mich davon zu distanzieren.
Barbara riss mir den Boden unter den Füßen weg. Alles wirbelte vor meinen Augen, und plötzlich rannte ich weinend aus dem Bestattungsinstitut. Ich rannte mehrere Blocks weit, unkontrolliert weinend, durch Straßen, in denen neun von zehn Menschen eines unnatürlichen Todes sterben. Kriminelle standen in den Hauseingängen, aber ich stolperte an ihnen vorbei, stolperte über Mülltonnen und zerbrochene Flaschen. Es ist ein Wunder, dass mich niemand überfallen hat – sie müssen angenommen haben, ich wäre gerade überfallen worden.

Vor dem Wohnhaus von James und Barbara fragte ich, immer noch weinend, einige Kinder, ob jemand in der Wohnung „des Mannes, der neulich erschossen wurde" sei. Sie fragten, ob ich den Mann meinte, der in der Nacht zuvor auf der anderen Straßenseite erschossen worden war. Nein, es sei in diesem Haus gewesen, sagte ich. Aber sie hatten nicht gehört, dass in ihrem Haus jemand erschossen worden sei.
Sie wohnten im dritten Stock; James und Barbara im sechsten. Oben fand ich die Wohnung leer vor – Einbrecher hatten sie bereits durchwühlt, nur Papierfetzen lagen auf dem Boden verstreut. Die Leere ließ mich noch heftiger schluchzen. Die Wand des Wohnzimmers, wo James gesessen hatte, war von Einschusslöchern übersät, obwohl nur zwei in der Tür waren, die die Polizei eingetreten hatte. Wie alle New Yorker hatten sie drei Schlösser an der Tür und eine dicke Stange im Boden, um Kriminelle daran zu hindern, sie aufzubrechen – eine Vorsichtsmaßnahme, die die Polizei selbst empfiehlt.

James und Barbara hatten solche Angst vor Kriminalität gehabt, dass sie Stahlgitter vor die Fenster montiert hatten, obwohl sie im sechsten Stock wohnten und keine Feuerleiter hatten. Der Innenhof war einen Meter hoch mit Müll angehäuft, der aus den Fenstern geworfen worden war.

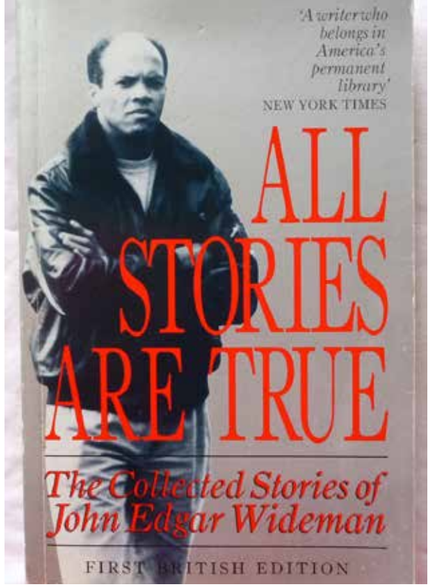


1974 – Bronx, New York – Die Wohnung von James und Barbara

James und Barbara hatten hier seit ihrem sechzehnten Lebensjahr mit ihrer vierjährigen Tochter gewohnt. Nach einigen Stunden wagte ich mich wieder hinaus. Ich hatte so viel geweint, dass ich rasende Kopfschmerzen hatte. Das Weinen kehrte in Wellen zurück, den ganzen Weg bis nach Manhattan. Als ich ein Kino erreichte, schlenderte ich gedankenlos hinein. Der Film hieß „Sounder", eine romantisierte Geschichte einer schwarzen Familie im Louisiana der 1930er Jahre. Es herrschte ein überwältigendes Gefühl von Liebe und Zusammengehörigkeit in der Familie, doch am Ende wurde der Vater von den weißen Behörden abgeführt und in ein Arbeitslager geschickt, weil er ein Stück Fleisch gestohlen hatte.
Der Hollywoodfilm romantisierte die Armut; nach mehreren Jahren im Arbeitslager kehrte der Vater zu seiner Familie zurück, damit der Film ein Happy End hatte. Das war nicht die Art von Armut, der ich im Süden begegnet war. Nur die Szenen, die mich an James und Barbara erinnerten, brachten mich zum Weinen. Danach schlenderte ich in Richtung Broadway. Eine alte schwarze Frau, bei der ich in der North Bronx gewohnt hatte, hatte mir zehn Dollar für Begräbniskleidung gegeben. Sie hatte zunächst vermutet, ich sei ein verdeckter Ermittler, und stundenlang Polizeistationen angerufen, um zu fragen, was das für eine Idee sei, einen verdeckten Ermittler zu ihr nach Hause zu schicken. Als sie sich vom Gegenteil überzeugt hatte, war sie überglücklich, drückte mir die zehn Dollar in die Hand, ließ mich versprechen, wiederzukommen, und rief sogar ihre Tochter in Alaska an, damit ich mit ihr sprechen konnte.
Nun hatte ich noch ein wenig Geld übrig, und in meinem seltsamen Zustand betrat ich ein weiteres Theater am Broadway und sah „Farewell, Uncle Tom" – eine brutale Darstellung der Sklaverei, die von Nicht-Amerikanern (in Italien) gedreht worden war, sodass sie die Sklaverei nicht romantisierte. Die Sklavenauktionen, die Folterinstrumente, Männer, die von ihren Familien wegverkauft wurden – manche Szenen brachten mich fast zum Erbrechen. Wie konnte all das vor nur hundert Jahren geschehen? Ich schaute mich immer wieder im Kino um, voller Angst, dass vielleicht schwarze Zuschauer anwesend sein könnten. Aber es waren nur zwei andere Leute da.
Als ich herauskam, stand ein junger schwarzer Mann mit Sonnenbrille auf dem Bürgersteig. Ich sah ihn lange an. Ich konnte nicht verstehen, warum er mich nicht niederschlug. Tagelang danach war ich ein Wrack. Ich werde diesen Tag nie vergessen, der in meinem Tagebuch völlig leer ist. Ein ganzes Jahr verging, bevor ich den Mut aufbrachte, Barbara aufzusuchen. In der Küche des Veteranenkrankenhauses, wo sie arbeitete, kam eine ältere Frau heraus, um mit mir zu sprechen. Sie sagte, sie sei Barbaras Vormundin, da Barbara seit der Beerdigung nicht mehr sie selbst sei – zurückgezogen, still, sprach sie nicht mehr.



1974 - Bronx, NY



Ich fragte, wie sie früher gewesen sei. Die Frau zögerte, dann erzählte sie mir mit Tränen in den Augen von „ “ und den vier Jahren, in denen James und Barbara dort zusammen gearbeitet hatten: immer singend, immer fröhlich, gemeinsam ankommend und gemeinsam gehend. Aber sie ließ mich nicht zu Barbara, denn Barbara wollte niemanden sehen.

Ein weiteres Jahr verging, bevor ich Barbara einen Brief aus dem Süden schickte. Ich nahm an, dass Barbara inzwischen über den Mord an ihrem Mann hinweggekommen und ins Krankenhaus zurückgekehrt war. Dieselbe ältere Frau empfing mich. Die Zeit schien nicht vergangen zu sein. Sie sah mich tief an und seufzte: „Barbara ist wahnsinnig geworden“, sagte sie.
Barbara begleitete mich in meinen Gedanken, wohin ich auch reiste. Doch schon bald prägte sich mir ein anderes Ereignis ebenso tief ein. In einem Ghetto in Florida war eine unglückliche weiße Frau auf einen Wasserturm geklettert und stand am Rand, bereit, Selbstmord zu begehen. Unten versammelte sich eine Menschenmenge – überwiegend Schwarze. Polizisten und Feuerwehrleute flehten sie an, nicht zu springen, während die Menge sie dazu anfeuerte. Ich war entsetzt. Ich schrie zurück: „Hört auf – lasst die arme Frau leben!“ Doch ihre Rufe wurden nur noch lauter. Es war die schlimmste und widerlichste Massenhysterie, die ich je erlebt hatte. Dann vermischten sich die Schreie plötzlich in meinem Kopf mit denen von Barbara an jenem unvergesslichen Morgen. Meine Knie wurden weich und ich rannte davon, so schnell wie damals vom Bestattungsinstitut.
In fünf Jahren werde ich versuchen, Barbara wieder zu kontaktieren. Ich muss ihr Gesicht eines Tages wieder sehen!

Zusammenfassung der Briefe

John Wideman schrieb eine Kurzgeschichte, inspiriert von meiner Erzählung in „a voice foretold“ in “All stories are true”:

„Der Fotograf ist ein großes Schiff, das schräg liegt, schwankt, von den Wellen gepeitscht wird und von wilden Winden getrieben wird. Er ist mein Anführer. Ein Fels, den ich so fest drücken möchte, bis das Blut herausfließt. Er wusste von diesem Ort, von dem Mord hier. Jetzt weiß ich es dank ihm. Der Beweis liegt in seinen Bildern. Das Bilderbuch/Tagebuch, das ich zu blättern begann, dann nicht mehr loslassen konnte, das ich so fest drücken musste, bis das Blut herausfloss ...
.....Soll ich glauben, was er sagt? Dass er per Anhalter nach Norden und Süden, nach Osten und Westen fährt, das Land kreuz und quer durchquert, ohne einen Cent in der Tasche, und es irgendwie schafft, zu essen, Schlafplätze zu finden, Film für seine Kamera zu kaufen. Mit allen Mitteln. Abhängig von der Güte, dem Bösen in seinen Mitmenschen. Vagabundieren, nennt es der Fotograf. Wie der alte, zerlumpte Ödipus mit seinen geschwollenen Füßen, der durch das Land wandert und Zuflucht sucht.
Wie lange ist er schon unterwegs? Sein Auftreten sagt: Jahre. Ein Leben lang gereift ... Aber dies ist keine Geschichte über ihn. Sein Ingmar-Bergman-Akzent, der schwarze Singsang, das Lispeln und der Tanz, den er in seiner Sprache und seinem Gang nachahmt. Den ich jetzt nachahme. Seine „American Pictures“ haben mich hierher gebracht. Ich stehe hinter ihm. Ich stehe in seiner Schuld.“



1975 - San Francisco, CA



1973 – Jersey City, NJ, mit dem World Trade Center im Hintergrund

Um Unterdrückung zu bekämpfen, muss man die Opfer auf beiden Seiten verstehen

„Man kann keinen Feind bekämpfen, den man nicht versteht.“ – Malcolm X

An dem Tag, an dem ich eins mit dem Leiden wurde, konnte ich es nicht mehr darstellen. Die Schreie innerhalb eines geschlossenen Systems versinken in einem Vakuum, das von der Außenwelt ungehört bleibt. Ein weißer Polizist, der eine schwarze Frau schlug, wurde von einem jungen Mann auf einem Dach in Wut erschossen.

Als Vergeltungsmaßnahme marschierten 5.000 Polizisten durch das Ghetto, um die ohnehin schon Unterdrückten einzuschüchtern. Jedes Mal, wenn ein Polizist von einem schwarzen Scharfschützen getötet wird, kommt der gesamte Apparat der Kolonialmacht in Bewegung.

Doch hinter diesen traurigen Tötungen durch die Polizei verbirgt sich eine tiefere Tragödie. Die 26-jährige Witwe des Polizisten stammt, genau wie er, aus der ärmsten weißen Schicht.
Das entschuldigt Polizeibrutalität nicht, aber es hilft uns, sie zu verstehen: Diese Weißen, die selbst ausgebeutet und unterdrückt werden, sehen sich mit so düsteren Aussichten konfrontiert, dass sie sich oft gezwungen fühlen, sich den Reihen der alten Sklaventreiber anzuschließen.

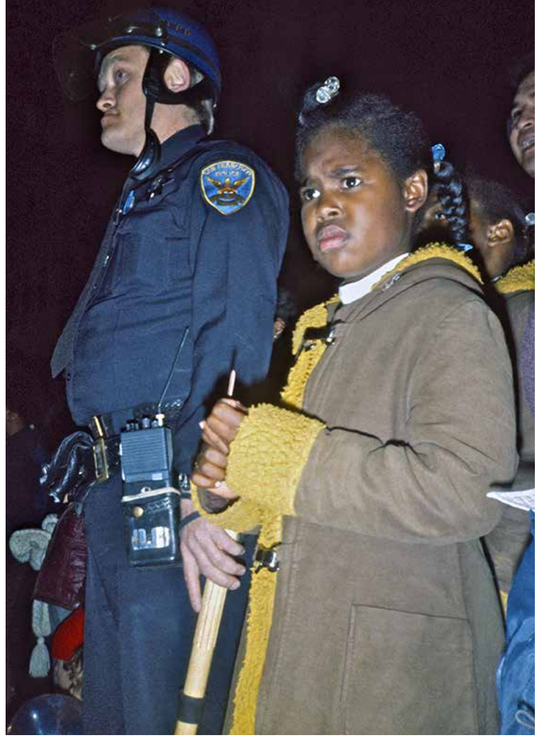
Der Rassismus und das Misstrauen, die durch ihre eigene unterforderte, verarmte Erziehung hervorgerufen wurden, werden durch ihre Nervosität verstärkt, als Besatzungsmacht in einer Kultur zu dienen, zu der sie nicht gehören.

1973 - Jersey City, NJ







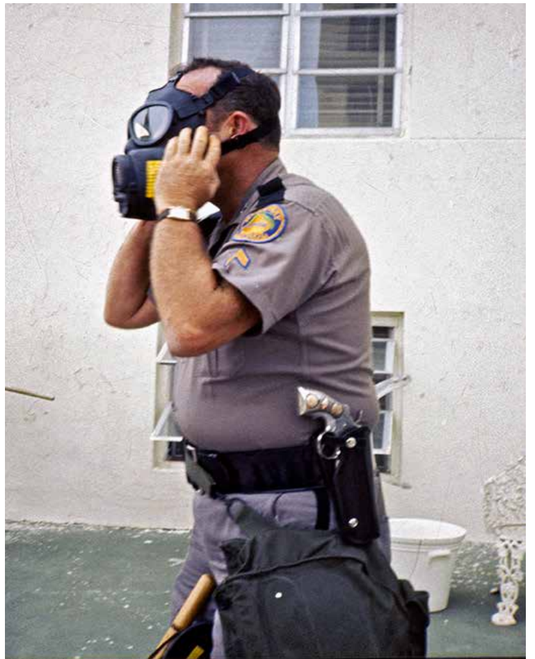


„Die Black-Lives-Matter-Bewegung ist kein Krieg gegen Polizeibeamte, sondern ein Krieg gegen ein System der Unterdrückung und Entmenschlichung, das dieses Land seit seiner Gründung plagt." – John Legend

Es ist mittlerweile üblich geworden, die Polizei anzugreifen, aber wir vergessen, dass sie ebenso sehr Opfer des Systems sind wie dessen Vertreter. Wir sehen ihre verschlossenen Lippen und verhärteten Gesichter und verzweifeln. Man kann nur vermuten, dass sie für immer von Bitterkeit, Hass und Angst gezeichnet sein werden. Aber haben sie sich aus freiem Willen vor den Spiegel gesetzt und diese Gesichter geschaffen?
Oder wurden sie lediglich in ein Leben gezwungen, das ihre Gesichter zu einer verzerrten Maske der Menschlichkeit verhärtete? Ja, eine gerechtere Gesellschaft ist schwer aufzubauen, denn schon das Erkennen der Möglichkeit einer Veränderung erfordert Glauben – Glauben an das innere Gute der Menschheit und an die eigene tägliche Fähigkeit, über die Muster der Not hinwegzusehen, die uns alle definieren und lähmen.
Unsere Aufgabe ist nichts Geringeres, als ein System zu transformieren, das auf unserem ererbten Schmerz aufgebaut ist, damit Menschen überall ihre volle Menschlichkeit zurückgewinnen können. Auf diese Weise können wir vielleicht sogar den Planeten vor seiner größten Unterdrückung retten: der Zerstörung unserer Umwelt, unseres Klimas und der Zukunft unserer Kinder.
Ich weiß, dass ich unter so vielen verwundeten Menschen in Amerika niemals überlebt hätte, ohne bewusst an das Gute in ihnen zu glauben. Ohne diesen Glauben hätte das Schlimmste gesiegt – und es hätte mich verschlungen.









1971 - NYC



1971 - NYC



Die Überlebenden von Attica: (Foto: New York State Police)



1971 – Brooklyn, NY – Beerdigung der Opfer von Attica

Jenseits des Hasses:

Den Menschen hinter der Maske der Macht sehen

„Wir müssen die Architektur der Unterdrückung abbauen. Wir müssen die Systeme der Unterdrückung abbauen. Wir müssen die Denkweisen der Unterdrückung abbauen.“ – Kimberlé Crenshaw

„Wir sind in der Lage, das Erbe des Schmerzes hinter uns zu lassen und eine Welt zu schaffen, in der alles Leben heilig ist.“ – bell hooks

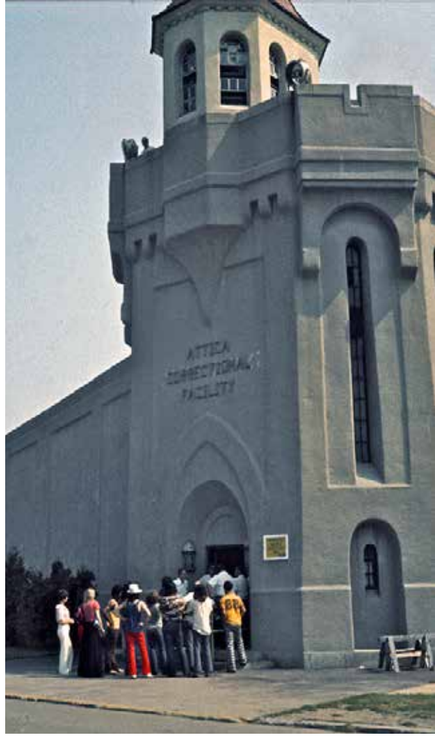
Meine Reise hat mich gelehrt, dass ich keine Person, keine Gruppe und keine Klasse mehr hassen kann – nicht einmal die schlimmsten Ausbeuter. Wenn ich sagen würde, ich hasse die Familie Rockefeller, würde ich lügen. Ja, Nelson Rockefeller ordnete das Attica-Massaker an, bei dem zehn Wärter und 33 Insassen getötet wurden, die grundlegende Gefängnisreformen und eine menschenwürdige Behandlung forderten.

Und ja, ich war bei der Massenbeerdigung, hörte die bewaffneten Black Panthers „Tod für Rockefeller! Weg mit den Reichen, Freiheit für die Armen!“ rufen, kannte Angehörige unter den weinenden Familien und sah erneut die blutroten Streifen der afroamerikanischen Flagge. Selbst dann stellte ich fest, dass ich Rockefeller nicht hassen konnte.

Denn hinter der Rolle, an die er glauben und die er in diesem System spielen sollte, verbirgt sich ein Mensch, der unter anderen Umständen niemals zu einem „Mörder“ geworden wäre, der verzweifelt versucht, die Insassen des Ghettos in Schach zu halten.

Wenn wir erkennen, dass die Unterschicht tötet, weil die Welt ihre Hoffnung zunichte gemacht hat, dann müssen wir auch erkennen, dass die Oberschicht tötet, weil die Welt ihre Angst geschürt hat. Je mehr ich mich von der Oberschicht einer Gehirnwäsche unterziehen ließ, desto vernünftiger erschienen mir ihre Handlungen.

Unterdrückung ist ein zweischneidiges Schwert;
sie verwundet die Hand, die sie schwingt,
und den Hals, der sie trägt.



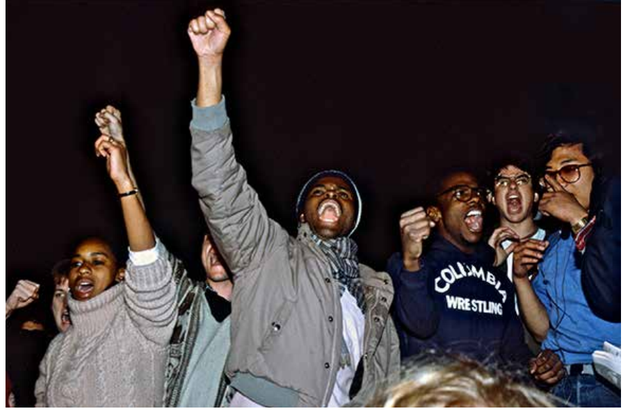
1974 – Attica-Gefängnis, NY
Unten 1971 -NYC– NYC







1991 - Washington, DC



1985 - NYC

Nur Liebe kann Hass besiegen

„Wir können nicht erwarten, dass sich die Welt verändert, wenn wir uns nicht selbst verändern.“ – Solange Knowles

„Liebe ist ein endloser Akt der Vergebung. Vergebung bedeutet, dass ich auf das Recht verzichte, dich dafür zu verletzen, dass du mich verletzt hast.“ – Beyoncé

Ich wäre unehrlich, wenn ich so tun würde, als hätte ich nicht viele Menschen liebgewonnen, die ich in der amerikanischen Oberschicht kennengelernt habe. Wenn ich die Oberschicht verurteile, verurteile ich in Wirklichkeit das System in uns allen – das System, das diese Klassen geschaffen und ihren Mitgliedern beigebracht hat, nicht nur in den USA, sondern auch in der Dritten Welt zu rauben und zu töten. Es ist ein unmenschliches System, das zu mächtig ist, um allein durch Angriffe auf seine Symbole verändert zu werden.
Hätte ich die Rockefellers als Symbole gehasst, hätte ich die menschliche Wärme und Gastfreundschaft geleugnet, die sie mir als Vagabund außerhalb der von der Gesellschaft zugewiesenen Rollen entgegenbrachten.
Je länger ich als Außenseiter umherwanderte, desto weniger wünschte ich mir, jemals wieder in das System zurückzukehren. Überall hatte es den Menschen ein falsches Gesicht gegeben. Je deutlicher diese verzerrten Masken wurden, desto stärker wurde mein Wunsch, hinter sie zu blicken und durch die Augenlöcher hinauszuschauen. Es war niemals schön – nur Angst, Hass und Misstrauen. Ich hatte kein Verlangen, mich diesem Hass anzuschließen.
Ich lernte, dass es viel einfacher ist zu hassen als zu verstehen.
Hass gedeiht durch vereinfachte Urteile. Die meisten Menschen sind so sehr von dem Schmerz eingenommen, den Normen ihres Umfelds nicht gerecht zu werden, dass es ihnen leichter fällt, die Realität auf Symbole zu reduzieren, als sie zu verstehen. Wenn man ein Buch wie dieses liest, ist es viel einfacher, Weiße zu hassen, als die Kräfte in sich selbst zu hinterfragen.
Erst wenn wir erkennen, wie auch wir an der Unterdrückung beteiligt sind, können wir das verstehen, hinterfragen und verändern, was uns alle entmenschlicht.
Ich habe außerhalb des Systems überlebt, weil ich immer nach dem Menschen hinter der falschen Fassade gesucht habe, in der ich die Niederlage der Liebe sah.
Je weniger Fäden eine intakte Gesellschaft zusammenhielten, desto versteinert und undurchdringlich erschienen mir die Masken, die ich durchdringen musste, um zu überleben.
Dennoch ist es selbst innerhalb der Unterdrückung möglich, viele Schattierungen der Menschlichkeit zu finden. Auch wenn die Liebe immer wieder zerschlagen wird, wissen wir alle, dass sie dennoch durch den Asphalt sprießen kann, wann immer … wo immer …



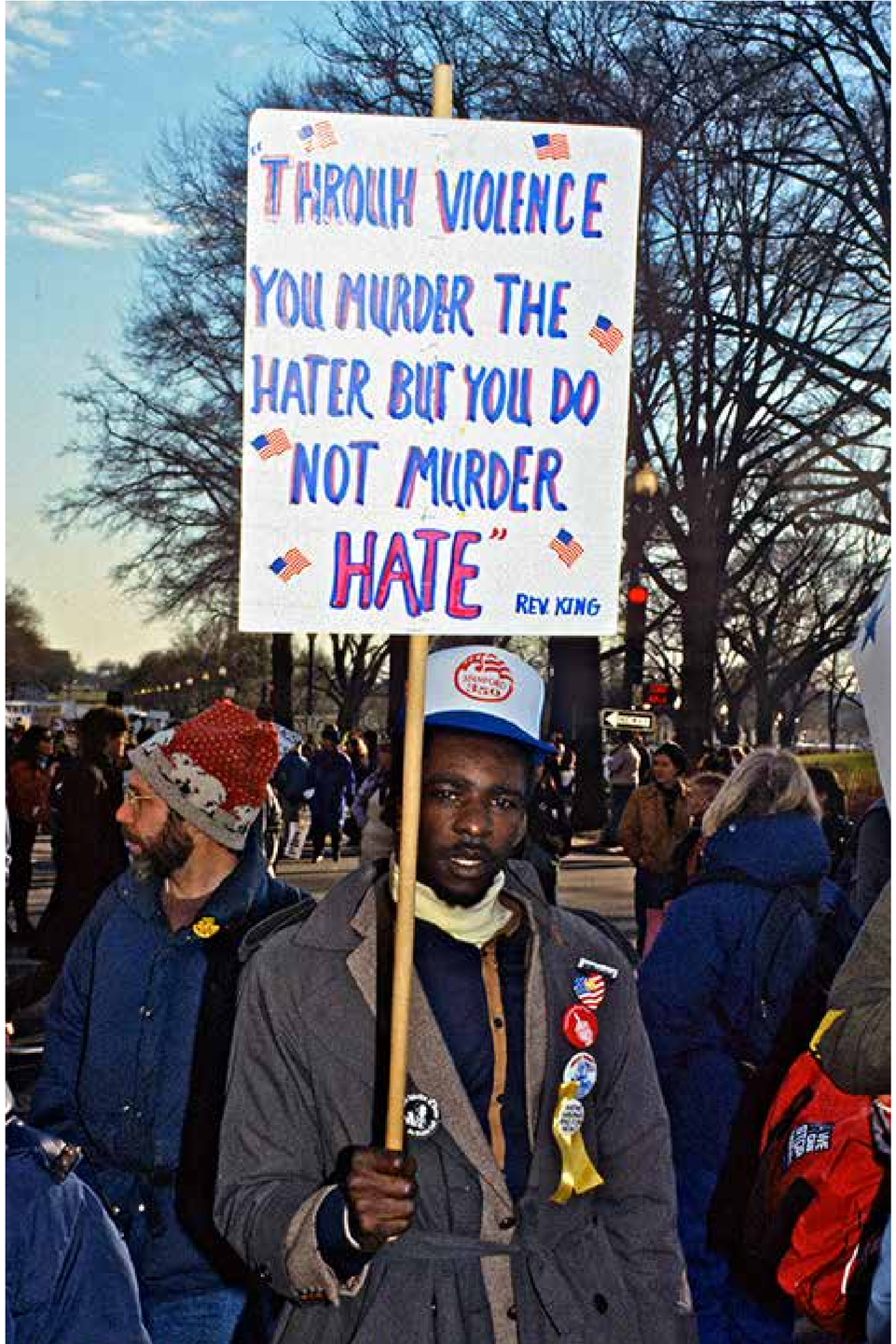
1990 - NYC

Rechts - 1991 - Washington, DC

1991 - NYC



You Sure Love to Ball – Lied von Marvin Gaye – illustriert – gefolgt von Szenen aus der Kirche





1991 - Bullock County, AL



1974 - Jersey City, NJ



1975 - Bullock County, AL

„Was die Menschen am häufigsten nicht verstehen, ist, dass Liebe die einzige vernünftige und befriedigende Antwort auf das Problem der menschlichen Existenz ist.“ – James Baldwin

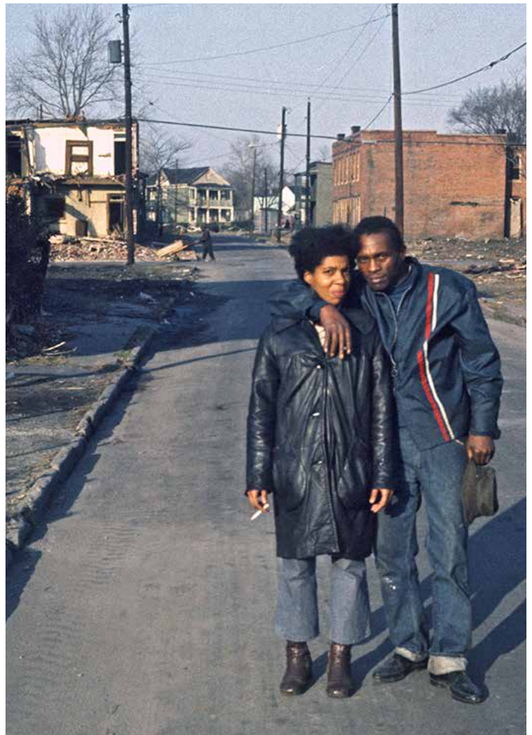
1975 - Richmond, VA

„Unser Leben ist wie unsere Liebe, sowohl leidenschaftlich als auch zärtlich, ein empfindliches Gleichgewicht zwischen Schönheit und Schmerz.“ – bell hooks

„Unsere Liebe ist eine Hurrikan-Kraft, eine Supernova, eine Kraft, die so mächtig ist, dass sie Zeit und Raum verbiegt.“ – Beyoncé

1974 - Norfolk, VA





„Liebe ist die Waffe der Zukunft. Sie ist die einzige Rüstung, die Hass und Angst besiegen wird.“ – Tupac Shakur

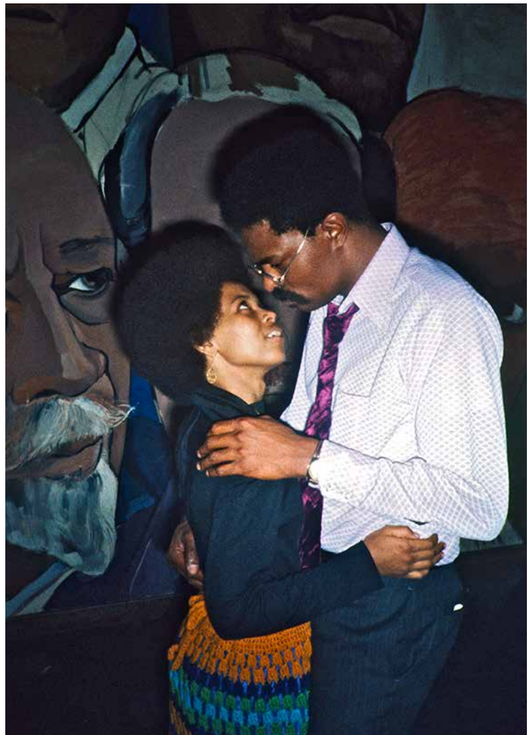
2009 - Gainesville, FL

„Schwarze Liebe ist kompromisslos, leidenschaftlich und widerstandsfähig. Sie ist eine Flamme, die selbst in den dunkelsten Zeiten hell lodert.“ – Imani Perry

1973 – Harlem, NY. Der Vizepräsidentschaftskandidat der Kommunistischen Partei, Jarvis Tyner

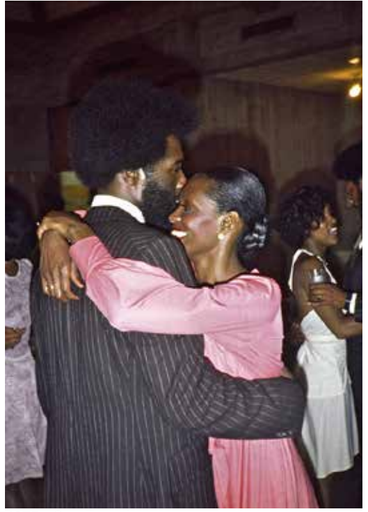
„Schwarze Liebe ist nicht nur ein Gefühl, sie ist eine Verpflichtung, ein Kampf, eine Revolution.“ – Janelle Monae,







1975 – Philadelphia, PA – René Yates und ihr Freund. Die Geschichte hinter dem Foto finden Sie auf Seite 466

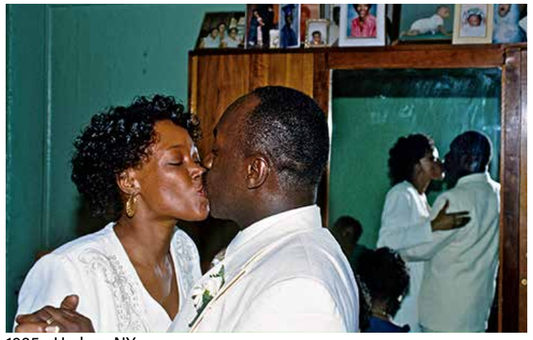


1975 - San Francisco

Herzen, die sich im triumphalen Geist der schwarzen Liebe über den Asphalt erheben



1975 - San Francisco



1985 - Harlem, NY



2012 - St. Francisville, LA

"Unsere Liebe ist ein Wandteppich, gewebt aus Fäden der Freude, des Schmerzes, des Widerstands und des Triumphs." – Ta-Nehisi Coates

„Wir sind der Liebe würdig, verdienen Liebe und sind fähig, Liebe zu geben. Lasst uns die schwarze Liebe in all ihren Formen feiern." – Chimamanda Ngozi Adichie

„Schwarze Liebe ist ein Leuchtfeuer der Hoffnung, ein Beweis für die Widerstandsfähigkeit und die Freude des menschlichen Geistes." – Kwame Alexander

1973 - Greensboro, NC



1973 – Zebulon, NC. Caroline wurde hier später ermordet





1974 -
Abilene, TX

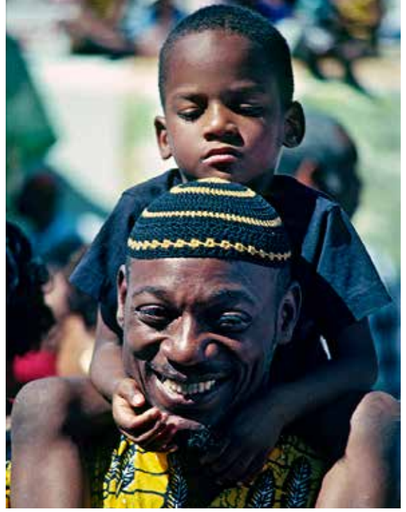
„Schwarze Liebe ist Widerstand. Sie ist der Akt, uns selbst zu wählen, einander zu wählen, Freude und Trotz zu wählen angesichts all dessen, was versucht, uns zu zerstören."
– Yrsa Daley-Ward

„Schwarze Liebe ist wunderschön, widerstandsfähig und komplex. Es ist eine Liebe, die Jahrhunderte der Unterdrückung überstanden hat und weiterhin gedeiht." – Tressie McMillan Cottom

„Schwarze Liebe ist das Fundament unserer Gemeinschaft. Sie ist der Treibstoff, der uns vorantreibt." – Beyoncé

2004 - NYC





Links:
1993 - Brooklyn, NY
Rechts:
1985 - Harlem, NY



„Schwarze Liebe ist ein Zufluchtsort. Sie ist ein sicherer Ort in einer Welt, die sich oft unsicher anfühlt." – Cleo Wade

„Schwarze Liebe ist ein Zufluchtsort. Es ist ein Ort, an dem wir ganz wir selbst sein können und dafür geliebt werden, wer wir wirklich sind." – Ijeoma Oluo

„Liebe kennt keine Grenzen. Sie überwindet Hürden, springt über Zäune, durchdringt Mauern, um voller Hoffnung ihr Ziel zu erreichen."
– Maya Angelou

1996 - Chicago





1991 - Houston, TX

Unten: 1975 - Philadelphia, PA

„Schwarze Liebe ist eine Revolution. Sie ist ein Schlachtruf. Sie ist ein Siegestanz." – Yrsa Daley-Ward

„Liebe ist das Einzige, das niemals verschwendet ist. In der schwarzen Liebe finden wir die Freiheit, ohne Erlaubnis zu existieren." – Frank Ocean

„Liebe ist eine Revolution. Sie ist das, was uns am Leben hält, was die Ketten sprengt, was uns frei macht." – H.E.R.



1975 - Baumont, TX

Unten: 1978 - Jacksonville, FL

„Liebe ist nicht nur ein Wort, sie ist Taten. Sie ist Schutz, sie ist Wahrheit, sie ist das Feuer, das uns am Leben hält, wenn alles andere versucht, uns niederzubrennen." – Kendrick Lamar

„Unsere Liebe ist das, was uns überleben lässt. Schwarze Liebe ist mutig, sie ist sanft, sie ist alles, von dem sie sagten, wir könnten es nicht haben – und wir lieben trotzdem." – Rihanna

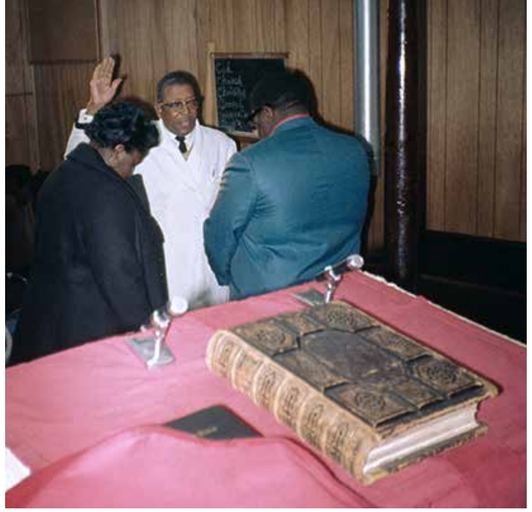
„Wenn ich liebe, liebe ich mit meinem ganzen Wesen, und diese Liebe steht nicht zur Verhandlung. Schwarze Liebe ist heilig, sie gehört mir, und sie ist mächtig." – Solange Knowles







1996 – Tunica, LA – Bibelleser



1973 – Baltimore – Hochzeit in einer Ladenkirche

„Die Liebe Gottes ist die mächtigste Kraft der Welt.“ – Sojourner Truth

„Glaube bedeutet nicht, Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, sondern inmitten von Schwierigkeiten die Gnade anzunehmen.“ – Dr. Bernice King

„Die schwarze Theologie leugnet nicht Gottes Liebe zu den Weißen, aber sie besteht darauf, dass Liebe nicht blind gegenüber Unterdrückung sein darf.“ – James Cone

Both 1975 - San Francisco







1975 - San Francisco



1973 – aus einer ländlichen Kirche bei Houma, LA

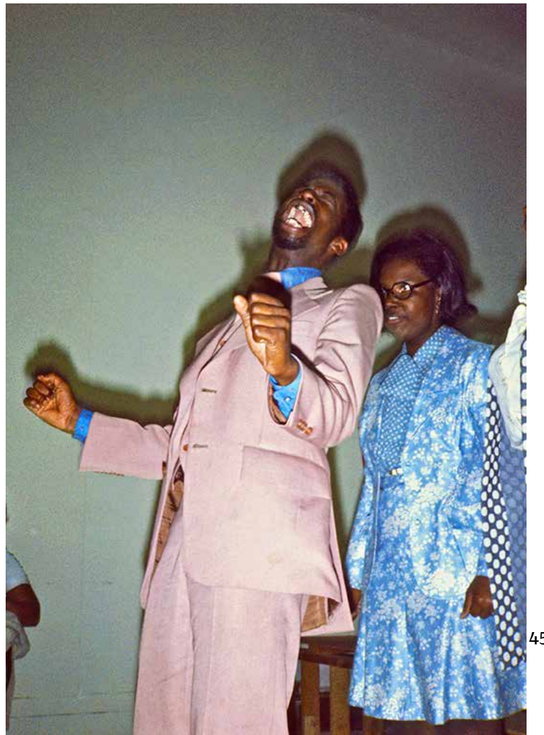
„Der Glaube ist die Brücke, die uns hinüberträgt, wenn unsere eigenen Füße es nicht tun.“ – Maya Angelou

„Die Negerkirche in Amerika ist die einzige Institution auf der Welt, in der der Neger frei ist.“ – James Baldwin

„Der Gott der schwarzen Kirche ist ein Gott der Unterdrückten. Er ist ein Gott, der aus dem Nichts einen Weg schaffen kann.“ – Toni Morrison

1975 – San Francisco – Fillmore-Ghetto, Ladenkirche







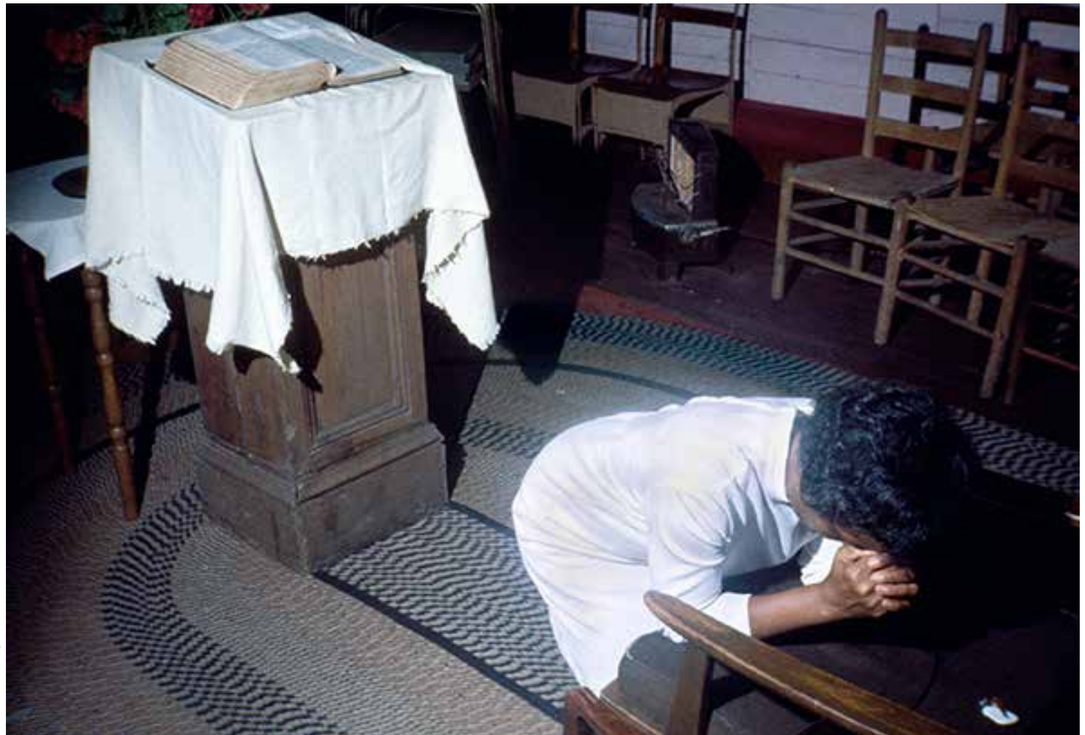
1975 – Philadelphia, MS.
Die Hände meines Schwiegervaters, Pastor Jake Rush.

„Glaube ist die Kühnheit zu hoffen, wenn Hoffnung hoffnungslos erscheint.“ – Maya Angelou

„Es gibt keine Grube, die so tief ist, dass Gottes Liebe nicht noch tiefer wäre.“ – Marian Wright Edelman

„Glaube ist das Einzige, was dich am Leben hält, wenn du aufgeben möchtest.“ – Sister Souljah

1975 – Meridian, MS – Shack-Kirche





2009 – Harlem, NY – Moschee in der 116th St

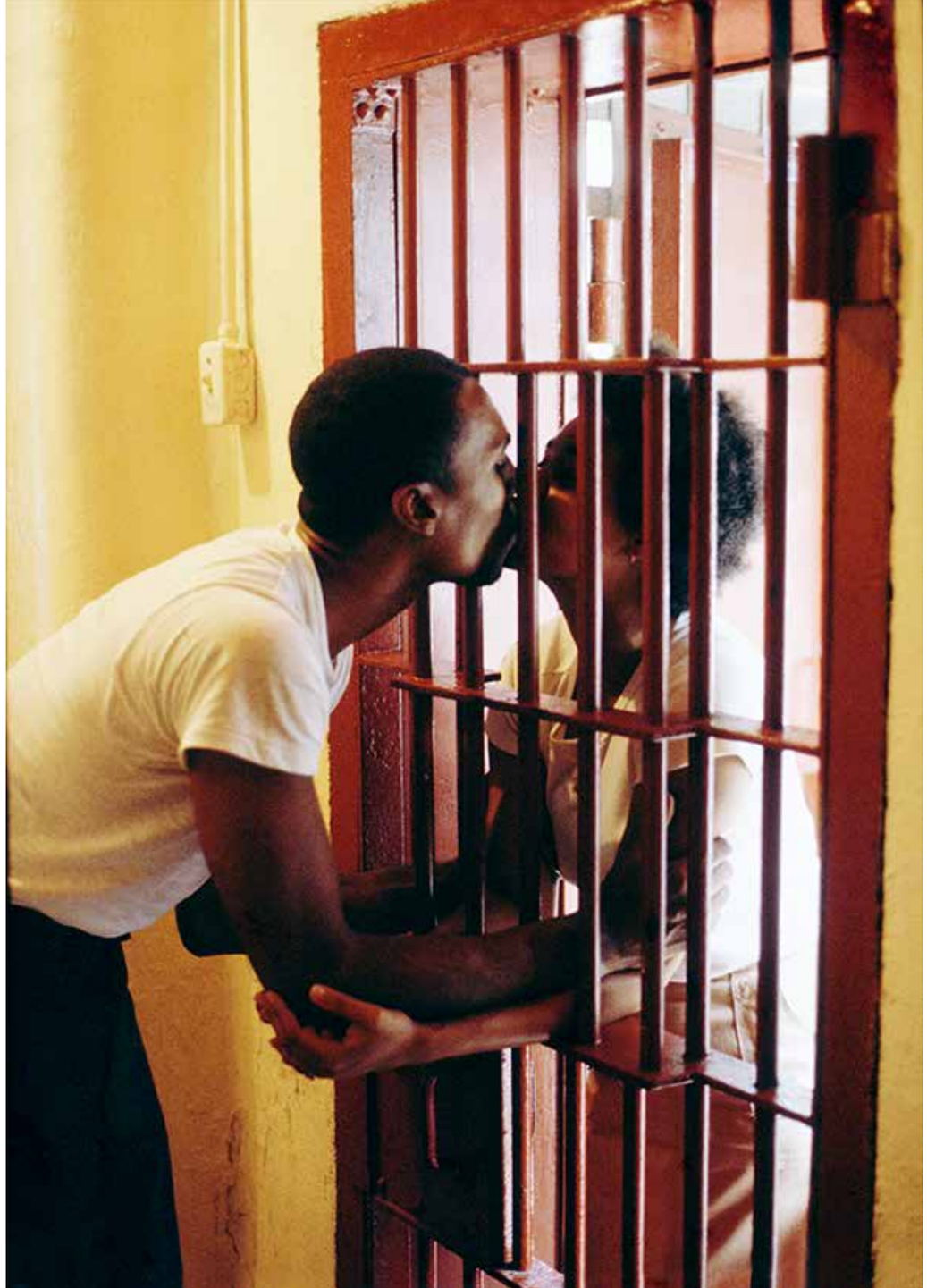
„Der Islam ist keine neue Religion. Er ist dieselbe Wahrheit, die Gott im Laufe der Geschichte all seinen Propheten offenbart hat. Der Islam ist sowohl eine Religion als auch eine umfassende Lebensweise. Muslime bekennen sich zu einer Religion des Friedens, der Barmherzigkeit und der Vergebung, die nicht mit Gewalttaten gegen Unschuldige in Verbindung gebracht werden sollte.“
– Yusuf Islam oder Cat Stevens, den ich eine Woche lang im The Gaslight auf der Bühne vorgestellt habe.

„Der Islam war schon immer Teil Amerikas. Muslime haben unsere Gesellschaft seit unserer Gründung bereichert. Sie sind so vielfältig wie unsere Nation selbst. Sie sind schwarz und weiß, lateinamerikanisch und asiatisch, Einwanderer und in Amerika geboren, und sie gehören zu den angesehensten und patriotischsten unter uns.“ – Barack Obama

„Ich glaube an die Religion des Islam. Ich glaube an Allah und den Frieden.“ – Muhammed Ali

2003 – Philadelphia, MS – Ostergottesdienst in der Kirche meines Schwiegervaters. Siehe die folgende Geschichte über Pastor Jake Rush





Ghetto-Liebe

„Liebe nimmt uns die Masken ab, ohne die wir zu leben fürchten und in denen wir wissen, dass wir nicht leben können.“ – James Baldwin

„Es gibt keine Liebe wie die Ghetto-Liebe“

Nach vier Jahren des Herumstreifens im Ghetto habe ich es schließlich geheiratet. Annie ist die einzige Frau, bei der ich mich daran erinnere, die Initiative ergriffen zu haben. Als sie dort in einem Restaurant in New York saß – unwiderstehlich schön –, war schon beim ersten Blick klar, dass wir einander brauchten. Wir waren beide leichte Beute: Sie kannte niemanden, da sie gerade von einem zehnjährigen Exil in England zurückgekehrt war, um an der Beerdigung ihrer Mutter teilzunehmen, und ich befand mich in einer meiner depressiven Phasen des Herumstreunens. Wir waren beide Kinder von Geistlichen und hatten uns auf unterschiedliche Weise gegen unseren Hintergrund aufgelehnt. Sie war tief bewegt von meinen Fotos und wollte helfen, sie bekannt zu machen. Mit ihrer ausgeprägten literarischen Ader und ihrem breiteren intellektuellen Horizont wurde ich bald von ihr abhängig, damit die Teile meines Puzzles zusammenfielen.

Annie hatte sich während ihres Exils weitgehend von der Herr-Knecht-Mentalität befreit, die die Ehe für die wenigen unglücklichen Amerikaner, die sich trotz der Realitäten des geschlossenen Systems verlieben, fast unerträglich macht. „Mischehen“ sind in der Tat ein subversiver Akt. Selbst Liberale suchen nach einer Antwort, wenn man sie fragt: „Würdest du wollen, dass deine Tochter einen heiratet?“ Ich habe oft erlebt, dass Segregationisten mit den Worten begannen: „Es ist mir egal, ob Menschen weiß, schwarz, lila oder grün sind …“ Zehn Sätze später waren sie erklärte Feinde von Mischehen.

Doch bis zu ihrem Verbot im Jahr 1691 gab es viele Mischehen zwischen weißen und schwarzen Leibeigenen, und bevor die Schwarzen in die Sklaverei gedrängt wurden, war der Hass der „armen Weißen“ auf sie unbekannt. In den meisten anderen Ländern – selbst in Gesellschaften nach der Sklaverei wie Kuba und Brasilien – gibt es nichts, was dem amerikanischen Fanatismus rund um Mischehen gleicht.

Da ich aus einer konservativen ländlichen Gegend stamme, kann ich mich an keine einzige negative Bemerkung in meiner Kindheit über die häufigen Ehen zwischen Dänen und afrikanischen Studenten erinnern. Im Gegenteil, es herrschte Solidarität und sogar Neid gegenüber denen, die in ferne Länder zogen. Aber in Amerika kann keine Mischehe als natürliche Verbindung angesehen werden.

In Hollywood wollten schwarze Veranstalter viel Geld in die Werbung für meine Diashow investieren – unter der Bedingung, dass ich den Abschnitt über meine Frau entferne. „Das zerstört deine Botschaft“, sagten sie, „lässt dich wie einen weiteren Liberalen aussehen.“ Aus demselben Grund werden sich viele Schwarze und Liberale in diesem Kapitel abwenden. Eine schwarze Frau war wütend, nachdem sie meine Diashow mit Fotos mehrerer nackter schwarzer Frauen gesehen hatte, ohne meinen dänischen Hintergrund zu kennen, wo Nacktheit zu jener Zeit weit verbreitet war – Familienstrände und Parks in der Innenstadt füllten sich Minuten nach Sonnenaufgang mit nackten Dänen. „Ist dir nicht klar, wie unverantwortlich du gehandelt hast“, fragte sie, „Beziehungen mit all diesen psychisch labilen Frauen zu haben? Ist dir nicht klar, dass die Sklaverei uns alle psychisch krank macht?“ Sie traf den Kern der Frage: Wie kann ich als Neutraler in einer Herr-Sklave-Gesellschaft eingreifen, ohne Teil des Problems zu werden?

Doch sie beging denselben Fehler wie die meisten Amerikaner, indem sie annahm, dass ein Foto einer nackten Frau gleichbedeutend mit einer sexuellen Beziehung sei.

Sie brauchte sich eigentlich keine Sorgen zu machen. Anders als bei den schwarzen Frauen in weiten Teilen Afrikas haben schwarze amerikanische Frauen nach Jahrhunderten des Missbrauchs starke Abwehrmechanismen gegen weiße Männer entwickelt. Obwohl ich die meiste Zeit in schwarzen Gemeinden verbrachte, waren mehr als 90 % der Frauen, die mich einluden, ihr Bett zu teilen, weiß. Dennoch schwebte der Verdacht, ein weißer Mann und sexueller Ausbeuter zu sein, stets über mir. Wenn ich nachts durch die Ghettos des Südens ging, fragten mich junge Männer: „Sir, soll ich Ihnen eine Frau besorgen?“

Ich bin überzeugt, dass mir die meisten Frauen keine Gastfreundschaft angeboten hätten, hätten sie nicht die nicht-aggressive Seite in mir gespürt. Ich sah mein Herumstreifen immer als passive Rolle, in der ich sexuelle Beziehungen weder mied noch initiierte, und es ist interessant zu untersuchen, was tatsächlich geschah, wenn ich Frauen näherkam. Nach ein paar Tagen, wenn wir uns gut verstanden, zeigten weiße Frauen oft sexuelle Avancen. Aber selbst wenn wir intim wurden, passierte mit schwarzen Frauen aus der Unterschicht meist nichts weiter, besonders im Süden. Es war, als ob bei uns beiden etwas fehlzündete – eine gemeinsame Erkenntnis, dass dies ein zu großer historischer Abszess war, um ihn aufzustechen. Sie konnte es nicht vermeiden, bewusst oder unbewusst zu signalisieren, dass dies eine Beziehung zwischen einer freien und einer unfreien Person war, was mir sofort das Gefühl gab, nur ein weiterer weißer sexueller Ausbeuter zu sein.

Die meisten meiner sexuellen und langfristigen Beziehungen zu schwarzen Frauen waren daher mit Frauen aus der Mittelschicht oder aus der Karibik, die sich, obwohl oft konservativer als weiße oder aus der Unterschicht stammende Frauen, in größerem Maße von dieser Sklaverei befreit hatten. Manche Amerikaner argumentieren, dass ein privilegierter Weißer, wenn er weiß, dass bestimmte Menschen in Sklaverei leben, intime Beziehungen vermeiden sollte, die zu Sex oder Ehe führen könnten . Aber Sklaverei entsteht gerade dadurch, dass man sich nicht frei und gleichberechtigt verbindet – und sie dadurch isoliert und lähmt.

Links: 1978 - Washington, GA



1974 – Unsere Hochzeit im Rathaus, NY
(mit dem Baby des südafrikanischen Konsuls)



1975 – Annie im Tenderloin-Ghetto, San Francisco

Annie war eine meiner wenigen Ausnahmen aus der Unterschicht. Obwohl sie nach ihren Jahren in England „mittelständisch“ wirkte, war ihre grundlegende Weltanschauung von ihrer Herkunft aus der Unterschicht geprägt. Eine solche Beziehung hätte mit Vertrauen und Mühe vielleicht funktioniert, aber aufgrund meines Rassismus, Sexismus und vor allem meiner blinden „Unschuld“ – dem ultimativen Privileg der herrschenden Klasse – tat sie es nicht. Stattdessen wurde es zu einer so vernichtenden Niederlage, dass ich sie nicht mit meinem ursprünglichen Buch in Einklang bringen konnte. Schon der Anfang lief schief. Wir heirateten am Freitag, dem 13. September, ohne eine Bleibe zu haben.

Eine Hausangestellte erlaubte uns, unsere Flitterwochen in der Luxuswohnung des südafrikanischen Konsuls zu verbringen, der von seinem Apartheid-Regime nach Hause beordert worden war. Bald darauf landeten wir in der schlimmsten Gegend des Ghettos.

Noch bevor wir die erste Monatsmiete bezahlt hatten, wurden Annies gesamte Ersparnisse gestohlen. Wir wohnten im fünften Stock eines Gebäudes, in dem nur Prostituierte, Süchtige, Mittellose und Sozialhilfeempfängerinnen lebten. Annie hatte seit ihrer Kindheit nicht mehr in der Kultur der Unterschicht gelebt, und der Schock war groß. Wegen ihres Aussehens und unserer Adresse wurde sie ständig von Zuhältern und Gaunern ins Visier genommen, die versuchten, sie anzuwerben.

Während ich ein paar Tage bei Margo St. James (Leiterin von CYOTO für amerikanische Prostituierte) verbrachte, wurde Annie von einem Prostitutionsring entführt und mit vorgehaltener Waffe gezwungen, sich nackt auszuziehen, während sie „ “-Russisches Roulette spielten, um sie „einzuarbeiten“. Sie floh nachts durch ein Badezimmerfenster und rannte nackt in die Stadt. Als ich zurückkam, lag sie in Tränen und Schmerzen aufgelöst da.

Die Angriffe gingen weiter, verschlimmert durch die Tatsache, dass ich weiß war. Eines Tages warf ein Zuhälter Annie in einem Bus verächtlich Geld zu. Mit meinen alten Vagabundengewohnheiten hob ich es auf. Annie war wütend und sprach eine Woche lang kein Wort mit mir. Gewalt, Schreie und Panik erfüllten das Gebäude Tag und Nacht. Zunächst versuchte ich, zwischen den Zuhältern und den „Huren“, die sie schlugen, zu vermitteln. Es gab auch einen Pyromanen. Fast jede Nacht wurden wir von Feueralarm und Flammen geweckt, die aus benachbarten Wohnungen schlugen. Wir hatten unsere Koffer stets gepackt. Das Erste, wonach ich immer griff, war der Koffer mit Tausenden von Dias für dieses Buch.

Eines Nachts, als ich halbnackt auf der Straße stand, bat ich Annie, auf den Koffer aufzupassen, während ich das Feuer fotografierte. Als wir wieder nach oben kamen, war er verschwunden. Ich rannte zurück nach unten und fand ihn unberührt vor. Das ganze Haus nannte es ein Wunder; noch nie hatte jemand gesehen, dass Wertsachen auch nur eine Minute unbeaufsichtigt blieben, ohne gestohlen zu werden.

Der psychische Druck lastete schwerer auf Annie als auf mir. Wir beantragten Sozialhilfe, um umziehen zu können, und erhielten nur sieben Dollar. Fast jede Nacht weinte sie vor Verzweiflung. In den ersten Monaten, als ich noch etwas psychischen Spielraum hatte, versuchte ich, in die Welt einzutreten, die für sie so völlig zusammengebrochen war.

Wie die meisten meiner amerikanischen Beziehungen entstand auch diese aus Gewalt. Wir lernten uns kennen, weil ihre Mutter ermordet worden war; Monate später wurde ihr Stiefvater gefunden, wie er tödlich durch einen Messerstich verwundet die Straße entlangtaumelte. Im Laufe der Nächte zeichnete sich ein erschreckendes Muster aus ihrer Kindheit ab. Als ihre sechzehnjährige Mutter Zwillinge zur Welt brachte, galt das als solche Sünde, dass ihre Zwillingsschwester nach Norden geschickt wurde und Annie zu einer Tante nach Biloxi, Mississippi, kam. Von ihren ersten vier Jahren erinnert sich Annie nur an die betrunkene Tante, die in ihrer Hütte lag, während sie allein im Sand saß. Einmal wäre sie fast an einem Hühnerknochen erstickt. Niemand kam, um ihr zu helfen.

Ihre Großeltern retteten sie schließlich und brachten sie nach Philadelphia, Mississippi, wo sie eine strenge fundamentalistische Erziehung erdulden musste. Sie wurde bestraft, wenn sie spielte, tanzte oder auch nur die geringste Freude zeigte. Oft wurde sie an Lederriemen im Nebengebäude aufgehängt und ausgepeitscht. Auf dem Heimweg von der Schule kam es täglich zu Steinschlachten zwischen schwarzen und weißen Kindern. Eines Tages hetzten weiße Kinder Deutsche Schäferhunde auf sie, wodurch Annie schwer verletzt wurde.

Zwei dieser Kinder traten später dem Ku-Klux-Klan bei; einer von ihnen, Billy Wayne Posey aus Annies Straße, ermordete 1964 drei Bürgerrechtler. Nach den Klan-Paraden und den brennenden Kreuzen in ihrer

Annie spricht 1977 im dänischen Fernsehen über die Jim-Crow-Rassentrennung, mit der sie aufgewachsen ist



1975 – Annie im Tenderloin-Ghetto in San Francisco in unserer bedrückendsten Zeit

1975 – Philadelphia, MS – Als ich bei Annies boshaften, aber frommen Großeltern wohnte



1975 – Schild an der Highway 19 nach Philadelphia, MS, wo die drei Bürgerrechtler vom KKK ermordet wurden



Straße floh Annie nach Norden und später ins Exil. Sie liebte Bücher, doch als erstes schwarzes Kind, das die Stadtbibliothek besuchte, wagte sie es nie, dorthin zurückzukehren. Schwarze Kinder hatten sie zudem ausgegrenzt und überfallen, weil sie „zu weiß“ sei. Je mehr diese tränenreichen Nächte offenbarten, desto mehr erschütterte es mich. Sie war außerordentlich sensibel.



2004 – Phil., MS – Wiederbesuch bei Annies Familie, wie schon mein ganzes Leben lang



1975 – San Francisco – Wo auch immer Annie sich aufhielt, las sie immer Bücher

Eines Nachts weinte sie bei dem Gedanken an „die weiße Verschwörung“, die schwarze Kinder über den Mord an sechs Millionen Juden im Unklaren gelassen hatte.

Sie hätte noch mehr geweint, hätte sie gewusst, wie eng dieser Völkermord mit dem Leid ihrer ersten 29 Lebensjahre verbunden war: Die Rassengesetze der Nazis orientierten sich direkt an den amerikanischen Jim-Crow-Gesetzen, um ansonsten gut funktionierende Juden zu stigmatisieren. Diese Gesetze machten Endogamie illegal, und die „One-Drop-Rule“ machte sie zu einer minderwertigen, unreinen „Rasse“.

Schließlich gelang es Annie, eine befristete Stelle im Büro für Architektur zu bekommen, wo sie Rechnungen von Baufirmen bearbeitete.

Sie sorgte für Aufruhr, indem sie einen Betrugsfall nach dem anderen aufdeckte. Mit ihrem fotografischen Gedächtnis konnte sie erkennen, wie Firmen Monate zuvor Rechnungen für denselben Auftrag unter anderem Wortlaut eingereicht hatten. Jahrelang hatten diese Mafiosi die Stadt abgezockt. Jeden Tag kam sie nach Hause und erzählte mir, wie sie der Stadt gerade 90.000 Dollar oder so etwas in der Art gespart hatte. Als ihr Arbeitsverhältnis endete, sagte ihr jüdischer Chef ihr, sie könne jedes Empfehlungsschreiben verfassen, das sie wolle, und er würde es unterschreiben. Aber wir hatten immer noch kein Geld, und es war, als würde diese Atmosphäre der Korruption unsere Moral weiter untergraben. Wenn die Reichen stehlen, warum sollten wir es dann nicht auch tun?

Als wir einmal im Flur eine Handtasche mit 80 Dollar fanden, brauchten wir lange, um uns zu entscheiden, sie der Besitzerin, einer Sozialhilfeempfängerin, zurückzugeben. Als sie ihre Tür öffnete, schnappte sie sich die Handtasche wortlos, mit einem verächtlichen Blick, der zu sagen schien: „Ihr müsst ja dumm sein, wenn ihr versucht, hier besser zu sein als andere.“ Von diesem Moment an rutschte alles weiter in eine kriminelle Richtung ab. Es war unsere Idee gewesen, dass ich die Zeit nutzen sollte, um ein Buch zu schreiben.

Annie und andere waren der Meinung, ich solle mit den Augen eines Ausländers über meine Erfahrungen im Ghetto schreiben. Aber „ “ saß ich Tag für Tag vor einem leeren Blatt Papier und war in dieser gewalttätigen, nervenaufreibenden Atmosphäre nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu Papier zu bringen.

Allmählich verloren wir beide unser Selbstvertrauen, und ich gab auf. Je weniger Geld wir übrig hatten, desto weniger Hoffnung gab es, und desto angespannter wurde die Stimmung zwischen uns. Nach und nach begann Annie zu trinken, als Reaktion auf meine zunehmende Gefühllosigkeit. Sie nörgelte an mir herum, weil ich nichts als ein naiver Liberaler sei. Diese endlosen Nächte sind mehr als alles andere der Grund für meine Angriffe auf Liberale – oder auf mich selbst – in diesem Buch. Zum ersten Mal auf meiner Reise begann ich, das Vertrauen in Schwarze zu verlieren, die Realität statt des Potenzials zu sehen.



Normalerweise wohnte ich bei Annies Cousin Willy Rush (rechts), da er immer trank und lustig war – bis er „zu Gott fand“. Annies Neffe vorne ist ein Bandenmitglied und gerade dabei, auf seinem Handy einen Drogendeal abzuwickeln.

Ich wurde amerikanisiert, ein Opfer der Herr-Knecht-Mentalität.

Je mehr ich das Vertrauen in die Menschen und in meine Zukunft verlor, desto mehr brodelte die Wut in mir.

Um der unerträglichen Atmosphäre mit Annie zu entkommen, verbrachte ich mehr Zeit auf der Straße.

Je machtloser ich wurde, je düsterer meine Aussichten, desto mehr verlor sie das Vertrauen in mich. Eines Nachts schrie sie: „Du kannst nicht einmal für uns sorgen! Hörst du, blauäugiger Nigger, sorgen!“ Schlimmer noch: Obwohl ich ständig versuchte, Arbeit zu finden, begann ich, mir selbst die Schuld zu geben. Ich tat nichts anderes, als in der Schlange zu stehen. Morgens lag ich in der Schlange bei der Blutbank für 5 Dollar. Acht Monate lang stand ich jeden Tag um elf eine Stunde lang in der Suppenküche, und abends aß ich oft in einer Kirche.

Den Rest des Tages stand ich in der Schlange auf der Suche nach Arbeit, was unmöglich war, da ich keine Qualifikationen hatte. Wenn ich um vier Uhr morgens dort ankam, wurde ich manchmal für einen Tag eingestellt, um in wohlhabenden Vororten für 2 Dollar pro Stunde Werbeprospekte zu verteilen.

Nach einer Weile gab ich auf und verbrachte mehr Zeit mit Kriminellen auf der Straße. Ich war nie in groß angelegte Verbrechen verwickelt, aber ich bewegte mich eindeutig in diese Richtung. Eines Nachts, als mir ein Mann erzählte, sein Bruder sei gerade in Chicago ermordet worden, antwortete ich kühl: „Welches Kaliber hatte die Pistole?“ Erst hinterher wurde mir klar, wie tief ich gesunken war. Während der Zeit, in der ich bei Annie wohnte, wurden in unserem Block acht Menschen ermordet, darunter einige Bekannte. Theresa, die mir in ihrem Café oft kostenlos Essen gab, wurde von einem Kunden ermordet, der eine Rechnung über 1,41 Dollar nicht bezahlen konnte. Manchmal waren sogar die Wände im Flur mit Blut beschmiert. Wenn ich spät nach Hause kam, lag Annie oft in einem Nebel aus Tränen und Alkohol. Es war mir kaum noch wichtig. Um zerstörerische Streitereien zu vermeiden, hielt ich mich fern, bis sie eingeschlafen war.

Unser Sexleben brach, wie alles andere auch, zusammen. Schließlich hegte ich einen solchen Hass auf Schwarze und Weiße, dass ich Angst vor mir selbst bekam. Eines Nachts, als Annie getrunken hatte, wurde ich so verzweifelt, dass ich sie im Dunkeln schlug. Am nächsten Morgen hatte sie ein blaues Auge, wie so viele andere in dem Haus. Da ich noch nie zuvor Hand an jemanden gelegt hatte, war ich erschüttert. Ich fürchtete, ich könnte sie eines Tages umbringen. Der einzige Weg, der Ghettoisierung zu entkommen, war die Flucht.

Annie spricht darüber, wie sie unter dem Terror des KKK aufgewachsen ist – in meiner ersten Version der Show aus dem Jahr 1976, als ich noch kein Klan-Treffen fotografiert hatte. Schwarze Hollywood-Promoter, die die Show in 76 größeren Städten auf die Bühne bringen wollten, verlangten, diesen Abschnitt zu streichen, weil „es zu liberal wirkt, eine schwarze Ehefrau zu haben“.



1975 – San Diego. Annie mit meinem Schild „Touring USA from Denmark" bekommt eine Geldstrafe fürs Trampen



1976 – Kopenhagen. Annie rahmt meine 15.000 Fotos vor meinem ersten Vortrag ein

Es gelang uns, für Annie ein winziges Zimmer in einem weißen Haus außerhalb des Ghettos zu finden. Danach machte ich mich direkt auf den Weg zur Autobahn. Die Autobahn bedeutete Sicherheit, Heilung und Freiheit.

Fünf Jahre lang hatte ich ein eskapistisches, privilegiertes Vagabundenleben in Ghettos geführt, ohne davon berührt zu werden. Als ich Teil des Ghettos wurde, war ich in weniger als einem Jahr am Boden zerstört – am Ende hasste ich Schwarze, verlor den Glauben an alles und ließ meine schlimmsten Eigenschaften die Oberhand gewinnen. Eine davon war eine wachsende Selbstsucht und Gefühllosigkeit gegenüber Frauen. Es war kein Zufall, dass ich mit meinem Freund Tony in North Carolina sofort in eine Phase des auffälligen Konsums von „Mädchen" eintrat.

Doch ich war kein geborener Verführer. Immer wieder flüsterte Tony: „Warum machst du nicht den ersten Schritt?", und immer wieder musste er meine Verabredung vorzeitig nach Hause fahren. Es gab immer Hindernisse. Eines Nachts versperrte uns eine Schießerei den Weg nach Hause.

An einem anderen Abend gingen wir nach Chapel Hill, um Earth, Wind & Fire zu sehen, und ich nutzte mein weißes Privileg, um mich mit „ " kostenlos reinzuschummeln, da ich nie Geld hatte. Das machte Bob wütend, der das Auto fuhr. Auf dem Heimweg hielt er an und sagte: „Steig aus." Da Bob ein Doppelmörder war, der sowohl seine Frau als auch ihren Liebhaber getötet hatte, und jeder wusste, dass er innerlich kochte, griff niemand ein, und ich musste mitten im Nirgendwo in die frostige Nacht hinaus.

Ein Auto ist für Verabredungen unverzichtbar. Da ich keine Mitfahrgelegenheiten anbieten konnte, lud ich Frauen zu dem ein, was ich am meisten auf der Welt liebte: Trampen. Diese Fahrten machten mir meine sexuell ausbeuterische Denkweise schmerzlich bewusst. Ich hatte so oft mit Schwarzen zusammengelebt, dass ich kaum darauf achtete, mich „auf der falschen Seite der Gleise" zu befinden, aber mit einer schwarzen Frau per Anhalter zu fahren, rüttelt einen schnell wieder „auf den Boden der Tatsachen", besonders wenn man so unwissend ist, wie ich es mir bewahrt hatte, was die zusätzliche Herr-Knecht-Beziehung von Männern zu Frauen angeht. Die Reaktionen der weißen männlichen Fahrer waren erschreckend. Wenn sie sich nicht mit der psychischen Folter der Frauen begnügten, griffen sie direkt körperlich an.

Obwohl die meisten, mit denen ich per Anhalter fuhr, gut gekleidete Töchter von Professoren und Ärzten aus dem Norden waren und über die Bildung und das Vertrauen in ihre Umgebung verfügten, die sie – im Gegensatz zu Frauen aus dem Ghetto – sogar dazu veranlassten, mit einem Weißen zu reisen, galten sie als nichts anderes als leichte sexuelle Beute oder gar Huren. Mehrmals versuchten lüsterne Fahrer, mich gewaltsam hinauszustoßen. Für einige dieser Frauen war es die erste Gelegenheit, ihr Land zu sehen. Die meisten hielten es nicht einmal bis zur Staatsgrenze aus. Annie hatte 4.000 Meilen durch Kanada und den Grand Canyon durchgehalten – dann brach sie in einem hysterischen Anfall zusammen, der uns beide fast in Haft gebracht hätte.

Ich war nach meiner Ghettoisierung immer noch aus dem Gleichgewicht geraten und brauchte Ruhe, um wieder auf die Beine zu kommen. Also kehrte ich zu der harmonischsten und stabilsten Ehe in der Unterschicht zurück, die ich kannte: Leon und Cheryl in Augusta, Georgia. Ihre Liebe und Hingabe zueinander waren so bereichernd und ansteckend gewesen, dass ich während meiner eigenen gescheiterten Ghetto-Liebe oft an sie dachte – als lebender Beweis dafür, dass echte Ghetto-Liebe gedeihen konnte. Während ich in ihrem Haus gewohnt hatte, hatte ich Frieden und Unterstützung erfahren, was es mir Tag für Tag ermöglichte, per Anhalter hinauszufahren, um die Armut in der Gegend zu erkunden.

Doch als ich ankam, spürte ich sofort, dass sich etwas verändert hatte. Leon war nicht glücklich. Er wirkte wie in Trance, als er mir erzählte, dass seine Frau an einer heilbaren Krankheit gestorben war, deren Behandlung sie sich nicht leisten konnten.

Leon hatte sich von diesem Verlust nicht erholt. Er verließ nie sein Haus, das direkt neben der renommierten medizinischen Fakultät in Augusta stand.

Den ganzen Tag lang saß er auf dem blauen Zotteltepich vor seiner kleinen Stereoanlage, als wäre sie ein Altar, hörte Musik und starrte dabei auf ein Foto von Cheryl darüber. An manchen Tagen sang er den ganzen Tag Liebeslieder und fügte ihren Namen ein. Hin und wieder schrie er im



1978 – Købmagergade 43. Annie schloss sich den anderen Amerikanern in unserer Wohngemeinschaft an. Tony Harris am Kopfende des Tisches

Zimmer: „Ich will dich! Ich will dich halten. Ich will wieder mit dir zusammen sein ... Wir müssen uns vereinen, eins sein ... Ich will sterben ... sterben ..."

Nie zuvor habe ich die Liebe eines Mannes zu einer Frau so intensiv gesehen. Höchstens einmal am Tag drehte er sich um und sprach mit mir, nur um mir zu erzählen, wie sehr er sich danach sehnte, zu Cheryl in den Himmel zu kommen. Manchmal starrte er mich mit diesem leeren Blick an, als wäre ich gar nicht da, und meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich empfand tiefes Mitgefühl für ihn, konnte es aber nicht ausdrücken. Abends lag er in seinem Zimmer. Seine Mutter brachte uns in den zwei Wochen, die ich dort verbrachte, gekochtes Essen.

Diese bedrückende Erfahrung hat mich innerlich aufgebrochen. Ich beschloss, zu Annie zurückzukehren, und später kam sie mit mir nach Dänemark. Unsere Beziehung hatte zu sehr gelitten, also trennten wir uns nach einer Weile. Wir entwickelten eine gute Arbeitsbeziehung, und sie half dabei, Teile dieses Buches zu übersetzen und die Fotos und die Musik für die Diashow auszuwählen, aus der es entstand.

Drei Jahre später reiste ich durch Amerika, um dieses Buch all jenen Freunden zu überreichen, die es möglich gemacht hatten.

Einer von ihnen war natürlich Leon, der mir so sehr geholfen hatte und zu denen gehörte, die ich im Sinn hatte, um die Ausstellung in Europa mit auf die Beine zu stellen. Doch als ich mit dem Buch unter dem Arm an seine Fliegengittertür trat, öffnete eine fremde Frau die Tür. Nein, Leon wohnte dort nicht mehr. Er war vor drei Jahren erschossen worden – von einem weißen Mann. Den ganzen Nachmittag zeigte mir seine Mutter das Fotoalbum mit Bildern von Leon und Cheryl und erzählte mir unter Tränen von ihren drei glücklichen gemeinsamen Jahren. Wir saßen schluchzend in den Armen des anderen auf der Veranda. Ich weiß, dass Leon und Cheryl wieder vereint sind. „Es gibt keine Liebe wie die Liebe im Ghetto."

Annie lebte mit Vibeke (meiner heutigen Frau) und mir in unserem American-Pictures-Kollektiv in Kopenhagen. Tony Harris (der in dieser Geschichte vorkommt) schloss sich uns ebenfalls an und reiste mit uns durch Afrika, um Projekte zu finden, die wir mit dem Geld von American Pictures unterstützen konnten. Diese Geschichte wurde mit der Zustimmung und Hilfe meiner Ex-Frau im Krankenhaus geschrieben.

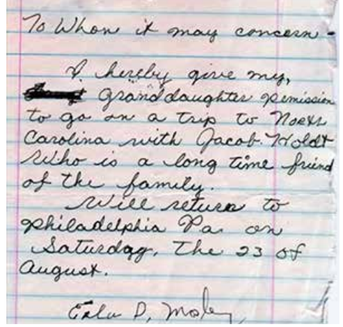
Annie Holdt starb 2002 nach langer Krankheit



1974 – Augusta, GA. Leon und Cheryl in ihrer glücklichen gemeinsamen Zeit

1978 – Augusta, GA. Leons Mutter mit den Fotos von der Beerdigung nach seiner Ermordung




To Whom it may concern -

I hereby give my, ~~Granddaughter~~ Granddaughter permission to go on a trip to North Carolina with Jacob Woldt who is a long time friend of the family.

Will return to Philadelphia Pa. on Saturday, the 23 of August.

Edna D. Mosley

1974 – Renees Großmutter schrieb unseren „Passierschein“

Video darüber, wie Rene und ich das Aktfoto gemacht haben, und über den Tod ihrer Mutter



1971 – Mein erstes Foto von Deborah Renee Yates im Alter von 13 Jahren



1974 – Mit Dorothy beim Kochen in den wohlhabenden weißen Haushalten rund um Philadelphia



1991 – Dorothy kam immer zu meinen Vorlesungen an der Univ of Penn – nur ein paar Straßen von ihrem Zuhause entfernt

Neues von Dorothy und Rene Yates von Seite 448

Ich werde oft gefragt, wie ich das intime Foto auf Seite 418 machen konnte. Hier ist das Rezept. Seit 1971, meinem ersten Jahr auf der Straße, hatte ich oft bei Dorothy Yates gewohnt, dieser herzlichen und großzügigen Frau im Ghetto von Philadelphia. Sie war arm, arbeitete aber oft als Köchin für wohlhabende Weiße in den Vororten.

Ihre 13-jährige Tochter Renee war fasziniert von meinen Vagabunden-Geschichten und bettelte mich immer an, sie mitzunehmen – und aus dem Ghetto heraus. Ich fand, sie sei zu jung, auch wenn sie mit dreizehn bereits Mutter von Michael war. Aber als sie sechzehn wurde, gab ich schließlich nach und sagte Ja, unter der Bedingung, dass sie eine schriftliche Erlaubnis von ihrer Mutter bekam.

Ich wusste nur zu gut, wie die Polizei auf einen weißen Mann reagieren würde, der mit einem schwarzen Mädchen per Anhalter unterwegs war, ganz zu schweigen von den sexuellen Belästigungen durch weiße Männer, die eine per Anhalter reisende schwarze Frau als Objekt betrachteten. Abgesehen von einigen sexuellen Übergriffen durch weiße Männer, die versuchten, mich aus ihren Lastwagen zu werfen, verlief die Reise dennoch gut.

In Richmond, Virginia, wohnten wir bei ihrer Familie im East-Side-Ghetto, und ich kam mit ihrem Cousin Willy Hunt zusammen, mit dem ich nachts auf Raubzug ging (Seite 396). Sein Bruder lag im Krankenhaus: Willy hatte ihm in der Nacht zuvor in den Kopf geschossen und ihn erblinden lassen. Willy wurde später wegen anderer Verbrechen zu sechzehn Jahren Haft verurteilt, ist aber seitdem ein fleißiger, gläubiger Familienvater geworden. Wie so viele, die wir in die Ghettos sperren, musste er einfach erst ein paar Jahre jugendlicher Wut hinter sich bringen, als ich ihn kennenlernte.

Auf dem Weg nach North Carolina kamen wir mitten in der Nacht im Haus meines playboyhaften Millionärsfreundes Tommy an, der mir die Schlüssel zu seiner Villa



gegeben hatte. Es war drückend heiß, also hatten Renee und ich uns daran gewöhnt, während der Reise nackt nebeneinander auf dem Boden oder im Bett zu schlafen, ohne dass zwischen uns eine sexuelle Anziehung bestand.

Also zögerte Renee nicht, am nächsten Morgen nackt in die Küche neben unserem Zimmer zu gehen, um Tee zu kochen. Tommy hingegen erlebte den Schock seines Lebens, als er aufwachte und eine nackte schwarze Frau in seiner Küche vorfand – eine Geschichte, die er später seinen Redneck-Freunden gerne erzählte. Obwohl er in einer Stadt lebte, deren Bevölkerung zu 50 Prozent aus Schwarzen bestand, hatte er noch nie zuvor eine schwarze Person in seinem Haus gehabt, geschweige denn eine unbekleidete.

Tommy erinnerte sich später in meinem Film von 2007 daran: „Ja, nachdem ich dich mitgenommen hatte, gab ich dir am ersten Tag, an dem ich dich traf, einen Schlüssel.“

Ich erinnerte ihn: „Ich erinnere mich, dass ich mit einer schwarzen Frau per Anhalter hierhergefahren bin. Wir kamen mitten in der Nacht an, und als du am nächsten Morgen aufwachst, lief sie nackt in deinem Haus herum …“

Tommy lachte: „Ja – ich dachte mir, Jacob muss hier sein.“

So entwickelten Renee und ich während unserer dreiwöchigen Reise durch den Süden eine tiefe Vertrautheit, woraufhin ich ihrer Mutter versprochen hatte, dass wir nach Hause zurückkehren würden. Renee war so glücklich, ihren Freund wiederzusehen, dass sie sich sofort ins Bett stürzten. Und aufgrund der Vertrautheit, die wir nun hatten, dachte sie nicht weiter darüber nach, dass ich sie beim Sex fotografierte. Das Rezept für ein solch intimes Bild, das mittlerweile zum Klassiker geworden ist, besteht also einfach darin, das Model auf eine Reise von tausend Meilen einzuladen, um sie ein wenig aufzulockern.

Ehrlich gesagt hing ich immer mehr an ihrer Mutter Dorothy. Sie und ihr Sohn Larry besuchten uns sogar in Dänemark, wo ich ihren Rollstuhl in unsere königlichen Schlösser hinein- und wieder hinausschob. Später trat sie mit mir gemeinsam in einer dänischen Fernsehdokumentation an der University of Pennsylvania auf. Ich stellte sie dem Publikum vor: „Wir sind in Philadelphia, und ich bin erstaunt, dass ich es als Vagabund überhaupt hierher geschafft habe. Wir Vagabunden scherzten immer: ‚Ich war in Philadelphia, aber es war geschlossen.‘ Doch eine Person öffnete mir die Stadt , als ich das erste Mal hierherkam, und das war Dorothy, hier im Rollstuhl. Sie öffnete mir Philadelphia. Und um Ihre Frage zu beantworten: ‚Wie sind Sie in die Häuser der Reichen gekommen?‘ – nun, Dorothy hat mich reingebracht. Jahrelang kochte sie in diesen wohlhabenden Vorstadthäusern.

Vielleicht haben Sie sie sogar schon auf Ihren Partys beim Kochen gesehen. Oder war sie eine dieser unsichtbaren Schwarzen, die man einfach als selbstverständlich hinnimmt, wenn man in bestimmten wohlhabenden Familien aufwächst?

Sie war eine großartige Köchin – auch für mich, einen mittellosen Vagabunden.“

Als die Szene, in der ihre nackte Tochter Sex hatte, in der Diashow an der U Penn gezeigt wurde, rief Dorothy stolz den tausend Zuschauern zu: „Das ist meine Tochter! Das ist meine Tochter!“

Im Jahr 2004, als ich bei dem Ku-Klux-Klan in Indiana lebte, rief mich Renee an und sagte, ich müsse schnell kommen; ihre Mutter liege im Sterben. Ich fuhr die tausend Meilen die ganze Nacht hindurch vom Hauptquartier des Klans, um mich zu verabschieden. Dorothy war inzwischen so dick geworden, dass sie zwei Krankenhausbetten ausfüllte. Ich war überwältigt von Tränen der Dankbarkeit für meinen „Rettungsengel“, der mich so viele Jahre lang ernährt und beherbergt hatte – und, ohne es zu wissen, einige meiner wichtigsten Fotos ermöglicht hatte.

1974 – Greenville, NC – Renee morgens in Tommy Howards Küche



2008 – Philadelphia – Ich feiere Renees 50. Geburtstag gemeinsam mit ihr



1987 – Dorothy beim Abendessen in Kopenhagen mit meiner Ex-Frau Annie, rechts vor meiner schwangeren Frau



2004 – Ich verabschiede mich von Dorothy auf ihrem Sterbebett.



Festung Amerika: Vom Zufluchtsort zur Belagerung

„Ich wache jeden Morgen in Amerika auf und bin belagert.“ – Assata Shakur, sie war Black Panther, dann verurteilte Mörderin in der Black Liberation Army

Eine Gesellschaft, in der Liebe und sozialer Zusammenhalt zerstört wurden – sogar innerhalb von Familien, wie im heutigen polarisierten Amerika –, ist kein schöner Anblick. Auch die Kirche hat ihre eigene Sozialethik aufgegeben und die Ausgestoßenen gemieden. Dass diese Ausgestoßenen der Kirche dann den Rücken kehren, ist kaum überraschend.

Einmal drangen wütende Jugendliche aus den Ghettos sogar während der Kollekte in weiße Kirchen ein und zwangen die Gemeinde mit vorgehaltener Waffe, für diejenigen zu spenden, die wirklich nach Liebe hungerten. Ein verzweifelter Pfarrer in Chicago erzählte mir, seine Kirche müsse schließen, weil die Gemeinde jeden Sonntag ausgeraubt werde.

Wo immer die Flucht der Weißen unsere Mitbürger zur Ghettoisierung und zum Ruin verdammt, stehen unsere Symbole der Nächstenliebe auf geborgter Zeit, ihre Buntglasfenster zerschlagen. Selbst die dänische Seemannskirche in Baltimore, wo ich oft Frieden fand, musste schließen, weil meine Freunde aus Alphonsos Bande sie immer wieder ausraubten.



1974 – NYC. Obdachloser vor einer Kirche



1974 – NYC. Obdachlos vor einer Kirche



1973 - Bronx, NY

1975 - Richmond, VA



Heiligabend 1973 – Queens, NY





1973 - Baltimore



1974 - NYC

Der hohe Preis der Flucht vor der Nächstenliebe

„Wo Gerechtigkeit verweigert wird, wo Armut erzwungen wird, wo Unwissenheit herrscht und wo einer Klasse das Gefühl vermittelt wird, die Gesellschaft sei in einer organisierten Verschwörung, um sie zu unterdrücken, zu berauben und zu erniedrigen, sind weder Menschen noch Eigentum sicher." – Frederick Douglass, Rede zum vierundzwanzigsten Jahrestag der Emanzipation in Washington.

In manchen Städten postieren Hotels bewaffnete Wachleute auf jeder Etage. In den U-Bahnen von New York und Chicago sind sowohl uniformierte als auch zivile Polizisten unterwegs – und dennoch ereignen sich Morde und Vergewaltigungen vor den Augen hilfloser Fahrgäste.

Touristen kehren mit einem „amerikanischen Nacken" nach Europa zurück, weil sie ständig über ihre Schulter blicken. Eine nigerianische Studentin, die ich im Ghetto von Philadelphia traf, war so verängstigt, dass sie darum bettelte, nach Hause „in die Sicherheit" geschickt zu werden, obwohl sie gerade den Krieg in Biafra überlebt hatte.

Die Ausgrenzung der Unterschicht entmenschlicht uns alle. In fünf Wohnungen, in denen ich lebte, gab es bewaffnete Raubüberfälle – zweimal, während ich dort war. Die Gesellschaft gibt Milliarden aus, um die Symptome zu behandeln, anstatt uns beizubringen, wie unser Rassismus uns selbst schadet.

Wir spüren, dass wir unser eigenes Grab schaufeln, aber da wir nicht aufhören können, verwandeln wir das Grab in einen Graben. Ein Fabrikant, bei dem ich wohnte, wurde reich an Militärverträgen, dann an Alarmanlagen und Tränengaspistolen – vielleicht weil die Kriege, die Amerika ins Ausland exportierte, uns zwangen, den „Krieg gegen die Armut" im eigenen Land aufzugeben.

Je mehr wir ohne gegenseitigen Respekt für „Freiheit" kämpfen, desto mehr verlieren wir sie. Viele leben heute hinter Stahlgittern. Ein eiserner Vorhang senkt sich langsam über Amerika. Wir befestigen uns überall gegen unsere eigenen Ausgestoßenen: Geschäfte, die wie Käfige gebaut sind, wohlhabende Viertel, eingehüllt in unsichtbare elektronische Mauern. Während Technologie das Vertrauen ersetzt, verschließt sich das System immer mehr.

Angst lähmt eine Bevölkerung, die dazu erzogen wurde, mit Waffen umzugehen. Die Menschen bewaffnen sich bis zum Umfallen, um sich „gegen die Nigger zu verteidigen", wie mir eine Familie aus Michigan erzählte. Ich kann mich immer noch nicht entscheiden, was schlimmer ist: dass wütende Kinder für einen Dollar töten können oder dass Millionen es für gerechtfertigt halten, zu töten, um einen Fernseher zu schützen. Sogar Lehrer werden vor den Augen ihrer Schüler angegriffen. Mein Freund Jerry – der im Brief aus Detroit auf Seite 183 erwähnt wird – lernte, nicht einzugreifen, wenn seine Schüler im Unterricht Waffen polierten. Ich hielt oft Vorträge, um seine Arbeit zu unterstützen, doch als der einzige Schüler, den er an die Harvard University bringen konnte, kurz vor seinem Abschluss im Unterricht durch Querschläger getötet wurde, gab Jerry auf und floh zu mir nach Kopenhagen.

Seine Zuflucht war nur von kurzer Dauer. Innerhalb weniger Jahre brachen auch hier

Bandenkriege unter marginalisierten Jugendlichen aus, was die Skandinavier dazu trieb, vor nicht-weißen Bürgern zu fliehen.

Mehr Autos, Waffen, Festungen und militärische Aufrüstung bedeuten höhere Unternehmensgewinne und eine tiefere Erosion des sozialen Zusammenhalts. Je mehr Distanz die Tech-Milliardäre heute mit ihren Social-Media-Plattformen zwischen uns schaffen, desto mehr schwindet das Mitgefühl – und desto höher steigen die Aktienkurse.

Langsam werden wir abgestumpft und lernen, selbst den Anblick dieser hungrigen, entblößten Frau vor der New Yorker Börse zu rechtfertigen. Wir sind Meister darin geworden, Armut zu rationalisieren und uns von der Verantwortung dafür freizusprechen.



1974 – Obdachloser vor der Wall Street, der Börse, NY, und Börsenhändler im Inneren





2006 - NYC

„Ich werde nicht aufstehen, um Stolz auf eine Flagge für ein Land zu zeigen, das Schwarze und People of Color unterdrückt... Wenn es bedeutende Veränderungen gibt und ich das Gefühl habe, dass diese Flagge das repräsentiert, was sie repräsentieren soll, werde ich aufstehen.“ – Colin Kaepernick, American-Football-Spieler und Aktivist



2007 - NYC

„Die Flagge ist mit unserem Blut getränkt. Denn, sehen Sie, so viele unserer Vorfahren wurden dafür getötet. Wir haben uns das Recht verdient, unter dieser Flagge zu stehen.“ – James Baldwin

„Wenn wir wirklich eine große Nation sind, kann uns die Wahrheit nicht zerstören.“ – Nikole Hannah-Jones



2003 - Portland, OR

„Tut mir leid, Amerika, aber ich werde nicht dein Soldat sein / Obama war einfach nicht genug – ich brauche mehr Abschluss.“ – Joey Bada$$ (Hip-Hop-Protest-Sänger)



2010 – Obdachlos am 9/11-Denkmal auf der Baustelle des neuen WTC

„Ich besinge Amerika. Ich bin der dunklere Bruder. Sie schicken mich in die Küche, um dort zu essen, wenn Besuch kommt, aber ich lache, und esse gut, und werde stark.“ – Langston Hughes,

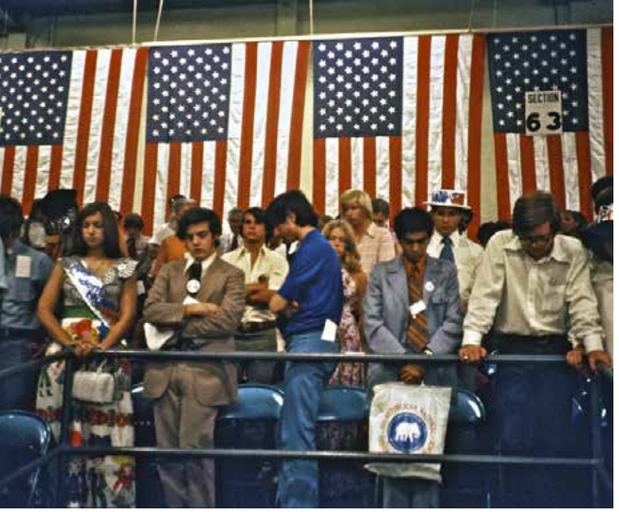
„Oh sag, weht die Sternenbanner-Flagge noch / Über dem Land der Freien und der Heimat der Tapferen“ – Whitney Houstons Aufnahme von „The Star-Spangled Banner“, veröffentlicht nach dem 11. September

2002 – NYC – 9/11-Gedenkstätte in Harlem



1975 - San Diego, CA





1972 – Miami Beach, FL, zum Republikanischen Parteitag



1975 - Harlem, NY



1974 – Jersey City, NJ – Die Freiheitsstatue



1974 – Jersey City, NJ – Blick auf die Freiheitsstatue

1973 - NYC



Die Vision einer geschlossenen Gesellschaft: Das Ghetto in uns

„Die Angst vor Schwarzen ist so tief im amerikanischen Bewusstsein verankert, dass sie unsichtbar ist, wie die Luft, die wir atmen." – bell hooks

Versuche der herrschenden Kaste, Freiheit und Sicherheit zu gewährleisten, enden oft damit, dass sie die verzweifelten Maßnahmen des Ghettos widerspiegeln. So wie diejenigen, die dort gefangen sind, durch imposante Autos oder Gewalt nach einem Ausweg suchen, reagieren wir auf zivile Unruhen mit Soldaten in gepanzerten Fahrzeugen, anstatt die Einstellungen zu ändern, die das Ghetto geschaffen haben – nicht zuletzt unter Trump.

Und wie frei sind wir in „Gottes eigenem Land", wenn so viele die Freiheitsstatue hinter vergitterten Fenstern sehen? Ein Jahrhundert lang war ihre Fackel blind für diejenigen, die von Jim Crow verdammt wurden, und wurde schnell durch die Überwachung des Großen Bruders ersetzt – ein weiteres Produkt der Entmenschlichung, das in Gesetze kodiert wurde.

Als ich nur fünf Jahre nach Jim Crow als Vagabund durch die USA streifte, sah ich, wie sich das Land durch ständige Kontrollen von Polizisten in Zivil, selbst in den kleinsten Städten, immer mehr verschloss.

Heute ist die Situation weitaus schlimmer. Das Racial Profiling, dem ich als Dozent ausgesetzt war – als ich nachts mit meinem schwarzen Assistenten Tony Harris unterwegs war und ängstlichen, bewaffneten Polizisten mein Buch zeigen musste, um zu beweisen, dass wir keine Bedrohung darstellten –, hat sich zu einem riesigen digitalen Raster entwickelt. Es bedarf keiner Erklärung; die Maschine hat bereits über dich geurteilt. Du wirst überwacht, ohne es zu wissen.

Mit Unternehmen wie Palantir sammelt Trumps oligarchische Regierung Daten aus Krankenhäusern, Schulen, Sozial- und Wohnungsakten, Einwanderungsunterlagen und sozialen Medien, um KI-Bedrohungsprofile von gewöhnlichen Bürgern zu erstellen.

Diese Systeme zielen nicht nur auf Gewaltverbrecher ab, sondern auch auf Eltern, die Nahrungsmittelhilfe suchen, Demonstranten, die ihr Recht auf freie Meinungsäußerung wahrnehmen, Asylsuchende, Studierende und sogar auf meine Fähigkeit, verfassungsrechtlich geschützte Vorlesungen an der Universität zu halten. Algorithmen, die auf jahrzehntelangen voreingenommenen Daten trainiert wurden, stufen nun ganze Gemeinschaften als gefährlich ein, lange bevor überhaupt ein Verbrechen begangen wurde.

Drohnen patrouillieren in Wohnvierteln, Gesichtserkennung identifiziert Verdächtige aus der Ferne, und Mobiltelefone verraten jeden unserer Schritte. Diese Werkzeuge beenden den Rassismus nicht – sie automatisieren ihn.

Die Angst, die einst „Stop-and-Frisk" rechtfertigte, treibt nun einen Daten-Industriekomplex an, der die Armen, die Dunkelhäutigen, die Undokumentierten, die politisch Unbequemen und jeden bestraft, der es wagt, zu widersprechen.

Das Ghetto ist nicht mehr nur ein Ort – es ist ein digitales Netz, das über jeden geworfen wird, der nicht ins Schema passt. Das ist keine Sicherheit; es ist ein digitales Kastensystem. Und wir, die herrschende Kaste, haben es geschaffen – aus Angst und Apathie –, bis sich das von uns erschaffene Monster gegen uns wendet und unsere eigene Freiheit verschlingt.

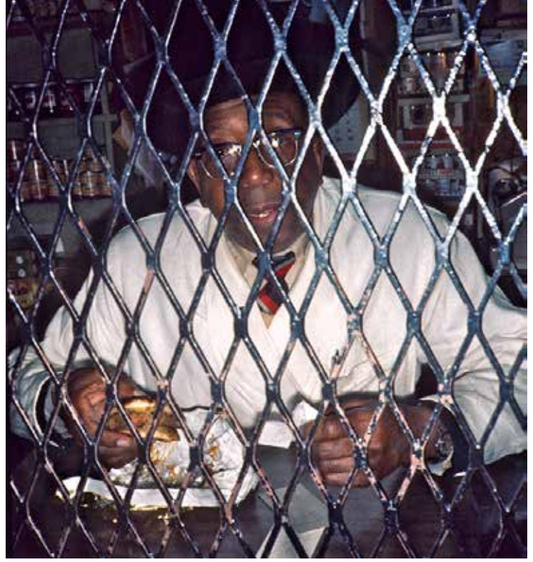
„Wenn wir es versäumen, in unsere Gemeinschaften zu investieren und Chancen für alle zu schaffen, säen wir die Samen von Gewalt und Verzweiflung. Wir müssen zusammenarbeiten, um eine Gesell-schaft aufzubauen, in der jeder die Chance hat, sich zu entfalten." – Präsident Obama



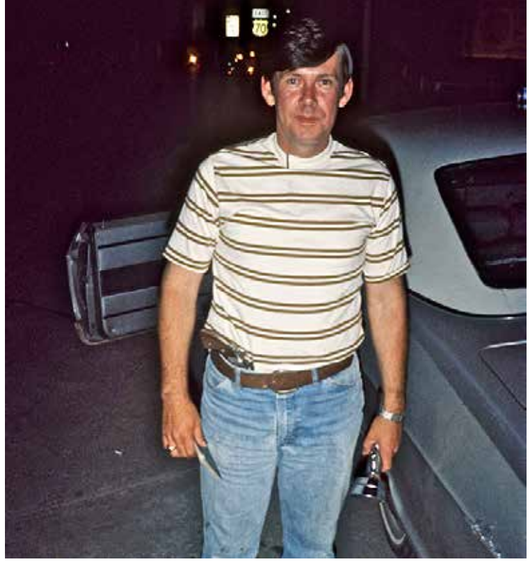
2009 - Wall Street, NY



1974 - Harlem, NY



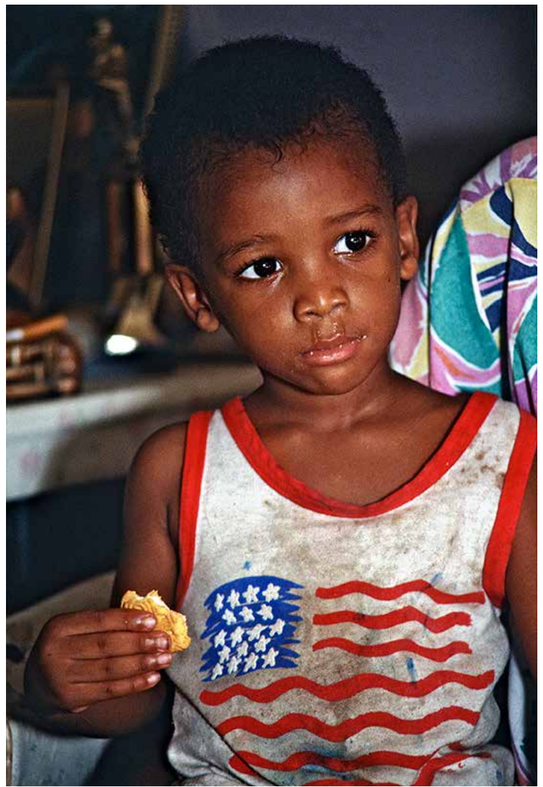
1973 - Baltimore



1974 – Richmond, VA. Ein Polizist in Zivil kontrolliert mich



1986 - Amherst, MA



1975 - Philadelphia, MS



1972 – Jackson, MI – Die Familie „wehrte sich gegen die Nigger“, wie sie sagten, während ich bei ihrer Tochter in einem überwiegend von Schwarzen bewohnten Stadtteil wohnte



Die spätere BPP-Vorsitzende Elaine Brown, die das letzte Lied in diesem Buch singt



1971 – Oakland, CA. Vorsitzender Huey P. Newton



Henry und Ilane vor einem Plakat von Huey P. Newton



1975 – Seattle, WA – Frau liest die „Panter"-Zeitschrift im Bus

Die Menschen, die sich nicht beugen wollten



1973 – Baltimore. Das kostenlose Frühstücksprogramm der BPP



„Ich bin kein Sklave. Ich bin ein Mensch. Ich habe ein Recht auf die Früchte meiner Arbeit." – Nat Turner, Anführer der größten Sklavenrebellion

„Wir mussten mehr sein als nur Kämpferinnen. Wir mussten Lehrerinnen sein, wir mussten Mütter sein, wir mussten Heilerinnen sein." – Elaine Brown, Anführerin der Black Panther, die in mein Buch das letzte Lied singt

Doch egal, wie gewaltig die Unterdrückung auch erscheinen mag, es gab immer eine Bewegung, die sich ihr widersetzte – von Nat Turners Aufstand bis hin zu Black Lives Matter.
Ich konnte die Zerstörung nicht tatenlos mit ansehen, also schloss ich mich der Bewegung meiner Generation an, den Black Panthers. Sie beherrschten das politische Theater und machten von ihrem Recht auf Waffenbesitz gemäß dem zweiten Verfassungszusatz Gebrauch, um gegen die endlosen Tötungen von Schwarzen durch die Polizei zu protestieren.
Die Weißen hatten solche Angst vor bewaffneten Schwarzen, dass Gouverneur Reagan mit Unterstützung der NRA (so unglaublich das heute auch klingen mag) die Waffengesetze in Kalifornien verschärfte. Obwohl die Panthers ansonsten gewaltfrei waren, startete das FBI sein geheimes COINTELPRO-Programm, um sie zu vernichten, und ermordete unzählige Mitglieder, einige im Schlaf, wie Fred Hampton.

Besonders bewegt hat mich das Programm „Free Breakfast for Children" in vielen Ghettos. Ich reiste per Anhalter umher und half, wo ich konnte. In Baltimore wohnte ich bei meinen Panther-Freunden Henry und Ilane (hier zu sehen mit ihrem Baby unter einem Poster von Huey Newton) und half dabei, lokale Kinder zu versorgen, die in Lumpen gekleidet weite Strecken zurücklegten, um eine Mahlzeit zu bekommen.

Das fühlte sich sinnvoller an, als mich dem Kult um den launischen Anführer Huey Newton anzuschließen, den ich oft in Oakland traf, zusammen mit anderen Anführern wie Elaine Brown, die am Ende meiner Show „There Is a Man" singt.

Als David DuBois Herausgeber der Panther-Zeitung wurde, überzeugte er mich davon, dass mein eigentlicher Beitrag in der Fotografie lag. Ich war stolz darauf, unter dem Sohn von W. E. B. Du Bois zu arbeiten, der hier im Hauptquartier in Oakland zusammen mit dem großartigen Karikaturisten Emory Douglass zu sehen ist. Die Fotos in diesem Buch wurden erstmals in The Black Panther veröffentlicht.

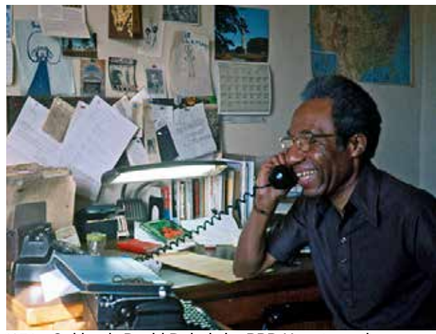
„Wir müssen uns der Tatsache stellen, dass manche Leute sagen, man bekämpfe Feuer am besten mit Feuer, aber wir sagen, man löscht Feuer am besten mit Wasser. Wir sagen, man bekämpft Rassismus nicht mit Rassismus. Wir werden Rassismus mit Solidarität bekämpfen." .....„Die wahre Gefahr besteht nicht darin, dass Weiße uns töten werden. Die wahre Gefahr besteht darin, dass sie uns töten und es in einen Selbstmord verwandeln." – Fred Hampton, BPP-Führer, von der Polizei ermordet

Es gibt ein trauriges Nachwort: Als ich 2013 im dänischen Fernsehen den Film „The Butler" rezensierte, brach ich in Tränen aus während der Szene, in der die Panthers zum ersten Mal positiv dargestellt wurden – als natürlicher Schritt im Widerstand der Schwarzen. Mir wurde klar, wie sehr ich mein Engagement bei den Panthers verdrängt hatte. Als ich 1984 meine Sendung in Reagans Amerika startete, löschte ich alle Spuren davon, aus Angst, als Terrorist gebrandmarkt zu werden.

Vieles hat sich im Land – und in mir – verändert, seit ich Reagan 1972 traf und ihn beschuldigte, Schwarze zu unterdrücken. Er war der erste große Kandidat seit der Bürgerrechtsbewegung, der sich auf verschlüsselten Rassismus und Dog-Whistling stützte („Dschungel" = Ghetto, „Affen" = Afrikaner).



1974 – Emory Douglass im Hauptquartier der BPP



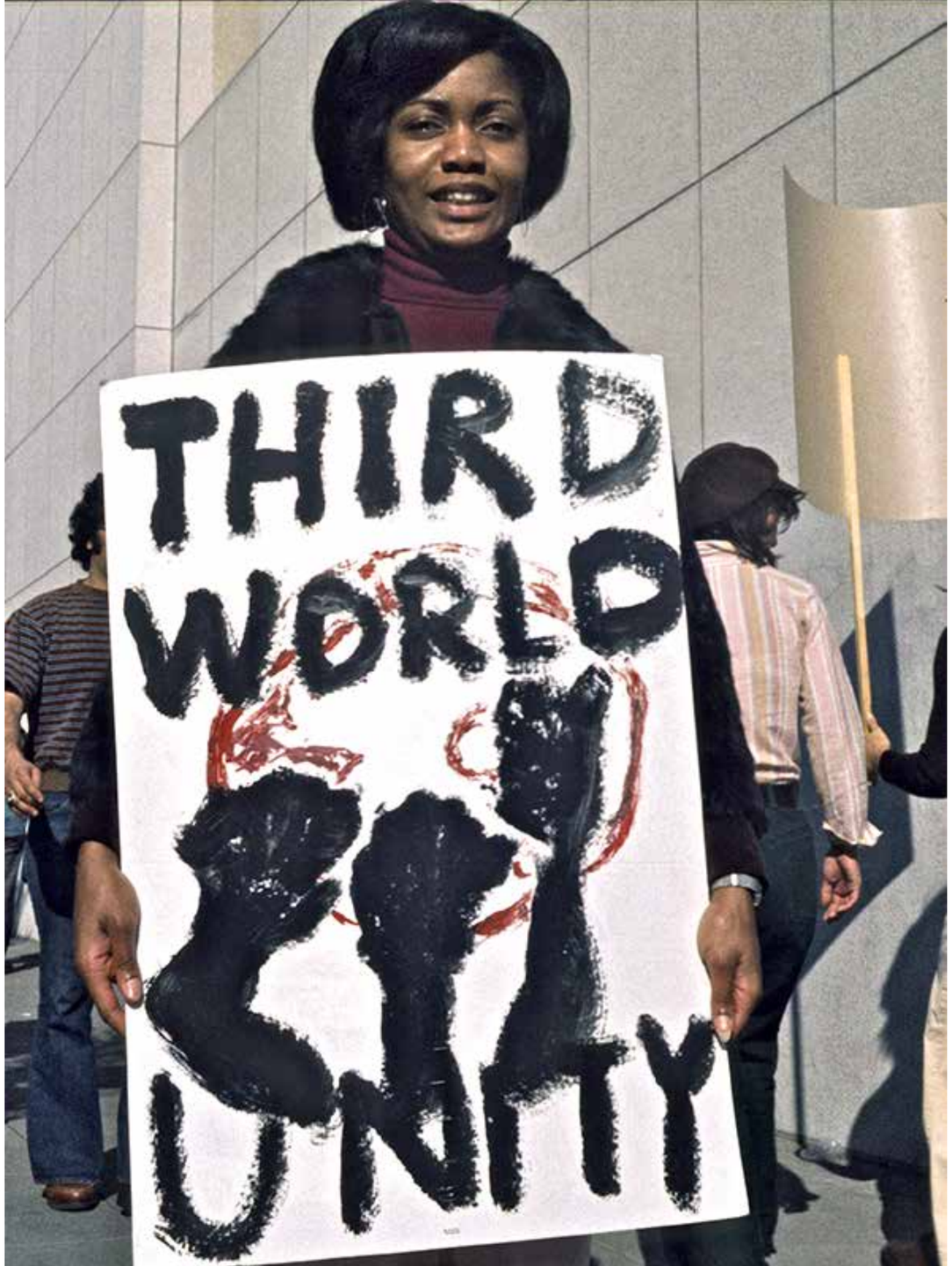
1974 – Oakland. David Dubois im BPP-Hauptquartier

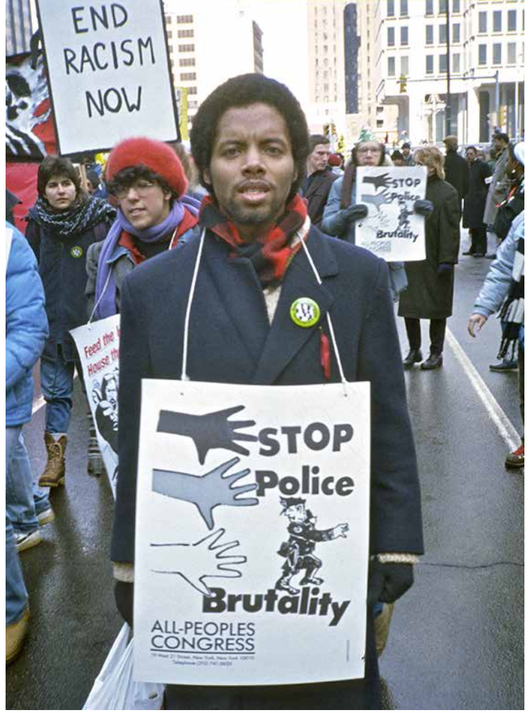
1971 - Oakland - BPP-aktivist Ericka Huggins



1973 - Baltimore. BPP Free Breakfast









Links: 1975 - San Francisco - Oben: 1991 - Philadelphia, PA

1987 - Ann Arbor, MI - Unten: 1991 - Philadelphia, PA





„Wir mussten bewaffnet sein, weil wir es mit einer bewaffneten und gewalttätigen Regierung zu tun hatten. Unsere Haltung war eine Haltung der Verteidigung gegen Unterdrückung.“ – Elaine Brown, Black Panther, die sich gegen Reagans Polizei bewaffnete

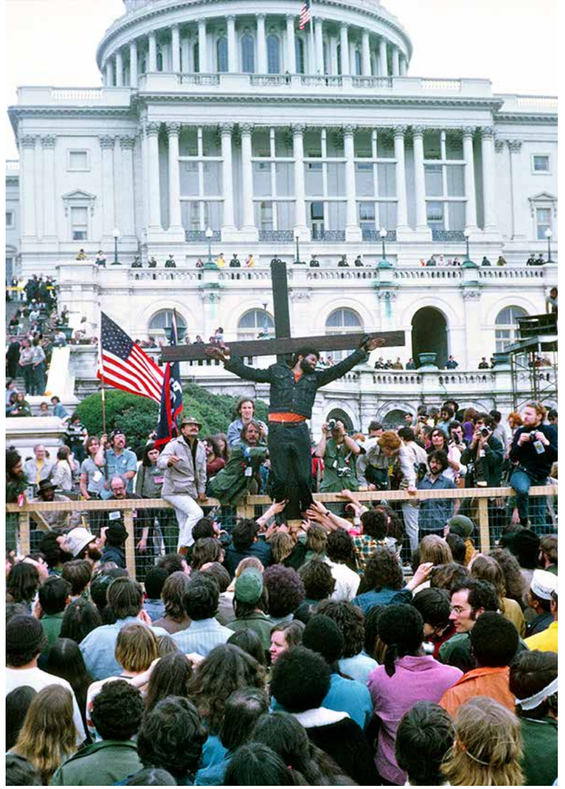
Ich nahm an unzähligen Demonstrationen der Schwarzen teil – von von den Black Panthers organisierten Veranstaltungen bis hin zu Black-Lives-Matter-Protesten –, sah aber nie so viele Menschen mobilisiert wie damals, als sie sich gegen Reagans zweischneidigen Rassismus auflehnten: seine farbcodierte Südstaatenstrategie im Inland und seine Unterstützung der südafrikanischen Apartheid im Ausland. Er schadete sogar Frauen weltweit, indem er sich für den Diktator Zia einsetzte, um in Pakistan die Scharia einzuführen.

Mir wurde klar, dass Schwarze, wie Martin Luther King, immer an das Gute im Unterdrücker appelliert hatten. Doch während der Reagan-Jahre spürte ich, besonders angesichts der apartheidähnlichen Segregation an den Universitäten, dass wir, die wir uns für die „Guten“ hielten – Weiße, Juden, Muslime, Einwanderer, sogar schwarze Einwanderer –, eine Art multikulturelle Oberschicht bildeten und unbewusst dazu beitrugen, unsere stigmatisierten Opfer an „den schwarzen Tischen“ zu ghettoisieren. So teilte ich die Frustration der Schwarzen darüber, gegen Menschen zu demonstrieren, die, wie Reagan, im Grunde im Herzen gut waren, wie sein Grabstein behauptet, deren Handlungen jedoch alte Wunden wieder aufrissen.



Beiden aus 1971 - Washington, DC.

Ich fotografiere (rechts) eine „Black Lives Matter“-Demonstration im Jahr 2016 in Wash. DC



1971 - Washington, DC.



1972 – Streit mit Ronald Reagan, Miami Beach, FL

2013 – An seinem Grab fand ich endlich etwas, worüber Reagan und ich uns einigen konnten – und versöhnte mich mit ihm



BLM demo in Wash DC 2015











1975 - San Bruno County Jail, CA

Masseninhaftierung – Das Joch, das wir nicht sehen wollen

„Wir müssen uns der Realität stellen, dass wir als Nation einer neuen Generation von Kindern – unseren Kindern – den Rücken gekehrt haben, die eingesperrt und aus der Mainstream-Gesellschaft ausgeschlossen wurden. Das System der Masseninhaftierung ist ein entfernter Verwandter der Sklaverei."
– Michelle Alexander, Autorin von „The New Jim Crow: Mass Incarceration in the Age of Colorblindness"

Unterdrückung bricht Menschen weitaus häufiger, als sie Muster bricht. Und wenn wir diejenigen nicht verstehen, die zu verwundet sind, um Widerstand zu leisten, wie sollen wir dann die Zerstörung begreifen, die unser Rassismus verursacht?

Diese Gefangenen haben sich gewehrt, nicht aus Hunger, sondern aus unkontrollierbarer Wut – einer giftigen Mischung aus Hass und Selbsthass, die sie alles verachten ließ. Ihre Wut ist das sichtbarste Symptom der Unterdrückung, wird aber von den meisten schwarzen Amerikanern geteilt.

Ihre Wut untergräbt ihr Handeln und lässt sie straucheln, wo andere Erfolg haben. Anstatt uns mit der Ursache ihrer Wut auseinanderzusetzen, geben wir ihnen die Schuld für ihr Scheitern.

Wir verstehen das Ghetto-Monster nicht, das wir geschaffen haben; stattdessen wenden wir uns ab und „sperren" es massenhaft in riesige Gulags ein – während wir unsere eigene Gesellschaft zerfressen.

Meine Reise durch diesen sozialen Dschungel führte mich ins Gefängnis, das verschlossenste System von allen, wo ich nun die jungen Männer sah, die mich fünf Jahre zuvor angegriffen hatten. Die Gesellschaft hatte ihren Griff um sie verschärft, und durch meine eigenen Jahre im Ghetto fühlte ich mich nun mit ihrer Wut verbunden.

Ihre „Freiheit" war eine Illusion; ihre Entscheidungen wurden von einem System geprägt, das auf Kontrolle ausgelegt war, in dem „der Lebensweg bereits vorgezeichnet ist" („Ship Ahoy").

Viele, wie Michelle Alexander, argumentieren, dass Masseninhaftierung ein umfassendes System rassistischer sozialer Kontrolle ist – unheimlich ähnlich wie Jim Crow in der Vergangenheit, ein rassistisches Kastensystem, in dem Schwarze für den Rest ihres Lebens unverhältnismäßig stark legalisierter Diskriminierung ausgesetzt sind (weitaus mehr als unter der südafrikanischen Apartheid). Der Gefängnis-Industriekomplex ist zu einer lukrativen Industrie geworden, in der private Unternehmen und abgelegene Gemeinden davon profitieren, Millionen Menschen einzusperren, und Politiker finanzieren, um die Inhaftierungsraten hoch zu halten.

Das System reicht weit über die Gefängnismauern hinaus und betrifft Familien und ganze Gemeinschaften. Ehemalige Häftlinge sehen sich einer verborgenen Welt legalisierter Diskriminierung gegenüber – ihnen werden Wahlrecht, Geschworenendienst, Wohnraum, Arbeitsplätze, ildung und öffentliche Dienstleistungen verwehrt.

Dies hält viele in einem Kreislauf aus Armut und Kriminalisierung gefangen und verurteilt sie zu einem dauerhaften Status als Ausgestoßene.

Frühere liberale Reformen, die Milliarden in den Wiederaufbau von Slums oder in Bildung fließen ließen, haben dieses System nie abgebaut; sie haben lediglich die Wut der Häftlinge verstärkt und ihre Demütigung vertieft. Deshalb gerieten die Liberalen ins Straucheln, als sie mit konservativen Maßnahmen wie Clintons „Three Strikes"-Gesetz konfrontiert wurden. Rassismus lässt sich nicht abkaufen.

Ein gewinnorientiertes Justizsystem wirft Leben weg. Fünfundneunzig Prozent der Mittel fließen in Bestrafung, nur fünf Prozent in paternalistische „Resozialisierung". Die meisten verlassen das Gefängnis noch gebrochener, geplagt von Scham, Vergewaltigungstrauma und erneuter Inhaftierung. Millionen, die unter den psychischen Wunden von Armut, Gewalt und Bleibelastung leiden, werden kriminalisiert, anstatt behandelt zu werden. Afroamerikaner machen 13 % der Bevölkerung aus, stellen jedoch fast die Hälfte aller Gefangenen und erhalten für dieselben Straftaten doppelt so hohe Strafen wie Weiße.

Alexanders Darstellung der Masseninhaftierung als Kastensystem – als moderner Ableger der Sklaverei – findet großen Anklang. Es handelt sich um ein ausgeklügeltes



1973 - NYC - Unten 1973 - Baltimore Jail

System des Rassismus, das sich als „Farbenblindheit" tarnt.

Die tiefgreifendere Frage ist, ob wir bereit sind, uns unserer eigenen Rolle bei der Aufrechterhaltung dieser Unterdrückung zu stellen. Wie können wir ein System zerschlagen, das von Verleugnung lebt? Die weitaus niedrigere Inhaftierungsrate westindischer Einwanderer weist auf den langen Schatten der verinnerlichten Unterdrückung hin, die für die Nachkommen der amerikanischen Sklaverei einzigartig ist.

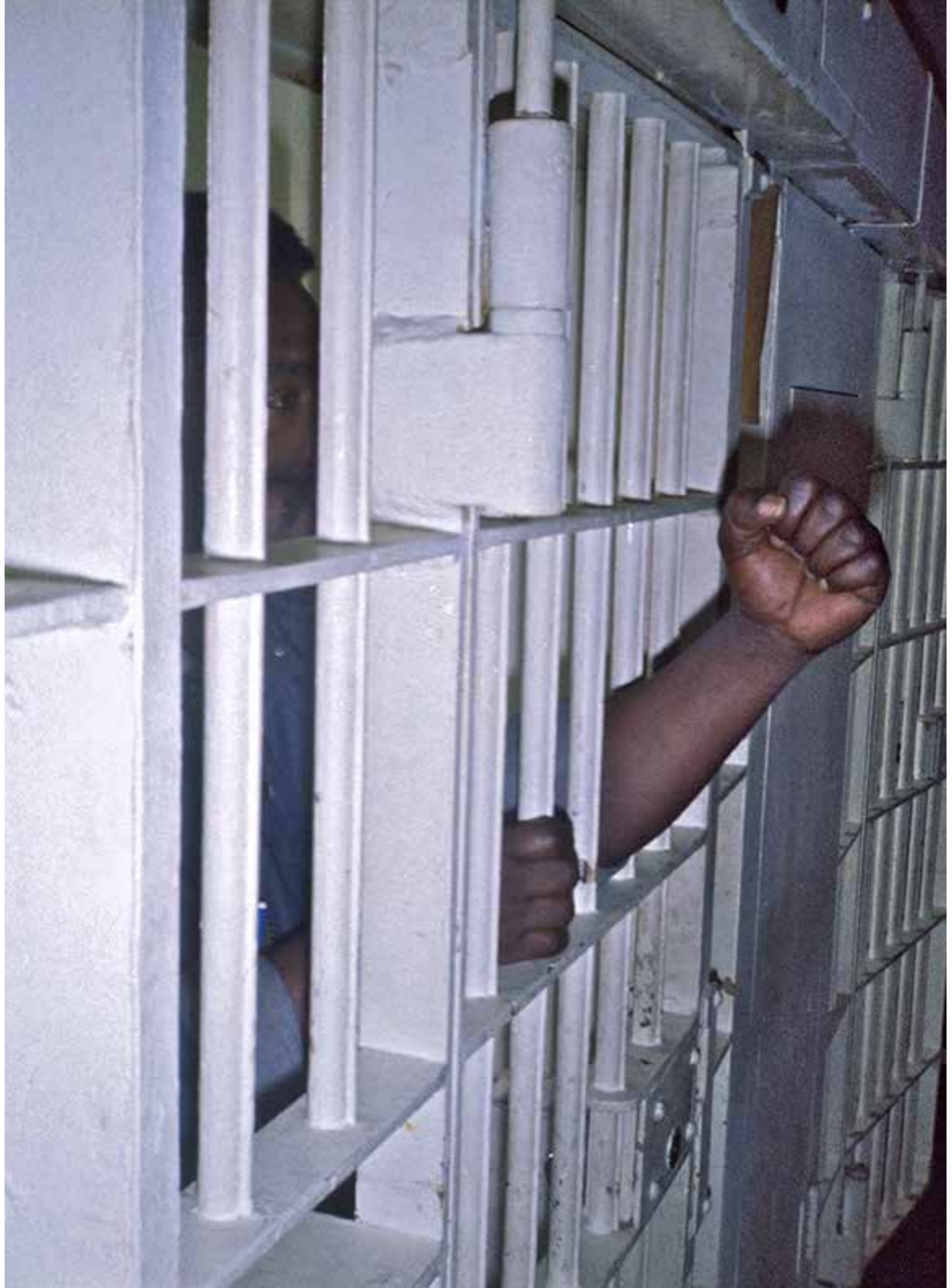
Wenn uns die zerbrochenen Leben und apathischen Gesichter auf diesen Seiten beunruhigen, dann deshalb, weil sie eine Wahrheit offenbaren, der wir uns stellen müssen: Die Schrecken dieses Systems erfordern kollektive Verantwortung. Solange wir dies nicht anerkennen und handeln, wird sich der Kreislauf fortsetzen – und künftige Generationen verschlingen.



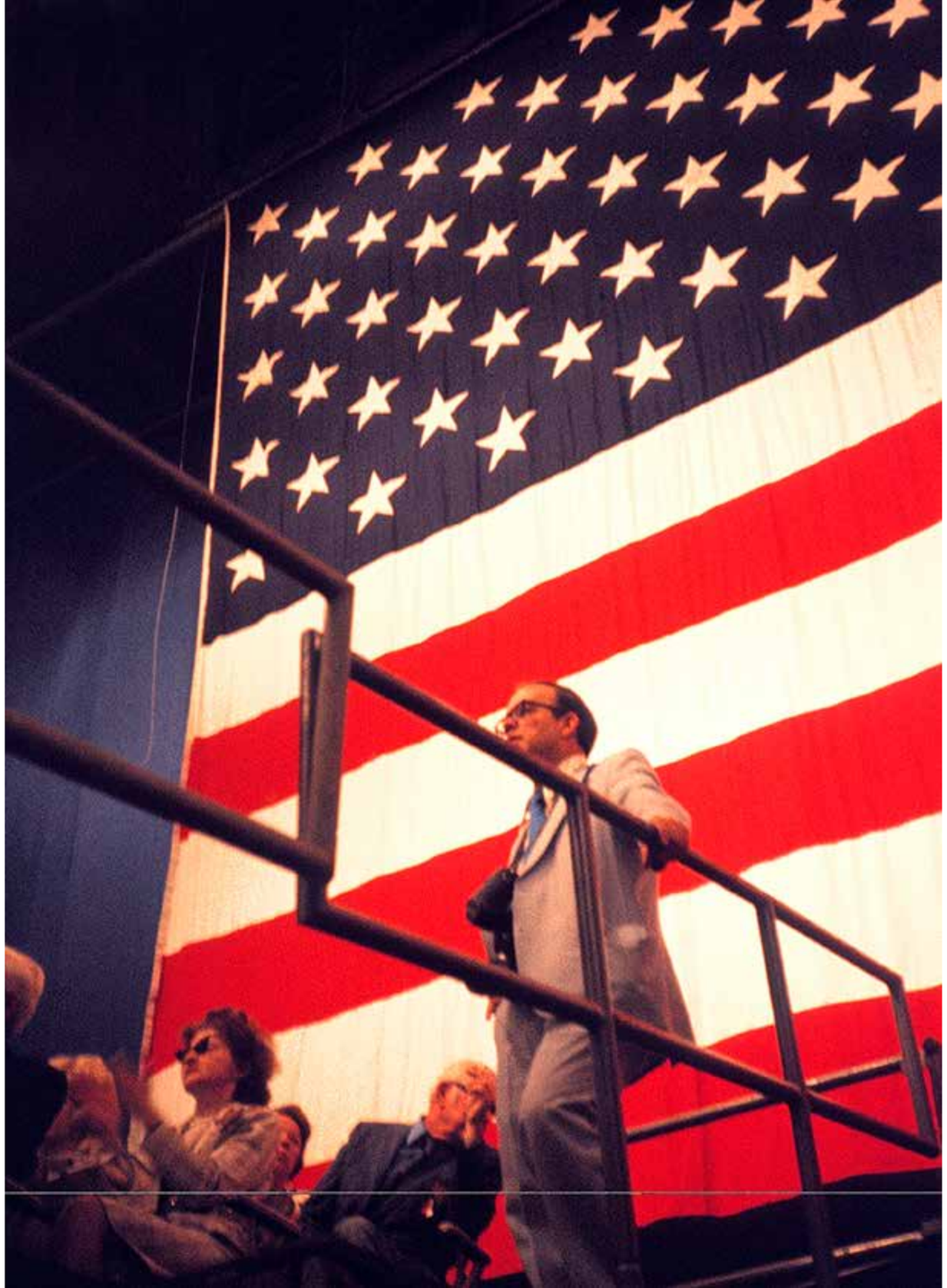
1975 - San Bruno County Jail, CA

1973 - Baltimore City Jail, MD

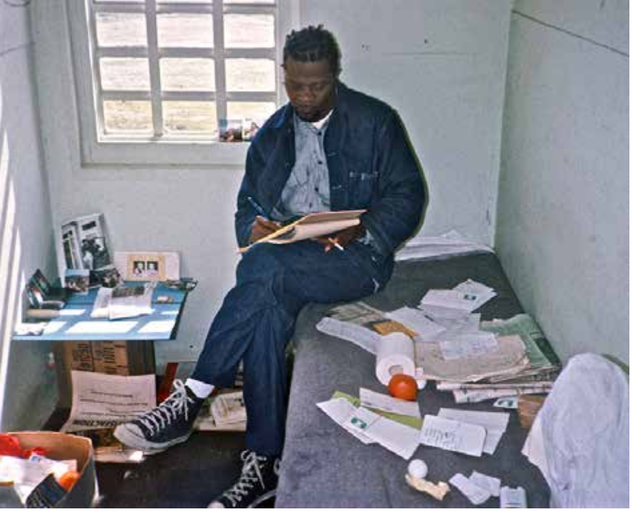




1975
– Bezirks-
gefängnis
von San
Bruno, CA



1972
– Miami
Beach,
FL – Re-
publika-
nischer
Partei-
tag



1975 – Popeye schreibt für die Zeitung der Gefängnisgewerkschaft



1975 – Popeye im Gefängnis von San Bruno, CA



1975 – Popeye im Besuchsraum



1975 - San Francisco

Vom Vagabunden zum Aktivisten: Wie Popeye Jackson mein Leben veränderte

„Das Feuer, das in den 70er Jahren brannte, lebt noch immer in unseren Herzen und Köpfen. Wir sind die Kinder der Bewegung, und wir werden die Fackel weiter tragen." – Brittany Packnett Cunningham, Aktivistin während des Polizeimordes in Ferguson, MO

„Die Bewegung für Black Lives ist nicht neu. Sie ist so alt wie Amerika selbst. Wir tragen die Fackel derer, die vor uns kamen, und wir werden weiter für Gerechtigkeit kämpfen, bis Black Lives wirklich wertgeschätzt werden." Alicia Garza, gründerin von Black Lives Matter

Dank ihres verfassungsmäßigen Rechts auf Protest (in einer zunehmend unfreien Welt) sehen viele Amerikaner ihr Land immer noch als die freieste aller Gesellschaften – trotz vergitterter Fenster und menschenleerer Straßen. Ein Buch wie dieses wird vielleicht sogar begrüßt, weil das System in seiner Unterdrückung so massiv ist, dass Kritik zur Unterhaltung wird. Erst wenn das System auf organisierten Widerstand stößt, schlägt es zurück, wie ich bei meinem engsten Freund in Kalifornien, Popeye Jackson, gesehen habe.

Als ich Popeye kennenlernte, war ich am Ende meiner Reise angelangt. Als Vagabund liebte ich die Freiheit, mich in Menschen zu verlieren, und glaubte naiv, ich könnte frei von Rassismus bleiben. Nun erkannte ich, dass mein Vagabundieren eine Art privilegierte Flucht der Weißen gewesen war.

Der konzeptionelle Rahmen, den ich zum Überleben nutzte, war nur eine Wahrheit; es gab tiefere, spirituellere Arten, Menschen zu sehen.

Ich hatte das Gefühl, mit meiner Kamera Leid auszubeuten, und das Spüren meines eigenen wachsenden Rassismus machte mich krank. Rassismus in einer rassistischen Gesellschaft ist weder freiwillig noch individuell, und ich wusste, dass ich mehr war als nur ein Rassist; die Erkenntnis, dass ich ein Teil davon war, zwang mich dazu, Verantwortung zu übernehmen, anstatt mich in Scham zu verstecken.

Nur indem ich ein bewusster „antirassistischer Rassist" wurde, konnte ich dazu beitragen, das Land zu verändern, das ich lieben gelernt hatte. Ich liebte Amerika zu sehr, um einfach nur seiner Selbstzerstörung zuzusehen, während viele Freunde wegen ihres Widerstands ins Gefängnis kamen und ich nur Fotos machte, ohne zu handeln. Also legte ich die Kamera beiseite und arbeitete mit Popeye zusammen, der bewies, dass das Opfer nicht hilflos ist, sondern in der Lage, Widerstand zu leisten.

Stolz auf seine Wurzeln im Ghetto, gekleidet wie ein Hustler, verkörperte er die Unterschicht mit all ihrer Offenheit, Gewalt, Großzügigkeit und widersprüchlichen Schönheit.

Popeye hatte selbst eine lange Reise hinter sich. Nachdem er im Alter von zehn Jahren ins Gefängnis gekommen war und neunzehn Jahre verbüßt hatte, vertiefte sich sein politisches Bewusstsein. Er hatte das Gefühl, dass der Marxismus ihm half, sich von dem Selbsthass zu befreien, den das Gefängnis hervorruft.

Nicht als intellektuelle Flucht, sondern indem er ihn in die Praxis umsetzte, indem er andere Insassen in der United Prisoners Union organisierte und schließlich deren Präsident wurde. Er glaubte, dass die Flucht aus dem Ghetto eine kollektive Veränderung des gesamten Systems erforderte. Sein Ruf wuchs so sehr, dass er als Vermittler in der Entführung von Patricia Hearst ausgewählt wurde.

Als sein Einfluss auf die Gefängnisinsassen wuchs, versuchte die Polizei, ihn wieder ins Gefängnis zu bringen, indem sie Drogen in seinem Auto platzierte und ihm zeitweise mit dem Tod drohte.

Durch unsere Zusammenarbeit in der UPU kamen wir uns immer näher. Als er die Löcher in meinen Schuhen sah, schenkte er mir stillschweigend Stiefel.

Obwohl ich aufgehört hatte zu fotografieren, überzeugte er mich, diese Bilder für die Gefängniszeitung zu machen. Nach seinem Tod kann ich nun offenbaren, dass Sheriff Hongisto mich aus Wertschätzung für meine Arbeit in der Schwulenbewegung „ins Gefängnis steckte" und mir erlaubte, die Kamera hineinzuschmuggeln.

Popeye arbeitete unermüdlich daran, die Insassen unter Bedingungen zu organisieren, die jegliches Privatleben zunichte machten, um die Menschen zu brechen.

Da ich selbst hier drinnen völlig gelähmt war, hinterließ es einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, zu sehen, wie er Männer dazu inspirierte, inmitten der allgegenwärtigen Angst und des ständigen Lärms politische Literatur zu lesen. Viele Insassen erzählten mir, er habe sie verändert; er war kein „falscher intellektueller Revolutionär", sondern einer von ihnen.

Doch Popeye war nicht frei von schwerwiegenden menschlichen Schwächen, die viele Freiwillige beunruhigten, nicht zuletzt die Frauen in unserer Gruppe. Sie hatten von der naiven Linken der 60er Jahre gelernt, die sogar Vergewaltiger als revolutionäre Vorreiter romantisiert hatte.

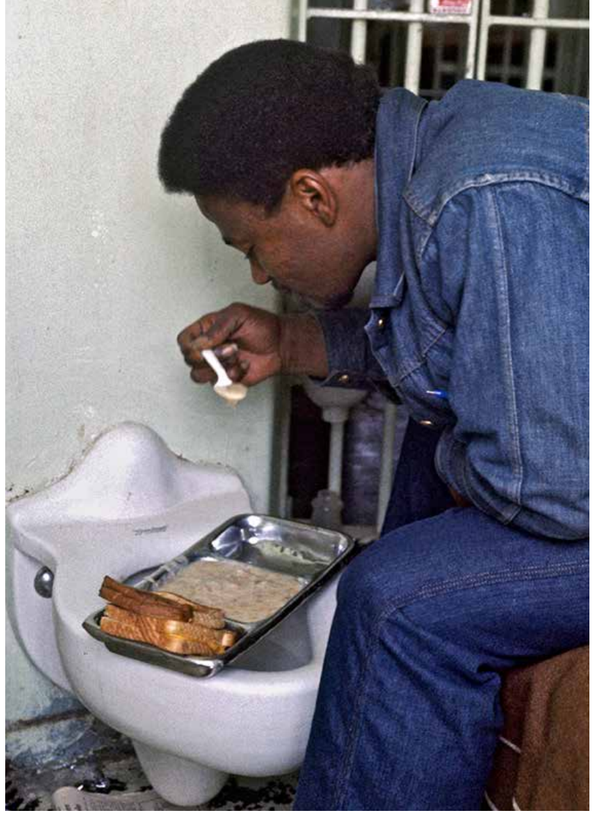
Einige gingen wegen Popeyes Sexismus. Ich geriet mit ihnen aneinander, da ich ihre Kritik als bloße andere Form von Rassismus betrachtete: eine moderne Art, die Unterschicht abzulehnen. „Wenn ihr glaubt, ein Mann könne aus 300 Jahren Sklaverei und 19 Jahren Gefängnis als Engel hervorgehen, seid ihr Narren. Selbst Martin Luther King war sexistisch", sagt Coretta King heute.

Und: „Wenn ihr einem Mann eine starke Führungsrolle verweigert, bis er jede weiße liberale Norm erfüllt, seid ihr ein ebenso gefährlicher Feind der Affirmative Action wie jeder rassistische Südstaatler."

Doch selbst als ich ihn verteidigte, habe ich ihn auch verraten: So wie Weiße sich selten gegenseitig mit ihrem Rassismus konfrontieren, haben wir Männer es versäumt, Popeyes Sexismus in Frage zu stellen – und sei es nur, damit er sich zu einem stärkeren Organisator entwickeln konnte.







1975 - San Bruno County jail, CA



Die Fernsehnachrichten, die den Mord an Popeye ankündigen, in meiner Diashow

Der Verräter in unserer Mitte

„Keine Gerechtigkeit, kein Frieden. Wir skandieren es, wir schreien es, wir leben es. Wir können nicht in einem Land leben, in dem Schwarze gejagt und ungestraft getötet werden.“ – Patrisse Cullors, Mitbegründerin von Black Lives Matter

„Belegt eure Streitigkeiten, kommt zusammen, macht euch die Realität unserer Lage bewusst, begreift, dass der Faschismus bereits da ist, dass Menschen sterben, die gerettet werden könnten, dass weitere Generationen sterben oder ein armseliges, verkümmertes Dasein fristen werden, wenn ihr nicht handelt.“ – George Jackson, von der Polizei getöteter Gefängnisaktivist

Außerhalb des Gefängnisses führte eine starke Kampagne schließlich zu Popeyes Freilassung, und wir veranstalteten eine große „Willkommen zurück in der Welt“-Party für ihn. Popeye hatte mich oft vor FBI-Spitzeln gewarnt, die sich als UPU-Mitglieder ausgaben, aber da ich aus meinen Vagabundenjahren heraus jedem vertraute, tat ich das als Ghetto-Paranoia ab.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand aus unserem Kreis zur Geheimpolizei gehörte – bis ich sah, was das System mit Popeyes Gewerkschaft anstellte.

Eine der Personen, denen ich am meisten vertraute, war eine FBI-Informantin.

Ihr Name war Sara Jane Moore. Sie war älter als wir anderen und wirkte wie eine verwirrte, aber sympathische Vorstadt-Hausfrau. Es verblüffte uns, als sie in den Zeitungen gestand, dass sie für das FBI spioniert hatte, sich aber Popeyes Überzeugungen zugewandt hatte.



1975 – Popeye bei unserer „Back in the World“-Release-Party

Zwei Monate später hätte sie beinahe die Weltgeschichte verändert, als sie versuchte, Präsident Ford am Union Square zu ermorden. Von Schuldgefühlen wegen ihrer Taten für das FBI gequält, wollte sie Rache an dem „Oberhaupt des Systems“, wie sie es nannte.

Billy, mein Nachbar, bei dem ich mit Transvestiten zusammenlebte, schlug ihr die Waffe aus der Hand und rettete dem Präsidenten das Leben. Er wurde ins Weiße Haus eingeladen, doch Billy war mit dem Anführer der Schwulenbewegung, Harvey Milks Liebhaber Joe, liiert, und das Weiße Haus zog die Einladung zurück, als Milk ihn dazu brachte, offen zu gestehen, dass er schwul war. (2007, nach 32 Jahren im Gefängnis, wurde Sara Jane freigelassen, und Film- und Fernsehfirmen kontaktierten mich wegen meiner Fotos von ihr.)

Was war passiert, das sie so aus der Bahn geworfen hatte? Nur wenige Tage nach unserer Party sollte Popeye vorbeikommen, um Bilder für unsere Gefängniszeitung auszuwählen. Er rief mich an, um mir mitzuteilen, dass er stattdessen ein Treffen habe. Ich hatte vor, später zu ihm zu kommen und mit ihm nach Hause zu fahren. Zwei Stunden vor der Abfahrt erhielt ich einen panischen Anruf von Annie, die vor Angst weinte und mich anflehte, nicht mit Popeye nach Hause zu gehen. Hätte ich diesen Anruf nicht erhalten, hätte ich die Nachrichten des nächsten Abends nicht gesehen:

„Hier sind die Eyewitness News um 23 Uhr. Die Polizei von San Francisco setzt ihre Ermittlungen zum Mord an dem Gefängnisreformator Popeye Jackson, dem Vorsitzenden der United Prisoners Union, fort, der wie bei einer Hinrichtung hingerichtet wurde. Jackson saß mit Sally Voye, einer Lehrerin aus Vallejo, in einem Auto, als sich die Schießerei am Sonntagmorgen um 2:45 Uhr ereignete. Nach Angaben der Polizei waren beide sofort tot.“

Und dann – ohne Pause – wechselte das Bild:

„Nun, wie viele von Ihnen liebe auch ich Hunde. Deshalb füttere ich meine Hunde mit Alpo … Fleisch ist die natürliche Nahrung



eines Hundes … kein bisschen Getreide …“

Dann schaltete die Nachrichtensendung zurück:

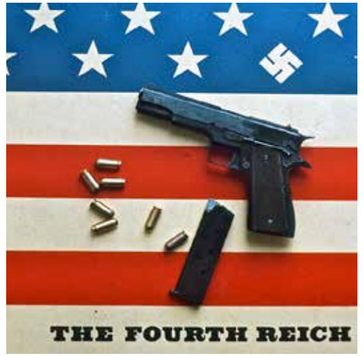
„Berichten zufolge schoss der Täter durch das Fenster. Die erste Kugel traf Miss Voye, die zweite Jackson. Es gibt keine Anzeichen für einen Raubüberfall – die Geldbörsen blieben unberührt. Es scheint sich um einen Mord im Stil einer Hinrichtung zu handeln.“

Und schon wieder, augenblicklich, die nächste Werbung: „Wenn man sieht, wie jemand den ersten Bissen nimmt, muss man es einfach selbst probieren. In dieser Welt gibt es nur ein Brathähnchen, das immer so fingerleckend gut schmeckt…“

Für einen Dänen, der an Werbespots nicht gewöhnt war – vor allem nicht in Momenten des Todes –, fühlte sich die Brutalität dieses Kontrasts obszön an. Es war, als wären Popeyes Leben und sein Mord nur eine weitere Programmunterbrechung zwischen Hundefutter und Kentucky Fried Chicken.

„Die Revolution wird nicht im Fernsehen übertragen.“ – Gil Scott-Heron

„Die Revolution wird nicht live gestreamt. Die Revolution wird auf den Straßen stattfinden. Die Revolution wird in den Gemeinden stattfinden. Die Revolution wird in unseren Herzen stattfinden.“ – Alicia Garza



Als der Prophet fiel – Fehlerhaft, ja, aber im Kampf gegen ein System, das uns alle entmenschlicht

„Es ist an der Zeit, dass wir die Erzählungen über Schwarze Menschen wieder menschlich machen. Wir wurden in diesem Land viel zu lange entmenschlicht." – Patrisse Cullors, Mitbegründerin von Black Lives Matter

„Die Funktion, ja die Struktur des Rassismus besteht darin, Menschen zu entmenschlichen. Und wie kann man mit einem entmenschlichten Feind verhandeln? Das geht nicht." – James Baldwin

Obwohl es mein bester Freund war, den ich im Fernsehen in einer Blutlache liegen sah – nur wenige Stunden, nachdem ich selbst geplant hatte, mit ihm nach Hause zu fahren –, konnte ich vier Tage lang nicht weinen. Das Ganze fühlte sich unwirklich an, so wie es durch diese amerikanische Mischung aus Hundefutter- und Brathähnchen-Werbung vermittelt wurde. Ein System, das die Medien unter seiner Kontrolle hat, kann mit allem davonkommen, wenn es uns im nächsten Augenblick vergessen lassen kann, was wir im vorherigen gesehen haben.

Die Realität traf mich erst bei der Beerdigung, als ich völlig in Tränen ausbrach. Da wurde mir auch klar, dass Sally – die mit Gefangenen und Ghetto-Kindern arbeitete, während sie in einem sicheren Vorort lebte, die sich gegen Popeyes Sexismus zur Wehr setzte und die ich ungemein mochte – ebenfalls ermordet worden war, nur weil sie eine Zeugin gewesen wäre. Mein eigenes Schicksal wäre wahrscheinlich dasselbe gewesen, wäre ich in jener Nacht bei ihnen gewesen.

Hier ist sie mit Popeye wenige Tage vor dem Mord. Der Mörder wurde nie gefunden. Doch nachdem Sara Jane Moore – zu lebenslanger Haft verurteilt – im Playboy die Drohungen des FBI beschrieb, denen sie ausgesetzt war, als man sah, dass sie Popeyes Ideen teilte, zweifelte kaum einer von uns an dem Hintergrund des Mordes. Popeye hatte mich oft vor Ex-Sträflingen gewarnt, die mit der Polizei Deals für eine vorzeitige Entlassung aushandelten. Er selbst hatte nie Angst vor dem Tod, obwohl der San Francisco Chronicle später enthüllte, dass die Polizei gedroht hatte, ihn zu töten.

In seinem letzten Artikel, den er schrieb, während ich bei ihm im Gefängnis war, sagte er: „Wir sollten den Tod nicht fürchten. Wir sind die Klasse der Verurteilten, und nur durch die Revolution können wir unsere Freiheit und die Freiheit aller unterdrückten Menschen erringen."

Bei der Beerdigung – bei der ich der einzige von der Familie eingeladene Fotograf war – nahmen seine Gewerkschaftskollegen und Gefängnisfreunde aller Hautfarben Abschied von ihm. Viele andere würden eine ganze Generation lang nicht „zurück in der Welt" sein, um sein Grab zu sehen. Seine Mutter, die ihm neunzehn Jahre lang jede Woche Kuchen gebracht hatte, brach vor dem Sarg vor Kummer zusammen.


San Francisco Examiner

Few assassination clues

Who killed 'Popeye' Jackson?

SLA jury's 11th day-- no verdict

Livermore street gala ends in riot

CIA called a danger to the people

Rocky's report

Ford takes to TV in furor over CIA

1975 – Hearst-Zeitungen: SF Examiner

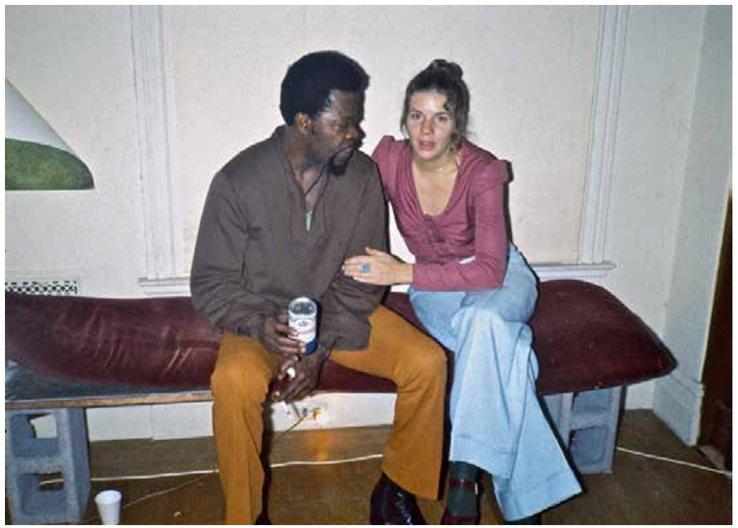

'Popeye' Jackson -- who executed him?

By Larry D. Hatfield

'POPEYE' JACKSON Coolly killed

SALLY VOYE Slain with 'Popeye'

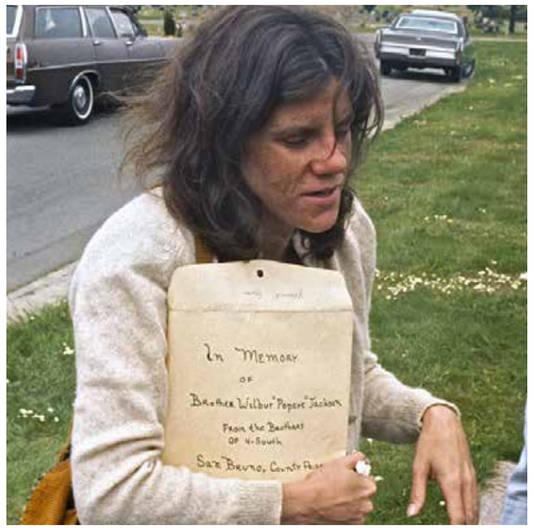
und SF Chronicle


1975 – Popeye und Sally Voye auf einer Feier

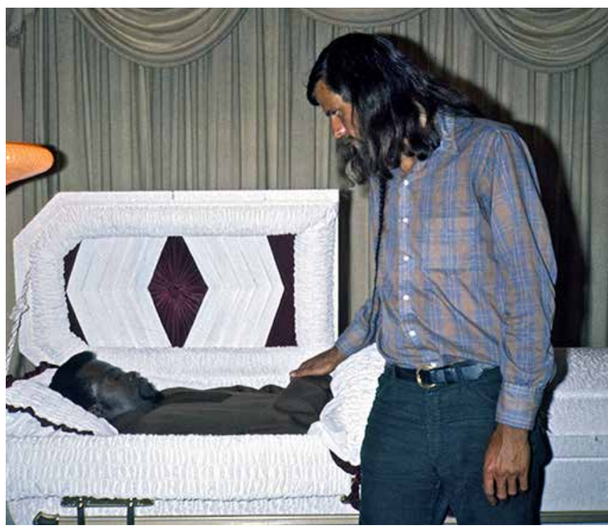


1975 – Popeye auf unserer Feier


1975 – UPU-Mitglied „Sleepy" bei der Beerdigung

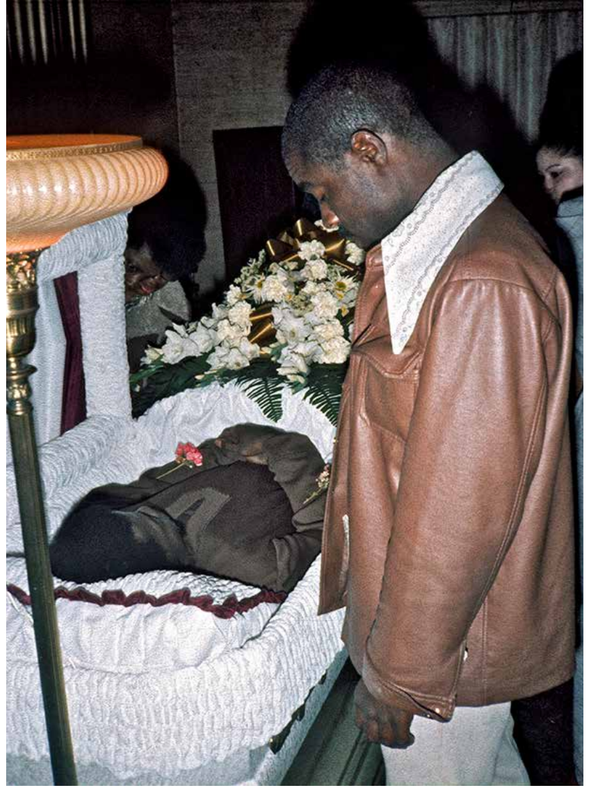


1975 – Popeyes schwangere Ehefrau Pat Singer bei der Beerdigung mit Beileidsbekundungen der Häftlinge - Mein eigener Abschied





1975 – Gäste bei einem Benefizdinner für Präsident Ford zu 5.000 $ pro Gedeck



1975 – Ehemaliger Häftling verabschiedet sich

Es gibt einen Mann
der uns allen im Weg steht.
Und seine gierigen Hände
reichen über die ganze Welt.
Doch wenn wir diesen Mann töten
werden wir Frieden in diesem Land haben
und dieser glorreiche Kampf
wird beendet sein.

Und was wir wollen, ist einfach nur
das zu haben, was wir brauchen
und in Frieden und Würde zu leben.
Aber diese paar alten Männer,
nein, sie werden nicht brechen oder nachgeben,
, also werden wir erst durch ihren Tod
werden wir frei sein.

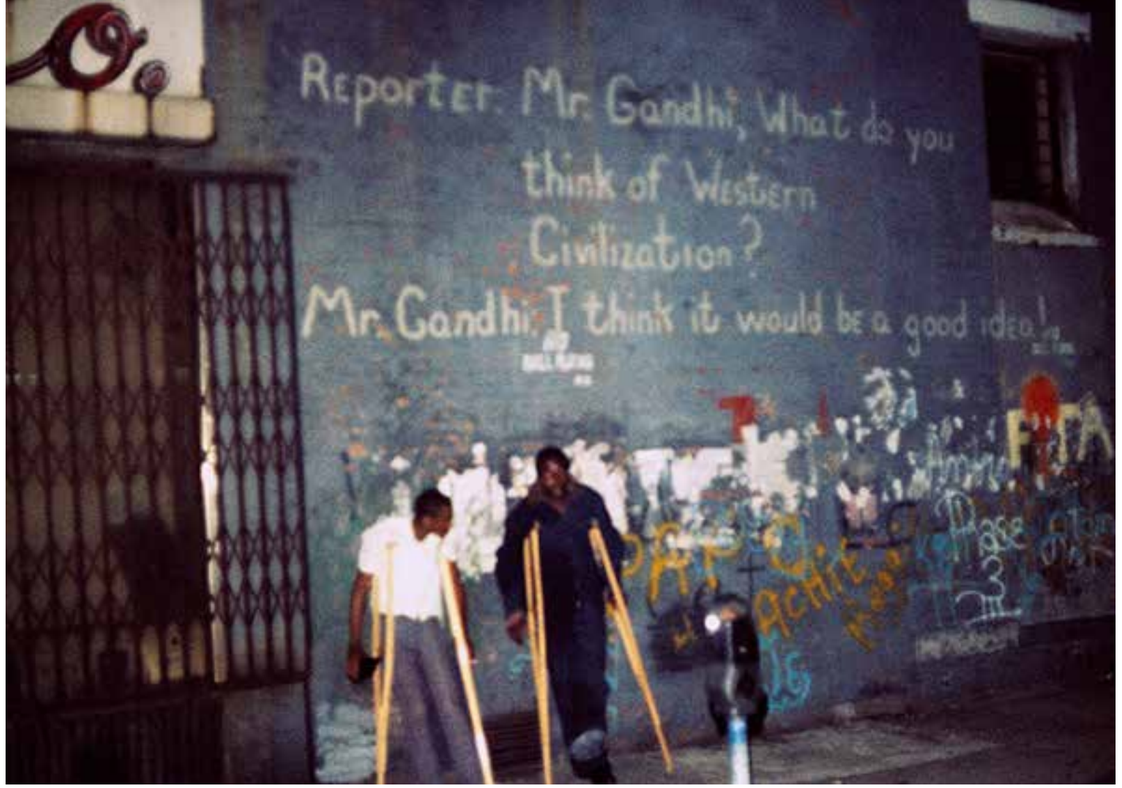
Und wenn wir es wagen zu kämpfen
für das, wofür wir kämpfen
und niemanden verschonen
, die uns im Weg stehen:
Der Kampf ist hart und lang
aber wir können, wir können nichts falsch machen,
denn unsere Befreiung wird errungen werden.

Und wir können uns wiedersehen
wenn wir nicht sterben
denn das ist der Preis
, der gezahlt werden könnte,
Aber wenn wir diesen Weg gehen
werden wir uns eines Tages wiedersehen,
wir werden uns wiedersehen
, wenn wir nicht sterben …



Elaine Brown, Vorsitzende der Black Panther, hier als Rednerin in Oakland, Kalifornien, 1973

Hören Sie sich hier das Lied von Elaine Brown an, das in meiner Diashow illustriert ist



1971 – Zwei Veteranen vor dem Gandhi-Gemälde, Lower East Side, New York



1971 – Ein Leichnam vor der Gandhi-Gedenkwand

Klage um ein Land, das ich lieben gelernt hatte

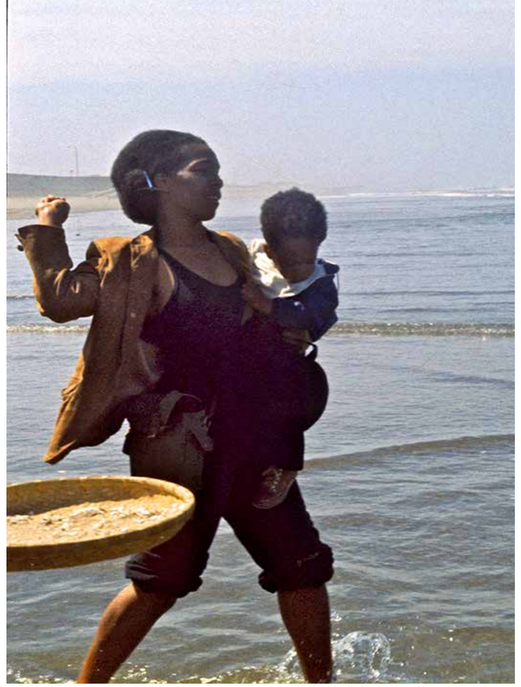
„Manchmal muss man Menschen aufgeben, nicht weil es einem egal ist, sondern weil es ihnen egal ist.“ – Tupac Shakur

Popeye war der letzte Freund, den ich auf diese Weise verlieren wollte. Mit den Morden an Sally und Popeye waren alle meine Sinne getötet worden.

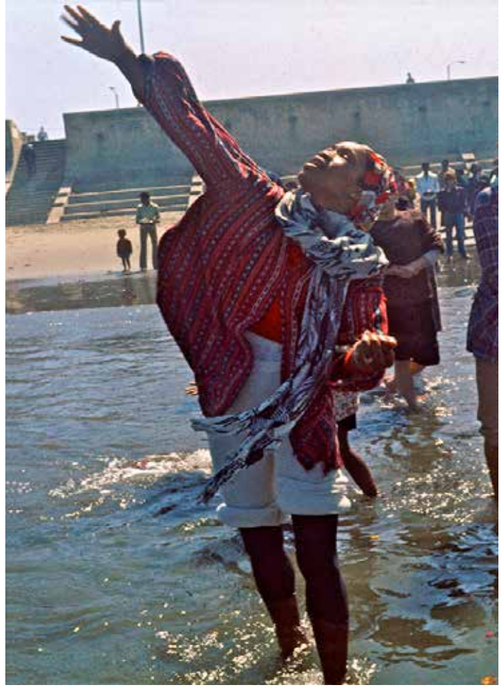
Ich hielt es nicht mehr aus und floh aus dem Land. Ich hatte zwölf meiner engsten Freunde durch Amerikas sinnlose Gewalt verloren, und viele andere waren für den Rest ihres Lebens im Gefängnis verschwunden.

Dieser Mann wurde in New York in der Nähe meines Wohnortes ermordet, direkt gegenüber einem Ghetto-Wandbild (hinter dem Leichentuch), das er vielleicht nie bemerkt oder lesen konnte. Spät am Abend an derselben Wand sehen wir zwei verkrüppelte Veteranen, die einst die „westliche Zivilisation“ verteidigt hatten und nun auf der Straße bettelten. Veteranen, die draußen waren, um die „westliche Zivilisation“ zu verteidigen, und nun auf der Straße betteln müssen

„Ich liebe Amerika mehr als jedes andere Land auf dieser Welt, und genau aus diesem Grund bestehe ich auf dem Recht, es ständig zu kritisieren.“ – James Baldwin



1975 – San Francisco. Linda Jones streut die Asche ins Meer



1975 – San Francisco. Rhodessa Jones streut die Asche aus.
Im Jahr darauf sah sie die Diashow in Kopenhagen

„O, lass Amerika wieder Amerika sein – das Land, das es noch nie gab – und doch sein muss – das Land, in dem jeder Mensch frei ist."
– Langston Hughes

Ich beendete meine erste Reise in die USA mit dem tränenreichen Pathos meiner ursprünglichen Diashow:

Ich liebte die Amerikaner mehr als alles, was ich bisher gekannt hatte, und wollte schließlich ein Teil von ihnen werden, ohne die Absicht, jemals wieder wegzugehen.

Die menschliche Wärme, der ich überall begegnet war – wie jene, die einst frühere Einwanderer willkommen geheißen hatte –, war eine frische Brise nach der Distanziertheit, die ich in Europa erlebt hatte.

Doch diese Herzlichkeit und Offenheit standen in krassem Gegensatz zu dem grausamen, unmenschlichen Ghettosystem, das aus dem eigenen, unbewussten Schmerz der Amerikaner hervorgegangen war, oft verwurzelt in Wunden, die seit der Kindheit bestanden.

Ich hatte auf Amerikas höchsten Gipfeln gestanden und in seinen tiefsten, schattigen Tiefen, mit einem Fuß im Grab. Überall schmerzte es mich, die zunehmende Befestigung dieser Offenheit zu sehen, einer Herzlichkeit, die die meisten ausländischen Besucher noch immer als befreiend empfinden, die sich aber zu Angst, Hass und Bitterkeit gegenüber Mitamerikanern verhärtet hat.

Heute sind sie so voneinander entfremdet, dass sie es kaum noch wagen, über Politik oder Rasse zu sprechen, selbst in ihren eigenen Familien. In diesem kalten Bürgerkrieg isolieren sie sich in Echokammern und segregierten Nachbarschaften.

Und so geht die Gewalt weiter – gegen die Unterdrückten im eigenen Land und auf der ganzen Welt. Durch Klimarassismus und ungerechte Handelspolitik töten wir Millionen der „Müden und Armen" dieser Welt oder treiben sie als Flüchtlinge an unsere Küsten. Doch wie viele weisen wir zurück, nur weil wir die tiefgreifende Veränderung in uns selbst fürchten, die letztlich unsere Gesellschaften heilen und unseren Kindern zugutekommen würde?

Wieder ist ein Kind bei der Gewalt im Ghetto ums Leben gekommen – ein Fünfjähriger. Der Kreis schließt sich erneut. Wieder einmal muss eine schwarze Mutter ihr Kind ins Meer werfen, so wie es Mütter vor 500 Jahren von den Sklavenschiffen aus taten – die Lebensdauer unseres Ghettosystems.

Das Meer wird sie zurück zu den Küsten führen, von denen ihre Vorfahren kamen, als wir sie brauchten.

Wie viel Leid werden wir noch miterleben – oder verursachen?

Wir wissen es nicht. Wir werfen unsere Unsicherheit zusammen mit der Asche unserer Opfer ins Meer.

Das Ende der Diashow mit
Ship A'hoy von The O'Jays

Schiff in Sicht! Schiff in Sicht! Schiff in Sicht!
Soweit das Auge reicht,
Männer, Frauen und Babysklaven,
kommen ins Land der Freiheit,
wo das Schicksal des Lebens bereits besiegelt ist –
So jung und so stark
sie warten nur darauf, gerettet zu werden



Nachwort – Von Unterdrückung zu Empathie: Ein Weg zur Heilung



Das Ende meiner Diashow

„Vergebung ist die Bereitschaft, die Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit aufzugeben." – Toni Morrison

„Die Geschichte lässt sich trotz ihres quälenden Schmerzes nicht ungeschehen machen, aber wenn man ihr mutig begegnet, muss man sie nicht noch einmal durchleben." – Maya Angelou

„Wir sind alle miteinander verbunden, und der Schmerz eines Einzelnen wird zum Schmerz aller. Wir müssen lernen, gemeinsam zu heilen, sonst werden wir alle leiden." – Yaa Gyasi

„Heilung beginnt dort, wo die Wunde entstanden ist." – Alice Walker, Der Weg nach vorn führt über ein gebrochenes Herz

„Wenn wir heilen wollen, müssen wir fühlen. Und wir können nicht heilen, wenn wir Angst haben." – Beyoncé

Amerikanische Studierende wurden gebeten, ihre Gefühle nach fünf Stunden „umgekehrter Unterdrückung" in meiner Diashow aufzuschreiben – das heißt, nachdem ihr Selbstbild als anständig und moralisch verantwortungsbewusst immer wieder in Frage gestellt worden war.

Dies sind typische Ergebnisse:

Schuldig, paranoid, frustriert, ausgelaugt, aufgebracht, taub, angespannt, wütend, sauer, zum Schweigen gebracht, sprachlos, verwirrt, unwürdig, vorsichtig, minderwertig, machtlos, ängstlich, unterwürfig, passiv...

Weitere Unterdrückung hätte dich auch dazu machen können:

abwehrend, unaufmerksam, feindselig, abgestumpft, gerissen, spielend, hinterlistig, intrigant, manipulativ, rachsüchtig, überlegen, aufmerksam (gegenüber dem Unterdrücker), listig, destruktiv, distanziert, verschlossen...

Dies sind fast dieselben Gefühle, die von den meisten Schwarzen, die unter Unterdrückung in den USA und Südafrika leben, von muslimischen Einwanderern in Europa, von Palästinensern unter israelischer Herrschaft und – in unterschiedlichem Maße – von vielen anderen unterdrückten Menschen zum Ausdruck gebracht werden und oft in Gewalt enden.

Der Schmerz, die Wut und die Traurigkeit, die diese Gefühle zusammenfassen, zwingen die Menschen in Lähmung, in hoffnungslose und selbstzerstörerische Wut. Das darauf folgende irrationale und ohnmächtige Verhalten verstärkt den Rassismus des Unterdrückers noch weiter.

Die plötzliche Erkenntnis, wie dieser Teufelskreis funktioniert, motivierte viele Studierende dazu, gemeinsam daran zu arbeiten, diese Muster zu durchbrechen.

Viele verspürten den Drang zu weinen und ihre Gefühle mitzuteilen. Unsere Ängste und tiefen Sorgen über Rassismus in einem konstruktiven Dialog zu teilen, ist meiner Meinung nach ein bedeutender erster Schritt, um uns von den Hemmungen zu befreien, die uns in destruktiven Rollen gefangen halten.

Viele Leser dieses Buches werden zweifellos gegen systemischen Rassismus – die Summe all unserer individuellen Formen von Rassismus – sein, aber ich hoffe, dass sie auch den weiteren Schritt gehen, sich mit ihrem eigenen auseinanderzusetzen.

Menschen zu einer neuen Denkweise zu zwingen, um andere zu befreien, war nicht meine eigene Erfindung. Ich wurde von den progressiven Regierungsprogrammen inspiriert, die nach Gunnar Myrdals „An American Dilemma" ins Leben gerufen wurden und darauf abzielten, das unterdrückerische Denken der Weißen zu ändern, da nur der Abbau weißer Vorurteile die Unterdrückung verringern und sozialen Aufstieg für Schwarze ermöglichen konnte. Mit anderen Worten: Es war notwendig, gewaltsam eine Aufwärtsspirale in Gang zu setzen.

Ein Nutznießer dieser Programme war mein Mentor, Dr. Charles King, der von der US-Regierung beauftragt wurde, Seminare unter dem Motto „Weiße Menschen müssen sich ändern" für Mitarbeiter des Militärs, der CIA, des FBI und großer Unternehmen zu leiten.



1986 – Mit Dr. Charles King nach einem seiner Workshops. Hören Sie ihn im Video



1991 – Mit meinem Mentor auf seinem Sterbebett in Atlanta, wenige Tage vor seinem Tod

Nachdem er meine Show gesehen hatte, lud er mich ein, eines seiner Seminare zu beobachten. Ohne die Teilnehmer vorzuwarnen, verbrachte er zwei Tage damit, sie zu beschimpfen, zu spalten, zu beschuldigen und gegeneinander auszuspielen – und demonstrierte so, wie sich systemische Unterdrückung von innen anfühlt.

Als weißer Beobachter hatte ich oft das Gefühl, er gehe zu weit, und ich hatte Mitleid mit diesen hochgebildeten, wohlmeinenden Teilnehmern, die sich bereit erklärt hatten, nicht zu gehen.

Doch dank seiner beeindruckenden Einsicht in die Psychologie von Schwarzen und Weißen beobachtete ich, wie er sie nach und nach zermürbte.

Am Ende enthüllte er Vorhersagen, die er darüber geschrieben hatte, wie jeder Teilnehmer reagieren würde – wer sich zurückziehen, wer sich wehren und wer sich unterwerfen würde.

Dann bat er sie, ihre Gefühle aufzuschreiben. Sie waren fast identisch – untereinander und mit meinen.

Er schloss mit den Worten: „Das sind die Gefühle, die wir Schwarzen jeden Tag aufgrund des weißen Rassismus mit uns herumtragen. Aber jetzt werde ich aufhören, euch zu unterdrücken. Vertraut ihr mir?" Keiner von uns tat das.

Dennoch hielt er sein Versprechen und beendete die Übung mit einer Befreiungsfeier, die eine überwältigende Dankbarkeit auslöste, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte. Die Menschen fühlten sich zu freierem Denken beflügelt.

Später stellte er mich als „den einzigen John Brown der heutigen Zeit" vor, und seitdem habe ich oft Studenten nach Harper's Ferry mitgenommen, wo Brown seinen Aufstand gegen die Sklaverei begann.

Charles King war der Erste, der mir verständlich machte, dass die durch seine Unterdrückung hervorgerufenen Emotionen dieselben waren wie die, die durch American Pictures hervorgerufen wurden. Deshalb dehnte ich mein Programm auf zwei Tage aus: zuerst Konfrontation, dann Heilung.

Sein kraftvoller Ansatz scheiterte an den Hochschulen, weil die Studierenden – anders als seine „eingesperrten" Regierungsangestellten – einfach gehen konnten. Doch Bilder und Musik hielten meine Zuhörer fünf Stunden lang „gefangen" und „geschockt", woraufhin sie sich zu einem zweiten Tag des Dialogs verpflichteten.

Langsam, oft unter dem Einfluss meines schwarzen Assistenten Tony Harris, verwandelte sich die Stille in die ersten ehrlichen Gespräche zwischen Schwarzen und Weißen, die viele von ihnen jemals auf dem Campus erlebt hatten. Wenn das geschah, zogen Tony und ich uns still zurück und begannen an anderer Stelle von Neuem.

Meistens luden sie uns innerhalb eines Jahres wieder zu ihren „American Pictures Unlearning Racism"-Gruppen ein. Oft wurde ich 20 Jahre später erneut eingeladen, wenn sich diese Studenten wieder trafen, um zu bewerten, wie „American Pictures" ihr Leben verändert hatte.

Uns also dazu zu „zwingen", uns mit unserem eigenen unterdrückerischen Denken auseinanderzusetzen – damit wir uns im Dialog auf Augenhöhe begegnen können –, ist die wirksamste Methode, die ich zur Heilung von Rassismus erlebt habe; sie wird auch von unzähligen anderen Antirassismus-Beratern angewendet, deren Workshops mich über die Jahre hinweg inspiriert haben.

Der einzige Ansatz, den ich kenne, der noch besser funktioniert, ist, zu denen zu ziehen, vor denen wir Angst haben. Immer wenn ich Studenten, Ausländer oder sogar KKK-Mitglieder in die Ghettos mitbrachte, lösten sich Angst und Schuldgefühle ebenso auf wie tief verwurzelte Wut- und Feindseligkeitsmuster unter den Ghettobewohnern. Das lässt sich nicht allein in sicheren, intellektuellen Umgebungen lernen.

Links: Dr. Charles Kings Workshop – Rechts: mein eigener Workshop an der U. Penn 1991



Mit Zindzi Mandela im Mittelpunkt feiern wir in unserem Ubuntu-Haus die gemeinsame Menschlichkeit, die alle ethnischen, religiösen, sexuellen und nationalen Grenzen überschreitet

Als ich nach den ersten Jahren –
mit Hilfe anderer lernte, meine eigene Angst und mein Misstrauen gegenüber Mitbürgern zu überwinden, und sah, wie sie sich mir nun öffneten, fand ich ein Gedicht von Nis Petersen, das mich herausforderte, mich noch weiter zu öffnen.

Ich illustrierte es mit meinen Fotos und trug es als Inspiration überallhin mit mir. Später wurde es zur Einleitung all meiner Vorträge:

„Ja sagen zu denen, die wir meiden."

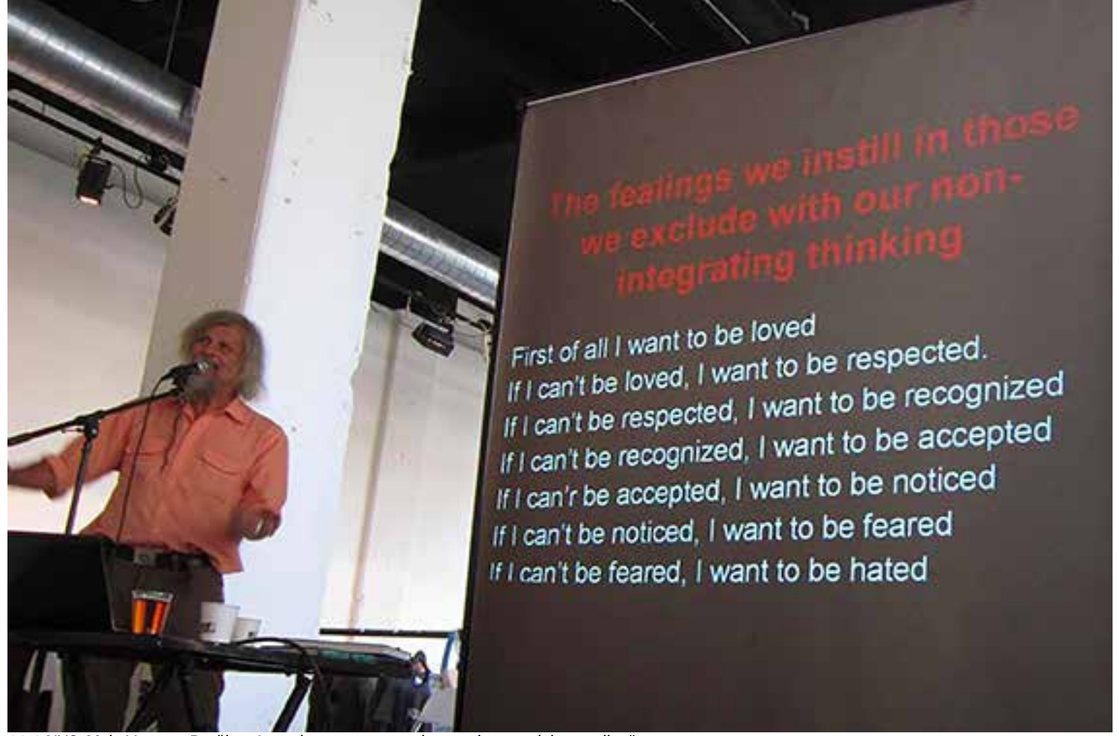
Mit lieben Grüßen Jacob Holdt

Unterdrücker dieser Welt,
vereinigt euch –
wir haben nichts zu verlieren
außer den Illusionen unserer Gewinne.



Schirmherrin des Ubuntu-Hauses, Zindzi Mandela, Tochter von Winnie und Nelson Mandela

Links: Sehen Sie Zindzi Mandela bei ihrer Rede im Ubuntu-Haus am Frauentag
Rechts: Sehen Sie meine Abschiedsrede an sie kurz vor ihrem Tod



2012 NYC. Mein Vortrag „Darüber, Ja zu denen zu sagen, denen wir ausweichen wollen"

Liebst du den Menschen?

Der Mensch kam auf mich zu
– schwer – schmerzvoll –
hinter ihm der Weg
mit schleimigen Spuren
von Lügen und eiternden Wunden –.
Eine Stimme dröhnte: Liebst du den Menschen?
Nein! Sagte ich – ich kann nicht.
Liebe! Sagte die Stimme.
Der Mensch kam –
näher – kriechend –
vor Lust sabbernd –
mit Fliegen und Ungeziefer
in den Wunden seines Bauches.

Die Stimme hämmerte:
– Liebst du den Menschen?
Nein! sagte ich.
Liebe! sagte die Stimme.
Näher – und langsam näher –
Zentimeter für Zentimeter –
der Gestank war schwer
von Lies' Tausenden von Krankheiten –
und die Stimme drohte:
– Liebst du den Menschen?
– Nein – ich liebe nicht!
– Liebe! Sagte die Stimme.
Dann stand er auf –
und streckte seine Hände nach mir aus,
und siehe da:

Die Wunden der Dornen sickerten rot –
die nackten Arme waren bis zu den Schultern
mit schwarzen Wunden der Sünde bedeckt –
und der Mann lachte:
– So hat Gott geliebt!
Eine Binde fiel mir von den Augen –
Und ich rief:
– Mand – ich liebe dich!
Und mein Mund war voller Blut –
das Blut des Menschen.

Nis Petersen



„Was American Pictures so beunruhigend eindringlich macht, ist die kumulative Wirkung von Holdts Fotografien aus der Serie ‚ ' in Verbindung mit seiner Analyse der Dynamik von Armut und Unterdrückung in den Vereinigten Staaten aus der Perspektive eines Außenstehenden."
Los Angeles Times

„Es ist ein eindringlicher, verstörender Blick auf einen ganzen Teil unserer Bevölkerung, der niemals Freiheit im eigentlichen Sinne erlangt hat."
San Francisco Chronicle

„Der Unterschied zwischen ‚American Pictures' und ‚How The Other Half Lives' liegt in der Haltung ihrer Autoren bzw. Fotografen. Holdt respektiert seine Motive als Individuen, während Jacob Riis seine Motive als Gruppen verachtet. Dies ist von Bedeutung, da Holdt versucht, die Betrachter durch das Wecken ihrer Bewunderung davon zu überzeugen, das System zu ändern. Riis wendet die gegenteilige Technik an: Er nutzt Ekel, um soziale Reformen anzustoßen."
Miles Orwell in „Oxford History of Art"

„‚American Pictures' ist für jeden Amerikaner ein äußerst schwer zu lesendes Buch, da Holdt nicht zögert, einen Großteil der Schuld für die Ungerechtigkeiten unserer Gesellschaft den Weißen zuzuschreiben. So hat dieses Buch für viele angehende Philanthropen oft zur Folge, dass unsere selbstgerechte Empörung über die Kritik dieses Außenstehenden an unserer Gesellschaft in der Hitze der Emotionen dahinschmilzt, während wir verzweifelt nach einem Halt suchen, um einen Ziegelstein aus dem Gefängnis der Schuld zu entreißen, das er um uns herum errichtet, damit wir uns schließlich einen rationalen Ausweg bahnen können.

Doch jedes Argument, jeder Ziegelstein wird schnell zementiert, bis wir allein mit uns selbst und dem Schmerz in diesen Gefängnissen gefangen sind – dem Schmerz, der daraus entsteht, dass wir die grausame Tatsache erkennen und ihr schließlich ins Auge sehen müssen: dass wir schuldig sind. Das Eingeständnis dieser erdrückenden Schuld brennt die Schichten der Rationalisierung weg, die wir zuvor als Ausreden benutzt hatten, um uns vor der Erkenntnis zu schützen, dass gerade unser Lebensstil und unsere gleichgültige Haltung die großen Ungerechtigkeiten gegenüber den von der Gesellschaft Ausgestoßenen nicht nur zulassen, sondern deren direkte Ursache sind.

Auf diese Weise ermöglicht „American Pictures" dem Leser, als denkender, fühlender Mensch „wiedergeboren" zu werden, sodass er die Unterdrückten als gleichberechtigte Menschen sehen und dadurch Veränderungen zum gegenseitigen Nutzen aller herbeiführen kann. "
Nils Hoernle in „Die Perspektive eines Ausländers auf soziale Ungerechtigkeit in den Vereinigten Staaten"

„Man könnte American Pictures vielleicht als ‚Meisterwerk' bezeichnen. Aber ‚Meisterwerk' ist ein Wort, das in der Filmrubrik der Tageszeitungen vier Sterne impliziert. Es ist ein Wort, das am ehesten auf ‚große' Hollywood-Filme zutrifft – jene riesigen, grandiosen, melodramatischen Filmspektakel, die unser Verlangen nach Illusion, Passivität und Voyeurismus so bereitwillig befriedigen.
Solche Meisterwerke geraten schnell in Vergessenheit.
American Pictures drückt eine globale Realität und eine Verantwortung aus, die wir alle teilen. Der Film wird Sie noch tagelang nach dem Anschauen verfolgen. Er wird Sie emotional und intellektuell in seinen Bann ziehen, als wäre er eine Seuche. Auch wenn diese außergewöhnliche Vielfalt amerikanischer Kulturen die Bezeichnung „Meisterwerk" nahelegt, würde ein solches Etikett die Kraft und den überwältigenden Einfluss verschleiern, den diese Produktion auf ihre Zuschauer ausübt. American Pictures erreicht, was „Meisterwerke" selten auch nur versuchen. American Pictures fordert den Zuschauer auf, zu handeln, nicht nur kathartisch zu reagieren; etwas gegen die Schrecken des amerikanischen Systems zu unternehmen. Es ist dieser scheinbar immense Sprung von inspirierender Kunst zu empirischem Handeln, den sich American Pictures bewusst zum Ziel gesetzt hat. Was Holdt jedoch zu der Erkenntnis führt, dass diese empirischen Ergebnisse unmöglich zu messen sind, ist sein Bewusstsein für die enorme Fähigkeit des amerikanischen Systems, alles zu absorbieren, und seine Fähigkeit, Masken zu schaffen, die seine Schrecken und Ungerechtigkeiten ständig verbergen.
In „American Pictures" hinterfragt Jacob Holdt immer wieder die Gültigkeit seines Schaffens, drückt die Befürchtung aus, dass er vielleicht nur ein weiterer weißer Mann ist, der Minderheiten ausbeutet, und betont immer wieder, dass die bloße Darstellung seiner Erfahrungen niemals der Realität des Amerikas entsprechen kann, das er zu verstehen versucht hat. Das Gleiche gilt hier: Keine bloße Beschreibung oder Lobeshymne kann die Erfahrung von „American Pictures" vermitteln. „American Pictures" ist eine Präsentation, die alle Amerikaner selbst erleben müssen.
The Chicago Reader